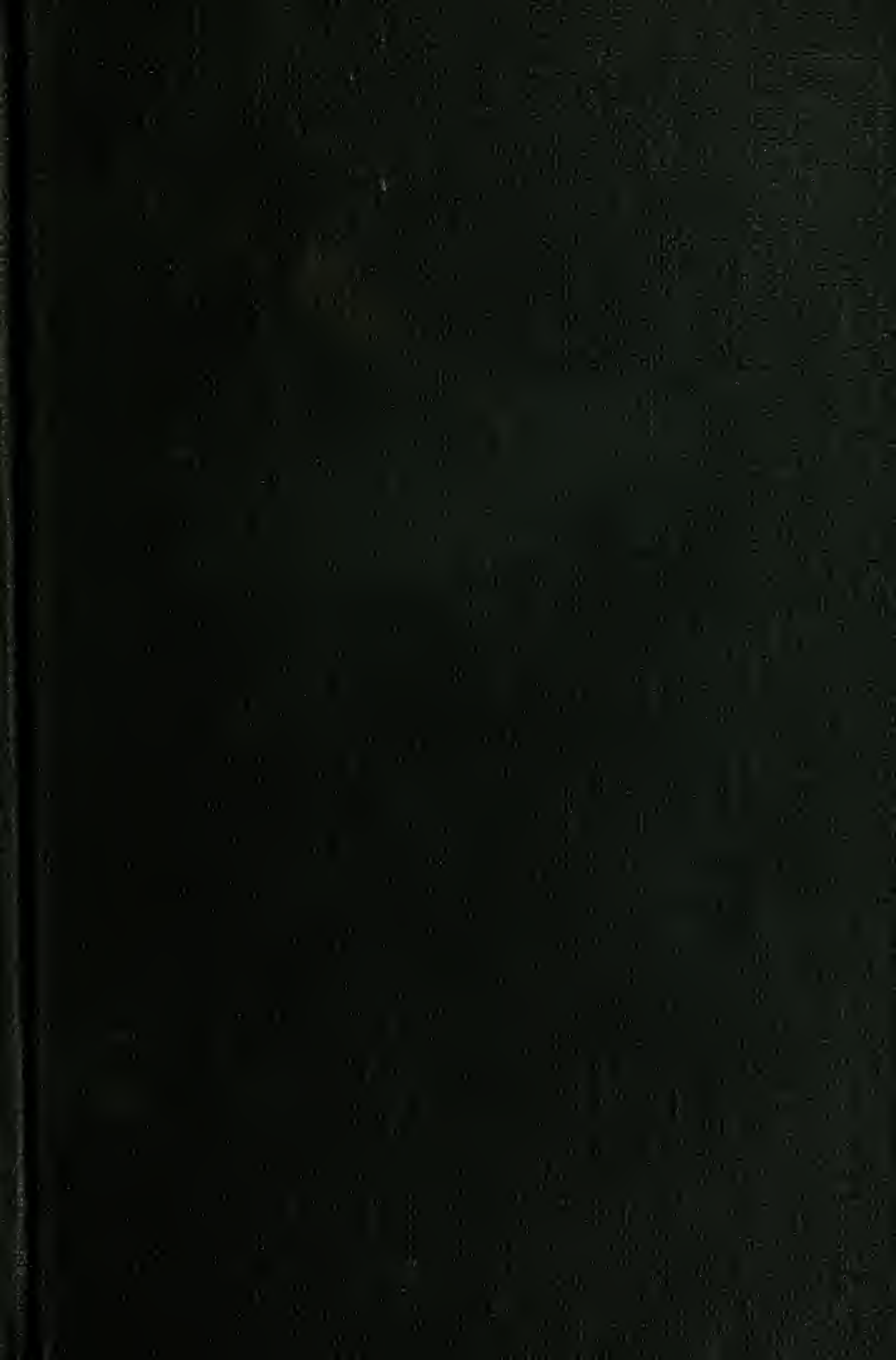
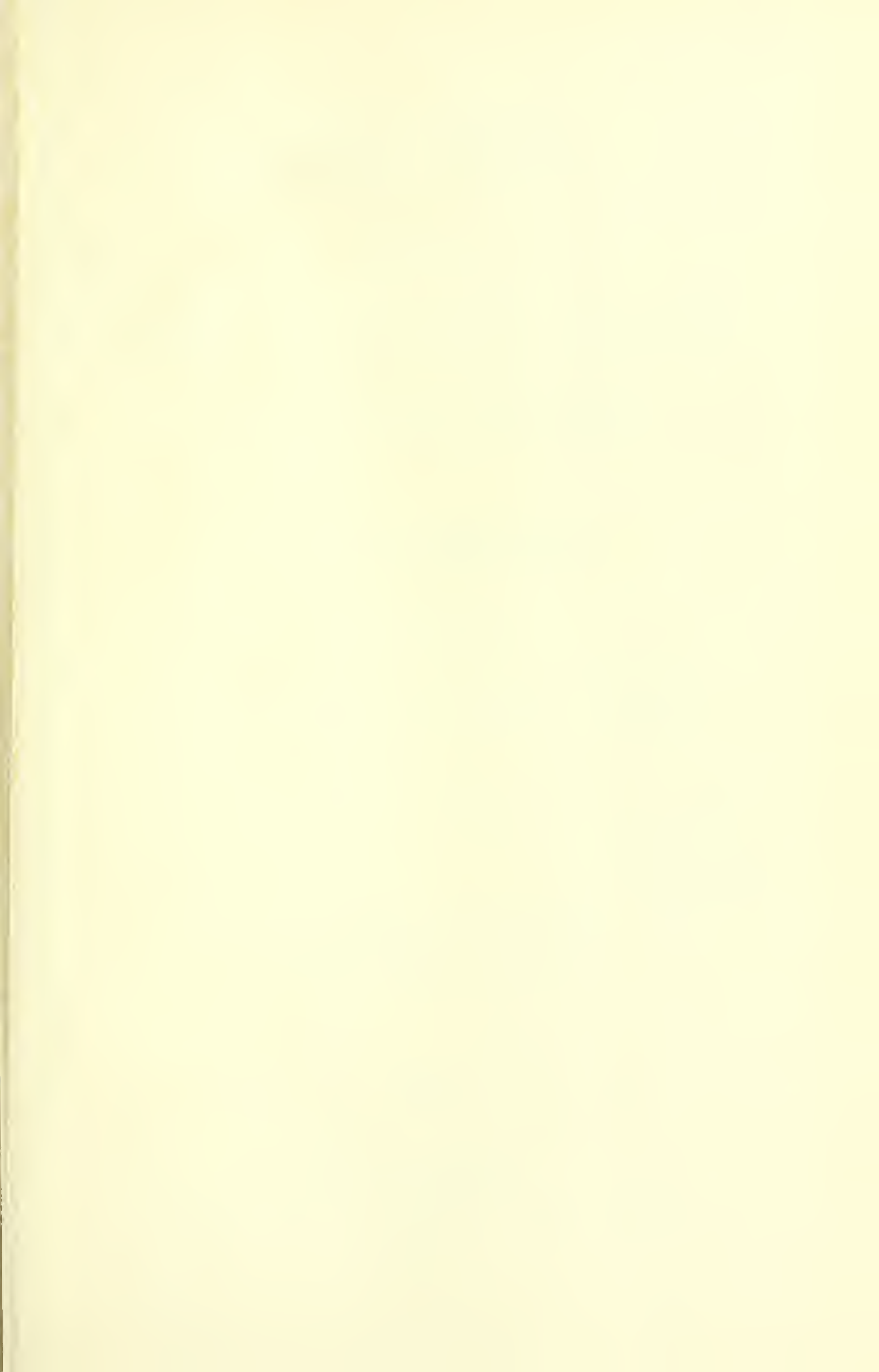
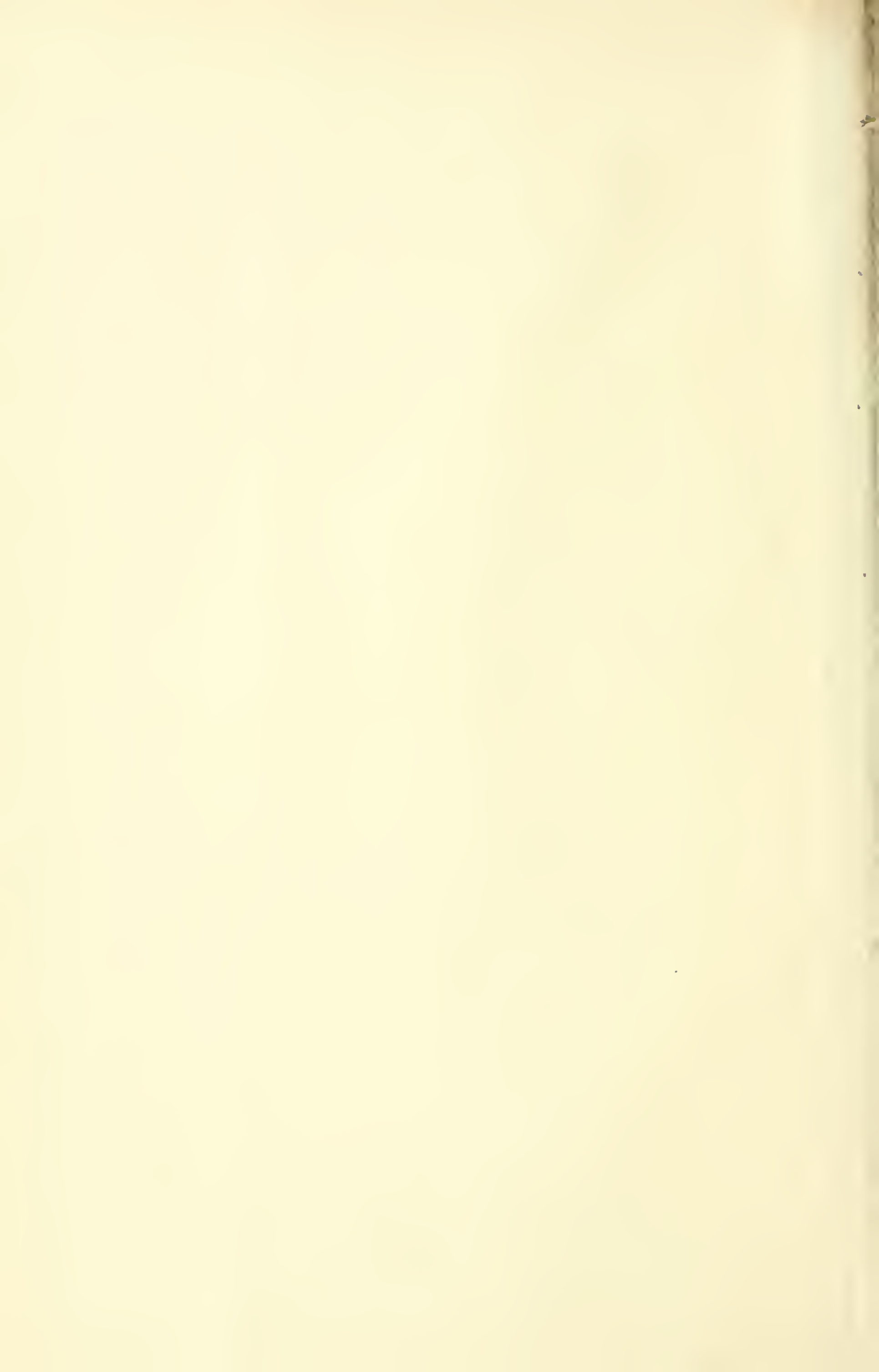










ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

LV. JAHRGANG, CVII. BAND,

DER NEUEN SERIE VII. BAND.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1901.

Inhalts-Verzeichnis des CVII. Bandes,

der neuen Serie VII. Bandes.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.



Jörg Grünwald,

ein dichtender Handwerksgenosse des Hans Sachs.

Uhlands Abhandlung zu seinen Volksliedern (Schriften zur Gesch. d. Dichtung u. Sage, 3, 1866, S. 454 ff., vgl. S. 549) schliefst einigermafsen überraschend, doch äufserst wirkungsreich mit sehr voll und schön ausklingenden, wenn auch unerwarteten Wendungen, welche jeden Freund echter Volksdichtung in das tief geheimnisvolle Dunkel des Waldes locken und ihn zu stiller Einkehr, zu nachdenklicher Betrachtung, zu wehmütiger Sehnsucht wunderbar stimmen. Nur ein Dichter von so echt deutschem Gemüt, von so urvölkischer Gesinnung wie Uhland, nur ein solcher Kenner und Kündiger der deutschen Volksseele vermochte so stimmungsvolle Schlufsaccorde zu finden.

Das Lied 'Mir liebt im grünen Maien' u. s. w. (Volksl. Nr. 59) ist — so lauten die letzten Töne der Melodie von jenem gewaltigen Hymnus, den unser trefflicher Uhland über das Volkslied verfafst hat — der vollständigste und innigste Ausdruck des Glaubens, dafs der Bund der Herzen im Himmel geschlossen werde; im grünen Mai, dessen die ganze Christenheit froh ist, denkt der Dichter an die fern von ihm unter Blumen wandelnde Geliebte, die er schon im sehnsuchtsvollen Herzen kennt und fühlt, die ihm aber erst durch Gottes Gabe zur rechten Stunde werden und so auf ewig die Seinige sein wird. ... Auf einem alten Flugblatt ist diesem Lied ein Name unten angedruckt: Georg Grünewald. Nach einer Schwänkesammlung aus der Mitte des 16. Jahrhunderts hiefs Grünewald ein Singer am Hofe des Herzogs Wilhelm von München, 'ein berühmter Musikus und

Componist', dabei 'ein guter Zechbruder' (Vl. Nr. 238). In letzterer Eigenschaft und nach sonstigen Verhältnissen wird er weiterhin zu besprechen sein. Hier ist zu beachten, dafs die Lieder der zuletzt abgehandelten Gattung zum gröfsten Teil ein gewisses Handzeichen an sich tragen, welches den Namen Grünewalds durchblicken läfst, dafs sie, wie in den Gedanken und der Sinnesart, so auch in Ausdruck und Rhythmus durchaus zusammenhängen und am Schlufs eines kleinen Gedichtes von gleichem Tone Jörg Grünewald sich offen nennt. Jenes Wahrzeichen aber besteht darin, dafs öfters und zumeist am Ende der Lieder, mitunter etwas befremdlich, des grünen Waldes Erwähnung geschieht. ... Aus dem grünen Walde stammt die alte, naturtreue Volksdichtung, der letzte Sänger dieser Weise geht in den grünen Wald wieder auf.

Ein späterer Zusatz lautet: Man kann sich im grünen Walde verirren, aber Jörg Grünewald ist ein Name, der seine Stellung in der Geschichte des deutschen Liederwesens anzusprechen hat.

Über die Lebensumstände dieses von Uhland aus dem Dunkel gezogenen Mannes ist bisher nichts bekannt geworden; nur eine von Wackernagel aus 'dem auf der Hamburger Stadtbibliothek liegenden handschriftlichen Cronickel der Wiedertäufer' ermittelte Notiz hat blitzähnlich ein grelles Streiflicht auf den Volksdichter geworfen, der Uhlands Aufmerksamkeit wie mit Zaubergewalt schon vorher zu fesseln vermocht hatte. Bei Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, Bd. 3, 1870, S. 129, liest man:

'Anno 1530 ist der Brueder Geörg Grüenwaldt, ein Schuester, ein gar in Gott eüfferiger Brueder vnd Diener Jesu Christi, zu Kopffstain vmb der Göttlichen Warheit willen gefangen, zum Todt verurtelt vnd verbrannt worden, ganz bestendig im glauben. Er hat das Lied, so anfangt "Kombt her zu mir | spricht Gottes Sohn" newgesungen vnd gedichtet.'

Ob das Ergebnis, worauf allein Wackernagel bei Mitteilung dieser Stelle hinzielte, worauf es ihm lediglich ankam, wirklich daraus abgeleitet werden könne, ob dabei der Name des Verfassers für das altberühmte Kirchenlied unzweifelhaft ermittelt sei, wird sich so lange wohl in Frage ziehen lassen, bis erwiesen ist, dafs das Wort 'neugesungen' unzweideutig nur 'ursprünglich

verfaſst', nicht aber 'neuerdings umgesungen' bedeuten könne (vgl. noch Wackern., Kirchenl. 1, S. 748; Fischer, Kirchenlieder-Lexikon 2, S. 12; Böhme, Altd. Liederb. S. 746; u. a.); daſs aber in diesem dichterisch begabten Schuster und Wiedertäufer der von Uhland mit besonderer Auszeichnung und starkem Nachdruck hervorgehobene Verfasser volksmäſsiger Lieder gefunden sei, kann wohl nicht bezweifelt werden. Durch die kurze Bemerkung der wiedertäuferischen Chronik gewinnt die eigenartige Persönlichkeit vor unseren Augen Leben und greifbare Gestalt, und unsere Teilnahme wird rege, unsere Wiſsbegierde steigert sich bei der Nachricht von dem Verbrennungstode, welchen der begabte Volksmann zu Kufstein erleiden muſste. Um so lebhafter wünscht man, die dichterischen Bruchstücke, die nicht zugleich mit dem Leibe des Ketzers ausgerottet werden konnten, nach Möglichkeit unter den Trümmern zerstörungswütiger Zeiten hervorgesucht und zusammengestellt zu sehen.

In Uhlands Volksliedern trifft man einen Grünwald nur in jenem aus Wickrams Rollwagenbüchlein entnommenem Schwank, der den Herausgebern des Wunderhorns bezeichnend genug für das Wesen des Volksgesanges erschien, um von ihnen sogleich vorn an die Schwelle ihres Werkes gleichsam zur Einweihung des Heiligtums gesetzt zu werden. Da jener Schwank 1530 gespielt haben soll, also in demselben Jahre, in welchem der Wiedertäufer Grünwald verbrannt wurde, da ferner bei dem Grünwald des Schwanks ein unzweifelhaft gültiger Vorname nicht genannt ist und der Geschlechtsname nicht gerade zu den seltenen gehört, so ist es äuſserst unwahrscheinlich, daſs jener 'Musikus und Componist', der in Diensten des Herzogs Wilhelm von München stand, mit dem anderen Grünwald zusammenfalle, wenn er sich auch in jenem Schwank allerdings als fertigen Poeten ausweist.[1] Es wirkt überraschend und erscheint bewundernswert,

[1] Es giebt auch einen späteren Dichter Georg Grünwald, der mit unserem hier nicht verwechselt werden darf, um 1660 Bürgermeister von Dransfeld bei Göttingen, Verfasser der Dransfelder Hasenjagd; vgl. 'Histohrge von den Hasenmelckers un Asinus-Freters, vertelt von Georg Grunewalt. Vom neuen herausgegeben ... durch Carolus Nordhusanus. Sondershausen, 1835.' Vielleicht beruht die Namensgleichheit auf einer an den wiedertäuferischen Schuster anknüpfenden Familientradition. Beide

wie Uhland, der in seinen Volksliedern von den nachweisbar auf Jörg Grünwald zurückgehenden Gedichten nur das eine 'Mir liebt im grünen Maien' ohne Bezugnahme auf einen etwaigen Urheber bietet, später in seiner Abhandlung, obschon er über die Person des Volksdichters nichts wissen konnte und geneigt war, denselben mit jenem Wickramschen gleichzusetzen, mit sicherem Blick und feinem Gefühl bei mehreren Liedern den richtigen Verfasser herauserkannt hat. Sein Haupterkennungszeichen, wonach er die Lieder jenem für ihn eigentlich in der Luft schwebenden, der Person nach ganz unbekannten und eben hieraus erst erschlossenen Grünwald zuschreibt, das Vorkommen des grünen Waldes innerhalb eines Gedichts, könnte zunächst als trügerisches und keineswegs bündiges Beweismittel gelten; der grüne Wald ist doch etwas dichterisch zu Brauchbares und die Einbildungskraft zu sehr Anheimelndes, als daſs er nicht an unzähligen Stellen ganz ungesucht und absichtslos, durchaus angebracht und am Platze stehend, vorkommen sollte; sodann wird er, da er etwa wie Stern und Blume zu dem eisernen Bestande dichterischer Zierstücke gehört, öfter auch da wohl auftreten, wo nicht gerade dem sonstigen Gedankengange nach es unbedingt erforderlich ist; indessen giebt es bei den volkstümlichen Liedern des 16. Jahrhunderts einige Fälle, wo der grüne Wald in der That gar zu befremdlich und besonders nachdrücklich zum Schluſs, was Uhland sehr scharfsinnig erkannt hat, ganz unvermittelt und urplötzlich hineingepflanzt erscheint, und in diesen Fällen bietet sich ein wenn auch nicht vollkommen sicheres, so doch recht wahrscheinliches Merkmal von Grünwalds Urheberschaft dar. Ein durchaus zuverlässiges Erkennungszeichen bietet jedoch das Akrostichon, wodurch Grünwald seinen Namen anzubringen pflegte,[1] ein

---

Dichter des Namens Georg Grünwald enthält mit einigen kurzen Bemerkungen übrigens bereits die 'Allgemeine Deutsche Biographie'. Auch der Vater des Bürgermeisters, ein Rektor ebenfalls mit dem Vornamen Georg, scheint eine dichterische Ader gehabt zu haben, und vielleicht würden sich noch mehr Dichter des Namens Georg Grünwald nachweisen lassen; indessen kommt als Verfasser der volkstümlichen Lieder wohl nur der 1530 verbrannte Schuster in Betracht.

[1] Daſs die Spielerei mit Akrostichis während des ganzen 16. Jahrhunderts im Schwange war, nicht nur im weltlichen, sondern fast noch

Umstand, welchen Uhland nicht beachtet hat, der aber bei mehreren der von ihm seinem hochgelobten Volksdichter zugewiesenen Lieder erst die volle Bestätigung für die von ihm mit seherischer Vorahnung hingestellten Schlüsse zu liefern vermag.

I.

Yd 7850. 15 Zwey Schöne Newe Lieder. Das Erst: Ich hab mir ein Mädelein aufserwöhlt. In seiner eygnen Melodey zusingen. Das ander: Wie kan vnnd mag ich frölich sein, in meinem Hertzen, etc. (Bildchen.) (Am Ende: Getruckt zu Augspurg, durch Val. Schönigk, auff vnser Frawen Thor. 4 Bl. 8⁰ o. J.)

1. Ich hab mir ein Maydlin aufserwöhlt,
das meinem Herzen wolgefelt,
von ehren ist sie hoch zuloben,
mein junges Herz
zu schimpf und scherz
mufs ganz vor jhr vertoben.

2. Dasselbig Maydlein das ich mein
soll allezeyt gesinnet sein,
[so] wann mein Herz ist traurens volle,
mich widerumb
das Maydlein frumb
von herzen trösten solle.

3. Des Nachts wann ich thu schlaffen gohn,
alfsdann soll sie mich recht verstohn,
will ich sie freündlich nemmen ane
an meinem Leyb,
sie als mein Weyb,
ich als jhr lieber Manne.

4. Wann dann nun solches alls geschicht,
so zweyffel dann mit nichten nicht,
Gott wirdt sein'n Segen darzu geben,
auf das uns komm
ein Kindlein jung
aufs dem Ehelichen leben.

Druck Str. II Z. 1 Maydelein III 1 schlaffen thu IV 3 seinen

---

mehr im geistlichen Liede, gehört zu den bekannten Thatsachen. Dafs es auch in der wiedertäuferischen Dichtung an derartigen Künsteleien durchaus nicht fehlte, beweist das 1583 unter dem Titel 'Aufsbund Etlicher schöner Christlicher Geseng' erschienene Liederbuch, worin man z. B. S. 412 ff. vergleichen möge: S. 412 Christof Bawman. Wo sol ich mich hinkehren. — S. 417 Christe, thu dich erbarmen, 15 Strophen; 1—4: Christof Bawman (2. O frommer 3. Bawen 4. Man thut) 5. Gefangen 6. Zu 7—15. Landzhvet. — S. 423 Christe freundtlicher Ritter, 8 Strophen; 1. l. Christ o freundtlicher Ritter (1.) Christ-o-f (2.) Pau- (3.) man (4.) gefangen (5.) zu (6.) Gottes (7.) Preifs vnd lob (8.) Amen. — S. 426 Mit lust so wil ich singen. — S. 429 Creutz, verfolgung vnd trübsal Müssen wir jetzund leiden, 8 Strophen (2. Wir haben hie kein frid noch ruh: lies: Hie haben wir) C-h-r-i-s-t-o-f.

5. Ist solches Kind ein Mägdelein,
so solls also genennet sein
gleich wie man mein liebs Weyb thut nennen,
das durch die Tauf
sein Sünd ersauf,
darbey mans möcht erkennen.

6. Ist aber solches Kind ein Son,
nimb ich [jhn] desto lieber an,
soll er zu gleicher gestalte
mit Namm christlich
haissen wie ich,
nemblich Jörg Grünenwalde.

V 1 Kindlein 3 liebes VI 1 solches Kind aber 4 sein Namm

Die Fassung des Drucks ist nicht so verdorben, dafs nicht das beabsichtigte Strophenschema noch erkennbar geblieben und mit geringfügigen Änderungen der ursprüngliche Wortlaut wiederherzustellen wäre. Ein paar Stellen, an denen die Besserung Zweifel zu lassen schien, sind oben stehen geblieben, wie der Druck sie gab; sogleich die Anfangszeile hat eine Silbe zu viel, wahrscheinlich ist 'mir', vielleicht 'Ich' oder auch 'aufs' zu streichen; in der vierten und fünften Zeile der vierten Strophe stimmen die Reimworte nicht, wahrscheinlich ist zu lesen 'auf das uns kumb | ein kindlein frumb'; in der Schlufszeile derselben Strophe mufs wohl im Worte 'ehelichen' das zweite 'e' wegfallen. Der schlimmste Knoten liegt in der dritten Zeile der sechsten Strophe; statt neun findet man in dieser Zeile nur acht Silben, es fehlt also noch eine Silbe; darf man vielleicht setzen 'soll er zugleich [in d]er gestalte'? oder 'soll er zu gleicher [mafs und] gstalte'??

Dies merkwürdige Ehestandsgedicht wird schwerlich nach jedermanns Geschmack sein; mit kindlicher Treuherzigkeit und innigem Gottvertrauen sind in seltsamem Gemisch ganz unbefangen und gleichsam selbstverständlich die Forderungen der Sinnlichkeit mit eingeflossen, das natürliche Wesen des Menschen wird gewissermafsen kindlich-nackt vor Gottes Angesicht gestellt.

Man findet das Gedicht schon abgedruckt in Des Knaben Wunderhorn (III, 1808, S. 146): 'Aus H. v. Stromers Familienbuche v. J. 1581', doch ist die Fassung des Wunderhorns recht fehlerhaft und kann mehrfach nach obenstehender gebessert werden. Die neueren Sammlungen scheinen dem Liede keinen Geschmack abgewonnen und es übereinstimmend von der Aufnahme ausgeschlossen zu haben.

II.

Yd 7850. 11 Zwey Schöne newe Tantzlieder. Das erst: Tantz Maydlein tantz ... Das ander Lied: Zwey Ding wünsch ich auff Erden, von gantzem Hertzen mein. (Bildchen.) (Am Ende: Getruckt zu Augspurg, durch Val. Schönigk, auff vnser Frawen Thor. 4 Bl. 8⁰ o. J.)

1. Dantz Mäydlein dantz,
vnd lafs dich nit gerewen
dein höffeliche sprüng,
die machen mich
gantz hertzigklich
frölich vnd gutter ding. :j:

2. Ach wie grofs frewd ist da,
wann man dich rumb thut schwingen,
gibst du so lichten Schein,
welcher kompt her
von wegen der
schneeweifsen Schenckelein. :j:

3. Naige dich zu mir,
thu mich freündtlich vmbfangen
mit deinen Ermlein ring,
auf das ich mehr
und williger
mit dir herumher spring. :j:

4. Cräftig bistu,
in deinen warmen Händelein
man solche tugendt findt,
wer dich recht hertz
vnd mit dir schertz,
des hast du gar kein sünd. :j:

5. Zierlich ist auch
dein Rosenfarbes Mündelein,
darzu dein holdselige red,
grofs frewd wirdt sein
bey dem allein,
der dich füret zu Beth. :j:

6. Gedenck an mich,
mit deinem gutten willen
dich gegen mir erkler,
auf das es kem,
das ich inn dem
auch der recht schuldig wer. :j:

7. Rhum würd ich han,
darzu auch grosse Ehre,
wann es zu solchem kem
feins schönes Licht,
versag mirs nicht,
damit ich glück annem. :j:

8. Und füg allein
dein willen inn den mein,
so wirdt es sich schicken fein,
das ich dann werd
auf diser Erdt
inn frewden bey dir sein. :j:

9. Narre mich nur nicht,
wilt du mir was verhaissen,
so halt mir solches frey,
damit man nicht
das zu mir spricht,
durch den Korb ich gefallen sey. :j:

10. Wer ist auf Erd,
der's doch so trew thu meinen
mit dir als eben ich;
waist du sonst wen,
so will ich denn
widerumb scheyden mich. :j:

Druck Str. II Z. 1 Auch wie 3 gibst du so ein lieblichen schein 5 wegen deiner III 4 u. 5 auff das ich desto williger IV 1 Kräfftig 4 wer dz 6 das VII 1 Rhum wurd ich haben 4 Lieb VIII 1 Nun füg du allein 4 dein werdt IX 4 u. 5 damit das man nicht zu mir sprech X 1 auff Erden 2 der es — trewlich 4 u. 5 sonst ein, so will dann

11. Auf das ich mag
dein ewige gunst erwerben,
hab ich allhie erklert
mein junges Hertz,
welches ohn schertz
deiner ehelich begert. :j:

12. Laſs dich bewegen
die schöne Melodey,
das ist Trometen klang,
auf das ein Eh'
mit vns fort geh'
vnd hab ein anefang. :j:

13. Darauf beruht
mein höflichs Dentzelein,
welchs ich mir vorbehalt,
biſs das verdirbt,
verdorrt vnd stirbt
der schöne grühne Wald. :j:

XII 4 u. 5 Ehe — gehe XIII 1 beruhet 2 höfeliches

Dies Tanzlied bildet mit den Anfangsbuchstaben der Strophen das Akrostichon 'Dancz Grunwald',[1] zudem weist die Schluſsformel des Ganzen sehr deutlich auf Grunwald hin. Der Ausdruck des Tänzelnden, Tändelnden, Leichthinschwebenden ist dem Dichter vorzüglich geglückt, das Gedicht ist, mit dem vorigen verglichen, insofern reiner und besser gestimmt, als es sich dem weltlichen Charakter des Tanzes anschmiegt und Gott aus dem Spiele läſst. Den Hinweis auf ernste Heiratsabsichten als den eigentlichen Zielpunkt all des Getändels und all der fröhlichen Jugendlust würde nur jemand zu tadeln vermögen, der jeden sittlichen Kern aus der Dichtkunst grundsätzlich fernhalten will.

Der Schuster bekundet bei diesem Tanzliede rhythmisches Feingefühl in ungewöhnlicher Höhe; leider bietet der nachlässige Jahrmarktsdruck das Lied in stark verwilderter Form, wobei es nicht durchführbar und wohl auch nicht angebracht erscheint, Silbe für Silbe die Strophen hindurch dasselbe metrische Schema befolgen zu wollen, zumal der Dichter selbst in diesem Falle schon bei der ursprünglichen Fassung sich mancherlei rhythmische Licenzen erlaubt zu haben scheint.

Mit geringen Abweichungen von dem Text vorstehenden Einzeldrucks findet sich das Lied noch in des P. v. d. Aelst Liedersammlung 'Blumm und Auſsbund', Deventer 1602, S. 125 (Nr. 131). Ein Lied mit gleichem Anfang kommt unter den niederdeutschen Liedern vor (Uhland-Tübingen Nr. 113, Hamburg 1883, S. 93), doch findet sich in diesen beiden Liedern auſser den Anfangsworten sonst gar nichts Gemeinsames.

---

[1] Dancz nicht Dantz, Cräftig statt Kräftig unanstöſsig, so daſs Änderung in Tüchtig besser unterbleibt. Roethe.

Die Grundform der Strophe soll wohl sein:

```
⏑ – ⏑ –             x
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑       y
⏑ – ⏑ – ⏑ –         a
⏑ – ⏑ –             b
⏑ – ⏑ –             b
⏑ – ⏑ – ⏑ –         a
```

Wenn man berücksichtigt, dafs es bei der damaligen Messung mehr auf die Silbenzahl als den regelrechten Wechsel von Hebung und Senkung ankommt, so folgen dem vorgezeichneten Schema recht genau die Strophen 1. 6. 7. 10. Bei den anderen Strophen würden bald geringere, bald stärkere Änderungen nötig sein, um sie mit der Grundform in Übereinstimmung zu bringen. Vielleicht Str. 3 Z. 1 Naig' st. Naige zu lesen, Str. 5 Z. 3 darzu auszumerzen, Str. 8 Z. 3 wirdt's st. wirdt es, Str. 9 Z. 1 Narr' st. Narre, Str. 11 Z. 2 dein stete st. dein ewige, Z. 6 deiner eh'lich oder: dich ehelich st. deiner ehelich zu lesen u. dgl. m.

III.

Birlinger 'Strafsburgisches Liederbuch. 1592' (Ottilia Fenchlerin): Alemannia 1, 1873, S. 47:

1. Glaub nicht herzlieb, sagt man viel args von mir,
   sieh dich nur wol for falschen zungen für,
   die mich verächtlich machen gegen dir.
2. Rathsam, bistu recht so verständig wol,
   das man gar nicht dem glaffer [trauen] soll,
   dann solche leüt sind aller falscheit voll.
3. Verleügt man mich aufs ärgst ab hinderück,
   ist schuldt allein, man günt mir nicht das glück,
   thutt gleich wol wer solch heymlich tück.
4. Nachredt und liegen was man will,
   glaubt kein verständig gesell,
   die lugen kompt vom teüfel aufs der hell.
5. Wann nur dein herz zu mir war also gesinnt,
   so geschicht gewifs, glaubs nicht was geschehen kündt,
   ders wehren will, derselbig würdt von stundt an gar (blindt).
6. Aber ich bin bey mir so vil bewufst,
   wann es Gott will und du beständig bist,
   bin ich der dein, kein mensch hinderlich ist.

Hs. nach Birlinger: Str. I Z. 1 arges II 3 leichtfertigkeyt III 1 Man verleügt mich ab aufs ärgst hinderück 2 ist die schuldt VI 3 dir dein

7. Lieb solstu mir, ja desto lieber sein
und lob dich umb die beständigkeyt dein,
wann du bey mir verharren wilt allein.
8. Das geb der liebe Gott mit freuden baldt,
das lieb und trew bey uns allzeyt erhalt,
wachs und steyf sthe, gleich wie der grinne waldt.

Das Metrum ist einfach, jede Strophe besteht aus drei aufeinander reimenden Zeilen von je zehn Silben; der ursprüngliche Wortlaut ist arg entstellt. Für das noch bis in unser 20. Jahrhundert hinein sehr gebräuchliche Strophenschema wird sonst gewöhnlich um jene Zeit als Vorbild und zur Bezeichnung der Gesangweise das Lied 'Von nöten ist, dafs ich jetzt trag gedult' herangezogen. Wieder hat Grünwald auf doppelte Weise seine Verfasserschaft gesichert: durch das Akrostichon in den Anfangsbuchstaben der Strophen und durch den Schlufs, der ganz entsprechend vorigem Gedichte durch unerwartete Hereinziehung des grünen Waldes den Namen des Dichters in den beiden letzten Worten verewigt.

Der Inhalt des Gedichts, worin die Geliebte dringend ermahnt wird, auf des Kläffers falsche Zwischenträgereien nicht zu achten und ihm, ihrem ehrenhaft gesinnten Liebhaber, treu zu bleiben, ist scheinbar streng züchtig; man wagt kaum daran zu denken, dafs in der Schlufszeile doch vielleicht eine starke Zweideutigkeit stecken mag.

Will man den Hang zur Zweideutigkeit neben dem Akrostichon als wesentlichen Zug von Grünwalds Poesie betrachten, so könnte man als von ihm herrührend auch das Lied bei Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 447: 'Ich bin ein jäger unverzagt' betrachten. Darin ergeben die Anfangsbuchstaben der vier Strophen den Vornamen 'Jorg', und wenn Böhme den Text 'nichtssagend' findet, so trifft das zu, falls man mit ihm nur ein Jägerlied darin sieht; es ist aber ein Zotenlied, worin hinter dem Bilde der Jagd nur unzüchtige Anspielungen versteckt sind, wie damals die Liebesjagd zu den beliebtesten dichterischen Bildern gehörte. Böhmes Fassung stammt aus einem Nürnberger Druck von 68 Liedern (s. Goedeke, Grundr. II^2 S. 40); das Lied steht ferner in der Berliner Liederhandschrift vom Jahre 1568, Mgf 752 Nr. 76, ebenfalls mit vier Strophen und dem Akrostichon

Jorg. Da der Vorname Jorg indes gar nicht selten ist, mag das Lied von jemandem anders als Grünwald — (etwa Jorg Graff?) — herrühren, und es ist hier nicht der Ort, das Lied vollständig wiederzugeben und eingehend zu besprechen.

IV.

Ambraser Liederbuch v. J. 1582 Nr. 250 (Bibl. d. litt. V. in Stuttgart, 12, 1845, S. 359):

1. Gut gesell und du must wandern,
das megdlein liebt ein andern,
die ich geliebet hab,
bey der ich bin schabab,
kan dirs nicht gnugsam klagen
mein schmerz, elend und pein,
ich hoff jedoch,
es wird sich noch
an jr selbst rechen fein.

2. Reut mich allein mein junges blut,
welches nach jr verlangen thut,
das ich von jr solt sein,
unglück kompt gar darein,
so mus ichs doch bekennen,
und solt ich sterben heint,
ist gwifslich war,
reds ganz und gar,
so bin ich jr noch nit feind.

3. Und das ich nimmer bin bey jr,
was hilft sie dann die treue von mir,
die ich stets zu jr trag,
wie klerlich ist am tag,
das ich bin gar verdrungen,
geschicht alls mir zu trutz,
so hoff ich doch,
ich werde noch
haben den besten nutz.

4. Lafs fahren was nicht bleiben wil,
es sind der mutter kinder vil,
ist mir eines beschert,
wenn das geschehen wird,
in rechten guten treuen,
nit wie ein falsches kind,
sondern gerecht,
ganz unverschmecht,
ich mich zu jr verbind.

5. Bin gar schabab, das geschrey ich hab,
ein ander hat den nutz,
wie bin ich dann so bedrangt,
durch die untreu felschlich verlogen,
die nimmermehr solt sein,
setz ich in leben mein,
mein stetiglich vertrauen setz ich nit inne sie,
sondern in Gott,
der geehret hat
oft unser beyder lieb.

6. Ach wie holdselig war die stund,
darin es gieng aus herzen grund,
wie bald hat sichs verkehrt,
mich gar gröblich bethört
ir unstetiges gmüte,
hinderlistige tück
sind offenbar,
aber fürwar
es ist mein grofses glück.

Druck Str. I Z. 7 jedoch ich hoff II 7 gewifslich VI 1 Auch wie 3 hat es sich 5 gemüt. — Ein Heftchen der Berliner Bibliothek bietet bei sonst der Fassung des Ambraser Liederbuchs nach Wortlaut und Strophenfolge vollkommen

7. So hett ich all mein tag nicht
glaubt,
wer gnug wenns jrer vernunft wer
beraubt,
das sie solt brüchig werden,
doch ich zuvor hett gern
an manchem ort verborgen
gegen unser freundschaft an,
nun aber das, das sie haben solt
nur einen alten man.

8. So reut mich doch das megdlein,
dieweil es ist so zart und fein,
das sie jr junge tag
verzehren sol mit klag
mit einem alten man,
da kein freud an ist,
nur sauer sicht
und stetigs kriegt,
das jar nur einmal lacht.

9. Also mus ich mich scheiden
hin,
wann ich gleich jetzund traurig bin,
nach trübseliger zeit
kompt gern wider freud,
wenn Gott der Herr lest scheinen
sein lieben sonnenschein
in grünen wald,
als dann kommt bald
wiederumb freud und wonne.

Nichts liebers auf dieser welt
als schöne frauen und bars geld,
eine für eigen,
stetz ohn scheiden,
ein für all,
die mir mein herz erfreuen soll.

entsprechendem Verlauf einige bessere Lesarten: (Ye 876) Zwey Schöne Newe Lieder. Das Erste Lied, Vom Ochsenmagen. Das Ander Lied, Guet Gesell du must wan- [!so!] (4 Bl. 8⁰ o. O. u. J.) Str. V Z. 3 betrogen (vgl. Roethes Vorschlag) VII Z. 5 an manchem ort, verborgen gieng [!] vnser Freundschafft an IX 9 wonn.

Auch dieses Gedicht rührt unzweifelhaft von Grünwald her; nicht nur die Schlufsformel deutet darauf hin, sondern auch die unverkennbaren Spuren des Akrostichons, das ursprünglich vorhanden gewesen ist; die Anfangsbuchstaben der drei ersten Strophen sind G R U. Das Gedicht ist allerdings dermafsen entstellt, dafs jeder Versuch, die ursprüngliche Form wieder herauszubringen, scheitern mufs. Offenbar sind nicht etwa nur echte Strophen bis zur Unkenntlichkeit verändert und umgestellt, sondern mehrere Strophen sind wohl erst später zugedichtet und vielleicht nur versehentlich oder zufällig in diesen Zusammenhang hineingeraten. Das ursprüngliche Metrum läfst sich noch vollkommen sicher herauserkennen; am wenigsten sind damit in Übereinstimmung zu bringen die fünfte und die siebente Strophe, welche beiden Strophen auch dem Sinne nach äufserst verdächtig sind und sich dem Gedankengange am schlechtesten fügen.[1]

[1] Herr Professor G. Roethe, der so freundlich war, diese dürftigen Blätter mit lebhafter Anteilnahme gründlich durchzusehen, hat brieflich

Böhme giebt in seinem Altdeutschen Liederbuch Nr. 230 und im Liederhort II Nr. 473 das Lied nach späterer Überlieferung, und zwar auf vier Strophen verkürzt, weil 'die übrigen gar zu fades Gewäsch' darstellen; er hat also auch, obwohl er von der Beziehung zu Grünwald und somit dem frühen Ursprung des Liedes nichts ahnte, doch sehr wohl gemerkt, daſs Einschiebungen von Bestandteilen stattgefunden haben, die in den ursprünglichen Zusammenhang nicht hineingehören. Auch darin giebt sich bei Böhme, der sich um Grünwald nicht weiter gekümmert hat, auſser daſs er seiner gelegentlich des Mailiedes

einige sehr beherzigenswerte Verbesserungsvorschläge zu diesen Liedern gemacht und auch die fünfte Strophe dieses Liedes betreffend mit ausgezeichnetem Scharfsinn das Richtige zu finden gewuſst. Sehr einleuchtend, nicht nur 'wahrscheinlich', sondern ganz unzweifelhaft legt Roethe dar, 'daſs Str. 5 mit W anfing. Die jetzigen Anfangszeilen: "Bin gar schabab, | das geschrey ich hab, | ein ander hat den nutz ..." sind doch evident der Schluſs einer Strophe. Die neue Strophe beginnt erst "Wie bin ich dann so bedrangt (l. bedrogen)" und ist dann ganz richtig gebaut (Zeile 7 ist zu zerlegen: mein stetiglich vertrauen | setz ich nit inne sie). Da nun Str. 6 mit A anfängt, so haben Sie also: G R U . W A ..'. Diese schöne Beobachtung läſst sich noch auſserdem fruchtbar machen. Wenn Roethe zutreffend erkannt hat, daſs der vorliegende Beginn der fünften Strophe für einen Strophenschluſs gelten müsse, so schlieſst sich die nicht minder zuverlässige Folgerung an, daſs damit der ursprüngliche Schluſs der dritten Strophe gegeben sei, die, so wie sie der Überlieferung nach vorliegt, offenbar nach den letzten Zeilen der ersten Strophe hinübergeirrt ist. Liest man also zum Schluſs der dritten Strophe: 'geschicht alls mir zu trutz, | bin gar schabab, | das gschrey ich hab, | ein ander hat den nutz', läſst demgemäſs den Anfang der fünften Strophe fort und ändert den Anfang der vierten, indem man statt 'Laſs fahren' etwa 'Nu fahre was nicht bleiben wil' setzt, so sind die sechs ersten Strophen in leidlicher Ordnung. Die Wiederherstellung der letzten Strophen, die wie gewöhnlich so auch in diesem Liede wohl am ehesten starken Veränderungen unterworfen waren, ist ganz unsicher. Die vierte Strophe würde dem Sinne nach als vorletzte gut in den Gedankengang sich einfügen, so könnte man auch das überlieferte 'Laſs fahren' retten. Die letzte Strophe würde besseren Sinn ergeben, wenn man sie beginnen lieſse 'Drumb mus ich jetzt auch scheiden hin, | wann ich gleich jetzund traurig bin, | nach trübseliger zeit | kompt gern wider freud'. Die siebente und achte Strophe mögen spätere Zusätze sein, durch die nunmehr eine ursprüngliche Strophe verdrängt ist; von der siebenten Strophe läſst sich das mit fast vollkommener Sicherheit annehmen.

gedenkt, etwas wie eine Ahnung eines verborgenen, innerlichen Zusammenhanges kund, dafs er nach dem Liede 'Gut gesell und du must wandern' unmittelbar das wahrscheinlich auch in seiner ursprünglichen Anlage von Grünwald herrührende 'Mein feins lieb ist von Flandern' folgen läfst. Allerdings liegt es wegen des Gleichklangs der Reimworte in den Anfangszeilen der beiden Gedichte nahe, dafs mit dem Gedanken an das eine dem Kundigen sofort auch das andere Gedicht unwillkürlich in den Sinn fällt.

V.

Yd 7850. 27 Zwey schöne newe Lieder, Das erst, Mir liebt im grünen Mayn etc. Hat seine eygen Melodey. Das ander, Vil vntrew ist auff Erden, Im Thon, Wie möcht ich frölich werden. (Bildchen, weibliches Wesen im Garten darstellend, links oben die Buchstaben: LMAI | DNMB | I.[1], rechts unten T. W.) (Am Ende: Gedruckt zu Nürnberg, durch Val. Fuhrmann. 4 Bl. 8⁰ o. J.)

---

[1] Dasselbe Bildchen mit denselben rätselhaften Buchstaben findet sich in einem anderen, wohl aus derselben Druckerei hervorgegangenen Heftchen wieder: Ye 447 Zwey Schöne newe Lieder, Das Erste ... Möcht ich vor trawren heben an ... Das ander ... Ach Fewer vber Fewer ... (4 Bl. 8⁰ o. O. u. J.). Die Buchstaben bedeuten: L(ieb) M(ich) A(ls) I(ch) D(ich) N(ichts) M(ehr) B(egehr) I(ch). In der niederrheinischen Handschrift (1574 ff.) bietet eine spätere Eintragung vom Jahre 1590 die Buchstaben LMAID, die gleichfalls besagen sollen 'Lieb Mich Als Ich Dich'. Goedekes Grundrifs, II² S. 57, führt aus Henning Dedekinds Dodekatonon, Erfurt 1588, ein Lied an, welches beginnt 'Lieb mich als ich dich'. 'Gar ein newes Liederbüchlein', Nürnberg 1607, bietet als 69. Lied: 'Lieb hat mein Hertz, aufs freud gebracht in schmertz', in welchem die Anfangsworte der fünf Strophen das Lemma ergeben 'Lieb Mich Als Ich Dich'. Das Lied giebt wohl zuerst Val. Hausmann, Täntze u. s. w., 1598, Nr. 17. Erweitert findet sich dieser Spruch bei A. Metzger, Norimb. Venusblümlein Anderer Theil, Nürnberg 1612, Nr. XV Lieb hat mein Hertz vmbfangen, vnd trage grofs verlangen ... fünf sechszeilige Strophen, in denen die Anfangsworte jeder ersten Zeile

Lieb Mich Als Ich Dich,

die Anfangsworte jeder vierten Zeile

Nichts Mehr Thu Begehren Ich

lauten. Aus dem zweiten Teil dieses Lemmas ergiebt sich die Bedeutung der Buchstaben NMBI in den beiden Einzeldrucken unzweifelhaft; vgl. noch Liederbuch f. Ottilia Fenchlerin (Strafsburg 1592): Alemannia 1, 1873, S. 38 'lieb mich, wie ich dich, nichts mehr begehr ich'.

1. Mir liebt im grünen Mayen
Die fröliche Sommerzeit,
In der sich thut erfrewen
Die gantze Christenheit —
Vnd auch die aller liebst auff Erden,
Die mir in meinem Hertzen leyt.

2. O Mey du edler Mayen,
Der du den grünen Wald
So herrlich thust bekleiden
Mit farben manigfalt,
Darin sie thut spacieren
Die aller liebst vnd wol gestalt.

3. Ach Gott du wölst mir geben
In disem Meyen grün
Ein frölichs vnd gesundes leben
Vnd auch die zart vnd schön;
Die du mir o Gott hast beschaffen,
Kan mir doch nit entgehn.

4. Bey der ich hab erkennet
Jr grosse gnad vnd gunst,
Mein hertz das seufftzet vnd sehnet,
Verhafft mit liebes brunst;
Wans [Gott] nicht schicket vnd schaffet,
So ist es alles vmbsonst.

5. Lieb hab ich sie mit schmertzen —
Das geschicht doch manchem mer —
Frew mich von grund meins hertzen,
Wann ich nur von jhr hör;
Nichts liebers möcht mir doch geschehen,
Dann wenn ich selber bey jr wer.

6. Es wirdt mir doch auff Erden,
Weil die Welt ist so weit,
Ein feines braunes Medlein werden,
Gott weifs die rechte Zeit,
Nun soll vnd will ich der erwarten,
Die mir mein junges hertz erfrewdt.

7. Grüfs mir sie Gott in frewden,
Gott geb gleich wo sie sey,
Die ich jetzund soll meyden,
Derselben ich mich frew
Bey allen andern schönen Jungfrawen
Hab ich sie hertzlich lieb allein.

8. Rewt mich doch nichts in allen,
Wo ich jr dienen sol,
Trag ich grofs wolgefallen,
Mein hertz ist in frewden vol,
Aufs inbrünstiger rechtgeschaffner lib
Möcht jr gern dienen wol.

9. Vnd das ich bey jr gerne
Bin je vnd alle zeit,
Soll mirs doch niemand wehren,
Der mich so darumb neydt.
So kan vnd wil ichs doch nicht lassen,
Vnd wers im gleich im hertzen leyd.

10. Nichts ist daran gelegen,
Ob schon sind der Neyder vil,
Es geschicht dannoch alwegen,
Was mein Gott haben wil.
Seiner thu ich mich hertzlich trösten,
Er weifs das rechte ziel.

11. Wil das vertrawen setzen
Auff Gott den Herren mein,
Doch kan mein hertz ergetzen
Die hertz aller liebste mein,
Hat mirs Gott anderst aufserkoren,
So will ich ewig bey jr sein.

12. Auf gehet sie mir im hertzen
Gleich wie die helle Sonn,
So ich mit jhr solt schertzen,
Das wer mein frewd vnd wohn,
Allein die zeit thut mich erfrewen,
In der ich selber zu jhr komb.

13. Lieblich ists allenthalben,
Wenn Gott den Sommer send,
Lafs mirs auch wolgefallen,
Allein den Gott wol kend,
Mein Hoffnung vnd gantz leben
Befihl ich jm in seine hend.

14. Difs Lied wil ich beschlissen,
Von wegen der aller liebsten mein,
Es möcht sonst ein andern verdriessen,
Der auch meint der nechst zu sein,
So hab ich doch solches gemacht
Von wegen aller braun Mägdelein.

Das Lied findet man mit sechs Strophen im Stammbuch des Freiherrn v. Reiffenberg aus dem Jahre 1588 (Reiffenberg, Nouv. Souvenirs d'Allem. I S. 252), mit vierzehn Strophen, entsprechend den obigen, unter den niederdeutschen Liedern (De Bouck Nr. 91, Uhland Nr. 77; Niederdeutsche Volkslieder I, Hamburg 1883, S. 63); vgl. noch Uhland, Vl. Nr. 59, Hoffmann, Gesellschl. Nr. 165, Böhme, Altd. Lb. Nr. 143, Lh. II Nr. 383. Die letzten acht Strophen bilden mit den Anfangsbuchstaben das Akrostichon Grunwald, die drei ersten stimmen überein mit einem Liede des Hans Sachs, ebenfalls einem Akrostichon ('Magdalena'). Wenn in fliegenden Blättern (des German. Nationalmuseums in Nürnberg, der Züricher Stadtbibliothek) das Lied mit Grünwalds Namen unterzeichnet ist, mufs es fraglich erscheinen, ob sich der Name auf das ganze Gedicht beziehen könne. Es mochte sich eine Nachricht erhalten haben, dafs Grünwald an dem schönen Gedichte beteiligt sei; das ganze Gedicht in der vierzehnstrophigen Fassung kommt ihm nicht zu. Eingehend ist darüber gehandelt in der Ztschr. f. d. deutschen Unterr., 14. Jg. 1900, S. 437—47 (Kopp, Hans Sachs und das Volkslied).

VI.

Hoffm. Gesellschldr. I², 1860, Nr. 23. 'Handschriftlich aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, in der Brieger Bibliothek. Minder gut in: Grofs Liederbuch. Getruckt zu Frankfurt am Mayn, Bey Wolff Richter in verlegung Petri Kopffij. 1599. Nr. 273.'

1. Nun grüfs dich Gott im Herzen,
Du Auserwählte mein!
Du wendst mir viel der Schmerzen,
Darzu manch schwere Pein.
Wann ich denk an die Treue dein,
So kann ich nichts als fröhlich sein
Und leben wolgemuth.
Dein freu ich mich aus Herzensgrund:
Der lieb Gott spar dich lang gesund,
Halt dich in seiner Hut.
Allein gut Achtung auf dich gib,
Dafs dich der Kläffer nicht betrüb;
Trau nicht den Worten sein,
Denn sein Wort sind mit Gall vermischt,
Sein Herz steckt voll Neid, Hafs und List —
Drum folg der Warnung mein.

2. Treu hab ich dir geschworen,
Das weifst, Herzliebelein,
Für andern dich erkoren,
In mein Herz gschlossen ein,
Nimmermehr zu verlassen dich,
Bei dir verharrn beständiglich,
Bis kommt die liebe Zeit,
Darinnen ich mag für und für
Aufschliefsen dir der Liebe Thür,
Leben bei dir in Freud.
Ich gläub nicht dafs deins gleichen lebt,

Die so rechtschaffen Liebe pflegt,
Denn du Herzlieb allein.
Du bist meins Lebens Aufenthalt,
Dir gib ich mich in dein Gewalt
Bis an die Hinfahrt mein.

3. Kein Untreu solltu spüren,
Dieweil ich leb auf Erd;
Ich will dich nicht verführen,
Dich halten lieb und werth.
Versprich dir hiemit bei der Hand
Mein Treu und Ehr zu einem Pfand
Aus wolbedachtem Sinn.
Von dir will ich nicht weichen ab,
Bis man mich hinträgt in das Grab:
Des solltu werden inn.
Dafs ich so selten komm zu dir,
Gschicht niemand wirscher nur denn mir,
Wie du weifst selber wol.
In deinem Dienst trag ich Geduld,
Weil ich erworben hab dein Huld,
Nichts mehr mich kränken soll.

4. Nachtgall, thu dich herschwingen,
Du mufst mein Bote sein,
Dies Liedlein solltu bringen
Der Auserwählten mein!
Und schwing dich eilends für ihr Haus,
Richt mir die Sach fein fleifsig aus,
Sag niemand nichts darvon;
Wenn du kommst für Liebs Fensterlein,
Mit deinem gülden Schnäbelein
Klopf gar fein leis daran,
Und grüfs mir sie meins Herzn ein Kron,
Gib ihr das Liedlein, fleug davon
Und bring mir Antwort bald!
Wann du dann wiedrum kommst zu mir,
Gar treulich will ich lohnen dir
Dort in dem grünen Wald.

In der Hamburg 1883 erschienenen Ausgabe der beiden alten niederdeutschen Liederbücher steht dies Lied an vorletzter Stelle (Nr. 152) mit ebenfalls vier Strophen, die bei geringen Abweichungen, und zwar meist offenkundigen Verschlechterungen, dem von Hoffmann gebotenen Wortlaut entsprechen. Auch in dem Liederbuch für Ottilia Fenchler (Strafsburg 1592), herausgegeben von Birlinger: Alemannia 1, 1873, S. 32, findet sich das Gedicht mit vier den anderen Fassungen entsprechenden Strophen, aber sehr verschlechtert. Zu vergleichen wäre noch die zu Kopenhagen befindliche Liederhandschrift des Rostocker Studenten P. Fabricius aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts (ebenfalls vier Strophen).

Die Schlufsstrophe dieses Liedes ist in volkstümlichem Sinne unübertrefflich; ein Sänger, der so liebliche Töne hervorzubringen wufste, hat es wahrlich nicht verdient, dafs sein Name ganz untergehen sollte. Freilich, je mehr er aus dem Volksherzen heraus holte, je weiteren und allgemeineren Anklang seine Lieder fanden, desto mehr mufste die Persönlichkeit des einzelnen in

dem grofsen Schwall des Volksgesanges verschwinden, und so mag unter den Bestandteilen der Volksliedermasse vieles mitgehen, was in Grünwalds Brust zuerst lebendig ward und ihr zuerst enttönte, was aber kein wissenschaftlicher Scharfsinn jemals wieder mag ausscheiden und absondern können.

Hier mag ein Gedicht eingefügt werden, das zwar auch sehr nachdrücklich zum Schlufs des grünen Waldes gedenkt, das aber mit dem Dichter Grünwald schwerlich etwas gemein hat:

Der wechter verkündiget uns den tag
an hoher zinnen da er lag,
wol auf geselle es mus gescheiden sein,
wo nun zwey bey einander sein,
die scheiden sich bald,
der mond scheint durch den grünen wald.

Merk auf feins lieb was ich [dir] sag,
es ist noch fern vor jenem tag,
der mond scheint durch den wolkenstern,
der wechter betrübt uns beyde gern,
das sage ich dir,
die halbe mitternacht ist noch nicht für.

Er trückt sie freundlich an die brust,
er sprach du bist meins herzen lust,
du hast erfreut das herze mein,
verschwunden ist mir alle pein,
zu dieser frist,
auf erden mir kein lieber ist.

Was zog er von den henden sein,
von rotem gold ein ringelein,
sieh da feins lieb das rote gold,
ich bin dir von grund meins herzen hold,
das glaub du mir,
für dich so wolt ich sterben schier.

Frau nachtigal sang uberall,
wie sie vormals mehr hat gethan,
darbey spürt man des tages schein,
wo nun zwey liebe bey einander sein,
die scheiden sich bald,
der tag scheint durch den grünen Wald.

Mit diesen fünf Strophen findet sich das Lied in den beiden Sammlungen vom Jahre 1582 (Ambr. Nr. 60, Berl. Nr. 179), in einem fliegenden Blatt (Yd 9655), in einer Berliner Handschrift

vom Jahre 1575 (Mgf 753 Nr. 54) u. ö. Um eine Schlufsstrophe, die ganz wohl entbehrlich ist, vermehrt, steht es unter den niederdeutschen Liedern (1883, Nr. 115). In einer gedehnten Fassung von sieben Strophen, worin derselbe Stoff behandelt wird (Ambr. Lb. Nr. 155, niederrheinische Lhs. u. ö.), tritt der grüne Wald nur am Schlufs der ersten Strophe, nicht aber am Schlufs des ganzen Liedes in Erscheinung.

VII.

1. Gar lustig ist spacieren gahn,
lieblich die sonne scheint,
weis mir ein megdlein wol gethan,
mit der wil ich noch heint
von herzen frölich sein
in irm würzgertelein,
spacieren,
umbfüren
den lieben, langen tag,
denn ich zu solchem megdelein
grofses verlangen trag.

2. Von ende bin ich, so bald ich kom
und klopfe so leis daran,
meiner freut sich das megdlein from,
mir wird bald aufgethan,
mit nicht sie mich verschmecht,
sonder mich freundlich umfecht,
ganz frölich,
holdselig
beut sie mir ir hendlein warm,
alsdenn zu zeugnis grofser lieb,
schliefs ich sie fest in arm.

3. Mir ist auf dieser erd nichts bas,
als wenn wir beydesam
spacieren gahn im grünen gras
in Gott des Herren nam,
ja wol in seinem schutz
geschicht uns alles guts,
verborgen,
ohn Sorgen,
eines dem andern gund
freundlich von herzen manchen kufs
daselbst zu aller stund.

4. Wer kan genugsam sprechen aus
die freude, die ich nun trag,
die wohnt in meines herzen haus —
solches kein mensch vermag,
wie ich bey mir befind,
die lieb als überwindt,
ist gütig,
demütig,
von herzen sanft und still,
lieb ist ein solch hohe gab,
die Gott selbs haben wil.

5. Nimm hin, herzliebster bule mein,
von mir gebunden dar
von röfslein rot ein krenzelein,
trag es auf deinen har:
Als sie mir das verehrt,
ward freud und liebe gemehrt,
im herzen
ein kerzen
hat sie mir angezündt,
die nun und nimmer für und für
ja ewig nicht verbrint.

6. Lieblich ist dieses megdlein fein,
meim herzen hoch verwandt,
Gott geb mir die herzliebste mein
wol an mein rechte hand,
auf das ir zarter leib
mein from ehelich weib
mag werden
auf erden,
gedult im creuz darneben,
auf das ich bey ir senftiglich
mög wagen leib und leben.

7. Alle lustige seytenspiel
mit irem süfsen klang
machen der freud und kurzweil viel,
meim herzen dem wird bang,
aber viel schönre zeit
mir mein herzliebste geit,
von herzen
mit scherzen
ohn alles args begern,
freundlich gewifs und anders nicht
denn nur allein in ern.

8. Nun hab ich mein spacieren gahn
in grosser freud vollend,
was mein Gott wil, das mus bestahn,
derselb mein herz erkendt,
derselbig es erhalt,
gleich wie im grünen wald
fein singen
und springen
die klein waldvögelein,
das liedlein sol dem megdlein
zu lob gesungen sein.

---

1. Gar lustich ys spatzeren gahn,
leefflyck de sünne schynt,
ick weth ein Megtlin wol gedahn,
mit der wil ick noch hüdt
van herten frölyck syn,
in erem krudtgärdelin
spatzeren,
ümvören
den leven langen dach,
denn ick tho dissem Megtlin
hertlyck vorlangen drag.

2. Schouwen wil ick, ja wen ick kom,
kloppen fyn lyse an,
fröuwet sick myner dat Megdelin [yunck,
werdt my balde vpgedahn,
denn se my nicht vorsmädt,
sunder fründtlyck umfät,
gar frölyck,
holtsälich,
büth se my er hendlin warm,
thor tüchnis hertlyker leefft
schlut ick se in mynen arm.

3. Uns werdt up disser erde nicht [beth,
dat wy thosam quemen,
spatzerden in dem grönen grafs,
in Gades Heren Namen,
dar geschüth uns alle gudt
gar wol in synem schütt,
vorborgen,
ane sorgen,
se also baldt gündt
ein fründtlyck wordt tho reden dohn,
mit er tho aller stundt.

4. Nym hen, Hertallerleveste myn,
van goldt gewunden wär,
van rosen rodt, ein krentzelin
sett se my up myn här,
so baldt se my vorehrt,
wart fröuwd und modt gemehrt,
im herten
ein kertzen
se my alsbald entfengt,
welcke ock yümmer vor und vor,
ja ewich nicht vorbrendt.

5. Alle leefflyke seydenspil
mit erem söten klang
maken groth fröuwd erquicking veel
dem herten ys sehr bang,
averst veel gröther fröuwd
myn Hertleeff gyfft
van herten,
uth schertzen,
ahn alle arge begehr,
sunder gewyfs und anders nicht,
denn men allein in Ehren.

6. Wol kan genoechsam spreken uth
de fröuwde de ick nu drag,
wanet in mynes herten hufs,
neen minsche sölckes vormach,
denn ick by my befindt,
de leefft alle dinck averwint,
ys güdich,
[demüdich,]
van herten sacht und still,
se ys sölck eine hoge gave,
de Godt sülven hebben wil.

7. Leefflyck ys dyt Megdelin fyn,
mynem herten hoch vorwandt,
Godt geve my de ick yetzundt mein,
an myne rechte handt,
dat ere zarte yunge lyff
myn främ ehelyck wyff
mach werden
up erden
in fröuwd und crütz darneven,
beth dat ick mit er salichlyck
möge enden lyff und leeven.

8. Nu hebbe ick myn spatzeren gahn
in fröuwden hyr vollendet,
wat myn Godt wil, dat moth bestahn,
de hefft myn hert erkennet,
de sülff ydt ock erhöldt,
gelyck wo im grönen woldt
fyn singen
und springen
de klenen woldtvögelin,
so geschüth allhyr up disser erden
alles thom lawe syn.

Die hochdeutsche Fassung findet sich im Ambraser Liederbuch Nr. 108 (Bibl. d. lit. V. 12, S. 116) und im ganzen damit übereinstimmend in folgendem Einzeldruck: Yd 7850. 38 Drey schöne Lieder. Das erste, Gar lustig ist spatzieren gehn. Das ander, Grofs Lieb hat mich vmbfangen. Das dritte, Selig ist der Tag, der mir dein Lieb verkündiget hat, etc. (Bildchen.) (Am Ende: Gedruckt zu Nürnberg, durch Val. Fuhrmann. 4 Bl. 8^0 o. J.) Diese beiden Drucke stimmen auch in der Strophenfolge miteinander, während in der niederdeutschen Fassung eine andere Reihenfolge vorliegt (hd. 1—3 = nd. I—III, 4 = VI, 5 = IV, 6 = VII, 7 = V, 8 = VIII). Dieselbe Folge wie die niederdeutsche Fassung weist auch die Liedersammlung des P. v. d. Aelst 'Blumm und Aufsbund', Deventer 1602, S. 64 (Nr. 72) auf. Zu vergleichen wäre noch die Liederhandschrift des P. Fabricius, worin das Lied ebenfalls mit acht Strophen enthalten ist.

Auch bei diesem Liede scheinen gewisse Anzeichen auf ein Akrostichon hinzudeuten. Es liegen acht Strophen vor, genau so viel, als zur Bildung des Namens Grunwald nötig und in mehreren vorgeführten Fällen zur Verwendung gekommen sind. Von den acht Buchstaben des Namens finden sich, wenn auch in ein wenig veränderter Reihenfolge, noch immer sechs als Anfangsbuchstaben der Strophen wieder, die erste Strophe, bei der eine Versetzung am seltensten vorkommt, beginnt mit G, die letzte Strophe, die sicher auch in diesem Falle am richtigen Platze steht, bedürfte zum Anfang eines D, man lese 'Drum' statt 'Nun'. Stellt man die fünfte Strophe vor die vierte und die siebente vor die sechste (Grunwald [4 5 6 7]), so stimmt schon alles aufs beste zum regelrechten Namenliede aufser der zweiten und

dritten Strophe, wobei man zweifeln kann, ob man dieselbe Reihenfolge beläſst (niederd. Str. 3 Uns) oder auch diese beiden Strophen umstellt (Ambr. Lb. Str. 2 Von) und je nachdem den Anfang nur einmal oder in beiden Strophen ändert.

Ein Lied vom Nürnberger Schuster und Meistersinger Georg Hager, einem dichterischen Zögling des Hans Sachs, 'Von der Puchen klingen, in deſs Grunewalths thon: Gar lustig ist spaczirn zu geen, dieweil die sunnen scheindt: "Eins mondags dett mirs köpflein wee" (16 Strophen. Uhland, Volkslieder Nr. 239, vgl. Schriften 4, 217)' erwähnt in seiner schönen Arbeit über 'Sechs Meisterlieder Georg Hagers' (Alemannia 22, 1894, S. 169) Bolte, der dortselbst auch (S. 163) hinweist auf 'ein 1567 erschienenes Folioblatt Georg Grünwalds "Ein schön Liedlein von der Buchenklinge und ihren Freuden" ... von dem im Jahresbericht des historischen Vereins im Rezat-Kreis 1833, 2 ein 1833 veranstalteter Abdruck citirt wird'. Da die Buchenklinge ein beliebter Vergnügungsort der Nürnberger Einwohner war, so muſs wohl Grünwald auch Nürnberg und Umgebung mehr als flüchtig gekannt haben; so würde sich erklären, daſs die beiden Nürnberger Schuster Hans Sachs und Georg Hager ihren Genossen in Handwerk und Dichtkunst kannten und daſs sie durch Fäden dichterischer Überlieferung mit Grünwald verknüpft waren.

Hager hat auch das alsbald zu besprechende Lied Grünwalds gekannt und für seine Zwecke benutzt. In einem 1614 verfaſsten Gedicht (Bolte S. 183) 'Ein Bullied, so ich Georg Hager meinem dritten weib Anna, da sie noch meine bulschaft war, gemacht hab. 1. Ich weiſs ein schiens junckfrewlein zart' dienen als Kehrreim in allen acht Strophen die drei Zeilen 'Grüen ist der walt, | Die brünlein die sint kalt, | Mein feins lieb wolgestalt.' Diese Zeilen, zu deren Zählebigkeit Hager auf solche Weise vielleicht beigetragen hat, stammen aus dem nunmehr folgenden Liede 'Mein feins lieb ist von Flandern'.

VIII.

1. Mein feins lieb ist von Flandern
und hat einen wankeln mut,
sie gibt einen umb den andern,
das thut die leng nit gut;
doch bin ich stets
jr aller wolgemut,
ich wünsch jr alles gut.

2. Mein feins lieb wolt mich leren,
wie ich mich halten solt,
in züchten und in ehren,
fürwar ich bin jr hold,
hold bin ich jr,
zu jr steht mein begier,
wolt gott ich wer bey jr.

3. Was sah ich nechten spate
an einem fenster stahn,
an einem kammerladen,
was hat sie schneeweis an,
ein hemde zart und rein,
von gold ein ringelein,
die herzallerliebste mein.

4. Und wer mein bul ein brünlein kalt,
und sprüng aus einem stein,
und wer ich denn der grüne waldt,
mein trauren das wer klein;
grün ist der waldt,
das brünlein das ist kalt,
mein lieb ist wol gestalt.

5. Was sah ich in dem grünen waldt,
was sah ich hin und her,
ein blümlein das war wol gestalt
nach meines herzn beger;
grün ist der klee,
alde feins lieb alde,
ich seh dich nimmermeh.

6. In schwarz wil ich mich kleiden,
und lebt ich nur ein jar,
umb meines bulen willen,
von der ich urlaub hab;
urlaub hab ich,
on alle schulden
ich mus gedulden.

7. Der uns dies liedlein new gesang,
so wol gesungen hat,
das hat gethan ein guter gsel
an einem abend spat;
er hats so frey gesungen
aus frischem freyem mut,
ich wünsch jr alles gut.

1582 A 77 Str. III Z. 5 was hat sie an jren hemden (sonst gewöhnlich: henden) IV 3 were ... walde V 1 u. 2 sahe 4 und das mein herz begert

1. Myn fyns leeff ys van Flandern,
vnde hefft einen wanckelen modt,
se gyfft einen vmb den andern,
dat deyth de leng nicht gudt,
doch bin ick steds
er aller wolgemodt,
ick wünsch ehr alle gudt.

2. Myn fyns leeff wolde my lehren,
wo ick my holden scholde,
in tüchten vnd in ehren,
vorwär ick bin er holdt,
holdt bin ick er,
tho er steyth myn beger,
wolde Godt ick weer by er.

3. Wat sach ich tauendt spade
in einem vinster stahn,
an einem kamerladen,
wat hadde se schneewitt an,
wat hadde se an eren Henden,
van goldt ein ringelin,
de hertallerleueste myn.

4. Vnd weer myn leeff ein börnlin koldt,
vnde sprüng vth einem steen,
vnd weer ick denn de gröne woldt,
[myn truren dat weer klein;
grön ys de woldt,]
dat börnlin dat ys koldt,
myn leeff ys wolgestaldt.

5. Wat sach ick in dem grönen woldt,
wat sach ick hen vnd her,
ein blömlin dat was wolgestalt,
vnd dat myn herte begert,
grön ys de Klee,
adde adde myn fyns leeff,
ick sehe dy nümmermehr.

6. In schwart wil ick my kleeden,
vnd leeue ick men ein jahr,
vmm mynes leues willen,
van der ick orloff hebb,
orloff hebb ick,
än alle schulden,
ick moth gedülden.

7. De vns dyth ledtlyn nye gesang,
so wol gesungen hat,
dat hefft gedän ein gudt gesell,
an einem auendt spat,
he hefft so fry gesungen
vth frischem fryem modt,
ick wünsch er alle gudt.

So findet sich das Lied in der niederdeutschen Sammlung, Hamburg 1883, Nr. 54; von jedem Versuch, die sehr starken Verderbnisse zu bessern, ist hier wie dort Abstand genommen. Mit einem anderen Eingang versehen und um zwei Strophen verkürzt findet sich dasselbe Stück unter den niederdeutschen Liedern noch einmal, 1883, Nr. 6, in folgender Form:

1. Ach Godt, wes schal ick my fröuwen,
myn hert in trurent steyth,
van mynes leues wegen,
van dem ick orloff hebbe,
orloff hebb ick,
ahn alle schülde,
ick drages mit gedulde.

2. Myn fynes leeff wold my leren,
wo ick my holden scholde,
in tüchten vnd in ehren,
bin ick er warlyck holdt,
holdt bin ick er,
tho er steyth myn beger,
ach Godt weer ick by er.

3. Wat sach ick tauendt spade
an einem vinster stan,
an einem kamerladen,
wat hadde se schneewitt an,
wat hadd se an der hende,
ein rothgoldt vingerlin,
ey scholdt ick er egen syn.

4. Myn fyns leeff hefft ein börnlin kolt,
ydt springet an einem steen,
ydt steyth so vern im grönen wolt,
[. . . . . .
. . . . . .]
dat börnlin dat ys kolt,
myn leeff ys wol gestalt.

5. Schwart lündisch wil ick my kleiden,
vnd leeuet ick men ein jar,
mynem fyns leeff tho leide,
van dem ick orloff hebb,
orloff hebb ick,
ahn alle schülde,
ick hebbs gedülde.

Da Anfangs- und Schlufsstrophe dieser Fassung übereinstimmt, aufser dafs die beiden ersten Zeilen voneinander abweichen, so bleiben vier Strophen bestehen, die den Strophen II—IV und VI der anderen niederdeutschen Fassung entsprechen; auffallen mufs es dabei, wenn beidemal in derselben Strophe dieselbe Lücke von zwei Zeilen sich aufthut. Die sonstigen Verschiedenheiten der beiden Fassungen sind nicht grofs; wenn der trauernde Liebhaber nach dem einen Wortlaut sich schwarz, nach

dem anderen mit näherer Bestimmung sich schwarz lündisch (also in das damals auch schon berühmte, häufig in Liedern erwähnte Tuch aus London) kleiden will, so stellen sich derartige kleine Abweichungen von einem formelhaften Ausdruck zu einem anderen ganz unwillkürlich ein. Die kürzere Fassung ist wohl die spätere, dieselbe findet sich seltener, so z. B. in einem Strafsburger Einzeldruck Ye 533, wogegen die längere Fassung nicht nur aus den beiden Liederbüchern vom Jahre 1582, sondern auch aus Handschriften und fliegenden Blättern häufiger nachzuweisen ist und demgemäfs auch in die neueren Sammlungen Uhlands, Goedeke-Tittmanns u. s. w. übergegangen ist. Mit dem Anfang dieser längeren Fassung, die wohl als die weniger umgeformte gelten mufs, findet sich das Lied sogar noch in der Zeit nach dem Dreifsigjährigen Kriege, der doch fast alles Frühere vernichtete. Jene merkwürdige Sammlung 'Tugendhaffter Jungfrauen und Jungengesellen Zeit-Vertreiber ... durch Hilarium Lustig von Freuden-Thal' enthält als 190. Lied folgende drei Strophen:

Mein feins Lieb ist von Flandern, und trägt ein freyen Muth, gibt einen umb den andern, das thut die Läng kein gut, doch bin ich stets ihr wohl gemuth, ich wünsch ihr alles gut.

Wer mein Leib [so statt Lieb!] ein Brünnlein kalt, und sprüng aus einem Stein, und wär ich den ein grüner Wald, mein Trauren das war klein, grün ist der Wald, das Brünnlein kalt, mein Leib [!] ist wohl gestalt.

Mein feines Lieb hat ein Mündelein [l. hat zwey Wängelein], das ist roth und weifs, darzu zwey schwartz-braun Eugelein, sie hat allzeit den Preifs, das Mündelein ist roth, bewahr sie der liebe Gott, und uns vor aller Noth.

Eine höchst seltsame Gestaltung des Liedes, so befremdlich, dafs man sich fast versucht fühlen könnte, die Echtheit anzuzweifeln — (dennoch recht genau nach Pal. Germ. 343. 2⁰. Bl. 39a, Nr. 46) —, bietet Görres in seiner Sammlung 'Altteutsche Volks- und Meisterlieder', 1817, S. 155:

Lakayenphantasie.

Ein jung Laggai soll fröhlich seyn,
Und soll das Trauren lan.
Ich sah ihn Nachts allein
Bey einem Feuer stan;
Was hat er an der Hand sein?
Ein roth Goldfingerlein,
Der liebste Herre mein!

In Weifs will ich mich kleiden
Und lebt ich nur ein Jahr,
Meinem Herrn zu Leide,
Von dem ich mit Urlaub fahr
On alle Schulden,
Ich wills gedulden,
Ich erwirb vielleicht noch Hulden.

Mein Herr der reit spazieren
Oft in den grünen Wald,
Da höret er hoffiren
Im Kloster mannigfalt;
Grün ist der Wald,
Die Leut seyn wohlgestalt,
Mein Herzlieb fraget er gar bald.

Bei den vielen Wandlungen, welche dieses Lied augenscheinlich durchgemacht hat, wird man zu vollständiger Sicherheit über dessen Beziehungen zu Grünwald nicht kommen; merkwürdig ist es, dafs beinah in allen Fassungen der Vers 'grün ist der Wald' unversehrt auftritt. Aus der Liederhandschrift des Rostocker Studenten Fabricius, 1603/08 angelegt, teilt Bolte: Alemannia 17, 1889, S. 254 ein Reimsprüchlein mit, das fast buchstäblich mit Str. IV Z. 1—4 zusammenstimmt.

IX.

Als vorläufig letztes in dieser Folge soll nunmehr ein Gedicht vorgeführt werden, das zwar mit Grünwalds Namen unterzeichnet ist, auch zu seiner Denkweise und zu seiner dichterischen Art recht gut stimmt, das aber, wenn es überhaupt von Grünwald herrührt, diesem bei weitem nicht mit gleicher Sicherheit wie die bisher behandelten Gedichte zugesprochen werden kann.

Ye 541 Ein schön newes Lied, Mein hertz thut erfrewen, etc. Gemehrt vnd gebessert, mit sechs gesetzen. Hat seinen eygen Thon. (Bildchen.) Gedruckt zu Nürmberg, durch Hans Kholer. (4 Bl. 8° o. J. 1b und 4b leer.)

Mein Hertz thut sich erfrewen
gen der hertz allerliebste[n] mein,
ach Gott thut jrs verleyhen,
das sies auch hertzlich meind.
Wie ich auch gegen jhr,
das sie sich auch mit mir
von Hertzen grundt thut frewen,
mit frölicher begir.

Darumb ich vnbesunnen
gedenck bey mir allein,
das mir doch scheint die Sonne,
du edler Sonneschein.
Zu jr steht mein begir,
schein mir den weg zu jhr,
der schein thut mich sonst krencken,
das mag man glauben mir.

Den schatz halt du für ehren,
das ich dich hertzlich lieb,
das Geldt kanst du verzeren,
Gott verlest doch niemand jhe.
Wie wol ich jung vnd thumb,
frölich, ehrlich vnd fromb,
es wird mirs wol vertreiben,
wann ich in Ehestandt komb.

Ob wir ehelich solten komen,
wer es doch Gottes gab,
doch sol die Lieb zunemen,
gleich wie sie nimmet ab.
Betrachts bedencks mit fleifs,
bedencks vnuermessen,
vor Lieb würd es geschehen,
dein kan [ich] nicht vergessen.

Solt ich mich dein entschlahen,
geschichts doch nimmermehr,
hertzlieb so thu es wagen,
vnd nimb mich zu der Ehe.
Heimlich still vnuermeldt,
villeicht es dir gefelt,
dein willn thu du drein geben,
du schöner edler tewrer Held.

Allein auf diser Erden
ist sie mein gröste frewd,
kan sie mir dann nicht werden
durch falsch vntrewe Leuth.
Weifs ich vnd hoff mit fleifs,
das ich inn solcher weifs
will mit vnd bey jhr leben
in ewigen Paradeyfs.

Darinn wir möchten leben
in ewiger frewden grofs,
du bist mein schatz auf Erden,
darzu mein eyniger trost.
Bitt dich zu mir gesell,
es geh gleich wie es wöll,
jetzundt auf diser Erden,
du mir allein gefelst.

Solt es mit dir sein verlohren,
die mich nam zu der Ehe,
vnd ist einem andern worden,
geschicht meinem Hertzen weh.
Was mir liebt vnd betrübt,
das ich vor leydt mufs sterben,
dieweil ich leb auf Erden,
kein andern wil ich werben.

Vnd ehe ich dich wolt hassen,
sag ich zu diser stundt,
ehe wolt ich all frewdt verlassen,
so spar dich Gott gesund.
Wiewol ich bin jetzundt
gegen dir zu aller stundt,
ich wil dich nicht aufgeben,
bifs ich ende mein leben.

Das Liedlein thu ich singen
Der hertz allerliebsten mein,
zu trutz den falschen Zungen,
sol mir stets die liebste sein.
Der Neyder sein so vil,
ein ziel ich jhm stecken wil,
darzu sie nit können schiessen,
vnd wern der Neyder noch so vil.

Also wil ichs auch singen
dem schönen Truserlein,
darbey sie sol gedencken,
wie ichs so trewlich mein,
Villeicht es Gott schickt,
das vns das Glück anblickt,
daruon sol vns nicht treiben
der Klaffer neyd vnd dück.

Alde ich fahr von hinnen,
du schone Keyserin,
thu dich nicht lang besinnen
vnd thu mein eygen sein.
Heymlich mit muth verpflicht,
will ich dich verlassen nicht,
bifs an mein letztes ende,
wenn mir mein hertz zerbricht.

Darmit wil ich beschliessen
difs Liedtlein also klein,
Hertzlieb lafs dichs nicht verdriessen,
Gott weifs das ichs gut mein.
Wie Ers auch trewlich meind,
sol allzeyt bey vns sein,
vil guter Nacht darneben,
die wünsch ich dir allein.

Einen stetten Bulen habn,
Demselben auff der Lauten schlagn,
Solchs sind eytel Gottes gabn.
G. Grünwald.

Wenn dieser Einzeldruck das Lied 'mit sechs gesetzen' vermehrt bietet, so mufs es vorher in einer achtstrophigen Fassung vorgelegen haben; mit zehn Strophen findet es sich im Ambraser (Nr. 219), mit elf Strophen im niederdeutschen Liederbuch (Uhland-Tübingen Nr. 47, Hamburg 1883, S. 29), wobei sich nur sechs Strophen entsprechen, während fünf einerseits, vier andererseits ganz verschieden sind. Aufserdem bietet die noch ungedruckte Liederhandschrift der Herren von Helmstorff (1569/75, Berl. Ms. germ. 4°. 402 bezw. 715) das Lied mit sieben, die gedruckte Handschrift des Freiherrn von Reiffenberg (1588; a. a. O. S. 215) mit zwölf Strophen. Böhme giebt im Liederhort (II Nr. 384) nur nach dem Ambraser Liederbuch sechs Strophen, anscheinend ohne die sonstigen Fassungen, zumal den Einzeldruck mit dem Namen Grünwalds zu kennen; merkwürdigerweise setzt er das Lied unmittelbar hinter das zum gröfseren Teil als Erzeugnis Grünwalds nachgewiesene 'Mir g'liebt im grünen Maien'; die Ähnlichkeit in Ausdruck und Gesinnung mufs also doch wohl unverkennbar sein. Und in der That, wenn man die beständigen Hinweise auf die Ehe, die Anheimstellung auch der Liebesangelegenheiten an Gott und manchen anderen Grundzug in Betracht zieht, so könnte man vielleicht, auch wenn der Name zum Schlufs des Einzeldrucks nicht stünde, beim Nachdenken über den mutmafslichen Verfasser auf Grünwald verfallen; aber Gewifsheit wird man, bis etwa neue Funde gemacht werden, nicht erlangen.

Der Name Grünwalds in vorstehendem Einzeldruck bezieht sich zunächst auf den angehängten Spruch, und wahrscheinlich nur auf diesen. Der Spruch aber kennzeichnet sehr treffend den ketzerischen Schuster, der neben Freiheit des Glaubens doch nicht minder Entfesselung der fleischlichen Gelüste suchte; auch in dem kurzen Spruche stehen zotige Redensarten eng verbunden mit dem Namen Gottes. Derartige Verirrungen waren damals freilich nur zu sehr im Schwange, und man wird mit dem einzelnen in Anbetracht der Zeitverhältnisse, von denen er wie jeder andere bedingt war, nicht zu streng ins Gericht gehen dürfen. Es war die Zeit, welche die Geister nach langer Knechtschaft zur Freiheit rief, jeder sollte selbst denken, selbst urteilen. Schlichte Handwerksgesellen, Bergknappen, Ackerknechte fühlten sich vom Geist ergriffen, sie predigten und dichteten. In diesem

Durst nach vollkommener Freiheit auf allen Gebieten, in diesem Freudentaumel der Seele wurde nicht viel zwischen Weltlichem und Geistlichem unterschieden, die gärenden Begriffe mischten sich in mannigfachen neuen, zum Teil abscheulichen, rohen und geschmacklosen Verbindungen. Man staunt, wenn man in den Liederheften des 16. Jahrhunderts streng kirchliche Lieder mit den schamlosesten, unzüchtigsten Gassenhauern unbefangen vereint findet, wenn in den geistlichen Gesangbüchern Sauf- und Sau-Lieder zur Bezeichnung der Weise herangezogen werden. Die Vermischung des Heiligen mit dem Weltlichen, des Hohen mit dem Niedrigen war allgemein. Im Grunde war man längst an viel schlimmere Dinge gewöhnt. Längst hatte man keine Scheu mehr, mit dem Heiligen leichtfertigen Spott zu treiben und schlechte Scherze darüber zu machen, längst verstand man es meisterhaft, fromme Lieder und Sprüche, altehrwürdige Gebetsformeln in schmutzigem, meist geschlechtlichem Sinne zu verändern; aber in vollem und offenem Strome konnten diese trüben Gewässer sich immer erst ergiefsen, seit vermöge der Buchdruckerkunst alles Volk zur Anteilnahme auf geistigem Gebiete herangezogen ward. Was die Verquickung weltlicher und geistlicher Lieder angeht, so trugen die gerade von frommen Männern gepflegten, wohlgemeinten Bestrebungen, welche darauf abzielten, aus dem Volksgesang die Gassenhauer und Zotenlieder durch Umdichtung derselben in geistlichem Sinne zu verdrängen, viel dazu bei, das Unterscheidungsvermögen in den breitesten Schichten zu schwächen. Hier wie bei wichtigeren Anliegen drehte sich alles im wildesten Strudel durcheinander, in den erst mächtige Ströme Blutes einfliefsen mufsten, ehe wieder eine regelmäfsige Strömung eintreten konnte.

Was nun den Schuster, Dichter und Wiedertäufer Grünwald betrifft, so bleibt immerhin genug an ihm persönlich haften, um darzuthun, dafs er nicht gerade zu den ganz Harmlosen gehörte, dafs er nicht, wie sein grofser Handwerksgenosse Hans Sachs, bescheidentlich seinem Schöpfer dafür dankte, dafs er 'so miltiglich die Gottesgab' des Dichtens ihm 'als einem ungelehrten Mann, der weder Latein noch Griechisch kann', herabsandte; ihm war der Geist nicht, wie dem berühmten Hans Sachs, ein wohlgemäfsigtes Herdfeuer, das sein Leben mit behaglicher Wärme

durchströmte, in ihm loderte mehr jene flackernde Glut, die den Menschen mit dämonischer Gewalt ins Verderben zieht. Die wenigen auf uns gekommenen Bruchstücke seiner dichterischen Thätigkeit beweisen, dafs er für das volkstümliche Lied vorzüglich begabt war, in dieser einen Beziehung weit über Hans Sachs zu stellen. Unter den Wiedertäufern nimmt er insofern eine merkwürdige Stellung ein, als diese sich im ganzen sehr ablehnend gegen Kunst und Wissenschaft verhielten und nur für geistliche Dichtung etwas Raum liefsen, während er sich in weltlicher Dichtung, allerdings mit frommem Beiwerk nach Möglichkeit ausgestattet, versuchte. Im übrigen mag er wohl mit seinen Gesinnungsverwandten Fehler und Vorzüge geteilt, vermöge seiner geistigen Gaben wohl auch in deren Kreise sich bemerkbar gemacht und etwas gegolten haben. Wenn er sich berufen fühlte, die Welt zu verbessern, aus dem engen Wirkungskreis seines Handwerks hinaus in die Ferne zu schweifen, den kleinen Mann gegen weltliche und geistliche Satzung, gegen Staat und Obrigkeit aufzureizen, wenn er demgemäfs unter den zahlreichen anderen Wiedertäufern, die sich damals nach Österreich und zumal nach Tirol zogen, mit aufgegriffen und verbrannt wurde, so kann sein Schicksal wie das der anderen nicht ohne weiteres als unverdient bezeichnet werden. Denn aus den Reihen der Wiedertäufer gingen, vielleicht weniger in bewufster Absicht als weil bei Leuten, die nicht von Anbeginn zu geistiger Arbeit geschult sind, der Mafsstab für die Tragweite ihrer Ideen fehlt, die gefährlichsten Volksaufwiegler hervor; den wiedertäuferischen Sendboten mufs ein grofser Teil der Schuld an den blutigen Aufständen und sonstigen furchtbaren Greueln, von denen Deutschland lange Zeit durchtobt und zerfleischt wurde, zugemessen werden. Die Angehörigen dieser den Protestanten wie den Katholiken gleichermafsen unbequemen Glaubensgemeinschaft wurden deshalb mit ganz besonderer Grausamkeit verfolgt und rücksichtslos ausgerottet. Huber in seiner Geschichte Österreichs, Bd. 4 S. 98, sagt: 'Noch im Jahre 1528 wurden nach den Geschichtsbüchern der Wiedertäufer in Kitzbühel 68, in Schwaz 21, in Salzburg 38, in Niederösterreich 17, in Bruck an der Mur 12, 1529 in Linz bei 70, 1530 in Kufstein 17 dem Tode überliefert.' Unter diesen 17 zu Kufstein im Jahre 1530 Hingerichteten be-

fand sich also Grünwald. Wenn oben im Beginn die Notiz der Wiedertäuferchronik aus der Hamburger Handschrift nach Wackernagel geboten wurde, so liefern die nach zahlreichen Handschriften mit gröſster Umsicht im ganzen und peinlichster Sorgfalt im einzelnen von J. Beck herausgegebenen 'Geschichts-Bücher der Wiedertäufer in Österreich-Ungarn' (Fontes rerum Austriac. II 43, 1883), in dieser Beziehung Quellenwerk auch für Huber, einige scheinbar unwesentliche Zusätze, die nunmehr, nachdem eine Vorstellung von dem Wesen Grünwalds gewonnen ist, sich als recht bedeutsam erweisen. Beck giebt (S. 104) die betreffende Stelle folgendermaſsen wieder:

'Anno 1530 ist der Brueder Grüenwald, ein Schuster, ein in Gott gar eifriger Brueder und Diener des Herrn Jesu Christi, zu Kopfstain am Inn umb der göttlichen warhait willen gefangen und zum Tod verurtailt und verbrennt worden, ganz beständig in Gott und in glauben, hat also, was er mit seinem mundt erkennt und gelert, auch ritterlich mit seinem Bluet bezeugt.

Nach etlich Tagen ist abermals ein Brueder daselbs zu Kopfstain umb der göttlichen warhait willen gericht worden. — Mer an disem ort 15 christliche person gericht.

Deſs hat man vom Peter Veit ein Zeugnuſs genumen, der den dieselben Brüeder gekennt hat, und ist dabei gewesen, wie der Grünwaldt ein Brueder ist worden, und da man im das Predigamt aufgeladen und bevolhen hat.

Dieser Grünwaldt hat das alt Lied, so vast in allen landten bekannt ist, "Kompt her zu mir, spricht Gottes Sohn" neu gesungen und gedichtet.'

Wenn unter den siebzehn zum Tode Beförderten Grünwald allein mit Namen genannt wird, so muſs er innerhalb der Gemeinde mehr als gewöhnliche Bedeutung gehabt und nicht zur unterschiedslosen Masse gehört haben. Ihm hatte man das Predigtamt befohlen, er muſs also nicht nur dichterische, sondern auch rednerische Begabung gezeigt haben. Sein Gedächtnis wurde jedenfalls von den Wiedertäufern als das eines treuen und standhaften Blutzeugen, in Handwerkerkreisen und beim kleinen Mann als das eines begabten Volksgenossen, den man stolz als seinesgleichen in Anspruch nehmen durfte, in Ehren gehalten. Besonders die Schusterzunft, welche sich rühmen darf,

in ihrem Schofse mehrfach Vertreter von geistiger Bedeutung hervorgebracht zu haben, hat das Andenken Grünwalds gepflegt, wie durch die Beispiele von Hans Sachs und Hager deutlich erwiesen ist.

So mag man denn je nachdem Grünwalds Wirken doppelseitig verwenden, entweder zur Bestätigung der merkwürdigen Thatsache, dafs von jeher unter den deutschen Schustern Leute vorhanden waren, die sich zu Leistungen über den Leisten ihres Handwerks hinaus wohl berufen fühlen durften, oder im Sinne der altbewährten Lebensregel, gegen die nur selten jemand ungestraft verstofsen hat: 'Schuster bleib bei deinem Leisten'.

* *
*

Die beiden oben erwähnten Einzeldrucke des vielgerühmten Mailiedes mit Grünwalds Namen sind:

(Nürnberg, Germ. National-Mus. L 1728[m]) Zwey Schöne newe Lieder, Das erst: | mir liebt im grünen Mayen, etc. Hat sei-ne eygne Melodey. Das ander, Vil | vntrew ist auff Erden, im Thon | Wie möcht ich frölich | werden. | (Bildchen.) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürnberg, | durch Valentin Newber. | (4 Bl. 8^0 o. J. Rücks. des letzten Bl. leer) Mir liebt ... 14 sechszeilige Strophen, untz. 'G. Grünewalt'.

(Zürich, Stadtbibl. Sammelb. Gal. KK 1552 St. 48) Drey schöne ne-we Lieder, Das erste, Mir | liebt in grünen Meyen, etc. Das an-der, Er ist der Morgensterne, er leucht | mit hellem schein, etc. | Das dritt, Wie schön blüht vns | der Meye, der Sommer | fehrt dahin, etc. | (4 Bl. 8^0 o. O. u. J. Rücks. des letzten Bl. leer) 'Mir liebt' 14 Strophen, untz. 'G. Grünew.' Vgl. dazu Böhme, Altd. Lb. Nr. 143.

Berlin-Wilmersdorf. Arthur Kopp.

Weltlitteratur und Litteraturvergleichung.

Über Weltlitteratur, internationale Litteraturströmungen und vergleichende Litteraturgeschichte sind in neuerer Zeit eine Anzahl von Aufsätzen und Schriften erschienen, die von einer erfreulichen Bewegung in unserer Wissenschaft Zeugnis ablegen. Dabei sind jedoch die Begriffe, um die es sich handelt, häufig in einem Sinne angewandt worden, dafs eine erneute Besprechung des Gegenstandes angemessen erscheint. Ernst Martin hat, an Goethes Begriff der Weltlitteratur anschliefsend, die internationalen Beziehungen von dessen Dichtung in grofsen Zügen ansprechend geschildert ('Goethe über Weltlitteratur und Dialektpoesie', in den 'Strafsburger Goethe-Vorträgen', S. 1—29, Strafsburg 1899); Georg Brandes hat im 1. Heft des 2. Jahrganges des 'Litterarischen Echos' (1. Oktober 1899) den Begriff 'Weltlitteratur' erörtert und den Wert internationaler litterarischer Anerkennung treffend eingeschränkt; eine bibliographische Übersicht über die litterarischen Beziehungen der Kulturländer hat uns Louis P. Betz in seiner inhaltreichen Schrift 'La littérature comparée' gegeben, welcher eine verständige Einleitung von Joseph Texte, dem frühverstorbenen Professor der 'vergleichenden Litteraturgeschichte' an der Universität Lyon, beigegeben ist (Strafsburg 1900); Richard M. Meyer hat in seinem Aufsatze 'Die Weltlitteratur und die Gegenwart' (in der 'Deutschen Rundschau', 26. Jahrg., 11. Heft, August 1900) festzustellen versucht, welche Werke aus dem gesamten Schatz aller Litteraturen in der Gegenwart noch lebendig seien; gegen ihn richtet sich der Aufsatz von Louis P. Betz: 'Weltlitteratur, Goethe und Richard M. Meyer' (in der 'Beilage

zur Allgem. Zeitung' vom 10. und 12. Nov. 1900, Nr. 258 und 259); Betz hat vor kurzem (in Nr. 10 des 3. Jahrganges des 'Litterarischen Echos' vom 15. Februar 1901) in dem Aufsatz 'Litteraturvergleichung' seine Ansichten über diesen Gegenstand aufs neue entwickelt, und Hans Daffis hat in dem Artikel 'Litteratur und Universität' (in Nr. 12 derselben Zeitschrift) auf einen Teil dieser Erörterungen, wie mir scheint treffend, erwidert; endlich ist eine Kritik von Eugen Kühnemann: 'Zur Aufgabe der vergleichenden Litteraturgeschichte', die sich an die genannte Bibliographie von Betz anlehnt, zu erwähnen ('Centralblatt für Bibliothekswesen', 18. Jahrg., Heft 1, 1901).

Die meisten dieser Erörterungen gehen von Goethes Begriff der Weltlitteratur aus.[1] Mit Recht weist Richard M. Meyer darauf hin, dafs Goethe dabei an etwas ganz anderes denke als manche moderne Schriftsteller (Scherr, Karpeles, Baumgartner u. a.), welche das Wort 'Weltlitteratur' zur Bezeichnung für zusammenfassende Darstellungen über das Schrifttum aller Völker gebrauchen: 'Wir besitzen Bücher über die Geschichte der Weltlitteratur, und sie bemühen sich, der ganzen Litteraturwelt gerecht zu werden.' Die Interpretation, die Meyer von Goethes Begriff giebt, trifft jedoch auch nicht das Rechte. Der Umstand, dafs Goethe von etwas noch zu Erhoffendem spricht, führt Meyer zu der Ansicht, dafs er an 'die allmähliche Entwicklung eines neuen historischen Phänomens' denke. 'Aus den getrennten Tendenzen der verschiedenen Volksindividualitäten, die in beständiger Gärung sich neben- und gegeneinander bewegen, krystallisiert sich . . . allmählich eine neue Tendenz, ein Ganzes von neuer Art . . .'. Betz hat diese Auffassung Meyers, wie ich glaube mit Recht, bekämpft; Goethe verstehe unter Weltlitteratur nur ein gegenseitiges Kennen- und Achtenlernen, das 'Hineinblicken' in die anderen Litteraturen u. s. w. Diese Darlegung von Betz erscheint unanfechtbar, sie verbindet sich jedoch mit

---

[1] Goethes Aussprüche finden sich in der Hempelschen Ausgabe Bd. 29, S. 696—97, 672—74, 674—78, 776—77; dazu kommt ein Ausspruch in den 'Sprüchen in Prosa', ebenda Bd. 19, S. 112; endlich ist zu berücksichtigen das Gedicht, welches in den meisten Ausgaben die Überschrift 'Weltlitteratur' trägt, die jedoch zuerst 1840 eingesetzt worden ist und in der Weim. Ausg. (Bd. 4, S. 133) fehlt.

anderen Ausdrücken und Gedanken, die um so mehr zur Sprache kommen sollten, als sie, wie es scheint, allgemein gebilligt werden. Betz erläutert nämlich den Begriff 'Weltlitteratur' auch durch 'Wechselwirkung zwischen Dichtern und Völkern', versteht darunter die internationalen Beeinflussungen einer Litteratur durch die andere. Da nun Betz natürlich weiſs, daſs solche Beeinflussungen seit Jahrtausenden stattgefunden haben, und daſs sich ihrer auch Goethe ohne Frage klar bewuſst war, so fährt er fort, daſs es sich um einen litterarischen Weltverkehr handle, 'der sich spontaner, bewuſster, heilbringender und aufgeklärter gestaltet als der früherer Perioden'. Auf diese Weise wird die Identität von Weltlitteratur und internationaler Litteratur wieder hergestellt, und wenn ich Betz richtig verstehe, so macht er zwischen beiden nirgends einen qualitativen, sondern nur einen quantitativen Unterschied.

Da nun Goethe eine so uralte Sache wie internationale litterarische Beeinflussung unmöglich als etwas erst sich Einleitendes, von der Zukunft zu Erhoffendes bezeichnet haben kann, so muſs er bei dem Worte 'Weltlitteratur' zweifellos an etwas anderes gedacht haben. Was er sagt, ist sehr einfach. Er spricht weder von einer Litteratur neuen Charakters, noch von internationalen Wechselwirkungen der Litteratur, sondern lediglich von der Ausdehnung des litterarischen Interesses über die nationalen Grenzen hinaus, von einer Erweiterung des litterarischen Absatzgebietes. Während früher nur die einzelne Nation auf die litterarischen Erzeugnisse eines Landes achtete, schenkt ihnen jetzt die ganze gebildete Welt ihre Teilnahme. Goethe weist hin auf die 'gegenwärtige höchst bewegte Epoche und durchaus erleichterte Kommunikation'; mit Dank und Freude begrüſst er die ausländischen Zeitschriften, welche diesen Verkehr vermitteln. Er spricht nicht von Eigenschaften der Werke, nicht von Einflüssen, die sie ausüben; sondern von den Schicksalen, die sie erfahren. Die neue Litteratur hat ein günstigeres Schicksal als die früherer Jahrhunderte.

Man hat längst erkannt, daſs Weltlitteratur und Nationallitteratur keine Gegensätze bilden; alle Werke, so sagt man in der Regel, gehören der Nationallitteratur an, die besseren gehören zu dem Schatz der Weltlitteratur und wirken hier fort. Auch

das ist schwerlich Goethes Meinung; die Frage nach der Fortwirkung steht für ihn im Hintergrunde, er will nur betonen, daſs der internationale Markt geöffnet ist. Während wir bei dem Begriff Nationallitteratur daran denken, daſs alle Autoren, von denen gesprochen wird, ein und derselben Nation angehören, handelt es sich bei dem Begriff 'Weltlitteratur' nur um das Aufnahmegebiet der Werke.

Litterarische Bezeichnungen, bei denen der Gesichtspunkt der Aufnahme, des Schicksals der Werke maſsgebend ist, sind nicht häufig; in der Regel hängt die Namengebung von anderen Gesichtspunkten ab: von dem Inhalt und Charakter des Werkes und seiner Teile oder von den Eigenschaften des Verfassers. Noch ein litterarischer Begriff ist mir bekannt, der ebenfalls nicht auf den Charakter des Werkes, sondern auf dessen Aufnahme hinweist: das ist der Begriff des Volksliedes. Das Volkslied ist kein Lied, welches vom Volke gedichtet wird, denn es giebt kein dichtendes Volk, sondern es ist ein Lied, welches im Volke gesungen wird; daſs dieses Schicksal in der Regel nur Lieder bestimmten Charakters erfahren, ist eine sekundäre Frage, die uns hier nichts angeht; die Verfasserfrage, so interessant sie sein mag, wird durch den Begriff 'Volkslied' nicht berührt. So verschieden sonst die Begriffe Weltlitteratur und Volkslied sind, so ist doch der Gesichtspunkt, der bei der Schöpfung des Namens maſsgebend war, übereinstimmend.

Wenn Goethe nicht an internationale Rückwirkungen der litterarischen Erzeugnisse, sondern nur an deren erweitertes Absatzgebiet denkt und von einer Erscheinung spricht, die sich erst anbahne, so ist es klar, daſs er auch die Einflüsse von Werken der Vergangenheit nicht mit in Betracht zieht. Er spricht von der Gegenwart. Die Einwirkungen der Produktion eines Landes auf die eines anderen, diese uralte Erscheinung, werden durch den gesteigerten Absatz, wovon der Begriff 'Weltlitteratur' spricht, ebenfalls vermehrt werden, aber sie sind nicht gleichbedeutend mit der Weltlitteratur.

Bei Goethes Fassung des fraglichen Begriffs muſste es ihm selbstverständlich ganz fern liegen, durch ihn ein Werturteil ausdrücken zu wollen. Wenn eine neue Verkehrsstraſse eröffnet wird, so werden dadurch die Waren nicht besser. Rechnet Richard

M. Meyer seinerseits zur Weltlitteratur dasjenige, was dauernden Wert und dauernde Geltung besitzt, so weist er auf einen Gesichtspunkt hin, der bei Goethe keine Rolle spielt; Meyer verschweigt das nicht. Viel mehr berührt sich Georg Brandes mit Goethes Meinung, indem er darlegt, dafs Weltruf keineswegs für die Bedeutung der Werke spreche; sehr bemerkenswert ist dabei seine weitere Darlegung, dafs die Spekulation auf ein internationales Publikum dem Schrifsteller leicht schaden könne (Zola). Goethe schreibt (Bd. 29, S. 674): 'Was der Menge zusagt, wird sich grenzenlos ausbreiten und, wie wir jetzt schon sehen, sich in allen Zonen und Gegenden empfehlen.' Aber er fügt doch hinzu: 'Diejenigen ..., die sich dem Höheren und dem höher Fruchtbaren gewidmet haben, werden sich geschwinder und näher kennen lernen'; allerdings weifs er: 'Die Ernsten müssen ... eine stille, fast gedrückte Kirche bilden, da es vergebens wäre, der breiten Tagesflut sich entgegenzusetzen.' Er erkennt also recht gut, dafs die Erleichterung des litterarischen Verkehrs den oberflächlichen Schriftstellern noch mehr zu statten kommen werde als den grofsen Geistern; genug, wenn auch diese durch die Neuerung Vorteil erfahren. Im ganzen, so führt er aus, mufs die Erweiterung des Publikums jeder Nationallitteratur nützlich sein: der ausländische Betrachter 'schlichtet ... gewissermafsen den Konflikt, der innerhalb der Litteratur irgend eines Volkes unvermeidlich ist' (S. 778); 'Eine jede Litteratur ennuyiert sich zuletzt in sich selbst, wenn sie nicht durch fremde Teilnahme wieder aufgefrischt wird' (S. 673); 'Es kann gar nicht schaden, wenn man uns einmal über uns selbst denken macht' (S. 677).

Goethe hebt hervor, dafs den Deutschen in der allgemeinen Weltlitteratur, die sich bilde, eine ehrenvolle Rolle vorbehalten sei: 'Alle Nationen schauen sich nach uns um; sie loben, sie tadlen, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entstellen, verstehen oder mifsverstehen uns, eröffnen oder verschliefsen ihre Herzen: dies alles müssen wir gleichmütig aufnehmen, indem uns das Ganze von grofsem Wert ist' (S. 696 f.). 'Wir haben im litterarischen Sinne sehr viel vor andern Nationen voraus; sie werden uns immer mehr schätzen lernen, und wäre es auch nur, dafs sie von uns borgten ohne Dank und uns benutzten ohne Anerkennung' (S. 697). Hiernach sollte man annehmen,

Goethe meine, dafs der Deutsche durch diese Steigerung des litterarischen Verkehrs viel gewinnen werde. In den 'Sprüchen in Prosa' heifst es jedoch (Hempelsche Ausg. Bd. 19, S. 112): 'Jetzt, da sich eine Weltlitteratur einleitet, hat, genau besehen, der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohl thun, dieser Warnung nachzudenken.' Die Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs liegt darin, dafs Goethe befürchtet, die tiefsinnigen deutschen Dichter würden auf dem internationalen Litteraturmarkt hinter Schriftstellern, die der Menge huldigen, zurücktreten; während die Deutschen, wenn sie nur ihre Nationallitteratur kennten, den Idealen ihrer grofsen Führer eher treu bleiben würden, werden sie sich jetzt durch die mehr bestechende, aber innerlich wertlosere Litteratur des Auslandes auf andere Bahnen leiten lassen. Andererseits wird aber der hohe innere Wert der deutschen Litteratur, den nur ein kleiner Teil des Publikums zu würdigen vermag, auch im Ausland bewundert werden, und insofern bleibt den Deutschen in der Weltlitteratur eine ehrenvolle Rolle vorbehalten.

Scheinen auf diese Weise sämtliche Äufserungen, die Goethe in dieser Sache hat fallen lassen, sich leicht zu einem Ganzen zu runden, so entsteht jedoch eine nicht geringe Schwierigkeit, sobald man das Gedicht 'Wie David königlich zur Harfe sang' (Hempel Bd. 3, S. 58; Weim. Ausg. Bd. 4, S. 133) mit heranzieht. Es hat mit Weltlitteratur gar nichts zu thun und giebt nur dem Herder-Goetheschen Gedanken Ausdruck, dafs die Litteratur eine allgemeine Völkergabe sei, die unter jedem Himmel gedeihe, und dafs man bei der Fahrt in die litterarischen Gebiete anderer Nationen überall Erscheinungen antreffe, die unser Herz erfreuen und erheben. So mufs denn das Gedicht, das erst seit 1840 die irreführende Aufschrift 'Weltlitteratur' trägt, aus unserer Betrachtung ausgeschieden werden.

Müssen wir Weltlitteratur und internationale Litteraturströmungen scharf voneinander scheiden, so besitzt weiterhin der Begriff der vergleichenden Litteraturgeschichte einen Inhalt, der sich logisch mit keinem jener beiden verbinden läfst: der Begriff Weltlitteratur bezeichnet die besonders weite Verbreitung der litterarischen Güter, der Begriff internationale Litteratur weist auf eine Thatsache des Inhalts einer ganzen Gruppe

von Werken hin, unter vergleichender Litteraturgeschichte verstehen wir aber weder das eine noch das andere, sondern vielmehr eine Methode des litterarhistorischen Betriebs. Werden trotzdem alle drei Ausdrücke häufig als gleichbedeutend gebraucht, so erklärt sich dies nicht allein durch die mangelhafte Schärfe der Begriffsfassung, an der unsere Wissenschaft leidet, sondern vor allem durch den Umstand, daſs man meist annimmt, die vergleichende Methode finde erst bei der Ermittelung und Darstellung der internationalen Litteraturströmungen Anwendung. Wäre die Methode ausschlieſslich an diesen einen Gegenstand geknüpft, so wäre die Vermengung beider Ausdrücke begreiflich. Aber so allgemein die Ansicht verbreitet zu sein scheint, daſs vergleichende Litteraturgeschichte so viel wie internationale Litteraturgeschichte bedeute, so erblicke ich in ihr doch einen schweren Irrtum.

Worin besteht die vergleichende Methode? Darin, daſs wir ein Dichtwerk, das Ganze und seine Teile, den Stoff, dessen Gestaltung und die gesamte Auffassung des Dichters nicht isoliert betrachten, sondern dies alles, was sich an der einzelnen Erscheinung unterscheiden läſst, mit anderen, ähnlichen, meist zeitlich und räumlich nahe stehenden Erscheinungen vergleichen und in Beziehung setzen und so durch Aufdeckung der Übereinstimmungen und Unterschiede die groſse Strömung des litterarischen Lebens erfassen.

Den Gegensatz zu dieser Methode bildet diejenige, welche von der Vergleichung mehrerer Werke absieht und jedes einzelne Erzeugnis für sich behandelt. Vor allem die Untersuchungen über die Entstehung der Werke, die Quellen und Lebensanlässe, welche die Conception ermöglichten und die Ausgestaltung im einzelnen bestimmten, sind hier zu behandeln; dazu kommt die Interpretation des Ganzen und der Teile, ferner die höhere philologische Kritik, welche die Widersprüche und Einschiebsel aufdeckt, auf Grund solcher Untersuchungen oft über die Zeit der Entstehung des ganzen Werkes oder einzelner Partien wertvolle Einsichten gewinnen läſst und unter Umständen auch die herrschenden Annahmen über den Namen des Verfassers berichtigt. Diese auf die Erklärung des einzelnen Werkes gerichtete Methode mag hier die philologische Methode genannt werden.

Thatsächlich wird freilich auch diese Arbeit nicht ganz ohne die Vergleichung mit anderen Dichtungen verrichtet werden können: die Entstehungsgeschichte wird oft auf Anregungen hinzuweisen haben, die der betreffende Dichter durch andere, meist räumlich und zeitlich nahestehende Werke gewonnen hat. In der Ausführung einzelner Abschnitte lassen sich bestimmte Vorbilder erkennen, ebenso verraten Versbau und Sprachstil bestimmte Muster u. s. w. Die Aufdeckung solcher Ähnlichkeiten erfolgt ebenfalls durch die Vergleichung. Aber das Ziel solcher Vergleichungen ist ein anderes als bei der eigentlichen vergleichenden Methode. Diese will die Verbindungsfäden von Werk zu Werk hinüberziehen und hierdurch die grofse historische Entwickelung erschliefsen; die philologische Methode dagegen, in dem Sinne, wie der Ausdruck hier gemeint ist, behält immer das einzelne Werk im Auge. Sie wird vieles heranziehen, was für die grofse Entwickelung ohne Belang ist, und vieles beiseite lassen, was für diese von höchster Bedeutung ist. Wenn z. B. Grillparzers 'Ahnfrau' sich an einen wertlosen Schauerroman angeschlossen hat, so ist das für den Platz, den dieses Werk in der Entwickelungsgeschichte des deutschen Dramas einnimmt, ohne Bedeutung. Andererseits wird die Thatsache, dafs einem Werke andere Werke ähnlichen Charakters zur Seite stehen, und dafs es sich in einen bestimmten historischen Zusammenhang einordnet, bei der Entstehungsgeschichte und Interpretation des einzelnen Werkes, auf deren Darlegung die 'philologische Methode' ausgeht, zunächst ausgeschaltet werden dürfen, ohne dafs etwas Wesentliches versäumt wird. Werke ersten Ranges, wie 'Faust' und 'Hamlet', vertragen am ehesten eine solche isolierende Betrachtung. A b s c h l i e f s e n d ist aber immer nur die Verbindung der philologischen mit der vergleichenden Methode.

Besteht nun die vergleichende Methode in derjenigen Art der Betrachtung, welche die innere Zusammengehörigkeit einer Anzahl von Werken aufdeckt, die Fäden herüber und hinüber spinnt, die grofse Entwickelung darstellt, so ist schlechterdings nicht abzusehen, mit welchem Rechte sie nur dort hervortreten soll, wo die internationalen Litteraturströmungen aufgedeckt werden. Ein jeder Historiker der Nationallitteratur bedient sich ihrer auf Schritt und Tritt und genau in derselben Weise.

Es ist methodisch ganz gleichgültig, ob wir den Einfluſs von Gryphius auf Lohenstein, von Schiller auf Theodor Körner, von Goethe auf Tieck, Gottfried Keller u. s. w. feststellen oder denjenigen von Calderon, Shakespeare, Racine und Byron auf irgend welche Erscheinungen der deutschen Dichtung. Dasselbe gilt von der Betrachtung groſser Litteraturströmungen. Ob wir den Einfluſs der Renaissancebestrebungen nur in der deutschen oder in der gesamten europäischen Litteratur ermitteln, ist hinsichtlich der Methode gleichgültig, wenn es auch viel lehrreicher und fesselnder ist, das gröſsere Gebiet zu durcheilen. Die vergleichende Methode hat also mit der Forderung, statt oder neben der Geschichte der Nationallitteratur die internationale Litteratur zu pflegen, nichts zu thun. Nebenbei sei bemerkt, was schon Daffis betont, aber auch Betz nicht leugnet, daſs die deutsche Litteraturforschung, obwohl wir keine akademischen Lehrstühle für internationale Litteraturgeschichte haben, dieser gleichwohl vielfältigen Anteil geschenkt hat.

Der falsche Ausdruck vergleichende Litteraturgeschichte für internationale Litteraturgeschichte ist von Betz und anderen dazu benutzt worden, um die Notwendigkeit neuer Lehrstühle durch die Parallele der vergleichenden Sprachwissenschaft annehmbar zu machen. Aber die vergleichende Sprachwissenschaft muſs natürlich die Sprachen verschiedener Nationen vergleichen, oder sie hat überhaupt so gut wie nichts zu vergleichen. Jede Sprache bildet ein geschlossenes einheitliches Ganze, jede Litteratur besteht dagegen aus einer unbegrenzten Anzahl von einzelnen Werken, die einzeln oder gruppenweise mit anderen, sei es derselben oder einer anderen Nation, in Beziehung gesetzt werden können. Der Gewinn, der aus der vergleichenden Betrachtung der Sprachen einerseits und der internationalen Litteraturströmungen andererseits gezogen werden kann, ist auſserdem ganz verschieden. Bei jener handelt es sich um die Erkenntnis von Entwickelungsprodukten, die auf ein und denselben Ursprung zurückweisen; durch die vergleichende Betrachtung der Sprachdenkmäler der historischen Zeit erschlieſst die Forschung auch die vorgeschichtlichen oder nichtgeschichtlichen Sprachstufen, und erst von diesen aus kann sie die Entwickelung der einzelnen Sprachen ganz überblicken und verständnisvoll würdigen. Es

liegt auf der Hand, dafs die Litteraturwissenschaft niemals einen ebenso bedeutenden Gewinn durch eine über die nationalen Grenzen hinausgreifende vergleichende Betrachtung erzielen kann, denn der Gegenstand ihrer Arbeit ist nicht, wie die Sprache, ein einheitliches Erzeugnis des Gesamtbewufstseins einer menschlichen Gemeinschaft, sondern er besteht aus einer unendlichen Anzahl von individuellen Äufserungen der einzelnen. Liefs sich also schon voraussagen, dafs internationale Litteraturgeschichte, wenn sie nur mit Unrecht als vergleichende Litteraturgeschichte bezeichnet werden kann, mit der vergleichenden Sprachwissenschaft nichts gemein haben würde, so wird diese Voraussetzung durch einen Blick auf die konkreten Fragen hüben und drüben vollends erwiesen. Die Forderung, deshalb, weil die vergleichende Sprachwissenschaft sich glänzend bewährt habe und im akademischen Unterricht eine wichtige Rolle spiele, nun auch Lehrstühle für vergleichende, in Wahrheit internationale Litteraturgeschichte zu schaffen, fällt damit in sich zusammen.

Nur auf einem sehr engen Gebiet der Litteraturwissenschaft wird eine Arbeit erfordert, die derjenigen der vergleichenden Sprachwissenschaft parallel geht. Die Volksüberlieferungen alter Zeit, Mythus, Sage, Volksmärchen und -fabel, weisen wahrscheinlich zum Teil auf eine Kulturperiode zurück, welche der Trennung der grofsen Völkerstämme vorausging: aus der Vergleichung der historischen Erscheinungen lassen sich Mutmafsungen über die vorhistorischen anstellen. Aber auch dort, wo kein gemeinschaftlicher Ursprung von derartigen Gebilden der schaffenden Phantasie verschiedener Völker angenommen werden kann, ist eine Vergleichung der internationalen Erscheinungen am Platze, denn diese Gebilde sind ebenso wie die Sprache einheitliche Erzeugnisse der Gemeinschaft, des Gesamtbewufstseins eines Volkes, nicht aber willkürliche Schöpfungen einzelner. Die innerhalb einer Volksgemeinschaft verbreiteten Mythen und Sagen sind nicht von einzelnen geschaffen und werden von ihnen nicht absichtlich verändert. Sollen derartige Erscheinungen des Gesamtbewufstseins überhaupt Gegenstand der Vergleichung werden, so müssen sie also mit ähnlichen Gebilden eines anderen Gesamtbewufstseins, eines anderen Volkes in Beziehung gebracht werden. Diesem Sachverhalt entsprechend sind daher auch diese Schöpfungen

der Urzeit meist von den Vertretern der vergleichenden Sprachwissenschaft mit in den Kreis ihrer Studien gezogen worden.

Sobald jedoch individuelle Urheber der litterarischen Erzeugnisse in Betracht kommen, und das ist für die eigentliche Litteraturgeschichte die Regel, so wird die Methode der Vergleichung auf Erscheinungen einer Nation in ganz derselben Weise angewendet wie auf solche verschiedener Nationen.

Was Betz und zahlreiche andere unter dem Namen der vergleichenden Litteraturgeschichte der Beachtung empfehlen, erschliefst uns also keine neue Methode, sondern bedeutet lediglich eine neue Abgrenzung, eine Erweiterung unseres Arbeitsgebietes. Wer würde so einseitig sein, die nicht unerheblichen Vorteile zu verkennen, die durch eine derartige grofse Übersicht über ein weites Feld gewonnen werden? Es ist wertvoll und fesselnd, die Entwickelung einer litterarischen Richtung von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende durch alle Länder hindurch zu verfolgen. Viele Einzelheiten werden in ein helleres Licht gerückt werden, wenn man den Zusammenhang, in welchen sie sich einordnen, ganz überschaut. Tritt die Disciplin, um die es sich handelt, nicht mit dem Anspruch hervor, eine neue Methode darzubieten, und beschränkt sie sich darauf, diese grofsen Strömungen zu ermitteln, so wird sie wohl auf keiner Seite irgend welchem Widerspruch begegnen.

Etwas anderes ist es mit der von Betz an letzter Stelle genannten Forderung der ‘synthetischen Darstellungen der Litteraturepochen’. Es ist zweifellos, dafs viele Erscheinungen lediglich nationale oder sogar individuelle Bedeutung besitzen und nichts dadurch gewinnen, dafs man sie in jenen riesigen Zusammenhang der Litteratur einer Epoche einordnet. Sie erhalten ihr Licht durch sich selbst und nicht durch die benachbarten Erscheinungen. Bei jener synthetischen Darstellung der Epochen wird man nun häufig veranlafst sein, ganz verschiedene Richtungen der Litteratur, die nebeneinander herlaufen, nacheinander zu behandeln. Schon bei der Geschichte der Nationallitteraturen ist man dazu genötigt. Wenn etwa in einem gewissen Zeitalter der deutschen Litteratur klassicistische, romantische und jungdeutsche Bestrebungen nebeneinander hergehen, so wird man genötigt sein, eine jede von ihnen für sich zu behandeln, oder man wird Er-

scheinungen, die nichts miteinander zu thun haben, durcheinander werfen. Sobald nun die litterarhistorische Darstellung über die nationalen Grenzen hinausgreift, wird sich dieser Übelstand zweifellos noch erheblich vermehren: es werden eine ganze Reihe von Richtungen, die zeitlich nebeneinander herlaufen, nacheinander betrachtet werden müssen; der Gegenstand wird so riesengrofs, dafs die Übersicht über das Ganze nicht mehr leicht ist. Jedesfalls ist der Nutzen der Zusammenfassung nicht einzusehen, wenn die zeitlich nebeneinander laufenden Erscheinungen keine innere Berührung aufweisen. Aber sei's drum. Wie häufig sind jedoch derartige Litteraturepochen so gewaltig, dafs sie der einzelne kaum mehr gründlich und in allen Teilen erforschen kann! Kurz, die 'synthetischen Darstellungen der Litteraturepochen' sind nicht einwandfrei und nicht entfernt so gewinnbringend wie die Darstellung der durch eine internationale Tendenz beherrschten, miteinander zusammenhängenden Erscheinungen, die wir in den grofsen 'Strömungen' beobachten. Die 'Harmonie der scheinbar so verschiedenen nationalen litterarischen Accorde' dürfte daher leicht in eine grelle Disharmonie ausarten.

Weiter als Betz geht Eugen Kühnemann, der eine philosophische Betrachtung grofser Litteraturgebiete empfiehlt, in der Art, wie dies Herder in einigen Schriften durchgeführt hat. Gewifs eine interessante Ergänzung der eigentlichen Litteraturgeschichte, aber wie sie nur von ebenso genialen wie kenntnisreichen Männern ausgeführt werden könnte, so ist sie auch nicht zu jeder Zeit gleich willkommen. Unsere Zeit wäre solcher Arbeit nicht günstig. Es könnte sie auch wohl keiner der Lebenden in erspriefslicher Weise verrichten. Wenn Kühnemann diese von ihm empfohlene Betrachtungsweise, die man 'Litteraturphilosophie' nennen könnte, als die der 'weltlitterarischen' Methode bezeichnet, so entfernt er sich bei der Fassung des Begriffs 'Weltlitteratur' weiter als alle anderen Forscher von derjenigen Goethes.

Die vergleichende internationale Litteraturgeschichte wird überall dort am Platze sein, wo es etwas Wesentliches zu vergleichen giebt, wo neben den Unterschieden auch bedeutende Übereinstimmungen aufzudecken sind. Daher wird die Vergleichung vor allem noch in zwei Fällen wirksam ihres Amtes walten: bei der Stoffgeschichte und bei der Poetik. Unsere Ein-

sicht wird vermehrt, wenn wir bei der Erörterung eines Werkes auch alle diejenigen Werke mit in den Kreis der Betrachtung ziehen, in denen derselbe Stoff gestaltet worden ist. Der eine Dichter hat diese, der andere jene Seite besonders glücklich herausgearbeitet; die Vergleichung läfst uns das Mafs der Kraft und die Art der individuellen Begabung eines jeden klar überschauen.

Ebenso mufs sich natürlich die Poetik der gleichen Methode bedienen, wenn sie überhaupt zu erspriefslichen Ergebnissen gelangen soll. Aber selbstverständlich liegt hier der Fall doch wesentlich anders als bei der Vergleichung von Erzeugnissen der schönen Litteratur. Bei diesen ist die Vergleichung Selbstzweck, wir wollen nur die Wechselwirkungen, die Übereinstimmungen und Unterschiede, feststellen; bei der Vergleichung der poetischen Theorien schwebt uns dagegen das Ziel vor, durch die Heranziehung der verschiedenen Ansichten unsere eigene Erkenntnis der Sache zu berichtigen und zu bereichern. Die Vergleichung ist also nicht Selbstzweck; sie ist es höchstens für den Historiker der Litteratur, nicht für den Verfasser einer Poetik.

Die vergleichende Poetik wird jedoch nicht nur die Ansichten der Theoretiker heranzuziehen haben, sondern auch Meisterwerke derselben Gattung aus verschiedenen Perioden der Litteraturgeschichte aneinander abmessen müssen; auf diese Weise wird der Charakter der betreffenden Gattung schärfer erkannt. Besonders Kühnemann weist in der erwähnten Kritik auf dieses Verfahren nachdrücklich hin, indem er zum Beispiel verlangt, dafs man die Dramen von Sophokles, Calderon, Shakespeare, Schiller nebeneinander stellen solle, um auf diese Weise die charakteristischen Typen der dramatischen Kunst zu ermitteln. Wenn diese Methode der Betrachtung auch nicht neu ist, so verdient sie doch immer aufs neue beherzigt zu werden.

Nach all dem Gesagten brauche ich mich schwerlich gegen den Einwand ausdrücklich zu verwahren, dafs ich die internationale vergleichende Litteraturgeschichte gering schätzte. Ich schlage ihren Gewinn vielmehr sehr hoch an. Ich weifs auch den Gedanken zu würdigen, den besonders Joseph Texte hervorgehoben hat, dafs durch solche Zusammenstellung der Litteraturen verschiedener Völker nicht nur die Übereinstimmungen, sondern auch

die Unterschiede, die nationalen Eigentümlichkeiten, in ein helleres Licht gesetzt werden; das gehört ja zum Wesen jeder richtig ausgeführten Vergleichung. Auf der anderen Seite kann nicht übersehen werden, dafs die Dichtung eines jeden Landes ein einheitliches Ganze bildet, in welchem gewisse Züge des Nationalcharakters zum Ausdruck gelangen, die derjenige nicht genügend zu überschauen vermag, der nur einen Teil dieser Nationallitteratur durchforscht hat. Dieses letztere ist aber selbstverständlich: dafs man nur eine begrenzte Periode, sagen wir etwa das 17., 18. und 19. Jahrhundert, behandeln kann, wenn man die Litteraturgeschichte mehrerer Völker zusammenfassen will. Die starken Einwirkungen der mittelalterlichen deutschen Litteratur auf die Dichtung des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts würde z. B. ein solcher Historiker der internationalen Litteratur der Neuzeit, der die mittelalterliche Litteratur wenig kennt, nicht zu würdigen vermögen. So stehen den Vorteilen der internationalen Litteraturgeschichte auch manche Nachteile gegenüber.

Endlich aber mufs noch ein Bedenken geltend gemacht werden. Wem die Darstellung der grofsen internationalen Strömungen der Litteratur als alleiniges Ziel vor Augen schwebt, der wird den Aufgaben, welche die 'philologische Methode' an uns stellt, keinen oder nur geringen Anteil schenken. In der entschiedenen Hochhaltung der philologischen Methode liegt aber die Kraft und das Ansehen unserer jungen Wissenschaft. Es sind erst wenige Jahrzehnte vergangen, seitdem man uns in Gelehrtenkreisen für voll nimmt. Man mag über die Leistungen Wilhelm Scherers im einzelnen verschieden denken, das wollen wir ihm aber nicht vergessen, dafs wir seiner starken Autorität neben derjenigen einiger anderen Gelehrten die Stellung verdanken, deren wir uns jetzt erfreuen. Diesen Erfolg hat er vor allem dadurch errungen, dafs er die philologische Methode so gründlich durchbildete. Wir dürfen und müssen unsere Wissenschaft weiter ausbauen und ihre Gesichtspunkte bereichern, aber wir dürfen uns nicht von der Grundlage entfernen, auf der sie errichtet worden ist. Es mag sein, und ich selbst teile diese Überzeugung, dafs andere Völker, namentlich die Franzosen, in manchen Beziehungen auf dem Gebiete der Litteraturforschung Bedeutenderes geleistet haben als die Deutschen; aber in der

Handhabung der philologischen Methode liegt unsere Stärke, und die anderen Nationen, namentlich wieder die Franzosen, haben in dieser Beziehung in der letzten Zeit viel von der deutschen Wissenschaft gelernt. Träte die vergleichende Betrachtung der internationalen Strömungen allzusehr in den Vordergrund, so würde uns leicht das viele Gute, das wir der 'philologischen Methode' verdanken, verloren gehen. Wenn im akademischen Betrieb die Forschung auch fernerhin auf die Pflege der Nationallitteraturen beschränkt bleibt, so ist der Gewinn der letzten Jahrzehnte auch für die Zukunft wohl ziemlich gesichert; der vergleichenden Methode bedienen wir uns dabei ja alle, und auch der Berücksichtigung der internationalen Beziehungen steht nicht das geringste im Wege. Sollten zur besonderen Pflege dieser letzteren neben den Lehrstühlen für die Nationallitteraturen neue Lehrstühle geschaffen werden, so möge man sie doch nicht, wie das in Amerika und Frankreich der Fall ist, mit dem irreführenden Namen der vergleichenden Litteraturgeschichte bedenken. Weltlitteratur, internationale Litteraturgeschichte und vergleichende Methode sind Dinge, die streng voneinander geschieden werden müssen, und so möge es nützlich erscheinen, den Inhalt dieser Begriffe und die Bedeutung der Sache erneuter Erwägung empfohlen zu haben.

Leipzig. Ernst Elster.

Weitere Beiträge zur englischen Lyrik
des 15. und 16. Jahrhunderts.

Es erfolgt hier eine Veröffentlichung mehrerer Lieder, die meist einzeln in verschiedenen Handschriften des Britischen Museums verborgen gelegen haben.

Sloane Mss. 2593.

Das Ms. gehört nach Wright dem 15. Jahrhundert an und ist voll Marien- und Weihnachtslieder, mit einigen weltlichen Gesängen vermischt. Zwanzig Nummern dieser Sammlung sind bereits 1836 von Th. Wright herausgegeben worden: Songs and carols printed from a ms. in the Sloane collection; fünf Lieder der Hs. sind in Wrights Reliquiae antiquae II 165—7 abgedruckt; fünf weitere Lieder hat Ritson 1790 in seine Ancient songs aufgenommen (Go bet peny — Wolcum ȝol þu mery man — Seynt Steuene was a clerk — Robynn lyth in grene wode bowndyn — Syng we now al and sum). 1847 veröffentlichte Wright eine weitere Sammlung: Songs and carols now first printed from a ms. of the 15th century (Percy Society, vol. 23). In dieser letzteren Handschrift, die zu Wrights Privatbesitz gehörte, befanden sich sieben Lieder, die auch in Sloane 2593 enthalten waren (zwei andere Nummern finden sich später wieder in Add. 5665). Wrights Handschrift enthielt auf alle Fälle eine Sammlung von einst ziemlich stark verbreiteten Liedern. — Hier folgen zwei Beispiele von im volkstümlichen Tone gehaltenen Weihnachtsliedern aus Sloane 2593.

4b: Eya (jħc =) Jesus hodie natus est de virgine
Blyssid be þ*at* mayde mary
born he was of here body

godic sone þ*at* syttit on hey
no*n* ex uirili semine. 4
In a manjor of an as
(jhū =) Jesu lay *and* lullyd was
harde peynis for to pas
p*ro* peccante homine 8
kynges comy*n* fro dyuerse londe
w*ith* grete zyftes in here honde
In bedlem þe child þey fonde
stella ducte lumi*n*e 12
Man *and* chyld boþe old *and* ying
now in his blysful comyng
to þ*at* chyld mow we syng
gl*ori*a ti*bi* d*omi*ne 16
Nowel nowel in þis halle
make merye I prey zou alle
on to þ*at* chyld may we calle
vllo sine crimine. 20

32a: lullay my*n* lyking my dere sone my swytyng
lullay my dere harte my owyn dere derlyng
I saw a fayr maydy*n* sytty*n* *and* synge
she lullyd a lytyl chyld, a swete lordyng 4
lullay
þ*at* eche lord is þ*at* þ*at* made alle þinge
of alle lordis he is lord of alle Kynges Kyng
þ*er* was mekyl melody at þ*at* chyldes berthe
32b: alle þo wern in heuene blys þei made mekyl me*r*þe 8
Angel bryȝt þei song þ*at* nyȝt *and* seydy*n* to þ*at* chyld
Blyssid be þou *and* so be sche þ*at* is boþe meke *and* myld
Prey we now to þ*at* chylde *and* to his mode*r* dere
Grawnt he*m* his blyssyng þ*at* now maky*n* chere. 12

Hier zwei weltliche Lieder:

5b: Now go gyle gyle gyle now go gile gyle go
Gyle *and* gold to gedir are met
couetyse be hy*m* is set
now haȝt gyle leyd his net
to gyle boþe frynd *and* fo. 4
þ*er* is non woman worȝt a schelle
but he cu*m*plete w*ith* wryt or bylle
his neybowrs for to spille
t oth*er*e me*n* to werkyn wo 8
6a: coweytise in herte is lent
ryȝt *and* reson awey is went
ma*n* bewar þou be not schent
Gyle wil þ*i* herte slo 12

Now haȝt gyle get hy*m* gre
boþe in town *and* in cete
Gyle goþ *with* gret mene
with me*n* of lawe *and* oþ*er*e mo 16
Trew þe heuene mot he wynne
gyle xal in helle brenne
he þ*at* made al ma*n*kynde
amend he*m* þ*at* mys han do. 20

33 a: As I me lend to a lend
I herd a schepp*er*de maky*n* a schowte
he gronyd *and* seyde *with* sory syghyng
A lord how gos þis word a bowte 4
It gos ful wrong ho so it wyst
a frend ho may ken fro his foo
to hom I may trewely trost
In fayth I fynde but fewe of þ*e* 8
þ*e* soþe me þinkyt if I xulde say
trewe frendes are fewe *with* outy*n* dowte
alle half frendes wo wo worth he*m* ay
a lord how gos þis word abowte 12
Alle trewe frends wo worth he*m* ay
In wel In wo in hert in þowth
It must be sor þ*at* alle me*n* say
He was neu*er*e good frend was wroþ for nowth. 16

33 b: Now wel now wo now frend now foo
now lef now þef now in now out
now cu*m* now go now to now froo
A lord how gos þis word a bowte 20
alle wykkyd tu*n*ges ay worth he*m* woo
þei are ful fayin fals talis to fynd
þei gret me þus I may not goo
— — — — — — — — 24
but god of he*m* þou take su*m* wreche
and a rest he alle be rowt
þ*at* false are *and* fayr eu*er* speke
A lord how gos þis word abowte. 28

Sloane 1212.

Die Handschrift (seculi XV.) enthält Hoccleve's De regimine principum. Zu Anfang sind zwei lyrische Gedichte:

1 a: Mercy me graunt off þat I me compleyne
to ȝow my lyfis soueraigne plesaunz
.... ese your seruaunt of the importabyl peyne
þat I suffre in your obeysaunz

And lete your femenygne natur dissolue þe cheyne
þat me bonde thorgh oo look of your eyen tweyne
(A þan) to this fyne entende shal my compleyne 7
syth yow like nozt my peynys to remedy
nor at my request to graunte me mercy.
In your s*er*uyse to deye and þat I neuer repent
ffor yow to obeye and s*er*ue entendith my best cure
tyl my life relese his ryzt with outyn forfeture 12
A lady nature what meved the
..or passand beaute in hir face to steyne
Whose herte deuoyde of mercy and pite
on me to rewe euer hath disdeyne. 16
But sith hope hath zifen me herdinesse
to lofe yow best and neuer to repent
whilis þat I lyfe with al faythfulnesse
to drede and s*er*ue þough daunger (neu*er*) assent
and her vp on knowith wele myn entent
How I haue vowed ffully in my mynde
to be your man þough I no mercy fynde 23
ffor in myn herte enprentyd is so soore
your shape your forme and eke yo*ur* gentilnes
your port your cher your goodnes moor and mor
your womanhode and eke your semelynes
your trouthe your faith and eke your kendeness
with alle vertews eche sette in his degre
ther is no lack but onely off pite 30
Your sad demenyng off wil nozt variabyl
off look benygne and rote off al plesaunz
and exemplary to all þat ben stabyl
discrete prudent off wisdom suffisaunz
a...nt of witte ground off gouernaunz
so þat I shortly shal nozt fayne
Saue vpon mercy I can nozt complayne. 37

1b: pur ma soueraigne

Myn wordly Ioy vpon me rewe
And mercyles lete me nozt pace
ffor life or deth I wyll yow sewe
þough I in yew neuer fynde grace
lete pite daunger out off your herte race
And mercy cruelte remewe
o bountevous lady semenygne off face
rewe on my peynys þat am so trewe
And shal to yow be whilys I haue space
and trewely serue and wilfully obeye 10
I am so bounde vndir your lace

I may nor will þough þat I deye
ffrom your seruyse myne herte reveye
myne soueraigne lady myne h*er*tis princesse
assure me mercy þat mow my woo redresse
Alle other vertewis (we)ryn present in place
saue pite and mercy þei were behynde
whan natur endewed hem in your face
I suppose þei wern out of mynde
It sittyth nozt mercy be putt to flyzt 20
wher pite haboundith I yow ensure
ffor mercy sewith pite be rizt
the one with oute oþ*er* may noȝt endure
Allas mysgouernaunce off youthe and freelte
the wheche euer redy all wisdom to restraigne
Hath me (pured) to my lady soueraigne
ȝet on my selfe haue I noo pite
with dedely wounde þus am I slayne
now swete flour of femynyte
Wheche may noþer fade nor stayne
fforgete me nozt to you I me complayne. 30

Sloane 3501

enthält auf dem zweitletzten Blatt lyrische Verse (Hs. c. Mitte 16. Jahrh.), die wie Prosa über die ganze Breite des Blattes hinlaufen und somit das ganze Blatt ausfüllen, wie ein bloſser Versuch, Verse zu schreiben.

52b: My loue so swyte,
(jhū =) Jesu kype
where soo eu*er* that yow be
all for yowere sake
my harte dothe schake
and sore hyte gryvys me 6
Alas for ho
I am yow fro
and may nott w*ith* yow speke
Banneschyd I am
and putt yow from
for sorow my harte wyll breke 12
where fore Adwe
my nowne harte *and* trew
tell I see yow Ig*e*ne
yf I were (an heme)
off lond*es* (fene)
off all ye schold be (m)yne 18

now good mestres
thyng yow on thys
that I ame yower lov*er* trew
Where soo ev*er* ye be
I trust ye
schall hyt neu*er* Rew 24
yf yow [to] take hede
ye schall nott nede
to fere nothyng at tall
for yn schorte sp*a*ece
be god*es* grace
ye schall be fo*r* me them all. 30

53a: Hartte be trwe and true Loue kepe
whan truloue fale hartte well wepe
whan yow thyng to A mese
thyng apone hem
thatt seng yow thy*s*. 35

Harley 541.

Ein Buch in Quarto mit vielerlei Abhandlungen; am Schlufs einige Gedichte aus der Zeit Heinrichs VI. und Eduards IV.

208b: With wofull hert *and* gret mornyng
In gret distresse *and* no lykyng
my compleynt þ*us* I make
To that birde þat is most swete
None but she my bale may bete
Nor my paynful sorow slake 6
ffor her my hert is made al blak
In sorow *and* care she doth me wrap
thus is the lyf þ*at* I lede
þe comlynes of her stature
Which passith reson *and* nature
might help me only y*n* my nede 12
Bothe here wisdom *and* womanhede
Her gentilnes *and* goodlyhede
I wot þ*er* nede no mending
Her bevtey her fayrnes
Thise bryng me yn g*re*t dist*re*sse
and welner to myn endyng. 18
Her heere is yellou as the golde
Her forhed shapyn as it shulde
wi*th* all þe feturs þ*er*about.
Her Eris bene comly *and* rounde
Her browes with bewte bene bound
wel w*er* hym þ*at* wyne he*r* mouth 24

her lovely yen of colour gray
Her rudy is like þ*e* rose yn may
wi*t*h leris white as any mylk
Her Nose is set right womanly
wi*t*h mouth *and* tethe boþe so goodly
her lippes soft as any silk. 30
Her chynne is round *and* right wel set
No man could devise it bet
þ*at* is yn erth lyvyng
Of þ*at* swettist *and* goodlyest Image
Thus shapyn is the visage
Criste geve it hir dere blessing 36
Her nek is like þe holly flour
Replete wi*t*h all swete odour
allas it make myn hert to breke
Of þis swete nek if I more say
me þink my body breke yn tway
for sorow I may no long*er* speke 42
Her pappis bene godely *and* round
her brest is boþe swete *and* sound
I know none so fayr awyght
209 a: Her sidis ben long her myddyl small
Her body is as gentill with all
her bak is set ful right 48
Her armes bene small her hondes swete
with fyngurs long wi*t*h nayles mete
All of plesure she is wrout.
All oþer feturs of her I wisse
Bene shapyn wel no þyng amysse
so fair a wight know I nout. 54
Allas my sorow now doth avaunce
ffor this garison of plesaunce
no m*er*vayl I trow þ*at* it be.
In her erthly no faute is founde
But only daunger hath her bounde
þat she shall shaw no mercye 60
But þis I wat *and* am full sure
mi sorow to her is sum plesur
And therof am I gladde
And god wolde I wold be fayn
ffor her love to suffre payn
ffor here noþing shuld make me sadde. 66
ffarwell swet hert a m sithe
ffarwel þ*e* fayrest þ*at* eu*er* was wyve
farwel co*m*liest on þ*e* grounde.
ffarwel lady farwel maistres

ffarwell causer of myn heuynes
ffarwel swetist þ*at* eu*er* I founde. 72
Crist þ*at* is of hevyne Kyng
you saue *and* kepe my lady ying
and sende yow evir all yo*r* wille
Put yow yn mynde to þink on me
þ*at* I may onys or I dye
sum of yo*u*r plesure to fulfille. 78

214a: Now ys crystmas y cu*m*
ffadyr and son to gedyr in oon
Holy goste as ye be oon
In fere A
Just god sende vs A good nw y*er* A. 5
I wolde yow synge for and I myght
Off a chylde ys fayr in syghgzt
His moder hym bar thys yndyrs nyghzt
so styll A
And as yt was hys wyll A. 10
There ca*m* III kyngs fro galylee
In to bethleem that fayr cytee
To seke hym that eu*er* shulde be
By ryghzt A
lorde and kynge and knyghzt A. 15
As they cam forth w*ith* their offryng
They met w*ith* the herode that mody kyng
— — — — — — —
thys tyde A
And thys to them he sayde A. 20
Off wens be ye yow kynges III
Off the este as ye may see
To wershyp seke hym that eu*er* shulde be
By ryght A
lorde and kynge and knyghzt A 25
Wen yow at thys chylde have be
Cu*m* home azeyne by me
Tell me the syghztes that yow have see
I p*ra*y yow A
Go yow no nodyr way A. 30
They toke her leve bothe olde and yonge
Off herode that mody kynge
They went forth w*ith* ther offrynge
By lyghzth A
By the sterre that shoone so bryghzt A. 35
Till they ca*m* in to the place
Ther cryc*t* and hys modyr was

Offryd they vp *with* grete solace
In fere A
golde and sence and myrre A. 40
  The fadyr of hevyn an awngyll down sent
(Thy to thyke) III Kynges that made p*re*sente
— — — — — — — —
thys tyde A
Thys tyde and thys to them he sayd A 45
214 b: My lorde have warnyd yow eu*er*y chone
by herode kynge yow go not home
ffor and yow do he wyll yow slone
And strye A
And hurte yow wondyrly A 50
  fforth them wente thys kynges III
Till they ca*m* home to there cuntre
glade and blyth they were all III
off the syghzte that they had see
By dene a
The cu*m*pany was clene A. 56
  Knele we now here adown
P*ray* we in good deuocion
To the kynge of grete renowne
of g*ra*ce A
In hevyn to have a place A. 61

Harley 367,

ein Buch in Folio, das zahlreiche Fragmente und vielerlei Gedichte enthält, die von Mr. John Stowes Hand geschrieben sind.

183* Can I but chuse
but refuce
all thought of mourning
now I see
thus by mee
my love returning 6
If I should not joy
when I behould
such glory shining
Sith her tyme of Joy
made me to decay
with sorrow pining 12
Silly Birds migh seem
to laugh at me
w*i*ch at day peering
with a merry voyce
sing o doo rejoyce
Themselves still cheering 18
Absence darke
thou dost marke
No cause but fearing
And like night
Turnst thy sight
All into hearing 24
(Sorriar) ... was ... loving
yet could not my hart
fro*m* his fayth dipart
One thought removing 30
For I ... shee did deserve
of all tru hartes all honner
And should have by right
All their fayth o might
Bistowd upon her. 36
From her eyis

away flyis
all wishes of Error
They have cleard
all I feard
my only mirror 42

Where I do behold myself
and see what state I am in
my love I did finde
Was all in her minde
None other came in. 15 (?)

Joy what hast thou now to doo but b(a)run mad
in the pleasure
Sorrow's growne a King
And doth learn to sing
To care no leasure 19

Weiter unten:

If Loue o seruice may obtayne you
sweet I will both Loue *and* serue you
But if nought but Gold can gayne you
(hier bricht das Gedicht ab).

Harley 7578.

Nach einer Bemerkung auf 117a wurde am 17. Februar 1717/18 dem Humfrey Wanley diese Handschrift übergeben durch James Mickleton of Grayes Inne Esqr. Sie enthält eine Sammlung von Liedern und Psalmen, die innerhalb und aufserhalb des Bistums Durham in Gebrauch waren. (Auf 82b fafst Ritson diese Bemerkung noch einmal zusammen und fügt hinzu: *in the time of queen Elizabeth, with the names of the composers; imperfect.*) Ritson hat drei dieser Lieder in seinen Ancient songs 1790 veröffentlicht (Hey downe, these women all 101a — Fyll the poott 116a — Ty the mare 110b). Die Schrift ist leider sehr undeutlich, so dafs im folgenden viele Fragezeichen angebracht werden müfsten.

85a: My lady is a prety on a prety prety prety on
My lady is a prety on as [85b:] Ever I saw 2
[85b:] She is gentyll *and* also wysse
of all other she berith the price 4
þ*at* ever I saw
my lady is etc.
To here hir syng to se her dance
she wyll þ*e* best herself advance 6
þ*at* eu*er* I saw
To se her fyngers þ*at* be so small
In my consail she passeth all 8
y*at* eu*er* I saw
my lady is etc.

86 a: Nature in her hath wonderly wroght
Crist neu*er* sych a nother bowght 10
þ*at* euer I saw
I haue sene many þ*at* have bowty
yet is ther non lyk to my lady 12
þ*at* euer I saw.
Therfor I dare this boldly say
I shall have the best *and* farest may 14
þ*at* ever I saw.
My lady is a prety on *and* prety prety prety on.

105 b: If I be wanton I wotte well why
I wold fayn tary another year 2
My wanton ware
shall walk for me
My p*re*ty wanton ware
shall walk for me.
I wyll nott spare
to play with yow
he tygh he tygh
he hyght he 10
I am a woman I may be bold
though I be lyttyll yett am I old 12
my wanton ware etc.
I am so p*re*ty myne aray
and looke so nycely every day 14
my wanton ware etc.
I may well fforbeare (?) su*m* may to fynde
of gentyll nature lovyng *and* kynde 16
my wanton ware etc.
I wyll be gentyll come when ye wyll
I know nobody wyll do me ill 18
my wanton ware etc.
I I were wedded I wold bi glade
as for the sowrows y*at* haue hade 20
my wanton ware etc.

Bei dem nun folgenden Liede müssen wir Ritsons oben erwähnte Bemerkung über die Handschrift mehr als sonst in Betracht ziehen: *imperfect*. Besonders der Anfang des Liedes scheint unverständlich, und es ist fast unmöglich, aus den sprungweise hergezählten vagen Thatsachen einen befriedigenden Zusammenhang herzustellen. Der Dichter beginnt mit einem bekannten und beliebten Eingangsvers, der auf ein lyrisches Gedicht, auf ein Liebeslied vorzubereiten geeignet wäre. Ein paar unklare Verse

lenken dann aber plötzlich über zur Beschreibung eines Marktes (Ritson, Ancient songs S. 166, stellt sich darunter Durham vor und betrachtet das Ganze als ein Loblied auf diese Stadt). Die lange Beschreibung des Marktes mit der schwerverständlichen Schilderung einer 'mare' bricht dann ab: ein Gespräch erfolgt; die Verabredung eines gewissen (aber nicht erwähnten) Planes, die Ausführung desselben, ein Streit, Verwundung der Fechtenden, dies alles sind noch Punkte, die sich zur Not begreifen liefsen; wenn dann aber 108a von einer Mahlzeit die Rede ist, von 'vaweris', die reiche Wiesen, Wälder etc. besitzen, läfst sich kaum mehr ein Sinn herausfinden. Hier schliefst die Konfusion ab, und der Sänger lenkt 109b in die zweite 'fytte' ein, in der er ein Maienfest beschreibt, in dessen Mittelpunkt der 'bayly' und 'Robynn' stehen. Von nun an wird die Erzählung etwas klarer und befriedigender. Der Dichter erwähnt ein Lied, das zu Elisabeths Zeiten verbreitet gewesen sein mufs: 'Robyn and joly Roben, lend you me the bowe'.[1] Ritson (Ancient songs 1790 S. 166) druckt aus 'Pammelia' ein Lied ab, das er für das in unserem Manuskript erwähnte hält: 'Now Robin lend to me thy bow 'For I must now a hunting With my lady goe, With my sweet lady go.'

106a: I loue walkyng
and oft musyng
all be a rewersyde
of wens byen they
I pray you say
what (crastes?) men
trust yow they be
name them now let se.
ther came *þat* tyme
and many mo 10
with marghande also
both fresh *and* (g) gay
for the morow
was the marked day
from ewery willag
ther besyde
þat markyd
tyde bullokks
fat swyne *and* shepe
106b: otes bygg, 20
both ey *and* whete
rigge gete
and copons
fat butter chese
notts scrabes *and* egge
with lekes both
grene *and* grete
cheryes from dentone
from (medusleye)
þat (tuethe) among 30
and harowes strong
spades shewlys *and* gad*es*
ryght lone
Nor (vielleicht Mor) to presune
for sell
they hawe hong the corne bell
tynkell tong tynkill tong
107a: tynkell tong ty to
tynkell tong
To (oyv) a mare

[1] Vgl. Shakespeare-Jahrbuch XXXVI, 8.

*a*nd other gere 40
O yet o yet o yet
To a gret bay mare
she is slyt in the ryght eyre
ameby monthe she came
from whyt bo(r)ne
rake towards the feeds
of kimleworth of kimleworth.
Tell vs let se
for glade wold we
where to q*uo*th he 50
I am here
107b: saye what yew wyll
yt is sanct cudbards day
yff yt so be
I hold q*uo*th he
then came peres of pelton
Jenken and daway
sade olywer
abyde abyde
and I vil bere 60
yow company
vnto þ*at* place
thus dede thay pace
fast dyde thay thryng
and sum dyde cry
alas my lege
wave wave the knyfe(s)
softe, fy for schame
make winne ge bake
108a: I trustewt that thay 70
showtyde all ther
for a fay
both sandy Jake
dyke *and* wyllye
ther browes fast bled
y*at* was no play
ther was hogge of howgton
w*ith* one showe of
and at the table
sone was he set 80
one hyght te call
he wold not let
gyfe me y*at* dyshe
w*ith* y*at* rede fyshe
for (on) tybe *and* gony
bothe lames *and* yovs
this day for the *and* me.
108b: In sywer sorite (sevete)
as I came bye
we hard cobyares crye 90
by coles by
by coles by (achtmal)
from brandan mare
and ranton also
frome feryfurth
and eke brasede
and [109a:] thes are offendon
a lytell her by syde
(þe ne) fare dynd
mastres ye pay no lese 100
ye pay no les.
they are vaweris
rych *and* of great plenty,
nott ffar from y(e)
(atte) woods medows
great *and* fayr
and holsom of ayre
in all thys realm
non such truly
A strong palis 110
A goodly (meat)
but one place
to Enter save
only w*ith* a boolt
vpon a cragge roch
it standith pleasantly
109b: Now will we go
the bayly to
y*er* of sumthyng
now for to syng 120
In lusty may
the north bayly
att Glvett
heder dyd mett
ther was dysgysyng
piping *and* dansyng
and as we cam neer
whith thus begann Robynn:
Robyn robyne
And many man 130
haith a fayr wyfe

y*a*t doth him lyttil good
Robyn robyn robyn
and joly roben lend you
me the bowe.
þrough eu*er*y strett
thus can they go
and eu*er*y man
his horn dyd blowe
tro tro tro tro 140
ro ro [110 a:] ro ro ro ro
troro tro tro tro etc.

The maydens came
When I was in my mothers bower
I hade all y*a*t I wolde
the bayly berith the bell away
the lylle the rose the rose I lay
the sylver is whit red is the golde
the robes thay lay in fold
the baylly berith the bell away 150
the lilly the rose the rose I lay
and through the glasse wyndow
shines the sone
How shuld I love *and* I so young
the bayly berith the bell [110 b:] away
(the lilly etc.)
For to report it were now tedius
we will therfor now syng no more
of þe games ioius
ryght myghty *and* famus 160
Elizabeth o*ur* quen pryncis
p*re*potent *and* eke victorius
vertuos *and* bening
lett vs pray all
to cryst Eternall
which is the hevenly Kyng
After y*er* lyff grant them
a place Eternally to syng Amen.

114 b: That of wyff men mayke worsse then swyne
now lett vs syng in prayse of wyn
which mayk the hart from care declyn
yf it be moderattly had
of mery mynde mayke su*m* stark mad
now lett vs syng in prays etc.

116 a: I may well (banne)
that I poore (nanne)
endure ne can
to lyve a mayd
Sire, I began
to love a man
a well wanton
is myne vpbrayd.

Westgate-on-Sea. Bernhard Fehr.

George Borrow.

Vor zwei Jahren ist in London ein Werk erschienen, das in mehr als einer Hinsicht unserer Beachtung würdig zu sein scheint: Life, writings and correspondence of George Borrow von William J. Knapp (2 Bände, J. Murray). Es ist die Biographie eines Mannes, der von maſsgebenden englischen Kritikern zu den bedeutendsten Prosaikern des Jahrhunderts gerechnet wird, der aber in Deutschland bisher so gut wie unbekannt geblieben ist. Dies hat seinen Grund nicht so sehr in dem Charakter seiner Werke als in dem Umstande, dass er nach dem lauten Erfolge seiner ersten Bücher ins Dunkel zurücktrat und zu wenig auf die Mehrung seines Ruhmes bedacht war. Eine zuerst kleine, dann immer wachsende Zahl von Verehrern ist ihm indessen stets treu geblieben, und zu ihnen gehört in erster Reihe der Verfasser der vorliegenden Biographie. Er hat Borrow, dessen Vorbild für die Richtung seiner Arbeiten maſsgebend gewesen ist, seit fast fünfzig Jahren einen begeisterten Kultus gewidmet; auf seinen Reisen ist er überall Borrows Spuren gefolgt, und als dieser gestorben war, hat er sich in den Besitz des gröſsten Teils seiner Bücher, seines handschriftlichen Nachlasses und seiner Korrespondenz zu setzen gewusst. Daraus ist dann die Biographie entstanden, die in Norwich, der eigentlichen Heimat Borrows, niedergeschrieben ist. Der Fleiſs und die Mühe, die Knapp an seine Arbeit gewandt hat, imponieren uns, zumal wenn wir bedenken, daſs es sich schliesslich um einen Mann handelt, der nicht im Vordergrund des Interesses steht. Wenn man nun auch nicht sagen darf, daſs der ganze Aufwand schmählich ver-

than ist, so mufs man doch bekennen, dafs das Resultat nicht ganz der eifrigen Bemühung des Autors entspricht. Wir werden zu viel mit Details aufgehalten, die nicht streng zur Sache gehören, und erfahren lange nicht genug von unseres Helden geistiger Entwickelung, seinen litterarischen Vorbildern und anderen wichtigen Dingen. Hingegen erhalten wir über viele Punkte in Borrows Leben, die dieser absichtlich im Dunkeln gelassen hat, jetzt befriedigende Aufklärung durch seinen Biographen, der uns ein kundiger Führer ist, wenn wir Borrows Lebensschicksale im einzelnen verfolgen wollen. —

George Borrows Wiege stand in East Dereham, einem Städtchen in der Grafschaft Norfolk: sein Geburtstag fällt auf den 5. Juli 1803. Sein Vater, der aus Cornwall stammte, hatte sich als junger Mensch anwerben lassen und es bis zum Hauptmann gebracht; nun war er im Osten des Landes als Werbeoffizier thätig und hatte ein Mädchen aus der Gegend geheiratet, Anne Parfrement mit Namen, deren Familie aus Frankreich eingewandert war. Den Anforderungen des Dienstes entsprechend mufste Hauptmann Borrow oft seinen Aufenthalt wechseln, was für die Erziehung seiner beiden Söhne nicht eben vorteilhaft war. George, der jüngere der beiden, scheint sehr viel sich selbst überlassen gewesen zu sein, wodurch sein angeborener Hang zur Einsamkeit befördert wurde, während er andererseits Gelegenheit fand, die Natur und das Volksleben gründlich kennen zu lernen. Schon als Knabe kommt er mit Zigeunern in Berührung und wird mit ihrer Sprache und ihren Sitten vertraut; ihnen widmet er sein ganzes Leben hindurch das lebhafteste Interesse, und in seiner litterarischen Produktion spielen sie eine höchst wichtige Rolle. Das erste Zusammentreffen mit ihnen fällt ins Jahr 1811. Von 1813—14 ist er mit den Seinigen in Edinburgh, das folgende Jahr in Norwich: an beiden Orten besucht er die Lateinschule. 1815 wird das Regiment seines Vaters nach Irland beordert und bezieht Quartiere in der kleinen Stadt Clonmel. Dieser Aufenthalt, so kurz er war, wurde für Borrow wichtig, weil hier zum erstenmal ein Interesse für fremde Sprachen bei ihm hervortrat. Er lernte von einem Mitschüler etwas Irisch, eine Sprache, auf welche damals die Engländer als auf ein barbarisches Idiom mit Verachtung herabsahen. Im folgenden Jahre kehrte die

Familie wieder nach Norwich zurück, das von nun an längere Zeit ihr ständiger Wohnort blieb. Der junge Borrow besuchte dort wieder eine Lateinschule, wo er sich aber um seine Aufgaben wenig kümmerte; dafür trieb er jetzt Französisch und Italienisch, auch etwas Spanisch, bei einem Emigranten, dem Abbé d'Esterville. Sehr viel Zeit verbrachte er bei seinen alten Freunden, den Zigeunern, die in der Nähe der Stadt zu lagern pflegten. Auch mit Pferdehändlern und Boxern von Profession verkehrte er gern, und so wundert man sich denn nicht, wenn man erfährt, dafs er, der strengen Schulzucht müde, den Versuch macht zu entfliehen. Er wird zurückgeholt und streng bestraft, aber danach ist seines Bleibens auf der Schule nicht länger: er tritt im Alter von 16 Jahren in das Bureau eines Rechtsanwaltes. Aber weit entfernt, sich diesem Berufe mit Ernst und Eifer hinzugeben, zieht er es vor, während der Bureaustunden seine Sprachstudien fortzusetzen. Sieben Sprachen kannte er schon mehr oder weniger genau: Latein, Griechisch, Irisch, Französisch, Spanisch, Italienisch, ferner den Zigeunerdialekt. Dazu kommt in diesen Jahren eine zweite Serie: Hebräisch, Arabisch, Armenisch, Kymrisch, Gälisch, Dänisch und Deutsch. Dieser Kreis hat sich später noch sehr erweitert. Die Kenntnis des Deutschen verdankt er William Taylor, einem Manne, der sich um Einführung der deutschen Litteratur in England die höchsten Verdienste erworben hat. Er beeinflufste Borrows Entwickelung nach mehr als einer Richtung; freilich war dieser Einflufs nicht durchweg günstig zu nennen. Durch den Umgang mit diesem geistreichen und belesenen Manne, der doch von Originalitätshascherei und Sucht nach Paradoxen nicht freizusprechen ist, verfiel der Jüngling einem Skepticismus, der ihn mehr als einmal dem Selbstmord nahe brachte und von dem er sich erst nach schweren inneren Kämpfen losringen konnte. Im Hause William Taylors lernte er auch John Bowring kennen, der wohl als Erster seine Landsleute mit den slavischen Litteraturen bekannt gemacht hat. Mit Bowring, der ihn auch zum Studium der nordischen Sprachen anregte, verband er sich zu gemeinsamer Arbeit; doch trübte sich ihr Verhältnis später, da er sich von Bowring übervorteilt und ausgenutzt glaubte. In diese Zeit fallen von ihm noch Übersetzungen dänischer und deutscher Gedichte (von Goethe, Schiller, Bürger und Stolberg). Von ihnen genügt

es zu sagen, dafs Borrow durch sie schwerlich unsterblich geworden wäre. Inzwischen hatten sich seine äufseren Verhältnisse sehr zu seinem Nachteil geändert. Seine Lehrzeit beim Anwalt war abgelaufen, ohne dafs er viel Nutzen davon gehabt hätte. Sein Vater starb um dieselbe Zeit und hinterliefs nur ein ganz geringes Vermögen, das zum Unterhalt der Witwe gerade noch hinreichte. Der junge Borrow mufste sich also jetzt auf seine eigenen Füfse stellen und das verwerten, was er bisher gelernt hatte; er beschlofs daher nach London zu gehen und als Schriftsteller sein Glück zu versuchen. Im April 1824 traf er dort ein, von Taylor mit Empfehlungen an den Dichter Thomas Campbell und den Verleger Sir Richard Philipps versehen. In dem Dienste des letzteren arbeitete er nun als litterarischer Tagelöhner und machte dieselben Trübsale durch wie so viele gröfsere Schriftsteller vor ihm. Er schrieb Recensionen, gab eine grofse Sammlung merkwürdiger Kriminalfälle heraus und wurde endlich damit beschäftigt, ein von Philipps verfafstes philosophisches Werk (über die Ursachen der materiellen Erscheinungen des Universums) ins Deutsche zu übersetzen. Dazu reichten natürlich seine Kenntnisse nicht entfernt aus, und es kam zu einem Bruch mit dem Verleger, der Borrow schlecht genug behandelt zu haben scheint. Er hat später einmal eine treffliche Schilderung von dem aufgeblasenen, geizigen Despoten entworfen. Borrow suchte nun die Übersetzungen, die er in Norwich angefertigt hatte, an den Mann zu bringen: zunächst die von Klingers Faust, die 1825 erschien, aber sehr ungünstig aufgenommen wurde. 1826 folgten die 'Romantischen Balladen', eine Übertragung der altdänischen Heldenlieder, mit denen bei uns Wilhelm Grimm einige Jahre vorher sich beschäftigt hatte. Diese wurden auf Subskription gedruckt und drangen daher kaum in die Öffentlichkeit. Ein drittes Werk, auf das Borrow grofse Hoffnungen setzte, eine Übertragung der Gedichte des welschen Barden David ap Gwilym, ist überhaupt nie zur Publikation gelangt. Es ist klar, dafs er auf diese Weise nie auf einen grünen Zweig kommen konnte; thatsächlich geriet er in immer ärgere Bedrängnis. Seine Barschaft war schliefslich, wie er berichtet, auf achtzehn Pence zusammengeschmolzen. Da raffte er sich auf und schrieb innerhalb weniger Tage, während er buchstäblich von Wasser und

Brot lebte, einen Roman, der verloren gegangen ist. Es glückt ihm, das Manuskript für zwanzig Pfund an einen Buchhändler zu verkaufen; mit dem Geld in der Tasche wandert er wie einst Eichendorffs Taugenichts aufs Geratewohl in die Welt hinaus. Seine Erfahrungen auf dieser Fuſsreise hat er in seinem autobiographischen Roman 'Lavengro' (1851) gegeben, wovon nachher zu reden sein wird. Die nächsten sieben Jahre (1826 bis 1833) sind für Borrow eine höchst traurige Zeit gewesen, über die zu sprechen er nachmals stets vermieden hat. Erst sein Biograph Knapp hat über diese dunkle Periode einiges Licht verbreiten können. Danach stellt sich heraus, daſs er zunächst zwei Jahre lang in Frankreich, Spanien und Oberitalien ein Abenteurer- und Vagabundenleben geführt hat. Dann hat er in London und später wieder in Norwich gelebt, für Zeitungen geschrieben und Bücher übersetzt, die niemand drucken wollte. Er treibt jetzt nach seinem eigenen Ausdruck hilflos auf dem Meere des Lebens umher, ohne Hoffnung auf Veränderung. Da endlich im Jahre 1832 wendet sich sein Geschick. Er wird in das Haus eines Geistlichen eingeführt in der Nähe von Norwich, wo er angenehme gesellschaftliche Verhältnisse trifft und wo er seine spätere Frau kennen lernt. Der Geistliche, Rev. Francis Cunningham, nahm ein lebhaftes Interesse an dem sprachbegabten jungen Manne und machte die britische Bibelgesellschaft auf ihn aufmerksam. Nun fügte es sich, daſs gerade damals die Gesellschaft eine Persönlichkeit suchte, die der Mandschusprache (d. h. der chinesischen Hof- und Gelehrtensprache) so weit mächtig war, um die Übersetzung der Bibel in dies Idiom zu vollenden und den Druck zu überwachen. Die Arbeit war in Petersburg bereits begonnen, aber bald ins Stocken geraten. Borrow eignete sich in wenigen Monaten die nötigen Kenntnisse an, bestand die vorgeschriebene Prüfung und ging im Juli 1833 nach Petersburg ab. In Ruſsland, wo er sich alsbald mit der Landessprache vertraut machte, hielt er sich etwa zwei Jahre auf und erledigte seine Arbeit zur vollen Zufriedenheit seiner Auftraggeber; aber auch die Fachgelehrten sprachen sich anerkennend über sie aus. Wie umfassend inzwischen seine Sprachkenntnisse geworden waren, können wir daraus ersehen, daſs er in Petersburg unter dem Titel 'Targum' eine Kette von Übersetzungen veröffentlichte, die von

Island bis nach China reicht. Nach dem Abschlufs seiner Bibelübersetzung war es sein Plan, nach China zu reisen und dort die Bibel zu verbreiten; diese Idee scheiterte indes an dem Widerspruch der russischen Regierung. So finden wir ihn im Herbst 1835 wieder in der Heimat, aber hier war seines Bleibens nicht lange. Die Bibelgesellschaft entsandte ihn jetzt nach Portugal und Spanien, wieder zu dem Zweck, die Bibel dort zu drucken und zu verbreiten. Der Aufenthalt in Spanien, der etwa fünf Jahre (1835 bis 1840) dauerte, ist der eigentliche Höhepunkt in seinem Leben; hier entfaltete er eine erfolgreiche praktische Thätigkeit und sammelte den Stoff zu den Werken, mit denen er zunächst seinen litterarischen Ruf begründete. Im November 1835 landete er in Lissabon, und nach einem kurzen Aufenthalt in Portugal machte er sich zu Fufs auf den Weg nach Madrid. Schon gleich an der Grenze in Badajoz stiefs er auf Zigeuner, die allezeit die gröfste Anziehungskraft für ihn besafsen und denen er sich anschlofs. Dort begann er auch seine Übersetzung des Lucasevangeliums in den spanischen Zigeunerdialekt, wichtig als der erste Versuch auf diesem Felde, später von Aug. Pott in seinem grundlegenden Werk über die Zigeuner als Quelle benutzt. In Madrid begannen nun erst recht die Schwierigkeiten für ihn. Sein Plan war, das Neue Testament in der Landessprache ohne jeden Kommentar oder Anmerkung zu drucken. Das war aber in Spanien schon seit 1520 verboten, und deshalb legte ihm der reaktionäre Minister Mendizabal Hindernisse in den Weg. Dagegen erhielt er von dessen Nachfolger Istúriz die Erlaubnis, zumal da sein Gesuch von dem englischen Gesandten energisch unterstützt wurde. Nachdem 5000 Exemplare des Neuen Testaments gedruckt waren, machte sich Borrow im Mai 1837 auf den Weg, um sie in den Provinzen zu verteilen. Diese Reise, die sich auf die westlichen und nordwestlichen Teile des Landes beschränkte — in den übrigen wütete der karlistische Aufstand —, hat er in seinem bekanntesten Buche (the Bible in Spain, 1843) ausführlich geschildert. Nach Madrid zurückgekehrt, begann er auch dort eine eifrige Propaganda für die Bibelgesellschaft. Inzwischen war aber wieder ein reaktionäres Ministerium ans Ruder gelangt, das sofort gegen ihn einschritt, die vorhandenen Bibeln mit Beschlag belegte und deren Verkauf verbot.

Anlafs dazu gab das unvorsichtige und taktlose Verhalten zweier anderer Engländer, die in den Küstenstädten Proselyten zu machen suchten und dabei eine heftige Polemik gegen die römische Kirche eröffnet hatten. Diesem Treiben machte die Regierung sehr bald ein Ende; die weitere Folge davon aber war, dafs Borrow verhaftet und ins Gefängnis gebracht wurde. Zwar wurde er durch Vermittlung des Gesandten bald freigelassen, aber es kam über diese Dinge zu Mifshelligkeiten mit der Bibelgesellschaft. Er wurde nun zurückberufen, rechtfertigte sich und erhielt die Erlaubnis, nach Spanien zurückzukehren. Hier aber war ihm die Möglichkeit, im Sinne seiner Auftraggeber zu wirken, abgeschnitten; er verliefs also Madrid und begab sich nach Sevilla. Schon längst hatte er den Plan gefafst, ein Buch über die spanischen Zigeuner zu schreiben, jetzt legte er die Hand ans Werk. Seine Arbeit brachte er aber nicht zum Abschlufs, denn in Sevilla empfing er den Besuch jener Dame, die er in Norfolk kennen gelernt hatte und die seine Frau werden sollte. Seine schon längst geplante Verlobung fand nun statt, und sie kehrten im Frühling 1840 nach England zurück, nachdem er sein Verhältnis zur Bibelgesellschaft gelöst hatte. Er war durch das Vermögen seiner Frau materiell unabhängig geworden und in die Lage versetzt, was er bisher erlebt hatte, nun auch schriftstellerisch zu verwerten. Er liefs sich jetzt auf dem Landgute seiner Frau zu Oulton in der Grafschaft Norfolk nieder, und in dieser idyllischen Landschaft, die in ihrem Charakter so sehr an Holland erinnert, entstanden seine ersten Werke, die an die eben verflossenen bewegten Jahre seines Lebens unmittelbar anknüpfen. Zunächst erschien 1841 sein Buch über die Zincali (die spanischen Zigeuner) mit Proben ihrer Lieder und einem Wörterbuch ihres Dialekts. Hier mufs selbst der parteiische Biograph Knapp zugestehen: das Buch ist schlecht komponiert, und die Sprachproben sind ungenau wiedergegeben. Obwohl Borrow sich mit Vorliebe als Philologe bezeichnet, ging ihm doch die vornehmste Tugend eines solchen, die Genauigkeit, ganz ab. Immerhin, es war eine neue Welt, die hier erschlossen wurde, und der Erfolg blieb nicht aus. In noch höherem Mafse wurde er dem zweiten Werke Borrows zu Teil. Es führt den Titel: 'The Bible in Spain or, the Journeys, Adventures and Imprisonments of an

Englishman in an attempt to circulate the Scriptures in the Peninsula' (1843). Die Grundlage des Buches bildeten die von Borrow an die Bibelgesellschaft erstatteten Berichte. Auf seine Erlebnisse in den Städten und Dörfern von Galicien und Estremadura im einzelnen einzugehen, würde viel zu weit führen; wir müssen auf die Lektüre des Buches selbst verweisen, das auch in deutscher Übersetzung (Breslau 1844) erschienen ist. Es ist vielleicht das Beste, was er geschrieben hat, und hat bis heute immer wieder neue Auflagen erlebt. Man möchte nun glauben, Borrow hätte das Eisen geschmiedet, so lange es warm war; indes es vergingen acht lange Jahre, ehe er wieder etwas publizierte. Die Lust zum Vagabondieren steckte ihm immer noch tief im Blute: 1844 machte er sich wieder auf den Weg, diesmal nach dem Orient. Längeren Aufenthalt nahm er in Ungarn und Siebenbürgen, natürlich wieder der Zigeuner wegen, ging dann durch Rumänien nach Konstantinopel und kehrte nach einem gefährlichen Ritt durch Albanien und Italien über Frankreich in die Heimat zurück. Aufser der inneren Unruhe, die in ihm rege war, trieb ihn hauptsächlich der Wunsch fort, Material für neue Werke zu sammeln. Es ist für ihn bezeichnend, dafs seine Phantasie ihm den Dienst versagte, wenn nicht vorher für eine feste, thatsächliche Unterlage gesorgt war. Nach langem Zögern erschien endlich Anfang 1851 Borrows erster autobiographischer Roman: 'Lavengro: the Scholar, the Gypsy, the Priest.' Das Buch bereitete dem Publikum eine Enttäuschung: es fand darin nicht, was es erwartet hatte. Man sah sich mystifiziert und wufste nicht recht, ob man das Ganze als Wahrheit oder Dichtung anzusehen habe. Man sagte sich: ist dies wahr, so ist es wunderbar genug; ist es aber erfunden, so fehlt ihm die Pointe. Jetzt wissen wir, dafs, wenn nicht alles, so doch der gröfste Teil der Darstellung auf wirklichen Erlebnissen des Verfassers beruhte, die nur dadurch in einer für den Leser unbehaglichen Weise verschleiert wurden, dafs er es konsequent vermied, Namen und Örtlichkeiten genauer zu bezeichnen; auch erfährt man nur gelegentlich und nebenbei — etwa durch eine Anspielung auf das Leichenbegängnis Byrons im Juli 1824 —, zu welcher Zeit die Geschichte spielt. Trotzdem dafs Borrow seine Darstellung einen Traum nennt, ist es also doch ohne Zweifel seine Selbstbiographie.

Sie hebt mit einem Bericht über seine Eltern, deren Abstammung, seinen Heimatsort an: er spricht von seinem ersten Zusammentreffen mit den Zigeunern unter ihrem Hauptmann Petulengro: wir folgen ihm und den Seinen nach Schottland, nach Irland, nach Norwich; er erzählt von seinen Schulerlebnissen, aber mehr von seinen Sprachstudien. Dann schildert er in ergreifender Weise den Tod des Vaters, seinen Aufenthalt in London, seine Not und seine Kämpfe daselbst: alles Dinge, die wir schon berührt haben. Nun beginnt seine Wanderfahrt, die besonders unser Interesse wachruft. Über den Weg, den er nimmt, macht er wieder nur unbestimmte Andeutungen; aber sein Biograph hat ihn mit ziemlicher Sicherheit festgestellt. Borrows Reise geht nach Westen: er besucht das Druidendenkmal Stonehenge, die Stadt Salisbury und wendet sich dann nördlich durch Gloucester- und Worcestershire. Unterwegs kauft er Pferd, Wagen und Handwerkszeug von einem Kesselflicker und läſst sich an einem abgelegenen Orte nieder, wo er dessen Gewerbe betreibt. Dort hat er ein romantisches Abenteuer. Eine alte Zigeunerin, die ihn von früher her kennt und ihn haſst, weil er zu viel von der Sprache und den Geheimnissen ihres Stammes zu wissen scheint, versucht ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen, er wird aber durch die rechtzeitig eintretende Hilfe eines wandernden Methodistenpredigers aus Wales gerettet und schlieſst sich für kurze Zeit ihm und seiner Frau an. Er begleitet sie bis an die Grenze von Wales, kehrt dann um und nimmt seine Wohnstätte in einer Waldschlucht im südlichen Staffordshire, die er 'Mumper's Dingle' nennt. Hier, wo er friedlich sein Gewerbe betreibt, hat er einen Faustkampf mit einem rohen und gewaltthätigen Konkurrenten auszufechten, der niemand neben sich dulden will. Er ist schon vorher in der Erzählung unter dem Namen des 'Flaming Tinman' erwähnt worden. Eines Tages erscheint er in Mumper's Dingle in Begleitung seines Weibes und eines jungen Mädchens und fordert Lavengro (d. h. Borrow) zum Kampfe heraus. Dieser Kampf endigt mit dem Siege des jungen Mannes; das Mädchen, das von Anfang an ein starkes Interesse an ihm zu nehmen scheint, fungiert als sein Sekundant und steht ihm bei wie etwa Pallas Athene einem homerischen Helden. Dies Mädchen — sie nennt sich Isopel Berners — ist zweifellos die

anziehendste Gestalt des Romans, wie denn die Idylle in Mumper's Dingle sicherlich den Höhepunkt des Ganzen darstellt. Isopel wird geschildert als von hoher Statur, von grofser Schönheit und mit gewaltiger Körperkraft begabt, was zwei Matrosen, die sie auf der Landstrafse bei Dover angegriffen hatten, zu ihrem eigenen Schaden erfahren mufsten. Auch sie hat wie ihr jetziger Gefährte die Mühsal des Lebens in reichem Mafse durchgekostet: von unehelicher Geburt, ist sie nach dem Tode ihrer Mutter im Armenhause aufgewachsen, hat dann mehr der Not als dem eigenen Triebe folgend ein Wanderleben als Hausiererin geführt, aber sich bei alledem tapfer, stark und rein gehalten. Die Beiden leben nun längere Zeit zusammen in der Waldschlucht; sie unterhalten sich von der Vergangenheit und schmieden Pläne für die Zukunft, beide denken an eine Übersiedelung nach Amerika. Man glaubt, jeden Augenblick werde ihr Lavengro seine Liebe gestehen, allein dazu kommt es nicht, obschon sie ihm mehr als einmal, wenn auch in versteckter Weise, ihre Zuneigung zu erkennen giebt. Er aber scheint es gar nicht zu bemerken, und statt ihr geradeheraus zu sagen, wie es ihm ums Herz ist, giebt er ihr lieber, wenn der Unterhaltungsstoff zu versiegen droht, Unterricht in der armenischen Sprache: eine merkwürdige Probe seiner Pedanterie und Schrullenhaftigkeit! In der Waldschlucht erhalten sie zweimal Besuch: zuerst von einem katholischen Priester, der ein geheimer Emissär von Rom zu sein vorgiebt und die beiden zu bekehren versucht, natürlich ohne Erfolg, denn Borrow ist ein grimmiger Feind des Katholicismus und läfst keine Gelegenheit vorbeigehen, ohne die Schale seines Zornes über Rom und dessen Anhänger auszugiefsen. Diese ganze Episode ist zu weit ausgesponnen, und die Tendenz tritt allzu aufdringlich hervor. Das gleiche gilt von den Schlufskapiteln, in denen ein Postillon als Erzähler auftritt, der in Nacht und Sturm sich zu ihnen verirrt. Seine Erzählung dreht sich um die Erlebnisse einer englischen Familie in Italien, deren Zeuge er gewesen ist; durch zwei arglistige Pfaffen sollen sie dazu gebracht werden, zur römischen Kirche überzutreten, was noch im letzten Moment verhindert wird. Es bezieht sich dies auf den schon erwähnten Bowring, den Borrow hafste und dem er bei dieser Gelegenheit (freilich ohne ihn bei Namen zu nennen) einen Hieb versetzen

wollte. Mit dem Ende der Erzählung des Postillons bricht der Roman unvermittelt ab.

Den Stoff, den Borrow in seinem Lavengro nicht hatte bewältigen können, wird nun zur Fortsetzung, dem *Romany Rye*,[1] erschienen 1857, verwendet. Diese knüpft unmittelbar an den Lavengro an. Der Postillon nimmt seinen Abschied von dem Paar, der römische Emissär desgleichen; an deren Stelle erscheint jetzt eine Zigeunerbande unter ihrem Hauptmann Petulengro, und wir erhalten einen interessanten Einblick in ihr Leben und Treiben, in dem sich Romantik und nackte Prosa seltsam mischen. Besonders bemerkenswert ist das Gespräch, das Borrow mit Ursula, der hübschen Schwester des Hauptmanns, führt. Er macht ihr dabei sehr den Hof, immer in der Absicht, möglichst viel über die Sitten und Anschauungen der Zigeuner zu erfahren. Von diesem Gespräch erzählt er Isopel in aller Harmlosigkeit; sie aber, von Eifersucht erfüllt und zu der Überzeugung gelangend, daſs sie mit ihm doch nie ihr Glück finden werde, beschlieſst ihn zu verlassen, obschon er ihr schlieſslich doch noch einen Antrag gemacht hat. Als er von einem Ausflug zurückkehrt, ist sie auf und davon zum aufrichtigen Bedauern auch des Lesers; es langt aber bald ein Brief von ihr an, in dem sie ihm Lebewohl und auſserdem einige sehr heilsame Wahrheiten sagt. Das Leben in der Waldschlucht ist ihm nun verleidet, und gern benutzt er das Anerbieten seines Freundes Petulengro, ihm eine gröſsere Summe vorzustrecken; er soll damit ein Pferd kaufen, um es auf dem bald danach stattfindenden Pferdemarkt zu Horncastle in Lincolnshire möglichst vorteilhaft wieder loszuschlagen. Im weiteren Verlauf der Geschichte wird nun Borrows Ritt nach Horncastle und der Verkauf des Pferdes erzählt, der ihn in stand setzt, nicht nur das Darlehn zurückzuzahlen, sondern auch eine gröſsere Summe für sich zurückzulegen. In diesem späteren Teil fehlt es an Zusammenhang; das Ganze zerfällt in einzelne Episoden, wobei freilich der Verfasser die erwünschte Gelegenheit findet, einige originelle Käuze, wie sie in abgelegenen Orten leicht vorkommen mögen, aufs ergötzlichste

[1] Es bedeutet etwa: Der Zigeunerbursch. Unter diesem Namen wie unter Lavengro will Borrow sich selbst verstanden wissen.

zu schildern. Seine Begabung für die Satire erscheint dabei im günstigsten Lichte. Der 'Romany Rye' schliefst ebenso abrupt wie Lavengro mit dem Weggang Borrows aus Horncastle. Im ganzen wird man das Buch nicht so hoch stellen dürfen wie das frühere: es enthält doch wohl mehr Dichtung als Wahrheit; Dichten und Erfinden ist aber nicht gerade Borrows starke Seite. Er schadete sich auch dadurch sehr, dafs er zu dem Roman einen Anhang schrieb, worin er mit allen möglichen, wirklichen oder vermeintlichen Feinden Abrechnung hält, u. a. mit den Kritikern, die seinen Lavengro so unverdient schlecht behandelt hatten. Er stellte sie dar als Katzen, die er am Schwanz in die Höhe hält, während Blut und Schaum aus ihrem Munde strömt! Das war natürlich eine grobe Geschmacklosigkeit, und er wurde sogleich darauf hingewiesen, wie lächerlich er sich mache, wenn er so seine gekränkte Eitelkeit zur Schau trage. Wirklich gute Bücher werden durch schlechte Kritiken auf die Dauer nicht geschädigt: das zeigte sich auch in diesem Falle. — Inzwischen war Borrow andauernd thätig gewesen, das Material für neue Werke herbeizuschaffen, von denen er eine ganze Reihe plante, aber nur wenige sind zur Ausführung gelangt. Er unternahm nun mehrere Reisen in Grofsbritannien, fast immer zu Fufs; denn er war als Wanderer unermüdlich, und dreifsig englische Meilen am Tage dünkten ihm nicht zu viel. So war er der Reihe nach in Cornwall, der Heimat seiner Familie, in Wales, auf der Insel Man, nochmals in Wales, dann in Nordirland und Schottland bis hinauf zu den Orkneys. Man beachte wohl, es sind beinahe ausschliefslich die keltischen Landesteile, die er besucht; denn wenn er auch in vielen Beziehungen Stockengländer ist, so schwärmt er doch im Gegensatz zu seinen Landsleuten für das Keltentum. Von allen diesen Reisen haben sich Tagebücher erhalten, und Knapp teilt reichliche Auszüge aus ihnen mit. Aber nur in einem Falle haben sie zu einer schriftstellerischen Leistung die Grundlage abgegeben, nämlich zu dem Buche 'Wild Wales: its People, Language and Scenery' (1862). Als Vorstufe dazu mag man den Artikel über wallisische Litteratur ansehen, den Borrow in der Quarterly Review vom Januar 1861 erscheinen liefs. 'Das wilde Wales' gilt manchen Kritikern als das beste und charakteristischte Werk des Autors. Ich kann mich diesem

Urteil nicht anschliefsen. Gewifs enthält es eine Reihe schöner Landschaftsschilderungen und treffender Charakterzeichnungen, wie sie keiner besser zu entwerfen weifs als eben Borrow. Aber es ist etwas trocken im Ton und nicht so abwechslungsreich wie seine Vorgänger. Das Element des Romantischen, das jene so anziehend machte, fehlt hier so gut wie ganz. Einen sehr breiten Raum nehmen die Wallfahrten ein, die der Verfasser zu den Gräbern und alten Wohnsitzen der Barden von Wales macht. Sie mögen ja zu ihrer Zeit und an ihrem Orte ganz schätzenswerte Dichter gewesen sein, aber für die übrige Welt sind Namen wie Huw Morris, Eos Ceiriog und Dafydd ap Gwilym (diesen speciell erklärt Borrow für einen der gröfsten Poeten, die er kennt) doch nur leerer Schall.

Schon vor der Publikation dieses Buches war Borrow nach London übergesiedelt, lebte doch aber so zurückgezogen wie auf dem Lande und vermied es vor allem, in Schriftstellerkreisen zu verkehren, gegen die er seit seiner Fehde mit der Kritik eine unüberwindliche Abneigung empfand. Für das grofse Publikum war er so gut wie tot, so dafs man es als einen schlechten Scherz ansah, als einmal ein Freund von ihm in einer Gesellschaft erwähnte, er habe Borrow erst vor kurzem gesprochen. Jahrelang that er nichts, um sich der Welt in Erinnerung zu bringen. Nur einmal noch taucht sein Name auf, bezeichnenderweise in Verbindung mit einer Publikation über die Zigeuner. Im Jahre 1871 besuchte ihn ein junger Amerikaner Charles Leland (später als Übersetzer von Heines Werken vorteilhaft bekannt geworden), der gerade durch seine Werke zum Studium dieses merkwürdigen Stammes angeregt worden war. Er kündigte an, dafs er ein Werk über die englischen Zigeuner unter der Feder habe, und dies war für Borrow der Anlafs, noch einmal sein Lieblingsgebiet zu betreten. Im Jahre 1874 kam sein letztes Buch heraus: 'Romano-Lavo-Lil: Wörterbuch des Romany oder der englischen Zigeunersprache'. Es enthält nicht nur ein Wörterbuch, sondern auch Proben von Gedichten, Dialoge, Sprichwörter und sonstige Beiträge zur Volkskunde der Zigeuner, ziemlich bunt und systemlos, wie es so seine Art war. Inzwischen hatte man sich aber gewöhnt, höhere Ansprüche an ein Werk dieser Art zu stellen. Die wissenschaftliche Litteratur über die Zigeuner

war sehr angewachsen, wobei von deutschen Werken die von Pott, Miklosich, Liebich, Pischel, Wlislocki mit Auszeichnung zu nennen sind. Mit ihnen kann man Borrow nicht auf eine Stufe stellen, und die kritischen Zeitschriften beurteilten das Buch dann mehr oder weniger scharf. Borrow hat sich darum wohl nicht viel gekümmert. Nach dem Tode seiner Frau war er wieder nach Oulton in Norfolk zurückgekehrt; dort ist er am 26. Juli 1881 gestorben, einsam wie er gelebt hatte.

Wenn wir es versuchen wollen, von Borrows litterarischem Charakter uns ein Bild zu machen, so gehen wir am besten von seiner geistigen Bildung aus. Dafs diese eine ziemlich einseitige war, wesentlich auf das Erlernen von fremden Sprachen gerichtet, haben wir bereits hervorgehoben. Aber hier sind schon Unterschiede zu machen: gründlich hat er nur wenige beherrscht, seine Kenntnisse gingen im allgemeinen mehr in die Breite als in die Tiefe. Am besten verstand und sprach er das Kymrische, Dänische und den Zigeunerdialekt, dann natürlich Spanisch, in zweiter Reihe Deutsch und vermutlich auch Russisch, da er so lange im Lande gelebt hatte. Die klassischen Sprachen hatte er in seiner Jugend gelernt, später aber ganz vernachlässigt. Ihn zog nur das an, was von der grofsen Heerstrafse abseits lag: so z. B. das Armenische. Aus diesem Grunde hat er sich wohl mit Französisch und Italienisch nur nebenher abgegeben.

Wie steht es aber mit seiner Kenntnis der Litteratur, vorab der englischen? Da ist zunächst das merkwürdige Ergebnis festzustellen, dafs Borrow von seinen Zeitgenossen so gut wie keine Notiz nimmt. All die glänzenden Erscheinungen der viktorianischen Periode, Autoren wie Tennyson, Browning, Dickens, Thackeray, Carlyle u. a. haben für i h n nicht gelebt; es ist fraglich, ob er von ihnen mehr als die blofsen Namen gekannt hat. Wir haben schon gesehen, welche Abneigung er gegen die Schriftstellerwelt empfand, und mit zunehmendem Alter schwand die Neigung, irgend etwas Neues zu lesen. Von den älteren Dichtern kennt und verehrt er zwei (freilich mit Einschränkung): Scott und Byron. Die Werke des letzteren bewundert er in hohem Grade, was ja leicht erklärlich ist; denn Byrons Hauptthätigkeit fällt in Borrows Jünglingsjahre. Von Byrons Charakter

hat er freilich keine hohe Meinung, und darin unterwirft er sich einmal wenigstens der herrschenden Anschauung. Auch den schottischen Dichter stellt er sehr hoch, allein zweierlei hat er ihm doch vorzuwerfen: seine Neigung zu dem, was er 'gentility' nennt, und eine Verherrlichung der Stuarts und ihrer Anhänger. In seiner Bekämpfung der 'gentility', des in England besonders verbreiteten übermäfsigen Respekts vor Rang, Titel und Geld, tritt er Thackeray, dem Verfasser des bekannten Snobbuches, würdig zur Seite. Die Verherrlichung der Stuarts tadelt Borrow nicht nur darum, weil sie schlechte Fürsten waren, sondern auch weil hinter ihnen etwas lauert, was er als den Ursprung und die Wurzel alles Übels in der Welt betrachtet: die römische Kirche.

Von deutschen Dichtern citiert er mehrmals Goethe, erklärt aber, er schätze ihn nicht so hoch wie die Allgemeinheit, wie er denn überhaupt dem deutschen Volke und seiner Litteratur gegenüber sich ablehnend verhält. Es ist dies wohl bei ihm bewufste Opposition gegen die Strömung, die das Studium des Deutschen in jener Zeit begünstigte. Borrow meint, in unserer Sprache gäbe es nur ein schönes Gedicht, das sei der Oberon; gerade dies aber wird nach seiner Ansicht in Deutschland ignoriert.

Dafs er irgend einen dieser Dichter zum Muster genommen, ist wohl ausgeschlossen; seine litterarischen Vorbilder sind in ganz anderer Richtung zu suchen. Die drei Hauptwerke, in denen er sein Leben schildert, gleichen in ihrem Wesen den sogenannten picaresken Romanen der Spanier und dem Gil Blas Lesages, freilich mit dem grofsen Unterschiede, dafs Borrows sittliche Anschauungen viel strengere sind. Aber auch wenn wir es nicht durch sein eigenes Zeugnis wüfsten, würde uns das einstimmige Urteil der Kritik auf den richtigen Weg leiten. Sein eigentliches Vorbild, dem er nacheifert, ist Defoe. Das dritte Kapitel des Lavengro enthält einen Lobeshymnus auf den ewig jungen Robinson Crusoe; mit kaum geringerer Begeisterung spricht er später von der wenig erbaulichen Geschichte der Moll Flanders, der Heldin einer Novelle von Defoe, die als Courtisane und Diebin erst ein abenteuerliches Leben führt, endlich aber gefangen, verurteilt und nach Amerika deportiert wird, wo sie

sich bekehrt und im Geruche der Heiligkeit stirbt. Wie Defoe so hat auch Borrow eine ausgesprochene Vorliebe für die niederen Volksschichten, selbst wenn sie moralisch so wenig einwandfrei sind wie seine Freunde, die Zigeuner. Nicht minder ähnelt er Defoe in Bezug auf seinen Stil; ihm eignen in hohem Grade Klarheit, gedrungene Kürze und Schmucklosigkeit, die man für Affektation halten könnte, wenn nicht gerade Borrow derjenige wäre, bei dem man Affektation zu allerletzt suchen würde. Er hat vor allem die Gabe, mit wenigen sicheren Strichen das Bild einer Landschaft, den Charakter einer Persönlichkeit zu zeichnen. Er ist auch nicht ohne einen gewissen Humor, der eine stark satirische Beimischung hat, die um so wirksamer ist, je unauffälliger sie sich geltend macht. Es ist hier z. B. an die Porträtierung von W. Taylor, Philipps und mancher Originale zu erinnern, denen Borrow auf seiner Lebensfahrt begegnet ist.

Fragen wir nun: was ist, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, Borrows 'note personnelle'? Es ist ohne Zweifel diese, dafs er in einem so innigen Verhältnis zur Natur gestanden hat wie kaum ein zweiter Schriftsteller seiner Zeit. Bei keinem kommt wie bei ihm zum glücklichsten Ausdruck die reine Freude am Dasein in frischer Luft und heller Sonne, an dem ungebundenen Leben und Treiben in Wald und Heide, an Flufs und See, losgelöst von den Banden der Konvention. Nichts ist für ihn hierbei bezeichnender als sein Gespräch mit dem Zigeuner in Kapitel 25 des Lavengro. Petulengro spricht: 'Life is sweet, brother.' 'Do you think so?' 'Think so! — There is night and day, brother, both sweet things; sun, moon and stars, brother, all sweet things; there's likewise the wind on the heath. Life is sweet, brother; who would wish to die?' 'I would wish to die —' 'You talk like a gorgio[1] — which is the same as talking like a fool — were you a Rommany Chal, you would talk wiser. Wish to die, indeed! — A Rommany Chal would wish to live for ever!' 'In sickness, Jasper?' 'There's the sun and the stars, brother.' 'In blindness, Jasper?' 'There is the wind on the heath, brother; if I could only feel that, I would gladly live for ever.' — So spricht Petulengro, der Zigeuner, so dachte George Borrow.

[1] d. h. Nichtzigeuner.

Im allgemeinen soll man sich hüten zu prophezeien, aber jetzt scheint es doch nicht mehr gewagt, zu behaupten, dafs Borrows Hauptwerke zu dem eisernen Bestande der viktorianischen Litteratur gehören. Seine Hauptwerke haben eine Auflage nach der anderen erlebt; erst im vorigen Jahre hat Knapp den Lavengro und Romany Rye neu herausgegeben, und seitdem sind noch andere Ausgaben erschienen. Es scheint daher, als ob die Nachwelt Borrow all den Ruhm und die Ehre spenden wollte, den ihm die Mitwelt vorenthalten hat.

Berlin. Georg Herzfeld.

Die Prosafassung der Legende vom heiligen Julian.

II. (Schlufs.)

Ich gebe den Text, genau wie er in der Handschrift Nr. 6447 erhalten ist, und weiche nur da von ihm ab, wo die anderen mir zugänglichen Handschriften eine von jener geforderte Verbesserung möglich machen. Es sind dies die folgenden Stellen (die Hss. 6447, 17229, 1546, 23112 der Pariser Nationalbibliothek nenne ich *a b d e*):

I 3 par la merite *so die Hs. von Lyon, a b d e* et la merite.
6 poures reuestir, *a* prouoires r.
8 et molt plaisans, *a* poissans.
14 recommenca a crier et dist a. r. *so b d, a e* recom. a crie et dist a. r.
X 1 ke ie ne puis passer, *in a fehlt* ne.
7 trop ai ma jouente perdue, *a* ai de ma j. perdue.
XII 6 ki gisoient el fanc, *nur a hat* sanc, *nachher aber auch* fanc.
XIII 3 passa tous en proece f., *a* proce.
XIV 6 ke vns truans ke il herbreia, *a* vns chians.
XX 11 et sacies certainement ke le plus bel, *a* ke plus bel et le plus large *u. s. w.*
XXI 2 ne parolt nus, *a* parloit.
XXVIII 7 bien matin le verrons, *a* la verrons (*viell.* l'averrons = l'averirons?).
XXIX 1 Or vos lairai, *a* dirai.
XXXIII 6 si renioie, *a* renoie, *b* renoi ie, *d* sire mais dieu et vos ..., *e* si reniai.
7 ains men deuroit porter, *a* deurot.
XXXIV 1 ala descouuri, *a* ala descouurir.
2 por coi fui ie o. c., *a* por fui ie o. c.
13 et les trauans soufrir vos vendrois avec moi, *a* soufrir avec moi.

XXXVI 1 p. ocis . li chapelains i est erranment venus et dist, *a* p. ocis . Li chastelains i est erranment venus et li chapelains dou castel dist.

XLI 4 vns poures mesiaus molt mesaisies et molt foibles, *a* vns p. m. molt m. et molt poures.

XLIII 2 ne pleure mie . ie sui cris, *a und b* ne pl. mie ihesucris.

Wo nichts anderes gesagt ist, findet sich die zur Verbesserung von *a* eingesetzte Lesart in *b*, *d* und *e*. Die römischen Zahlen bezeichnen die in *a* durch grofse rote Anfangsbuchstaben kenntlichen Abschnitte. Die arabischen Ziffern sind zur besseren Übersicht eingeführt. Die Interpunktion ist genau wie in *a*. Abbreviaturen sind aufgelöst und durch andere Schrift bezeichnet, Accente auf nicht dumpfes *e*, *es* am Wortende gesetzt. Verstöfse gegen die Flexionslehre sind nicht korrigiert (s. V 2 seruice, VI 3 juliiens, X 5 ancestre, XL 6 fr. juliien, XLIV 4 grans miracles auinrent). An folgenden Stellen endlich zeigen *b d e* und die fünfte Pariser Hs. übereinstimmende Abweichungen von *a*:

XXV 1 ke il auoit conquise *fehlt.* XXV 10 *hinter* harnois *folgt noch* entour pentecoste. XXXVIII 1 passera hui tant pou de gent. XXXVIII 3 ne sera soufreteus. XL 6 La voiz se resforce et sescrie frans Juliens por dieu passez moi . La dame qui aillors nauoit son cuer sest assise en son lit . La uoiz se rescria frans juliens por dieu passez moi . car molt sui plains .... XLIII 3 il ne faudra pas.

An zwei Stellen giebt keine der benutzten Handschriften einen befriedigenden Sinn:

II 6 *haben alle* car vos estes poestis de toutes coses fors de mon fil rendre.

XXXVIII 1 si deussies vos neus escorre *so a*, neuz *oder* uenz *b*, deussiez illeuc estorer quar *d*, deussies escorre uos neus *e*.

Ms. français 6447.

I *(fol. 211a rechts, Zeile 34).* 1. Ci *com*ence li vie *et* li martyres *saint* Juliien *et* sa feme *et* son pere *et* sa mere. XLVIII.[1] Uns preudo*m* nos raco*n*te la vie monsign*or* *saint* juliien ke il a translatee de latin en roma*n*ç *et* dist ke tuit cil ki lescouteront volentiers i auront molt g*ra*nt preu. 2. Dui juliien furent . li vns martirs . *et* li autres *con*fessors. Li vns euesq*ue*s . *et* li av- *fol. 211b links*)tres osteliers . *et* nama onq*ue*s nules rikeces . forç a douner por deu . *et* herbreia por deu molt vole*n*tiers les poures . *et* onq*ue*s nen fu anuiés. 3. *et* encore avient ke q*ua*nt aucuns est destrois dostel si dist il la pater noster enlonor de lui *et* de sa feme *et* por lame son pere *et* sa mere . *et* dex le co*n*selle dostel *par* la merite dou *saint* home. 4. Li que*n*s danio not plus denfans ke juliien . *et* q*ua*nt

[1] Die Nummer, die das Julianleben in der Legendensammlung der Handschrift trägt.

la mere le concut . si sonia la nuit ke de son cors issoit vne beste . ki deuoroit li *et* son signor . *et* cele beste estoit e*n* samblance doume v de feme. 5. Cis songes anuia molt ala dame . lendemain ala a son capelain *et* li *con*ta son songe . *et* li capelains li dist . ke ele ne sen esmaiast . car damedex le semonoit daumoisne faire . *et* li amonesta ke ele en feist assés . Car q*ua*n ke ele auoit li auoit dex presté. 6. *et* cele crut son prouoire *et* fist ses *co*mandemens . *et* cela son songe . *et* estoit aumans . *et* fist tous les poures reuestir . *et* ne voloit mie ke len seust por coi ele le faisoit. 7. La dame porta son fil iusq*ua* son t*er*me . *et* q*ua*nt li enfes fu nez . tuit li parent en ore*n*t g*ra*nt ioie . *et* *co*manda li quens por la ioie de son enfant . ke tuit li prison del mans . *et* de toute sa t*er*re fuissent deliure. 8. Et cil ki le batizierent *et* donerent la foi . li donerent non julijen . Li enfes crut *et* fu molt biaus *et* molt blons . *et* b*ie*n tailliés *et* molt plaisans *et* molt gracieus a tous ciaus ki le veoient. 9. *et* la co*n*tesse sa mere lama tant . ke ele mist tout so*n* cuer en lui amer . Et q*ua*nt ele venoit en aucu*n* p*ri*ué leu . *et* il li souuenoit de son songe . si ploroit . *et* q*ua*nt li enfes ot passé .vii. ans . si fu molt g*ra*ns de son eage. 10. *et* ama deduit de chiens *et* doisiaus sor toutes coses . *et* deduit de bois ama il tant q*ua* grant paine sen pooit il .i. ior soufrir . ne ia ne li anuiast. 11. *et* il ot .i. ior ses chiens lassés . *et* li loerent si *com*paignon ke il sen alast . car il lor anuioit cascun ior p*ar* le bois . *et* q*ua*nt li e*n*fes loi si lor dist alés v*os* ent . car ie ne men irai pas encore . ains irai q*ue*rant auenture p*ar* ce bois. 12. atant a pris son arc si sen va . *et* telx i ot des *com*paignons ki le siuirent . Mais il se destorna dels au plus tost q*ui*l pot . *et* q*ua*nt il sap*er*cut ke si *com*paignon lorent perdu . si tendi son arc *et* vit vne beste en .i. buisson. 13. *et* ala entor le buisson espiant *co*ment il le peust berser . Ensi com il *(fol. 211b r.)* vaut traire a li . ele *co*menca a crier *et* a dire . enfes ne moci mie ie te dirai ta destinee . ki taue*n*dra . tu ocirras ton pere *et* ta mere a .i. seul colp. 14. Q*ua*nt li enfes oi ensi p*ar*ler la beste . si detint sa saiete . *et* fu molt esbahis . tant q*ui*l se porpensa *et* entesa . sa saiette . *et* vaut traire ala beste . *et* ele reco*m*menca a crier *et* dist autele raison *com* ele auoit dit deuant . si enfu li enfes molt esbahis . *et* espoentés. 15. *et* entesa derechief sa saiette . *et* vaut ferir la beste q*ua*nt ele *co*menca a crier *et* dist . enfes ne moci mie . car ie te di voir tu ocirras ton p*er*e *et* ta m*er*e a .i. colp . ia cele p*ar*t niras ne n*us* ne le te puet destorn*er* fors dex.

II. 1. Qvant li enfes oi cou si tresua dangoisse . *et* p*ri*st son arc *et* ses saiettes si les brisa *et* dist . pute beste tu as menti de q*ua*nt q*ue* tu as dit . Car ie nirai iamais en leu v mon pere ne ma mere soit. 2. *et* puis desrompi ses ceuels *et* detort ses poins *et* puis dist . dex v est la mors ke ne me prent ele ancois ke ce mauiegne . il descauca ses esporons *et* ses hueses . *et* les ieta illec *et* se*n* fui p*ar*mi le bois *co*me derués. 3. Car il voloit miux est*re* tous iors en essil ke il ralast en liu v il seust son pere *et* sa mere . Ensi sen fui nuit *et* ior . ausi *con* sil deust le monde *con*-q*uer*re p*ar* fuir . *et* son pere *et* sa mere le firent q*uer*re p*ar* le pais . mais il ne le trouerent mie. 4. Et sa mere faisoit cascun ior messes canter

por lui . *et* fu en orisons *et* en priieres ke dex li sauuast son fil . *et* li ramenast sain *et* sauf . *et* se plainst cascun ior a damedeu p*or* li meisme *et* dist. 5. he: dex *con* vos maués traie . car iai perdue toute ma ioie *et* tout mon *con*fort ke ie avoie en cest siecle . ne nule cose ke ie aie . ne ke ie voie ne men peut *con*seil douner. 6. lasse caitiue ke ferai iou . he: dex por coi soufrés v*os* ke ie p*er*de ma ioie por mon fil . dex ce faites v*os* car v*os* estes poestis de toutes coses fors de mon fil rendre . biaus sire dex . si ie leusse mesfait v*ers* v*os* . il ne le deust pas *com*parer. 7. ie v*os* pri ke v*os* le me rendés . et prendés la veniance de mon cors . non mie dou sien . ceste p*rï*ere faisoit la dame cascun ior . et faisoit aumosnes cascun ior assés plus ke len ne v*os* porroit dire . Ele vestoit *et* paissoit les mesiaus *et* les *con*trais *et* les autres poures . *et* leuoit *et* coucoit . *et* donoit quan ke mestiers lor estoit.

III. 1. Or v*os* lairai ci ester de la dame . si v*os* dirai de lenfant . *co*ment il ala a rome nus piés *et* en langes p*ar* sauuages t*er*res . ausi *com* vns poureç (*fol. 212a l.*) peneans . *et* si ala en poure habit. 2. *et* ne fu o*n*q*ue*s iors ne nuis ke il neust g*ra*nt paine *et* grans t*ra*uaus . mauuais ostelx *et* mauuais lis ot il maintes fois . *et* souuent iut hors p*ar* defaute dostel. 3. *et* ala tant p*ar* noif *et* p*ar* glace *et* p*ar* plueue . ke sa char deuint toute noire *et* p*er*se delangoisse dou froit . *et* fu si poures *et* si mal atornés q*ue* nus ne laconeust sil le veist en tel habit. 4. tant ala li enfes q*ui*l vint a rome . *et* q*ua*nt il vit leu *et* te*ns* si sagenoilla as piés lapostoile . *et* si li *con*ta toute sauenture *et* cui fiux il estoit . *et* dont il venoit . *et* q*ua*n ke la beste li auoit dit li *con*ta al miux q*ui*l sot *et* *co*ment il ocirroit son pere *et* sa mere a .ı. seul colp. 5. *et* endementiers ke il dist ceste p*ar*ole . chai il pasmés as piés lapostoile tous env*er*s . Li apostoiles le segna *et* le redrecha . *et* li dist ke ce fu fantosmes ki lauoit deceu . *et* q*ui*l ne le deuoit mie croire . car ce seroit *con*tre raison et *con*tre escriture . ke beste ki na en soi sens ne entendement p*ar*last. 6. ie te *co*manc de p*ar* deu . ke tu voises arriere en ton pais . *et* serf ton pere *et* ta mere . *et* lonore . *et* soies molt repentans de ce ke tu te dep*ar*tis onq*ue*s dels por ceste cose. 7. *et* se tu lor as rie*ns* mesfait . prie lor kil le te p*ar*doinsent . il seront tout lié de ta reuenue *et* molt ioiels . *et* ne doute riens ke tu aies oie ne veue . car ele ne te puet faire se b*ie*n non. 8. Li enfes respondi a lapostoile *et* si dist . Sire por deu nen p*ar*lés ia mais . Car ie v*os* di ke iamais nirai ent*er*re v iaie parent ne parente . ne nul ami t*er*riien . ains irai en la t*er*re v dex fu mors *et* vis . *et* au *saint* sepucre v il fu cociés. 9. Sire por deu v*os* pri ke v*os* me donés la crois . car ie voel aler deu seruir de tout mon cuer . *et* de toute ma pensee . *et* voel miux ke li turc me pre*n*gent ke ie ne face ce ke iai entrep*ri*s. 10. Atant se mist li enfes agenillons as piés lapostoile . *et* li pria doucement en plorant q*ui*l li dounast la crois por celui ki en crois fu mis. 11. Li apostoiles fu en molt g*ra*nt pensee dou faire v dou laissier . tant ke li enfes li dist . sire por deu ne malés mie delaiant . car ancois irai ie sans crois q*ue* ie ni aille.

IV. 1. Qvant li apostoiles le vit si e*n* g*ra*nt dauoir la crois si dist .

biaus enfes dex te doinst b*ie*n faire . *et* te desfende de mal . je te donrai la crois puis ke tu le demandes . *et* si taiderai de .xx. besans . *et* te doins p*ar*t en toutes les aumosnes *et* en toutes les priieres ke ie fe-(*fol. 212a r.*)rai tant *con* ie viurai. 2. Atant osta li apostoiles vne atache de son mantel. si le segna *et* ieta sus ewe benoite . si en fist crois . *et* le dona al enfa*n*t. *et* le doctrina molt b*ie*n *et* ensegna a b*ie*n faire . *et* a eskiuer pechié a son pooir. 3. Li enfes reti*n*t b*ie*n les bones p*ar*oles ke li bons hom li auoit dites . *et* si pena molt de b*ie*n faire . *et* p*ri*st *con*gié alapostoile . si sen ala droit a brandis v il troua assés pelerins. 4. *et* loa vne nef auoec els si passa outre . *et* vindrent a acre dedens .iii. semaines . Juliiens fu molt liés *et* tantost cania il ses bezans a la monoie de la t*er*re . *et* en dona por deu a to*us* cels ki li demandoient . *et* li plot molt a doner en tel maniere. 5. *et* ensi dona il q*ua*n q*ui*l ot . car il amoit miux a estre poures ke riches . tant ala ke il vint en ih*erusa*lem . tous nus piés *et* touç descaus . *et* en mauuaise roube . *et* fist ses orisons *et* ses afflictions au s*aint* sepucre tout en plora*n*t. 6. *et* pria ihesucrist q*ui*l le gardast p*ar* sa grase . q*ui*l ne feist le pechié ke la beste li auoit dit . *et* fist illueq*ue*s molt g*ra*nt duel por ce q*ui*l len souenoit . *et* dist biaus sire dex se cele mesauenture me doit sans faille auenir . do*n*t vos p*ri* ie q*ue* vos me donés la mort ancois.

V. 1. Qvant il ot assés ploré *et* fait son duel . il issi fors dou moustier. *et* ala *con* poures peneans en tous leç leus v il oi dire ke len deuoit pelerinage faire . *et* mena molt trespoure vie. Et q*ua*nt il ot son pelerinage fait . si sarestut en ie*rusa*lem as mesiaus . *et* fu tous nus fors dune pel de beste q*ui*l auoit vestue entor lui. 2. illueq*ue*s fist molt debonairement tout ce *con* li *co*manda . il cura souuent les estables . *et* autres seruice faisoit . *et* ne vaut onq*ue*s or *et* argent prendre de son seruice car il le faisoit purement p*or* deu. 3. Si *co*me il auient maintes fois . ke q*ua*nt vns jentiz hom a laissié toutes t*er*riienes rikeces . por deu seruir en religion . il se met plus en g*ra*nt dorer *et* de b*ie*n faire . ke ne feroit vns vilains q*ui* onq*ue*s not se paine non *et* trauail . juliiens soufri debonairement *et* doucement toutes les mesaises q*ui*l ot por deu . si *co*me jentiz hom doit faire. 4. ne onq*ue*s vne seule fois ne li souuint de cose ki li caniast son cuer . p*ar* coi il laissast a seruir. 5. Ensi serui il .vii. ans en la maison as malades . ke o*n*q*ue*s ne li demanda nus hom ki il fu . ne dont il estoit nez . Car il estoit si poures *et* si nus ke nus ne quidast q*ui*l fust fiux de conte . *et* mena si trespo-(*fol. 212b l.*)ure vie . ke molt fu cangiés dedens son t*er*me. 6. Mais il fu si fors ouuriers . ke il vencoit tous les aut*re*s ouuriers . *et* tous les serians de lostel a ouurer . *et* q*ua*nt il ot illueq*ue*s serui tout son t*er*me . si li p*ri*st talens daler a s*aint* jake. 7. por ce q*ui*l verroit p*ar* aue*n*ture pelerins de son pais p*ar* le chemin . Et lor demanderoit se li q*ue*ns *et* la *con*tesse danio uiuoie*n*t e*n*core . Et sil ooit dire por voir ke li vns diaus fust t*re*spassés de cest siecle . il sen iroit en son pais . Car adonq*ue*s saroit il b*ie*n se la beste li auroit me*n*ti. 8. il vint au ior de son t*er*me a son maistre . ki gardoit les oeuures de la maison *et* li dist . Sire dounés moi *con*gié . car ie men

voel aler en mon pais . ie *en*trai p*ar* v*os* caiens *et* p*ar* v*os* men voel issir . v*os* maués molt de b*ie*n fait dex le v*os* mire.

VI. 1. Li maistres li respondi . juliien v*os* nos auéç molt b*ie*n seruis . *et* longement . si en deués grant loier auoir. Or demandés ce ke v*os* vaudrois *et* v*os* laurois . Sire fait juliie*ns* ie nen voel auoir nul loier . fors ce ke dex men donra . mais ie pre*n*g *con*gié a v*os* si men vois. 2. Li maistres envoia ap*ré*s lui .v. bezans . mais juliiens les renvoia . *et* dist q*ui*l ne*n* auoit cure. Car il i vint sans or . *et* sans or sen voloit aler. 3. Ensi sen rala iusq*ua* acre . *et* troua illuec les te*m*pliers *et* autres gens . ki voloient outre passer *et* auoient ia cargié lor nef . icil passere*nt* juliiens auoec iaus por deu . por ce ke il le vire*nt* molt poure. 4. il furent .xv. semaines sor mer . *et* si en i ot molt de mors ains ke il ariuaissent . Mais Juliiens fu tous iors sains *et* haitiéz . *et* vi*n*t auoec ses *com*paignons tresq*ua* s*aint* gille . v il seiorna .ii. mois . *et* ala tous iors p*ar* la vile dema*n*da*n*t son pain por deu. 5. *et* repairoit ciés .i. poure prestre ki le herbregoit por deu . *et* le couca sor vne nate . Ensi *com* il ala vn diemence p*ar* la vile . si troua en vne maison pelerins a pié *et* a ceval ki sen voloient aler a *saint* jake . *et* sestoient entrefia*n*cé ke li riche aideroient les poures a lor pooir en toutes coses . *et* porteroient loial *com*paignie.

. VII. 1. Qvant Juliiens oi la bone *com*paignie ke li vns deuoit faire a lautre . si li p*ri*st talens daler auoec aus a s*aint* jake *et* sesmut auoec elx mais il ni porta or ne argent . car il auoit fia*n*ce en deu le creatour q*ui*l len donroit assés. 2. *et* en cascune vile v il venoit demandoit son pain por deu . *et* ostel a la nuit . *et* dex li dona tous iors assés ce ke mestiers li estoit . il faisoit cascun ior *(fol. 212 b r.)* sa iornee ausi b*ie*n *con* cil ki auoient les fors ceuals. Car il auoit mise toute sentente a son pelerinage p*ar*faire. 3. Ensi alerent il .ix. iors b*ie*n en pais . *et* au disime encontrent il pelerins ke il *co*nissoient b*ie*n . *et* li demanderent v il aloient . *et* il disent ke il troueroient molt g*ra*nt g*uer*re dedens .v. liues . de t*er*re ke .ii. contes i font . *et* ont ia tout le pais essillié. 4. *et* nus hom ni puet passer tant ait bon *con*duit *et* fort . nos i auons seiorné .ii. iors . or nos e*n* retorno*ns* arriere.

VIII. 1. Qvant cil oirent cou . si fure*nt* molt esbahi . *et* desconforté . si sasisent p*or* pre*n*dre *con*seil daler auant v de retorner . *et* q*ua*nt il fure*nt* *con*seillié si sen retornerent tuit fors juliiens q*ui* se*n* ala tous seus. Car il se porpensa q*ui*l nauoit ke p*er*dre . si sen ala molt plus seurement. 2. Tant ala ke il vint au castiel v li vns des signors repairoit ki maintenoit cele g*uer*re . *et* fu la vile *et* li castiaus si plains de gent ke nus ni pooit ostel trouer . juliiens demanda a destre *et* a senestre ostel por deu . mais il ni troua onq*ue*s home ki le herbregast. 3. ains lescarnissoient *et* lapeloient ribaut *et* truant *et* disoient q*ui*l auroit tost fourtraite la fille son oste . *et* il ne lor respondi rie*n* . ains pria a deu q*ui*l lor p*ar*donast la folie *et* la vilonie ke il li disoient . *et* a lui donast ostel *et* viande. 4. Ensi ala il de rue en rue demandant ostel . mais cascuns lescondist . v fist sourde orelle. Tant ke il *co*menca a dire . aide dex sire pere *et*

roiç puissans car me *con*seillés *et* herbregiés . car ie*n* ai *gra*nt mestier . je ne fui onques mais en liu v ie ne trouaisse ostel fors ore.

IX. 1. Entrementres ke il se *com*plaignoit ensi . loi vns ch*eualie*rs si lapiela . *et* li demanda do*n*t il venoit *et* q*ue*l vie il menoit . *et co*ment il auoit non . juliiens li respondi molt sageme*n*t *et* dist . biaus sire ie sui vns poures hom . si vois q*uera*n*t* mon pain. 2. mais ie ne truis ki me voelle herbregier por ceste *gue*rre . ains sai b*ie*n ke ie girai anuit hors se dex dostel ne me *con*seille. 3. Li ch*eualie*rs li respondi . dex ta ostelé . car ie te retendrai huimais por lamor de lui . Quant juliiens loi si lenclina molt doucement *et* li dist . sire dex v*os* en rende le gueredon . Atant ala seoir au feu auoec les autres gens molt liés. 4. Cele nuit ot il molt q*ua*n q*ui*l li couint . *et* li dona li sires de to*us* ses mes . *et* q*ua*nt il orent mangié il lapela deva*n*t lui . por ce ke il le vit grant *et* b*ie*n menbru . *et* li de-*(fol. 213a l.)*manda q*ue*l vie il menoit. 5. juliiens li respondi molt sagement *et* dist . Sire ie sui vns poures ho*m* ki nule rien ne quier fors seulement ma viande . mauuais iestes fait li sires ki autre cose ne q*ue*réç. Car vns chiens v vne truie trueue viande assés . *et* ce nest mie *gra*ns delis de viure ausi *com* .i. chien . *et* li hom si ne vaut riens ki est tous iors e*n* poureté *et* en dangier. 6. Sire fait Juliiens nus ne doit viure por son ventre e*m*plir . mais ki el seruice damedeu est entrés illi couient p*ar*faire.

X. 1. Je estoie meus por aler a s*ain*t jake en pelerinage . mais il me samble ke ie ne puis passer por ceste *gue*rre . certes non . fait li ch*eualie*rs . Car tuit li pont *et* les plances de cest pais so*n*t depechié . ke nus ni puet passer ne priués ne estranges. 2. Mais demeure caiens auoec moi . ie te tendrai por seriant . *et* auras .xii. deniers le ior . *et* se dex te voloit oster de la perece v tu ies . *et* metre en proeche . tost ten poroit venir g*ra*ns b*ie*ns. 3. Juliiens respondi *et* dist . sire laiçsiés ment *con*sellier . *et* le matin v*os* dirai q*ua*n ke ien ferai . Li ch*eualie*rs li otroia molt debonairement . *et* li promist molt de b*ie*ns afaire. Ensi ala juliiens coucier *et* fu toute la nuit en pensee del aler v dou remaindre . *et* se *co*menca a desesperer de bien faire *et* dist. 4. Dex ke vois ie q*ue*rant *et* truandant encore nai ie pas fait le pechié de coi iai ia eue mainte male iornee . ce me vient de g*ra*nt folie ke auant fac le penitance ke le pechié . *et* bie*n* sai q*ui*l nauendra ia . *et* si ne men saura ia dex g*re* . car ie ne le fac pas por lui. 5. Fols fui q*ua*nt ientrep*ris* onq*ues* tel cose . dont ie ne puis auoir ne p*ris* ne los . *et* nus ne me doit p*ri*sier se ie sui tous iors poureç . *et* mendians *et* truans . *et* ien doi auoir g*ra*nt ho*n*te por ce ke ie sui fiux de conte *et* de *con*tesse . et li plus jentils hom de tous mes ancestre. 6. jamais plus truans ne serai. Car ceste vie est mauuaise . de coi nus preudom na envie . ie maintendrai cheualerie ensi *con* mi parent firent . ki vesq*ui*rent a g*ra*nt honor . je ne voi pas *co*ment hom ki ci seiorneroit peust ocirre le *con*te danio. 7. *et* sil i venoit p*ar* auenture por *gue*rroier . *co*ment i vendroit sa feme . *et* se ele i venoit *co*ment les ocirroie ie a .i. colp p*ar* ma cheualerie . car ma mere ne set porter armes . Si mait dex ie ne te*n*drai pl*us* cest essil . car trop ai ma jouente perdue.

XI. 1. Ensi se dementa juliiens cele nuit . *et* regreta ses parens . Lendemain q*ua*nt li sires se leua . Julii-*(fol. 213 a r.)* ens sen vint deuant lui . *et* se pena molt de lui seruir . *et* fu liés *et* ioiens de ce q*ui*l vaut son seruice prendre . Q*ua*nt li ch*eualie*rs le vit si b*ie*n seruir . il li demanda se il estoit *con*selliés de demorer auoec lui. 2. Sire fait juliiens oil . Car ie ne voel mais mener si poure vie ke ie ai fait . ains voel vne autre essaier ki me sera plus honorable . *et* si v*os* seruirai miux *et* plus volentiers ke garcon q*ui* soit en u*ost*re cort. 3. Juliien fait li ch*eualie*rs *et* ie v*os* retieng . *et* si v*os co*mant ke v*os* soiés tous iors p*re*s de moi q*ua*nt v*os* me verrois en estor v en mellee . sire fait il . si ferai ie se ie puis.

XII. 1. Entrementres q*ui*l p*ar*loient ensi leua li criz en la vile . ke lor anemi estoient deua*n*t la porte dou castiel . *et* auoient ia assés p*ri*s de lor gens . *et* en menoient p*ar* force la proie de la vile . La vile fu tantost es*co*meue . *et* cria len as armeç. 2. Li sires demanda ses armes hastiueme*n*t si sarma . *et* juliie*n*s larma dune part . *et* mist g*ra*nt cure a lui b*ie*n atorner . Li autre sarmerent ausi *et* p*ri*sent lor glaiues *et* lor gaurelos *et* lor autres armes . si so*n*t ensamble issu fors de la porte. 3. *et* li quens ki estoit sires del castel . *et* ki menoit la gent . issi tous p*re*merains . *et* mena .ii. cens ch*eualie*rs auoeq*ue*s lui *et* .XL. fors *et* b*ie*n *con*batans . *et* a*con*siuirent lor anemis entre .i. gue *et* vne montaigne. 4. Tantost laissierent aler lor ceuals . *et* les font aualer p*ar* force de la montaigne . A laualer q*ui*l firent en chei plus de cent . p*ar* desus les testes des ceuals . illuec *co*mencierent il .i. estor g*ra*nt *et* fort *et* lor corurent sus de toutes p*ar*s . *et* escrierent lor ensegnes. 5. Li quens ki plus ot hardie gent rescoust la proie . *et* en mena ses anemis p*ar* force i*us*cau gue . *et* les enbati dedens . illuec fu li estors molt g*ra*ns *et* molt fiers . *et* molt i ot ocis de gent dune p*ar*t *et* dautre . mais li quens ot mellor gent *et* plus hardie . si fist ses anemis passer le gue a force . *et* cil se desfendirent molt fierement en*con*tre. 6. Juliiens vint isnelement to*us* nus fors de sa cote .i. baston en sa main car il nauoit autre armeure . *et* vit les bons ceuals ki gisoient el fanc . si en p*ar*font q*ui*l ne sen pooient mouoir . *et* les serians *et* les ch*eualie*rs mors *et* afolés assés plus ke len ne v*os* porroit dire. 7. Mainte-na*n*t rua son baston puer . *et* p*ri*st armes les miudres q*ui*l troua en la place . *et* les plus beles . *et* traist hors dou fanc .i. diestrier molt fort *et* molt isnel *(fol. 213 b l.)* si sailli sus la lance el poing *et* passa le gue . siuant tresq*ua* lestor . 8. *et* vit son signor e*n*mi la p*re*sse . si la desrompi *et* vint a lui . si li aida molt b*ie*n . Car onq*ue*s cele part nala . ne a ch*eualie*r ne se preist ke juliiens ne li fust au costé . *et* se il p*ri*st ch*eualie*r p*ar* le frain . Juliiens le saisist maintenant. 9. Ensi li aida il longement . mais ses sires ne se prenoit mie garde ki illestoit . Car il ne quidoit mie ke li truans q*ui*l auoit herbregié . osast e*m*prendre tel hardement ke il venist a lestour. 10. Li ch*eualie*rs estoit molt preus *et* molt hardis . car il se metoit tous iors en la presse . *et* juliiens le siui tous iors a lesporon . *et* li ot le ior molt g*ra*nt mestier . *et* le rescoust maintes fois . car cil ocisent sous lui son diestrier . juliiens li bailla celui ke il auoit gaaignié *et* le remo*n*ta a force.

XIII. 1. Adonq*ues* dist li ch*eualie*rs ki estes *vos* ki maués douné ceual . *et* ki mauéç toute ior si b*ien* desfendu . Sire fait juliiens ie sui cil cui v*os* retenistes hui matin . li ch*eualie*rs le regarda *et* li dist. 2. juliien molt estes preuç *et* hardis . toute deués auoir lonor *et* le pris de ceste bataille . *et* saciés de voir ke le gueredon de u*ost*re seruice v*os* rendrai ie molt bien . juliiens loi si len mercia molt doucement . *et* li *con*ta *co*ment il auoit gaaignié son ceual *et* ses armes. 3. juliien fait li ch*eualie*rs or laissons ce ester . si venés aprés moi de g*ra*nt eslais . car de toutes p*ar*s poés v*os* veoir nos anemis . Atant laissent lor ceuals corre . *et* vont aidier a lor *com*paignons ki estoient en la mellee . *et* desrompent la presse . Juliiens les passa tous en proece faire . Car il nadreca a nul home cui il ne feist les arcons widier.

XIV. 1. Ses sires saresta tous cois e*n*mi la presse . por esgarder *co*me*nt* juliiens le faisoit . *et* apela ses *com*paignons si lor moustra *co*ment ses truans q*u*il auoit herbregié encaucoit ses anemis . segnor fait il se dex mait v*os* ne veistes onq*ues* si poure ribaut . *co*me il estoit hui matin q*ua*nt ie le deting . or le secorons car il en a grant mestier. 2. A cest mot broce le ceual si sest miç en la presse . *et* li autre tuit aprés q*ua*n ke li ceual pueent rendre . *et* sesforcierent si de ferir ke tout le camp widierent de lor anemiç . si les ont desconfis *et* cil senfuirent q*ua*n q*u*il porent tresq*ua* lor lices. 3. Li quens ne sa ge*n*t ne (*fol. 213b r.*) les vaurent plus encaucier . ains sen retornerent atant . Molt gaaignierent le ior . mais juliiens en ot sor tous le pris *et* le los . si *co*me ses sires dist . ki a son castel le mena auec lui . *et* li douna nueue robe *et* le fist baignier . *et* li fist baillier tout son harnois a garder. 4. *et* lama molt *et* honora por sa proeche. Ne demora mie gra*n*me*nt* ke on cria lewe au castel . *et* li sires juliien ala a cort auoec les autres ch*eualie*rs . *et* *co*manda ke juliiens ki al ostel demeure fust molt b*ien* seruis. 5. Li ch*eualie*rs sen va a cort . *et* troua le *con*te *et* toute sa ge*n*t molt liés *et* ioieus . de la bonne auenture ki le ior lor fu auenue . si en tindrent g*ra*nt p*ar*ole. 6. *et* q*ue* ke cascuns en die . li ch*eualie*rs iure certainement ke vns truans ke il herbreia por deu . ki ostel ne pooit aillors trouuer . auoit tous les autres passés de b*ien* faire. 7. puis lor *co*menca a conter *co*ment il *con*q*u*ist son ceual *et* ses armes . *et* *co*ment il passa le gue . *et* *co*ment il le rescoust en lestour q*ua*nt son ceual li fu ocis . *et* le fist monter sor .i. autre q*u*il auoit gaaignié par sa proueche.

XV. 1. Qvant li quens oi cou si dist au ch*eualie*r . frans ho*m* por deu gardés le b*ien* *et* li dounés assés del u*ost*re tant ke il ait b*ien* son estauoir . Sire dist li ch*eualie*rs se ie auoie fin or molu . si li en donroie ie vne p*ar*tie . *et* si ne quier ke iamais de moi se dep*ar*te. 2. Li ceualier reuienent de cort cantant *et* menant g*ra*nt ioie . *et* cele nuit fu li ch*eualie*rs *et* juliiens molt b*ien* herbregiés . *et* lendemain li fist ses sires auoir q*ua*n ke mestiers li fu . b*ien* le fist vestir *et* cauchier . *et* li douna boune armeure. 3. Juliiens ot molt g*ra*nt ioie a son cuer de son harnois ke len li aparelle . mais nule riens ne li plaist tant *co*me estre en lestor . Li iors li anuia molt . q*ua*nt il ne porta armes . *et* dist en son cuer. 4. dex

fait il ke doit ce q*ue* noç seiornons hui . por coi ne nos armons nous *et* alons prendre p*ro*ie . ja e*n* eussent il yer la no*str*e menee se nos ne leussiens rescouse. 5. Dex fait il por coi so*n*t cil ch*eualie*r en ceste vile . por coi ne sarment il . car meust li quens *co*mandé .i. ior ke ie fuisse lor conestables . *et* ke ie peusse faire dels ma volenté. Jamais .i. ior nauroient repos. Ce nest mie g*ra*ns los son se desfent . q*ua*nt a force le couient faire. 6. Ore a juliiens q*ua*n ke il veut . mais ne q*ui*de ia veoir leure q*ui*l se truist v esprouer. Au tierc ior e*n*samble orent lor anemi .ccc. ch*eualier*s . *et* toutes les menues gens de p*ar* toutes les contrees . *et* prisent la (*fol. 214a l.*) proie a cels dou castel a force . *et* lor gens cacierent en la uile. 7. Li cris *et* la noise lieue . ke lor anemi e*n* menoient lor proie a force . *et* si estoient ia venu iusq*ue*s es rues dou castel . Lors oissiés cors *et* buisineç soner.

XVI. 1. Tuit sarmerent hastiuement . *et* e*n*caucierent lor anemis a g*ra*nt force . *et* les aconsiuirent en la montaigne . les .i. pre . *et* firent illuec .i. estour molt g*ra*nt . *et* molt perilleus . mains hom i p*er*di la vie cel ior. 2. juliiens garda tous iorç son signor . *et* se tint molt pres de lui . Mais onq*ue*s fols ne nus yures ne fu si entalentés de *com*batre *co*me juliiens. 3. Maint home aida le ior a ocirre . *et* ses sires regarde molt souent *co*ment il se co*n*tient . il ne vient en nule presse q*ui*l nait tost fait entree . *et* q*ui*l ne desrompist tout a deliure . il ne refuse nul en*con*tre de ch*eualie*r ne de seriant. 4. Ta*n*t p*ar* est de ses armes preus *et* auentureus . q*ue* il est issus de mainte presse le ior . *et* de mainte mellee . v vns autres eust este ocis . *et* cascuns q*ui* lesgarda dist . ke onq*ue*s mais ne virent home ki si bien saidast tant fust fors. 5. Il entrep*ri*st plus de .c. coses le ior ki li greuerent . dont il vint bien a chief . si ke cascuns tenoit son hardement a g*ra*nt folie . assés mius le faisoit ke nus autres . *et* si ne pooit onq*ue*s estre lassés. 6. Le ior fu adiés en boune v*er*tu . La v la bataille estoit plus fiere se mist il tous iors en la presse . si ke ses sires ne len pot retraire. 10. ains li dist souuent . juliien traiés v*os* arriere . car toutes nos gens so*n*t si lassees kil ne se pueent mais aidier . ne il ne te voelent mie seul laissier ichi.

XVII. 1. Jvliiens ki entendoit au los *conque*rre ne sen vaut retorner por home ki en p*ar*last. 2. g*ra*ns p*ar*tie dou ior estoit alee ancois q*ui*l les peussent vaincre . mais q*ue*l talent q*ui*l eussent . les misent tous a la fuite p*ar* le hardement juliien. 3. assés en i ot mors *et* pris . plus ke ie ne v*os* porroie no*m*brer . iusq*ua* lor lices sen vont fuiant *et* illueq*ue*s se rassamblerent tuit . *et* li autre ne les vaurent plus encaucier . ains so*n*t venu arriere. 4. Cel ior auoit b*ie*n veu li quens q*ua*n q*ue* juliiens auoit fait . il poinst v*er*s lui a g*ra*nt eslaiç . *et* deslacha son hiaume . *et* le bailla a son escuier . *et* acola juliien *et* le baisa plus de .c. fois tout en route. 5. *et* si li dist biaus amis ie v*os* promec grant loier por u*ostr*e g*ra*nt seruice . *et* si v*os* pri ke v*os* soiés de ma maisnie . *et* ie v*os* ferai ch*eualie*r p*ar* tans . 6. juliiens len mercia molt . *et* si li dist . Sire iai signor ki aua*n*-(*fol. 214a r.*) tier me retint por deu . *et* ie sai b*ie*n ke il len peseroit se ie le laissoie por autrui seruir. 7. Certes fait li quens non

fera . ancois priera encore ke len *vos* face *cheualier*. 8. Atant es *vos* le signor juliien ki volentiers *et* bonement otroie ke julii*ens* soit au conte . *et* dist ke g*ra*nt aumosne feroit ki le feroit ch*eualie*r . car molt est preus *et* hardis.

XVIII. 1. Li quens atant len mena auoec lui iusq*ua* la tour si la fait desarmer . puis lesgarda longement . *et* li sambla molt biaus . *et* molt b*ie*n fais de tous membres. 2. *et* li dist ses cuers q*ui*l estoit jentils hom. Li quens le *co*menca a acoler *et* a atraire v*er*s lui *et* li dist. 3. Si mait dex ie ne q*ui*doie mie ke *vos* fuissiés si preus *con vos* estes ne si b*ie*n tailliés. Car ie ne vi onq*ue*s home miux taillié por estre ch*eualie*r *con vos* estes bon ceual endestre *vos* donrai *et* bones armes . ke *vos* ni faudrois mie . 4. juliiens len m*er*cia molt doucement . *et* fu molt liés de ce ke li quens li auoit promis. 5. Ensi le fist li q*ue*ns toute la semaine garder *et* seruir *et* honorer i*us*cau diemence . q*ui*l le fist ch*eualie*r a g*ra*nt aparellem*ent* *et* a g*ra*nt feste. 6. Ensi fu juliiens fais ch*eualie*rs *et* oublia *saint* jake *et* son pelerinage . ne li souint de nule riens el monde fors darmes . v il auoit mise toute sentente. 7. des proueces *et* des estors ke il fist en sa nouele cheualerie . *et* des secours ke il fist ta*n*t *con* la g*uer*re dura . ne *vos* auroie ie hui dit la moitié. 8. de ses anemis fu il tous iors doutés sor tous les autres. La g*uer*re dura molt longement . *et* i ot ocis dedens lan plus de cent cheualiers.

XIX. 1. Mais entor la feste *saint* jehan issi li q*ue*ns hors desarmés por lui esbanoier . *et* fu p*ar*mi le cors ferus de ses anemis . *et* ne vesq*ui* plus ke .iii. iors. 2. *et* q*ua*nt il fu mors ses gens firent ausi g*ra*nt duel por lui . *con* len puet por nul home faire . *et* ce ne fu mie m*er*uelle. 3. Car il furent puis maintes fois desconfit de lor anemis . ki ne lor voloient donner triues . ne faire pais a els . ains g*uer*oioient molt miux q*ui*l ne suele*nt et* pl*us* hardieme*nt*.

XX. 1. Or *vos* dirai de la *con*tesse *co*ment ele maintin*t* sa g*uer*re . ele nauoit mie .xx. ans . mais onques puis dex ne fist feme de sa valor. *et* ce fu p*ui*s cose b*ie*n esprouee. 2. Car ausi *co*me la rose sormo*n*te toutes les autres fleurs en biauté . ausi estoit ele plus bele *et* plus sage des autres dames del pais. 3. *et* onq*ue*s en son tans ne fu feme si plaine de bontés . ne de si ferme foi . mais la g*uer*re v ele e-(*fol. 214b l.*)stoit . auoit tout le pais gasté *et* destruit. 4. Cascun ior veoit ele sa proie prendre . *et* ne li pooit aidier ne secorre . de nule p*ar*t natendoit secors. 5. ains ploroit souent por la honte *et* por la p*er*te ke si anemi li faisoient . ele ne veoit rie*ns* do*n*t ele ne fust dolante. 6. car ele veoit sa t*er*re apourir *et* aler a noiant . *et* sa gent la voelent gerpir *et* ne trueue home en cui ele se fit . ne ne trueue aide ne secors de nul leu dou monde v ele le sace demander. 7. Tant ke tuit li haut home dou pais vinrent a li si li disent . dame p*or* deu m*er*chi len nos assaut cascun ior . *et* onq*ue*s p*ui*s ke n*os*tre sire fu mors . ne nos finerent cil de desconfire . ke nos soliens desconfire en sa vie. 8. si nos ont laissié li francois . *et* li mansel . *et* li angeuin . si na en toute n*os*tre t*er*re castel ki ne soit en g*ra*nt auenture de p*er*dre . toute n*os*tre t*er*re p*er*dés se *vos* ne creéz nos *con*sels. 9. Dame

por deu pre*n*dés signor ki gardera b*ie*n u*ost*re honor . *et* u*ost*re te*r*re desfe*n*dra de vos anemis. 10. Car se nos auiens cheuetaine ke v*os* eussiés pris p*ar* nos los . *et* p*ar* nos consels . lors seriens nous en bone pais do*n*t nos so*m*mes en gr*a*nt g*ue*rre. 11. *et* saciés certainement ke le plus bel *et* le plus large . *et* le miux vailla*n*t *et* le mellor ch*eualie*r ke onq*ue*s nus de nous veist v*os* volons doner a sign*or*.

XXI. 1. La dame demora molt au respondre . non por q*ua*nt demanda ele ki cil ch*eualie*rs est q*ui*l li ont tant loé . Car ele pre*n*droit volentiers le plus preu del monde . *et* si e*n* aroit gr*a*nt mestier. 2. Dame fait cascuns juliiens est vaillans *et* sages molt plus ke home ke nos veissiens onq*ue*s en nos tens . *et* de sa largece ne p*ar*olt nus. 3. car molt a douné de robes de vair *et* de gris . *et* armes *et* bons ceuals ke il *con*quist p*ar* sa proeche . *et* onq*ue*s dou fuer ne dou pris ne li calut. 4. *et* molt douna a cels ki en ore*n*t mestier . *et* ki li demanderent . *et* si neu recut onq*ue*s riens . tout auriiens p*er*du se il nestoit . Car tote n*ost*re rescouse est en lui. 5. si sauons b*ie*n ke il deçfendroit b*ie*n la te*r*re puis ke ele seroit venue a lui. 6. La dame respondi maintenant . signor fait ele ie v*os* pri por deu ke v*os* me *con*selliés car ie sui a v*os* a*con*sellier . *et* si ne v*os* meruelliés mie de ce ke ie v*os* dirai. 7. je ne di mie ke juliiens ne soit molt preus de gr*a*nt maniere . mais ie ne me vaudroie a nul fuer marier a home estrange dont ie ne seusse lestration. 8. Car ie ne (*fol. 214b r.*) vaudroie mie faire cose dont ieusse reproce . v*n*s princes de haut parage *et* de gr*a*nt afaire . ma nouelement demandee . *et* si ne *con*tredi ie mie juliien. 9. Car en lui a gr*a*nt cheualerie . *et* gr*a*nt largece *et* gr*a*nt bonté . mais il nest mie de *con*oissance . *et* si me desplaist molt ce ke il vint en cest pais q*ue*rant son pain . ne en cest pais ne vint onq*ue*s ki le *con*eust. 10. je sui parente a la roine de France . *et* tuit mi parent so*n*t haut home . *con*te *et* baron *et* castelain . b*ie*n tendrai monor endroit moi. 11. Dame fait cascuns il ne puet autrement estre . Car nos sauons b*ie*n ke dex lamena por v*os* en pais . ne v*os* nen deués mie auoir honte. 12. Car se la roine de france estoit en autel point . si le deuroit ele volentiers prendre . Dame nos ne vos sauons autrement *con*sellier . ains v*os* diso*n*s b*ie*n . ke se hontes *et* blasmes en venoit . ce seroit sor nous. 13. La dame respondi molt doucement *et* dist . se v*os* le me donés ie ne le refus mie . ains sui preste de faire ce ke v*os* me loés . Car ie ne vos os escondire . Or doinst dex q*ui*l me tourt a preu *et* a honor. 14. Or font gr*a*nt ioie ala court de ce ke la dame lor respondi si debonairement . et en rende*n*t graces *et* m*er*cis a damedeu. 15. *et* envoierent maintenant por juliien a son ostel . *et* le *con*uoierent a court si ke il se meruella por coi il le faisoient.

XXII. 1. Qvant il vint el palais amont . tuit se leuerent en*con*tre lui . *et* porterent plus grant honor ke il ne soloient. 2. vns haus hom le prist p*ar* la main . *et* si le fist seoir au pl*us* haut dois dalés lui . *et* si li dist. 3. juliien v*os* aurois dede*n*s brief terme le b*ie*n ke dex v*os* a promis . v*os* saués b*ie*n ke cis pais est tous gastés por la g*uer*re . si aurions mestier dun preudome ki le gardast b*ie*n si ni sauons plus preudome de v*os*.

4. *et* auons esgardé ke *vos* aurois madame la *con*tesse a feme . ki e*n* est molt ioians *et* lie . de ce ke si preudome au*ra* a mari. 5. juliiens les mercie de son auanceme*nt* *et* de lor promesse . Atant ont la dame amenee ki sestoit vestue *et* aparellie de la mellor robe q*ue*le ot. 6. *et* q*ua*nt juliiens la vit venir si corut e*n*co*n*tre li . *et* la prist p*ar* la main . maintenant font .i. prestre venir a molt g*ra*nt ioie ki les espousa. 7. De son donner ne de son despendre ne dirai ore plus . car il sen sot molt b*ie*n aidier . Grant cort *et* g*ra*nt feste tint le ior . *et* q*ua*nt ce vint au vespre *et* lor lis fu aperelliéç *et* seigniés . La dame si le recut entre ses bras. 8. Ele lacole doucement *et* baise *et* li dist . sire por deu ne *vos* poist mie de ce ke ie *vos* demanderai. 9. puis q*ue*nsi est ke *vos* manés espousee . ie vaudroie volentiers sauoir v *vos* fustes nez . *et* q*ue*ls gens vos parens *sont* . *et* q*ue*l mestier il font . *et* dont uienent . car *vos* estes si preus ke *vos* ne deués mie auoir honte del dire. 10. Dame dist juliiens ie *vos* di por voir ke mes peres fu tous iors sires dou pais *et* de la te*r*re v il fu nez . *et* si fu fiux de conte *et* de *con*tesse. 11. mais vantance ne mi vaudroit ci rien . car ni auroit home ki le me tesmoignast . Sire por deu *et* en q*ue*l te*r*re porroie ie envoier q*ue*rre *vos* parens q*ui*l me venissent aidier a g*ue*rroier.

XXIII. 1. Qvant juliiens loi si se repenti de ce q*ui*l li auoit dit . car se sa feme envoiast q*ue*rre ses parens . b*ie*n peust auenir ce ke la beste li auoit dit. 2. dame fait il ne *vos* poist mie . ie ne nomerai ja mais ma *con*tree . ne iamais si liéz ne serai se ie loi nomer ke ie ne soie coureciés. 3. Sire fait ele or le me *par*donés ceste fois por deu . jamais ne le *vos* demanderai . mais seulement le non de u*ostr*e pe*r*e *et* de n*ost*re mere me dites . car por ce ne saurai ie do*nt* *vos* estes . car li non des gens *sont* *co*mun p*ar* tout le mo*n*de. 4. Dame fait il mon pere si a non ioifroi . *et* ma mere emme . or *vos* pri ke *vos* ne me demandés pl*us* . car *vos* ni porriés riens gaaignier. 5. La dame ata*n*t fu toute coie . *et* retint molt b*ie*n en son cuer leç no*n*s ne porq*ua*nt si len fu il molt petit . car ele q*ui*da q*ui*l le deist p*ar* vantance . Grant ioie li fist la nuit si *con* dut faire a so*n* sign*or*.

XXIV. 1. Lendemain fisent grans noces *et* g*ra*ns despens . *et* cil dou pais se penerent molt donorer lor nouel signor . *et* onq*ue*s mais en lor vie norent si g*ra*nt ioie. 2. trestout li firent cel ior homage . *et* boune seurté . *et* juliiens mai*n*tena*n*t *co*menca sa g*ue*rre . ch*eualie*rs *et* serians mande *et* il len vi*n*t assés de toutes p*ar*s. 3. Ses anemis cort sus cascun ior *et* les grieue durement . Et q*ua*nt il virent q*ui*l ni porent auoir duree . si li priierent molt douceme*n*t q*ue* il lor donast triues . v il feist pais a els. 4. mais il ne*n* vaut onq*ue*s oir p*ar*ole . ains les envaist cascun ior plus fierement q*ui*l ne soloit . *et* cil se *sont* .i. ior tuit assamblé. 5. si vinrent a lui por crier m*er*chi . *et* li baillierent les cles de toutes lor forterces *et* de tous lor reciés . *et* li amenerent lor fils en ostages . Maiç juliiens lor a tout *par*doné . *et* lor castiaus *et* lor te*r*res lor a rendu . *et* si les a tous baisiés en pais. 6. Or sera juliiens en g*ra*nt repos puis ke la g*ue*rre est fi-*(fol. 215a r.)* nee . *et* ne q*ui*ert desore mais corre a proie . ains est re-

uenus a sa nature . si fait chiens *querre partout* le pais . Car nus deduis ne li plaist tant *come destre* tous iors en bois *et* en forest.

XXV. 1. Ensi demora illueq*ues* en sa te*r*re ke il auoit *conquise* .v. ans *et* .vii. ans deuant estoit issus de son pais. 2. *et* entrementres q*uil* demora illueq*ues* en sa te*r*re ke il auoit *conquise* fu li quens ioifrois son pere en anio molt amalaise de ce ke il ne sauoit nule nouele de son fil. 3. Tant ke g*ra*ns tale*n*s li p*ri*st daler a *saint* jake descaus *et* en langes . *et* dist ke il ne menra auoec lui ke .i. seul seriant . *et* .i. soumiers ki portera ses deniers *et* sa robe. 4. La *con*tesse voit b*ie*n ke ses sires saparelle daler . si lapiela en vne cambre p*ri*ueement a *con*seil . si li demanda v il velt aler. 5. Dame fait il ie voel al*er* a *saint* jake nus piés *et* en langes pureme*nt* . ke dex me laist oir bones noueles de mon fil . sil est vis v mors . ke dex en ait merchis. 6. Lors *come*n*ca* la *con*tesse a souspirer . *et* dist sire ie irai auoec v*os* . ne vaut riens desamonester . car ie ne men tendroie por nule rien . pieca ke ie lai enpensé si *con* v*os* dites le pelerinage a faire. 7. Dame fait il v*os* ne saués de coi v*os* v*os* volés entremetre . v*os* ne porriés la paine soufrir . daler descauce . mon oirre me poéz atargier si ne me ferés se mal non. 8. Sire fait ele por deu me*r*chi . il nest el monde si *saint* home ki le me peust destorner . ne v*os* en doutés mie ke ia p*or* moi ne seiornerois ior . ains ai assés gregnor paor de v*os* ke de moi. 9. Et si sai b*ie*n ke dex noç mosterra apers miracles de n*os*t*re* fil . *et* pour cou nos deuerions nous plus haster . vne pucele sa*n*s pl*us* menrai por moi seruir. 10. Dame fait il q*ua*nt v*os* le volés enprendre . v*os* ne*n* serés ia escondite . Li quens aparella erra*n*ment son harnois . *et* la dame sesforca molt daler . *et* ne li greua riens ce li sambla . por ce q*ue*le le faisoit por son fil. 11. *et* a touç les poures q*ue* ele en*con*tra p*ar*mi le chemin dona de son argent . *et* quide *bie*n trouu*er* soñ fil p*ar* laumoçne ke ele fait. 12. La *con*tesse ert molt lie de ce q*ue* ele oirre miux q*ue*le ne suet . *et* li trauals ne lor grieue riens . plus de .cc. poures pelerins siuoie*nt* lor route . dont li pluisor estoient a els atenda*nt* . 13. *et* q*ua*nt il vindrent a *saint* gille . si alerent droit au moustier . *et* firent illuec lor offrandes q*ue* dex p*ar* so*n* *co*ma*n*deme*nt* lor doinst auoiement de lor fil.

XXVI. 1. Qvant il orent lor offrandes faites . si alere*nt* prendre lor ostel *et* seiornerent .v. iors *con*tinuels en la vile . *et* trouerent pelerins ke se*n* deuoient aler a *saint* jake. 2. Dont la *con*tesse fu lie *et* en p*ri*a molt le *con*te q*ui*l alaissent auoec els . Dame fait il volentiers iroie se ie ne v*os* q*ui*doie greuer . mais tart couchier *et* matin leuer . *et* les g*ra*ns forés a passer v*os* greueroient trop. 3. Sire por deu de tou cou ne dout ie riens . ains v*os* pri ke nos en aillons demain auoec eux . Dame fait il *et* nos en irons demain puis ke v*os* le volés. 4. Ensi *com* il ont la nuit deuisé si ont fait . Car lendemain si tost *com* il porent le ior veoir se so*nt* mis al chemin . *et* vont tant ke il so*nt* venu au castel dont lor fiux estoit sires *et* quens. 5. *et* prisent ostel el castel ciés vne veue feme ki not nul enfant . Q*ua*nt il orent la nuit ma*n*gié si salerent jouer e*n* .i. praiel v lor ostesse leç mena.

XXVII. 1. Dame fait la *con*tesse *co*ment a non li sires de cest castel . ce est li plus biaus *et* li mi*us* seans ke ie aie veu en ceste voie . La borgoise *en* rist *et* li *co*menca a dire. 2. dame se dex mait v*os* noistes ains mais tels me*r*uelles . Mais fortune *con*selle cels ke ele velt . Les vns monte *et* les aut*res* auale . Les vns met a pié *et* les autres a ceual. 3. b*ie*n a passé .v. ans ke vne g*ra*ns gue*r*re fu en cest pais . si ke toute la te*r*re en fu gastee . *et* vi*n*t vns poures peneans en ceste vile son pain quera*n*t . *et* deuint serians p*ar* son hardement . puis fu il tres bons ch*eualie*rs. 4. Et auint .i. ior ke n*ost*re sires fu ocis . *et* pria len le ch*eualie*r ke il preist la dame . *et* el le prist p*ar* le los de sa gent . por ce ke estoit li pl*us* hardis ke on seust en cest pais. 5. Puis vint il si p*ri*st ses anemis p*ar* force . si se venia si b*ie*n dels ke nus ne li osa mais nule riens forfaire. 6. Douce dame fait la *con*tesse dites moi *co*ment il a no*n* . *et co*ment il se vit *et* q*ue*l forme il a. 7. dame fait ele il a non juliiens *et* si ne vi onq*ues* si bel home *et* si na pas .xxx. ans . il a blo*n*s ceuels . *et* ie*n*t cors *et* gr*a*nt enfourcheure . gr*a*nt uis *et* gr*a*nt fro*n*t . *et* si a les ielx vairs.

XXVIII. 1. Qvant la *con*tesse la entendue si en ot molt gr*a*nt ioie . *et* por poi ke li cuerç ne li creua el ventre de ioie . Si ke la ioie q*ue* ele ot li toli gr*a*nt piece la p*ar*ole . *et* li quens ausi en fu molt liés. 2. Maintenant demanda ala bourgoise q*ue*l deduit il amoit plus . *et* ele li dist kil namoit nul deduit tant *co*me des chiens do*n*t il a molt gr*a*nt plenté. 3. *et* q*ua*nt la *con*tesse fu reuenue (*fol. 215b r.*) a sa p*ar*ole . Si dist a son segnor tout e*n* plorant . Sire dedens brief terme . aurois le gueredo*n* dou seruice ke nos auo*n*s fait a mon signor s*aint* gille. 4. *et* puis a de p*ar*font cuer souspiré . *et* reclamé sai*n*te marie en plorant . Sire fait ele a son signor por deu alés couchier . La *con*tesse a la cambre b*ie*n fremee . por ce q*ue*le ne veut mie ke nus i soruiegne ki lor *con*seil ra*cont*. 5. Sire fait ele aués oi con nos deumes estre cunciié dou diable . mais dex nos vaut ca auoier por nous metre fors de t*ri*strece . *et* de la paine v nos auons esté maint ior. 6. si auons troué n*ost*re fil . *et* si nos *co*uenra demain seiorner . mais cis nons juliiens est *co*muns a toutes gens . *et* mains hom aime chiens *et* deduit de forest plus ke autre. 7. Mais se deu plaist ia por cou ne serons deceu . car se ie lai vne seule fois veu . ie saurai b*ie*n se ce est mes fils . dame fait li quens b*ie*n matin le verrons . *et* si v*os* dirai *co*ment. 8. nos enterrons demain priueeme*n*t ou castel . *et* si nos tendrons deuant la capele . *et* se nus nos demande riens nos dirons ke nos so*m*mes pelerin . si orrions volentiers messe . *et* ve*r*rions volentiers le *con*te . dont nos auons oi si gr*a*ns b*ie*ns dire. 9. *et* se nos oons dire q*ui*l doie aler e*n* bois . nos serons a son monter . *et* le verro*n*s ai*n*s q*ui*l mete pié en estrier. 10. Ensi vont toute nuit deuisant *co*ment il doiuent faire . si ke onques de toute la nuit ne dormirent.

XXIX. 1. Or v*os* lairai dou *con*te *et* de la *con*tesse . *et* si v*os* dirai de juliien ki le matin sen vaut aler cachier. 2. il apiela sa feme si li dist . Dame faites moi demain .i. baing aparellier en*con*tre ma venue . *et* ie men reuenrai plus tost. 3. Sire fait la dame a u*ost*re talent sera fait . *et* si v*os* crea*n*t ke ien ferai .i. faire por moi . si ke ie serai baignie en-

*con*tre *uos*tre venue . mais ie v*os* pri ke v*os* reuigniés p*ar* tans. 4. Atant laissierent ce ester . *et* la dame *co*manda a ses puceles ke li baing fuissent aparellié a tierce v ancois . Ensi co*n* la dame le deuisa firent les puceles. 5. Li q*uens* *et* la *con*tesse danio furent p*ar* matin leué *et* vindrent p*ar* le castel *et* trouerent la p*re*miere porte ouuerte . si alerent iusq*ues* a la chapele . *et* firent lor orisons dehors aluis simplement. 6. Q*ua*nt il orent illueq*ues* longement oré . si vint li chapelains *et* les salua molt doucement . cil se leuerent en*con*tre lui . *et* li demanderent se li (*fol. 216 a l.*) quens vendroit a la chapele por oir messe. 7. par foi fait li chapelains ie quit q*ui*l soit en bois . maiç il reuendra dedens midi . *et* sa feme vendra ele . oil fait li chapelains orendroit li chanterai messe . Car ele ne sen tendroit pas .i. ior e*n* la semaine de la messe oir por nule chose.

XXX. 1. Atant est li chapelains entrés en la capele . *et* li quens danio *et* la *con*tesse i s*on*t entré aprés lui . si s*on*t assis en .i. angle desous .i. degré molt simplement. 2. Atant vint la *con*tesse dou castel a la chapele . *et* doi ch*eualie*r la tienent cascu*ns* dune part . *et* oi messe dou *saint* esp*er*it . La *con*tesse danio vint a son signor si li dist. 3. Sire ves ci la *con*tesse p*ar*lons a li ains q*ue*le sen voist . ele nos saura b*ie*n adire ce dont nos somes en doute . *et* *con*tons li toute n*os*tre auenture. 4. *co*ment nos auo*ns* n*os*tre fil perdu . *et* *co*ment nos alons ce voiage p*or* lui . *et* il ne puet estre ke il ne li ait *con*té *co*ment il issi de son pais. 5. Atant s*on*t venu a la dame *et* die*n*t q*ui*l voelent p*ar*ler a li priueement . la dame *co*ma*n*da maintenant a ses puceles q*ue*les se destornaissent . *et* q*ua*nt eles se furent destornees . la *con*tesse da*n*io *co*menca sa raison. 6. Dame fait ele nos faisons penitance por .i. pechié ki nos auint p*ar* g*ra*nt meschaance . Mes sires ke v*os* veéz ci est que*ns* danio . *et* ie sui *con*tesse. 7. si alons a *saint* jake . nus piés *et* en langes por .i. mien fil ke iai p*er*du molt a g*ra*nt ta*ns* . *et* si nen oi onq*ues* plus enfant . je le norri .xvi. ans auoec moi . *et* ne vi onq*ue*s creature ki tant me pleust . se dex le meust *con*senti a auoir. 8. Il amoit boiç sor toute rien . si ne sai p*ar* q*ue*l mesauenture il fu alés en bois b*ie*n a .xii. ans . p*ar* tout le pais le feimes q*ue*rre . mais nos nen oimes onq*ues* nule nouele. 9. Si auons puis oi dire ke vns tels hom v*os* est ci ariués . *et* auons g*ra*nt fiance ke ce soit il . porce ke il porte son non . Car mes fiux si auoit non juliiens . A cest mot li failli la p*ar*ole . *et* deui*n*t pl*us* jaune ke cire.

XXXI. 1. Qvant la dame les oi ensi p*ar*ler si en fu molt lie . *et* demanda lor no*ns* . Or saura ele ce ke ses sires li auoit tant celé. 2. La *con*tesse danio li dist . mes sires a non joifrois . *et* iai non emme . toute la t*er*re danio *et* dou maine est n*os*tre. 3. La dame reconu b*ie*n les nons si lor chai maintenant as piés . *et* lor cria m*er*chi . *et* rendi a damedeu grases *et* m*er*chis ki les i auoit envoiés. 4. Certes fait ele ie ne q*ui*doie mie ke v*os* ia en ma vie venissiés cha . Mais or sai ie b*ie*n certai-(*fol. 216 a r.*) nement ke v*os* aués *uos*tre fil troué . La *con*tesse danio fu molt esbahie . *et* *co*menca a plorer de ioie *et* li quens ausi. 5. Car la ioie lor fu *co*mune . *et* si ne sai li q*ue*ls en auoit plus . La dame dou castel m*er*-

chie molt damedeu q*ua*nt ele a pere *et* mere recouré. 6. *et* q*ua*nt ele les vit en langes *et* descaus . si pensa q*ui*l auoient g*ra*nt mestier dels aaisier . car il estoient molt trauellié . *et* por cou q*ui*l nauoie*n*t mie acoustume daler ensi. 7. si lor a dit u*ost*re fiux est alés en bois cachier . si reuend*r*a ia assés tost . car iai fait faire .i. baing por lui . *et* .i. por moi . si v*os* i couient baignier ansdeus. 8. car molt estes t*ra*uellié . *et* si me meruel molt *co*ment v*os* peustes le trauail soufrir . je sai b*ie*n ke ie nel souferroie p*or* morir. 9. je v*os* baignerai en ma cambre p*ri*ueement . si ke nus ne saura ia ki v*os* estes . ne ia p*ar*ole ne*n* sera . Dame fait la *con*tesse danio u*ost*re m*er*chi . ne*n* auons mestier. 10. si ferois fait ele douce mere ie le v*os* pri . *et* si ne v*os* priai onq*ue*s mais de rien . v*os* vos baignerois en mon baing *et* mes peres ou baing son fil . si serois baignié ains ke u*ost*re fiux reuiegne dou bois. 11. Li quens ki de ioie souspire li respondi . Si mait dex belle fille . ie ne me baignaisse mie volentiers p*ar* mon voel . mais ie ne le vos os escondire. 12. Car ie v*os* aim autant v plus *con* ie v*os* eusse engendree . *et* puis q*ue* v*os* le volés u*ost*re volentés en sera faite. 13. Atant les mena la *con*tesse en sa cambre . *et* vne des ses puceles sans plus a cui ele dist. 14. Damoisele gardés ke nus nentre caiens . *et* si maidiés a baignier *et* a seruir ces pelerins ke iai ci retenus . *et* gardés ke nus nel sace ki soit caiens . si *co*me v*os* volés auoir mamor. 15. Dame fait ele nus nel saura p*ar* moi . puis tempre les bains *et* apareille . *et* la dame en fu molt lie de ce ke il furent si p*re*st . Lors entra cascuns en sa cuue . *et* la dame leç fist b*ie*n encourtiner de blans dras *et* lor aporta ama*n*g*ie*r.

XXXII. 1. Maintes fois les baisa ains q*ui*l fuissent baignié . si ke la pucelle sen esm*er*uella . *et* q*ua*nt ce vint v*ers* midi . si dist la dame au co*n*te danio. 2. biaus pere entre v*os et* ma mere irois couchier en mon lit . v iou *et* mon signor giso*ns* . *et* ie serai aparellie q*ua*nt mes sire vendra . si lamendrai au lit v ie v*os* aurai couciés. 3. Il font le *co*mandement la dame si se vont coucier . ele les couce *et* cueure molt b*ie*n . *et* puis ist de la cambre *et* clot luis . Cil so*n*t maintenant e*n*dor-(*fol. 216 b l.*)mi bras a bras . bouce a bouce. 4. Q*ua*nt la dame vi*n*t en la sale . si *co*manda awidier tous cels ki i estoient . por ce ke il ne feissent noise a cels q*ui* so*n*t coucié . *et* la dame sest alee esbatre en vne ca*m*bre loing dillueq*ue*s . *et* q*ua*nt ce vint v*er*s midi . si souui*n*t juliien de ce q*ui*l auoit dit a sa feme *et* li fu auis ke b*ie*n estoit eure de repairier . Maintenant laiçsa ses *com*paignons *et* ses chiens . la plus droite voie q*ui*l sauoit . venus est en sa cort. 6. mais n*us* ne vint en*con*tre lui por son estrier tenir . Car tuit sen furent alé a lor osteus . si *co*me la dame lor ot *co*mandé . juliiens isnelement desce*n*t dou ceual . *et* vait en la cambre v son pere *et* sa mere gisoient. 7. La cambre nestoit mie molt clere . car la fenestre estoit entreclose . si *con* i veoit molt peu . Il vint v*er*s son lit si esgarda cels ki i gisent . *et* quide por voir ke il ait home auoec sa feme. 8. *et* la veue li trescania por la dame q*ui*l auoit veue el lit . Si le decut li anemis dire *et* dangoisse . si escaufa . si sache lespee *con* ho*m* derués *et* dist. 9. Certes mauuais est molt q*ui* feme croit . Lors li vint en corage ke il les ocie

ambesdeus sans araisnier . *et* sans defier . Au lit se*n* vient *co*me hors del sens . *et* les a ans .ii. decolés.

XXXIII. 1. Molt fu liés de ce q*ui*l les ot ocis . car il se q*ui*da b*ie*n estre vengiés . Endementres ke il tert sespee . vint la nouele a sa feme ke il estoit venus . *et* ke il estoit ia en la cambre aléç. 2. La dame li *co*menca maintenant a dire a hautes vois . Sire soiés molt liés et molt ioieus . car ie ai herbregiés tels gens dont v*os* v*os* m*er*uellerois molt. 3. Li quens ioifrois danio *et* emme sa feme so*n*t caiens . ha: sire por coi me celiés v*os* ke il fust u*ostr*e pere . Certes nus ne deuroit tel prince celer . encore fust il ses oncles v ses cousins. 4. A s*aint* jake sen vont nus piés *et* en langes . a pou de gent . ie les ai retenus *et* baigniés . *et* couciés en mon lit . Ouures cele fenestre si leç verrés. 5. juliiens loi si chei pasmés . *et* q*ua*nt il reuint si *co*menca a crier *et* a dire . hai: dolans caitis por coi vif ie tant . *et* por coi fui ie onq*ue*s nes. 6. certes dex ne fu onq*ue*s a mon naistre . Mais li diables ki plus a puissance . Si est b*ie*n drois ke ses oeures perent . S*ain*s jakes dont nestoie ie v*ost*re pelerins . mais li diables ma trait a lui . si renioie v*os* . *et* foi . *et* carité . *et* pelerinage p*or* son seruice faire. 7. Sauuage beste feleuesse v*os* le (*fol. 216 b r.*) mauiés b*ie*n dit . mais ie le tornai tout afable . ha: dame *con* ie sui mors *et* derués . ni vaut noiant *con*fors . ains men deuroit porter li diables tout vif . q*ua*nt iai mon pere *et* ma mere ocis. 8. Or venés auant dame . *et* si verrois quel martire iai fait . A cest mot desront ses ceuels . *et* se hurte a .i. marbre . si q*ui*l chei tous pasmés ausi *con* mors.

XXXIV. 1. La dame ki au lit ala descouuri les cors . si len p*ri*st si g*ra*ns dolors ke a paines q*ue* li cuers ne li creua el uentre . *et* se torna dautre part *et* vit son signor iesir pasmé . *et* q*ui*da b*ie*n q*ui*l fust mors. 2. Diable fist ele soiés en moi en leu de prestre . puis ke nos deuons estre tuit u*ost*re . hai: fait ele lasse maleureuse . por coi fui ie onq*ue*s conceue . to*us* cis maus est auenus p*ar* moi . iai ocis els *et* mo*n* signor . certes ie morrai aprés . 3. atant sest a .i. marbre hurtee . si ke ele chei pasmee a t*er*re . Or so*n*t cist pasmé *et* li autre mort . Juliiens p*re*mierement se dreca . mais onq*ue*s ne li souuint de cose q*ui*l eust faite. 4. *et* q*ua*nt il ot g*ra*nt piece esté si li resouint de son pechié . mai*n*tenant chei pasmés a terre . puis est la dame reuenue a molt g*ra*nt paine de pasmison . *et* se couce sor son signor *et* fait molt g*ra*nt duel. 5. hai: frans hom fait ele mar me veistes onq*ue*s . b*ie*n sai ke p*or* moi les aués ocis . por moi aués deu p*er*du . or le p*er*drai ap*ré*s por v*os*. 6. Atant juliiens se drece en estant . dame fait il . ie v*os* *co*manc a deu . ensi *con* ie ving ca me*n* irai . *et* en tel habit . ne nule riens plus nen voel porter. 7. Sire fait ele se deu plaist ie ne serai ia de si mauuaise maniere v*er*s v*os* ke ie ensi v*os* laisse . je liuerrai mon cors a paine *et* a honte por cest homicide ke iai fait . car ie ving au moustier si les conu *et* si les retins. 8. ie les baignai *et* serui au miux ke ie poi . *et* les couchai la v il so*n*t mort . *et* por cou en doi ie auoir toute la coupe . Car se ie les eusse arriere envoiés a lor ostel il ne fuissent pas ocis. 9. Dont il mest auis par raison

ke ie sui cause de lor mort . Certes *grant* desloiauté ferois . se *vos* ne me laissiés aler auec *vos*. 10. Car se ie men vois *par* moi . tels me verra aler seule . ki me fera force *et* anui . Sire por deu seulement me laissiés les nuis traire a *uostre* ostel . *et* ie ne *vos* demanc plus. 11. Dame por deu fait juliiens laissiés ester . car *vos* ne porriés endurer mes trauaus ne mes paines . Car piecha ke ie les ai apris . si demorés *par* mon los . *et* faites messes can-*(fol. 217a l.)*ter . *et* faire aumosnes *et* orisons por nos pechiés espeneir. 12. certes sire fait ele ie ni demorrai mie . ains rendrai mon cors a deu por le pechié *que* iai fait . ains irai mais tous les iors de ma vie *par* estranges *ter*res nus piés *et* en langes . ne ia mais se deu plaist naurai aise en ma vie . ains serai poure *et* en escil. 13. Dame fait juliiens puis ke *vos* desirrés les paines *et* les trauaus soufrir vos vendrois avec moi . tres*qua*tant ke nos aurons *nostre* penitance *par*faite . ne iamais paine ne nos faudra. 14. Mais ta*n*t aurons de confort . ke nos ferons ensa*m*ble le b*ie*n *et* le mal ke dex *vos et* nous donra . Sire fait ele or dites *vos* raison . car se *vos* fuissiés rois de france si en deusse ie estre roine *par* droit. 15. *et* q*ua*nt dex ensi nos a destiné . si soions *par*conier de q*ua*n q*ui*l nos do*n*ra . *et* li prions doucement . ke il nos laist viure e*n*samble . *et* nos deliure e*n*samble de cest pechié. 16. Atant sen so*n*t torné nus piés *et* en langes sans or *et* sans argent . *et* nen porta cascuns ke vne chape . Ensi sen fuient *par*mi .i. bois *et* souuent se regardent ke nus ne les siue p*or* els retorner.

XXXV. 1. Ensi furent il .iii. iors ou bois . ke onques ne mangierent fors glant *et* fouine *et* autres fruis ke il *conqui*lloient *par* les buissons. 2. Or *vos* lairai ester de juliien *et* de sa feme . si *vos* dirai des ch*eualie*rs ki estoient el bois por cachier *co*ment il reuindrent. 3. Ensi *co*me il cerkoient la forest por les bestes ke il q*ue*roient . se so*n*t aresté delés vn buisson v il auoient veu .i. cheurel . *et* lauironerent . *et* le vaurent ocirre. 4. Q*ua*nt il lor *co*menca a crier . estez . ne mociés mie . mais entendés ce q*ue* ie *vos* dirai . Alés au castel isnellement . si trouuerois en la cambre *uostre* signor molt gr*a*nt martire. 5. Q*ua*nt il orent oi la beste ensi *par*ler . si en furent molt esbahi *et* esp*er*du . mais onq*ue*s puis ni demorerent ains sen alerent au castel . *et* trouerent ou lit lor signor les .ii. martiriiés . 6. ha: dex font il ki a ce fait . *par* la sale vont *et* viene*n*t *et* q*ui*erent lor signor . tant q*ui*l en furent tuit anuié. 7. Grant cri demenoient *co*munaument *et* regretoient souuent lor signor juliien . Au lit reuienent . si en portere*n*t les cors en la sale.

XXXVI. 1. Par la vile est la nouele alee . ke len a trouué en la cort .ii. pelerins ocis . li chapelai*n*s i est erra*n*ment venus *et* dist. 2. je les trouai hui matin a luis de la chapele orant . *et* il me demanderent se li *(fol. 217a r.)* quens *et* la *con*tesse orroient messe ici . *et* ie lor dis ke li quens estoit alés cachier *gr*ant piece auoit. 3. Q*ua*nt la messe fu cantee . si vint cele dame a la *con*tesse . *et* dist ke ele voloit *par*ler a li . *et* q*ua*nt il orent longement *par*lé . la *con*tesse les mena en sa cambre . *et* lor fist molt g*r*ant ioie . *et* quit ke fu pere mon signor *et* la dame sa mere. 4. Adont ont fait les cors enseuelir *et* les misent en vne biere . *et* les por-

tere*n*t au moust*ie*r . si les enfouirent a gr*a*nt honor. 5. Atant v*os* lairai de ce ester . si v*os* dirai de juliien *et* de sa feme . ki sen fuient p*ar*mi le bois *co*me derué . La dame ki molt estoit sage . ne tenoit mie gr*a*nt p*ar*ole de boiure ne de mangier. 6. Q*ua*nt mains en a deu en rent grases *et* mer*c*his . molt souuent fait ses piés sanglens as pierres . *et* puis dist coieme*n*t entre ses dens. 7. Sire dex aoréz soiez v*os* . Or sai ie b*ie*n ke v*os* me couoitiés . Et q*ua*nt juliiens le regarde si len p*ri*st gr*a*ns pitiés . si ke li trauaus q*ue*le suefre li grieue plus ke li siens. 8. A deu *ont* voué . q*ui*l nauront ia mais carnel *com*paignie *en*samble . *et* juliiens dist ke il fera le pelerinage ke il auoit promis a s*aint* jake . por ce sen va droit en galise . *et* la dame cange molt *et* enpire cascun ior. 9. Tant ont alé q*ui*l so*n*t venu droit a s*aint* jake . *et* dillueq*ue*s a rome si vinrent deua*n*t lapostoile . si li chairent as piés. 10. *et* juliiens li dist q*ui*l estoit li pelerins a cui il auoit doné les bezans . *et* ke ce estoit auenu ke la beste li auoit dit . *et* *co*ment *et* en q*ue*l maniere il li auint li a *con*té tout p*ar* ordre . Il en souuint b*ie*n a lapostoile q*ui*l li auoit dit . Si li dist . amis ie noi onq*ue*s mais p*ar*ler de tele aventure . fors a v*os* soiez b*ie*n *con*fiés . *et* b*ie*n repentans *et* priiés deu q*ui*l le v*os* p*ar*doinst. 12. Et v*os* doinst espase de vie tant q*ue* v*os* laiés espené . *et* gardés ke v*os* ne v*os* repentés de b*ie*n faire . mais trauelliés v*os* durement *et* penés . *et* dex le v*os* metera b*ie*n en leu . Gardés u*ost*re feme a honor . *et* dex p*ar* son plaisir v*os* doinst bone *com*paignie. 13. Atant les segne si les laisse . *et* cil sen vont tenrement plorant . Onq*ue*s dedens .vii. ans ne finerent daler p*ar* le monde . ne ne voele*n*t rie*n*s fors ce ke len lor doune . Trauaus *et* paines orent tant com il porent endurer.

XXXVII. 1. Et q*ua*nt il so*n*t venu a s*aint* gille si vont tous iors lor pain q*ue*rant . mais onq*ue*s nule mie nen estuierent alendemain . car il ne q*ue*roient (*fol. 217 b l.*) fors seulement au ior lor viande. 2. Tant ont alé ke il so*n*t venu a gardon vne ewe de proue*n*ce molt roide *et* molt p*ar*fonde . mais il ni passeront mie se il nont argent . car il ni a ne po*n*t ne gue v il puissent passer. 3. mais dui vilain felon *et* engrés passoient les gens . Et cascu*n*s ki passer i voloit paioit .ii. angeuins ale*n*tree de la nef sor le riuage. 4. Nus nestoit si poures ne si mesaisiés ki en la nef meist le pié . se argent v gage ne lor laissoit . *et* sil i entroit par auenture . il le ietoient en lewe . Or se puet juliiens esmaier se dex ne le *con*forte. 5. il vint droit cele p*ar*t *et* vit cels ke len prenoit *et* toloit le leur ains q*ui*l vausissent mouoir lor nef . mais il ni osa aprochier . ancois lor *co*menca a dire. 6. segnor por deu passés nous v*os* naués mie assés carge . *et* nos nauons ne argent ne gage dont nos nos puissons *con*sirrer. 7. hai: mauuais truans font il laissiés u*ost*re truande *et* nos v*os* passerons . mais v*os* nestes mie si enyurés . raler v*os* en poés . se v*os* ni paiés .iiii. angeuins. 8. Il lor respont si mait dex nos nauons ore or ne argent . mais passés nous por deu . Fuiiés font li vilain . car caie*n*s ne metrois v*os* vos piés. 9. Lor nef empainsent de la riue . si sen so*n*t outre passé . *et* juliiens remest dolans *et* coureciés . si se *co*menca a porpenser *co*ment il porroit outre passer. 10. Dame fait il ci ne passerons nous mie . non

sire fait ele ai*ns* nos *co*uendra aler arriere . v atendre tant ke dex nos amenra tel gent ki nos feront passer auoec elx . S*ains* gilles nos amena ca . si fera dex tant por samor q*ui*l nos fera passer.

XXXVIII. 1. Atant *so*nt li notounier reuenu . si les esc*ri*ent . hai: truant font il desous ces buissons v*os* deussiés seoir . Car li vens v*os* grieue trop ici . si deussiés vos uens escorre . car il ni passera hui tant de gent ke v*os* i passés por noient. 2. Juliiens ne lor respont mot . tant nel seuent laidengier . Il voit molt de gent venir a la nef mais il redoute tant les vilains ke il nose aler a la nef. 3. Sire por deu dist la dame soions tous iors sor cest riuage . si porcachons tant ke nos puissons auoir vne nef . jamais nus hom ne sera soufraiteus q*ue* nos ne passo*ns* po*r* deu . cis *con*saus lor plaist molt.

XXXIX. 1. Maintenant ont lor capes vendues . *et* gr*a*ns paines *et* grans trauaus soufrirent p*ar* le pais (*fol. 217 b r.*) ains q*ui*l eussent gaires gaaignié. 2. ne por q*ua*nt tant ont porcachié ke p*ar* lor porcas ont nef *con*q*ui*se . puis ont fait vne loge sor la riue de lewe . *et* le passage garderent ensi pres dun an. 3. tant q*ui*l orent .l. sols assamblés ke len lor ot dounés p*ar* carité. Si sest la dame porpensee q*ue* de deniers assambler suet venir gr*a*nt p*er*dition. 4. Sire fait ele a son baron . ie ne q*ui*er pas deniers amasser . ne ie ne voel mie iesir en ostel v il ait denier ki soit miens . Faisons faire vne gr*a*nt maison v nos puissons herbregier por lamor de deu ciaus ki mestier en auront. 5. Dame fait il ie mi acort b*ie*n . Lostel font aparellier . *et* q*ua*nt il fu prest . si herbregierent *et* passerent tous cels ki mestier en auoient. 6. La dame de seruir ne cesse . tous les descauce . *et* lieue *et* couce . *et* passe *et* repasse toute ior . *et* q*ua*n *co*n lor douna dounoient il por deu . si ke nule riens ne lor remaint . ne de riens nule nauoient defaute. 7. Ensi ont il illueq*ue*s esté .vii. ans . si ke gr*a*ns renons estoit dels p*ar* tout le pais . *et* tuit li truant del pais auoient b*ie*n lostel apris . *et* i venoient souuent. 8. Tant q*ue* vn ior leua vns orages molt gr*a*ns *et* molt oribleç ki dura le ior *et* la nuit . si ke nus ne se pot mouuoir de son ostel. 9. *et* la dame estoit a son huis . toute ior v ele atendoit ostes . *et* estoit molt dolante de ce ke ele nen q*ui*da nul auoir . dex fait ele p*ar* u*ost*re plaisir dounés moi tels ostes anuit *con* v*os* plaira . *et* ie les seruirai b*ie*n a mon pooir. 10. Li iors ala . La nuis vint . *et* ostes ne li vint de nule p*ar*t . si en fu molt dolante . Car ele ot paor ke dex ne se fust coureciés a eux.

XL. 1. Molt fist laide chiere *et* plora *et* cria m*er*chi a n*ost*re signor . Juliiens ki si la voit corecie . li demanda ke ele auoit . Sire fait ele iai grant paour ke dex ne soit coureciés a nous. 2. v ke aucuns pechiés ke nos aions fait nouelement nos nuise . q*ua*nt il ne nos a envoiés ostes . car onq*ue*s puis ke nos venimes ca . ne nos auint q*ue* nos fuissons sans ostes fors anuit. 3. Dame fait il il a hui si forment pleu . ke nus hom ne pot hui issir dostel . *et* se dex ne nos doune tous noç voloirs . por cou ne deués v*os* mie q*ui*dier q*ui*l se soit coureciés a nous. 4. De ce ont laissié ester la p*ar*ole si se so*nt* alé couchier . mais por tout lor dou mo*n*de ni dormist la dame . ains se plainst molt de la pluie *et* dou tans

oscur ki li ont tolus ses (*fol. 218a l.*) ostes. 5. Entrementres q*ue*le dist ces p*a*roles . si oi vne vois outre lewe . criant *et* disant frans juliien p*or* deu passés moi . Q*ua*nt la dame loi si en fu molt lie . *et* en rendi grases a deu. 6. La vois se renforce *et* c*ri*e . frans juliien por deu passés moi . Car molt sui plains de mesaise . Juliiens voloit ia dormir . q*ua*nt sa feme le *co*menca a sachier . *et* li dist. 7. leués sus tost . car il me samble ke iai oie vne vois out*re* lewe . alés le q*ue*rre . car ce est aucuns poures q*ui* v*os* atent. 8. Dame fait juliiens ne v*os* poist mie . car ie ni oseroie aler . car lewe est molt roide . *et* parfonde . *et* li vens est si fors ke la nes seroit molt tost plaine dewe . p*ar* ior i auroie ie assés afaire. 9. Sire fait ele or sai ie b*ie*n ke v*os* ne prenés mie en grase ce ke dex vos consent a auoir ...... ne vaut r*ie*n a celui ki se repent . car il pert q*ua*n q*ui*l a fait . gisiez v*os* tot beleme*n*t *et* ie lirai q*ue*rre . Lors se *co*me*n*ca a vestir.

XLI. 1. Qvant Juliiens le vit si li *co*menca a dire . dame ie lirai q*ue*rre . car ie voel mius soufrir le trauail ke v*os* . mais alumés de cel pesas sor cel riuage. 2. La dame ale feu alumé . si le porte au riuage . *et* juliiens maintenant la siut *et* entre en la nef . puis senpaint e*n*mi lewe . si naia outre a g*ra*nt paine *et* a g*ra*nt paor ains q*ui*l fust outre passés. 3. mais il ot tous iors en rame*m*brance la passion ih*es*ucrist ki le *con*forta . Q*ua*nt juliiens fu a la riue . si sailli fors de la nef *et* si dist . 4. v iestes v*os* ki mapelastes . v*os* nestes si poures ne si las ke ie por ce v*os* en aie plus vil . metés v*os* del tout en ma manaide . ie ne v*os* ferai se b*ie*n no*n* . Sire fait li poures ie ne v*os* demant fors ke v*os* me prestés lostel hui mais . Car ie sui vns poures mesiaus molt mesaisiés *et* molt foibles. 5. Juliiens vint a lui si li dist . leués tost sus si v*os* envenés auoec moi en la nef . p*ar* foi fait li mesiaus ie sui si foibles ke ne puis p*ar* moi aler . se v*os* ne me portés entre vos bras. 6. Volentiers te porterai fait juliiens . mais di moi *co*ment *et* en q*ue*l maniere . je sui fait il tant desfais ke ie ne sai *co*ment ne e*n* q*ue*l maniere tu me puisses porter. 7. Nonporq*ua*nt prenés moi p*ar* les quisses si me leués *con*tre u*ost*re pis . ne v*os* caut sil v*os* grieue . mai soufrés tout por lamor de damedeu . ki v*os* rende p*ar* sa grase le b*ie*n ke v*os* me ferois por lui. 8. Juliiens ki estoit fors *et* preus le p*ri*st p*ar* les cuisses *et* le leua *con*tremont s*on* pis . *et* li mesiaus mist son front *con*tre le sien . si q*ui*l aiena adiés en la bouche juliien . *et* il ne sen (*fol. 218a r.*) coureca onq*ues*. 9. Ensi le porta Juliiens tresq*ua* la nef au plus souef q*ui*l pot . puis empainst sa nef en lewe . *et* naia a force tant ke il est outre passés . La dame ki son feu faisoit sor le riuage li *co*menca a demander. 10. Sire por deu q*ua*portés v*os* . Dame fait il .i. poure mesel molt desfait *et* molt mesaisié . ki molt auroit g*ra*nt mestier daide. 11. a cest mot est venue la dame ala nef corant . si ent*ra* ens le feu en la main . *et* vit celui ki estoit molt mesaisiés . si len p*ri*st g*ra*ns pitiés . *et* dist ke ele est toute preste de lui seruir a son pooir. 12. Li mesiaus li dist . ie ne me puis de ci mouoir . ne ia mais ne*n* serai meus se v*os* ne men portés entre vos bras! La dame mai*n*tena*n*t le saisi dune p*ar*t *et* juliie*ns* daut*re*.

XLII. 1. Ensi len porterent a lor ostel au plus doucement ke il porent . La dame lassist sor .i. coussin *et* puis si li a dit ke nule cose q*ue*le li face ne li griet. 2. Dame fait il ie sui plus frois q*ue* nule glace . faites le feu por moi escaufer . *et* si me dounés a mangier hastiuement . car ie sui encore jeuns. 3. La dame tantost lafuble . *et* si li fait le feu . *et* li aparella a mangier de ce q*ue*le pot auoir . *et* lesforca durement de mangier . *et* cil si fist sa*m*blant q*ui*l eust g*ra*nt fain. 4. si mania durement . *et* q*ua*nt il ot mangié *et* beu . si refroida si ke il dist por voir ke il morroit de froit la nuit . La dame li fist le feu de seche busche . *et* de tant co*n* li feus estoit plus g*ra*ns . refroida li mesiaus plus. 5. Dame fait il ie sui de tel mal plains . ke nule cose ne me porroit escaufer fors vne seule . se le*n* le me voloit faire . Certes fait la dame sou siel na riens ke ie peusse faire por v*os* aidier . ke ie ne feisse hastiuement. 6. Dame fait il . il me *co*uenist char de feme por moi escaufer . v autrement nescauferai iou ia mais por aise ke ie eusse . juliien por deu v*os* pri ke v*os* me prestés u*ost*re feme . si girra huimais auoec moi por moi escaufer. 7. Ja laués v*os* tantes nuis euc . b*ie*n le me poez huimais prester . ie ne demorrai anuit caiens se ie ne lai . car por li sui ie ca venus . Juliiens lot si le regarde . frere fait il ie ne lai mie en garde p*or* prester. 8. je ai eut molt dostes *et* si ne men req*ui*st onq*ue*s mais nus ce ke v*os* me req*ue*rés . ne ie ne q*ui*c ke ele le feist por moi . Sire por deu dist la dame . ne lescondites mie . iai mise toute ma vie en deu seruir. 9. ie nescondic mie afaire cest seruice por lui . ma char a la soie atouchera se (*fol. 218b l.*) il doit por tant escaufer . mais alés coucier tost . *et* ie me coucerai auoec lui p*ar* amistié *et* p*ar* charité. 10. Dame fait il . ie ne losoie creanter por v*os* . mais q*ua*nt v*os* le creantés ie le voel bien . Juliiens se couche dune p*ar*t . Dame fait li mesiaus couchiés moi tost en mon lit. 11. *et* ele si fist *et* puis couri le feu . *et* vint au lit por iesir . maiç ele ne trueue mie le mesiel . *et* taste p*ar*tout . *et* demande ke il pooit estre deuenus . ie me*n* esmai molt de ce ke ie nel puis trouuer. 12. Juliie*ns* saut sus maintenant si alume le feu . *et* vait de toutes p*ar*s alumant *et* q*ue*rant . mais il nel trueue mie dede*ns* lostel.

XLIII. 1. La dame en fu toute esbahie si corut a luis . *et* le troua fermé . he: dex dist ele *con* ie sui traie . ie q*ui*doie b*ie*n faire u*ost*re seruice . mais naués cure ke ie le face en tel maniere. 2. La dame plora tendrement . *et* li mesiaus ki fu defors li dist . feme ne pleure mie . ie sui cris v*er*s cui nule cose nest couu*er*te . p*or* la g*ra*nt merite . *et* por la foi de ton signor . v*os* est p*ar*donés li pechiés de lomecide ke v*os* feistes. 3. Si v*os* doi*ng* .i. don p*ar*durable . q*uicon*q*ue*s sera soufraiteus dostel . si die sa patre n*ost*re por v*os* *et* por cels ke u*ost*re sire ocist . *et* il ne li faudra pas a bon ostel. 4. Atant sest li mesiaus dep*ar*tis dillueq*ue*s . *et* cil demeurent tuit esbahi . juliie*ns* *com*e*n*ca p*re*miereme*n*t tout e*n* plora*n*t a p*ar*ler.

XLIV. 1. Dame dist il buer fuissiéç v*os* nee . car p*ar* le g*ra*nt b*ie*n ki en v*os* est so*m*mes nous sauué . Or nos doinst dex p*ar* son plaisir ke nos le puissons seruir tous iors . *et* faire sa volenté. 2. *et* si

firent il si *con* ie quit . Car il seruirent ensi .vii. ans . mais p*ar* enuie *et* p*ar* couoitise ki s*on*t maistre de cest siecle . cil ki ne sore*n*t lor estre ne lor couine . q*ui*doient ke il fuissent molt riche. 3. *et* vindrent larron dou pais si se misent .i. soir en lostel . *et* dex les *con*senti a ocirre en tel maniere *con* son pere *et* sa mere ocist. 4. Car vns lerres les ocist ambesdeus a .i. colp *et* toutes lor coses remua . mais il ni trouua riens fors vitaille . *gra*ns miracles auinrent souuent en la place v il gisoient . tant q*ue* il plot a damedeu ke len les portast a brides. 5. illueq*ue*s les mist on en vne fiertre dargent . encore i s*on*t li os e*n*samble. 6. Or p*ri*ons damedeu omnipote*n*t ke il p*ar* sa pitié *et* p*ar* sa misericorde si vraieme*n*t *com* il fu mis en crois por pecheors raiembre deç paines denfer . nos gart des mains a diable. 7. *et* (*fol. 218 b r.*) ait de nous m*er*chi . *et* nos p*ar*doinst nos pechiés . *et* nos face auoec lui en sa gloire viure . ki vit *et* regne *et* regnera . in secula seculorum . amen.

Charlottenburg. Rudolf Tobler.

Kleine Mitteilungen.

Chrousts Fund einer der ältesten ags. Aufzeichnungen.

Prof. A. Chroust in Würzburg veröffentlicht am 1. August in den 'Monumenta palaeographica' V folgende Beschreibung der Hs. Theol. Qu. 2 auf der Würzburger Universitätsbibliothek, enthaltend: Des Hieronymus Kommentar zum Buch Ecclesiastes.

'Die Hs. ist aus England nach Würzburg gekommen. Auf dem ersten Blatt stehen die vier in insularer Unciale geschriebenen Worte: *Cuthsuuithae . boec . thaerae . abbatissan.* Cuthswitha, die Besitzerin dieser Hs., ist aller Wahrscheinlichkeit nach identisch mit der gleichnamigen Äbtissin eines Klosters in Worcester oder dessen Umgebung, das 693 erbaut wurde (vgl. Walter de Gray Birch, Cartularium Saxonicum, I., London 1885, S. 120); Cuthswitha selbst wird noch einmal zwischen 704 und 709 erwähnt (Birch, a. a. O., S. 178 und A dictionary of christian biography, vol. I., London 1877, S. 733). Die Hs. hat sich also um 700 in dem Kloster zu Worcester befunden, in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts dürfte sie aber schon im Besitz der Dombibliothek zu Würzburg gewesen sein; denn der alte Bibliothekskatalog aus jener Zeit zählt schon einen Kommentar des Hieronymus zum Buch Ecclesiastes auf (vgl. Gustavus Becker, Catalogi bibliothecarum antiqui. Bonnae 1885, S. 40, n. 91). Möglich dafs die Hs. im Besitz des heil. Burkhard war. — Geschrieben ist aber die Hs. schon erheblich vor 700, wie die Vergleichung mit den Faksimiles anderer Hss. lehrt. Von den verschiedenen Händen, die an unserer Hs. schrieben, zeigt A bemerkenswerte Ähnlichkeit mit der Hand des Evangeliars von Bobbio, jetzt in der Biblioteca nazionale zu Turin, G. VII. 15 (Faksimile bei J. Wordsworth, Old Latin Biblical Texts, II. Oxford 1886), und mit dem Cicero-Kommentar, gleichfalls aus Bobbio, jetzt in der Ambrosiana zu Mailand, E. 147, Sup. (Faksimile in der London Palaeographical Society, I. Ser., Nr. 112). Nahe kommen A auch die St. Pauler und die übrigen Fragmente der Weingartener Prophetenhandschrift (vgl. Ernestus Ranke, Fragmenta versionis scripturarum latinae antehieronymianae, Vindobonae 1868, mit dem Anhang aus dem Marburger Lektionskatalog für das Sommersemester 1868 und desselben Antiquissimae

veteris testamenti versionis latinae fragmenta Stuttgardiana in der Gratulationsschrift der Universität Marburg zur Säkularfeier Bolognas, Marburg 1888, mit Faksimiles; vgl. auch Peter Corssen, Zwei neue Fragmente der Weingartener Prophetenhandschrift, Berlin 1899, S. 3 ff.). Auch die Hs. 1394 der St. Galler Stiftsbibliothek (Faksimiles bei J. Wordsworth, a. a. O., und in der Palaeographical Society, II. Ser., No. 50) darf hier genannt werden. Alle diese Hss. stammen aus dem VI. Jahrhundert und aus Italien; auch unsere Hs. wird in dieses Jahrhundert und in dies Land zu setzen sein. Dafür sprechen auch sprachliche Eigentümlichkeiten, Formen wie *Hierusalem, Isdrahel* und *Israhel, perhiodos*; *loquutus, consequutus, quum*; *aliut, illut, athuc, inquid, adque, scribtura*; *laquacus, sagaena, interpraes.*

Der Hs. gedenken J. F. Schannat, Vindemiae litterariae Coll. I., 1723, S. 228 (mit einer schlechten Schriftprobe von drei Zeilen); Gottfried Bessl, Chronicon Gotwicense, I., 1732, S. 34; Gottlieb Hufeland, Vorläufige Nachricht von den juristischen Schätzen der Würzburger Universitätsbibliothek, Bamberg und Würzburg, 1805, S. 9; J. A. Oegg, Versuch einer Korographie von Würzburg, I., 1808, S. 313; Reuss, Manuskriptenkatalog der vormaligen Dombibliothek zu Würzburg (Archiv des histor. Vereins zu Würzburg, VII., 1842, S. 109); J. B. Stamminger, Franconia sancta, Würzburg 1881, S. 133; Nürnberger, Aus der litterarischen Hinterlassenschaft des hl. Bonifatius und des hl. Burchardus, Neisse 1888, S. 14.

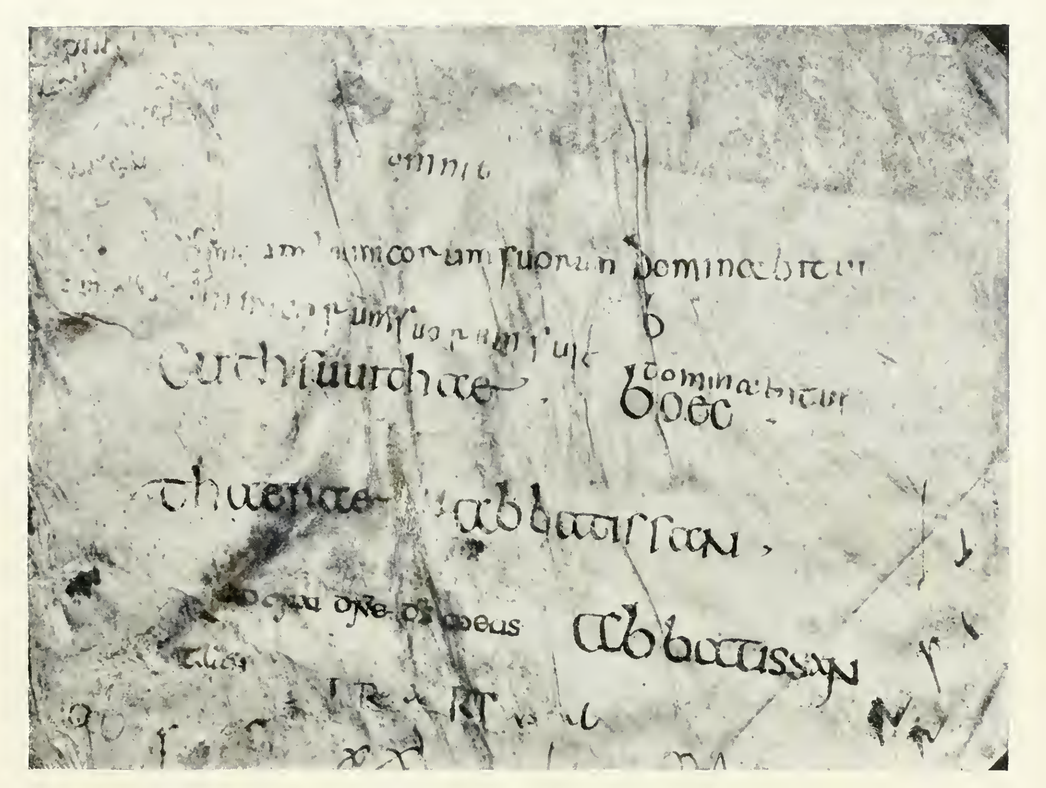
Die Hs. zählt 114 Blätter (im Format 220 × 250 mm) in fünfzehn Lagen (ohne Lagenzählung), von denen sechs unvollständig sind. Das Pergament ist ungleich bearbeitet, manchmal aufserordentlich fein und noch heute ganz weifs, häufiger aber stark, Fleisch- und Haarseite sind leicht unterscheidbar. Jede Seite zählt 25 Zeilen; die sehr schwach eingedrückten Blindlinien werden von je einer senkrechten Blindlinie begrenzt.

Mehrere Hände, die alle Uncialschrift des sechsten Jahrhunderts schreiben, haben an der Hs. gearbeitet: A schreibt nur Bll. 3^r-5^v, B die Bll. 10^r-10^v, 13^r-13^v, 63^r-63^v, 68^r-68^v, 81^r-82^v; in den Hauptteil der Hs. einschliefslich der Bll. 2^r-2^v scheinen sich aber zwei Hände zu teilen, von denen die eine zum Unterschied von den übrigen Händen, die sich einer heute gelbbraunen Tinte bedienen, mit tiefschwarzer Tinte schreibt und nicht nur selbst ganze Seiten füllt, sondern auch die verblafsten, zum Teil abgefallenen Züge einer anderen ihr verwandten Hand, die ich C nenne, überschreibt.'

Die folgende genaue Beschreibung der verschiedenen Hände, die den Kommentar selbst geschrieben haben, kann hier übergangen werden.

Abgesehen von den Inschriften und vom Epinaler Glossar ist dies eine der ältesten ags. Aufzeichnungen, die sich, soviel wir bisher wissen, erhalten haben.





Faksimile aus Blatt 1 der Hs. Würzburger Univ.-Bibl. Theol. Qu. 2.

(Zu Archiv für neuere Sprachen, CVII, 103.)

Man könnte versucht sein, sie einer Bibliotheksperson der Äbtissin zuzumuten. Aber Prof. F. Liebermann schreibt mir darüber: ,Von einem Bibliotheksamte in so früher Zeit würde ich nicht zu sprechen wagen; die Eintragung kann auch nach ihrem Tode erfolgt sein, etwa durch dankbare Zeitgenossen der Äbtissin. Sicher wird sie selbst die Worte nicht geschrieben haben, denn Erwähnung des eigenen Titels hätte der Demutsform widersprochen.'

Prof. M. Tangl setzt die vier ags. Wörter 'nicht nach das 8. Jahrhundert' und denkt, sie 'könnten der Zeit dieser Äbtissin selbst sehr wohl gleichzeitig sein, was wohl auch weitaus bei der Mehrzahl solcher Provenzionsvermerke der Fall ist. — Es ist die geübte Hand eines berufsmäſsigen Schreibers'.

Ferner bemerkt Liebermann betreffs der zwei Urkunden über Cuthswitha: 'Beide druckt Birch nur aus Abschrift des 17. Jahrhunderts (Harley 4660), Hickes *Thes.* I 169 f. aber aus den Originalen. Die erste ist citiert bei Napier and Stevenson, *Crawford charters* p. 45, und Haddan and Stubbs, *Councils* III 232. 241. Die Beziehung zu Worcester erhellt nur aus der Aufbewahrung daselbst; daſs aber das Kloster im Hwiccier-Gebiet lag, ergiebt sich aus den Ausstellern der Urkunde.'

Auf Anregung von Prof. M. Förster, der sich für die Aufhellung der Stelle überhaupt sachkundig interessiert hat, schrieb ich nach Würzburg um eine Photographie, die mir Prof. Chroust freundlichst verschaffte. Danach hat die Verlagshandlung die Güte gehabt, das nebenstehend beigefügte Faksimile herstellen zu lassen. Nun kann jeder selbst urteilen. Die Seite hat ein etwas seltsames Aussehen durch die Federproben erhalten, zu denen spätere Schreiber den leeren Raum benützten. Bei dem unteren, offenbar nachgemalten *abbatissan* ist die spätere Form des *s* beachtenswert. Was darüber steht, omnium inimicorum suorum dominabitur (Ps. X, 5), ist nach Tangl aus dem 9. Jahrhundert: 'Die Schrift ist nicht mehr rein ags., sondern eine Mischung von fränkischer Minuskel und ags. Elementen. Das Gekritzel ist wohl überhaupt erst in Würzburg hinzugefügt'.

In grammatischer Hinsicht läſst sich sagen, daſs die Art, wie *th*, *oe* und *ae* verwendet sind, den paläographischen Kriterien für ein so hohes Alter der Einschreibung nicht widerspricht. Auch der Gebrauch des Pronomens *thaerae* ist kein Gegenargument, weil es nicht lediglich Artikel ist, sondern 'die genannte', 'die bekannte' (*illa*) bedeutet, was nach Lichtenheld, Zs. f. d. Alt. XVI 338 ff., bereits urangelsächsisch ist. A. B.randl

Zum Archiv CI, S. 313.

Beim Sammeln der in Ælfrics Homilien enthaltenen Bibelstellen, die ich im 101. Bande des Archivs veröffentlichte, habe ich leider eine übersehen, die ich hier der Vollständigkeit wegen nachträglich mitteile.

B*

Luc. I, 46—55 (*aus Ms. Junius* 22, *fol.* 35). *Th.* I, 202 *giebt nur Luc.* I, 46. *Vgl. C.* 186.

Đa sang Maria þærrihte þone lofsang þe we singađ on Godes cyrcan æt ælcum æfensange: 'Magnificat anima mea d*ominum*', *and* forđ oþ ende. Đæt is: 'min sawul mærsađ Drihten *and* min gast blissađ [*fol.* 35[b]] on minum halwendan Gode, forþanđe he geseah þa eadmodnysse his þinene. Efne nu forđi ealle mægđa manncynnes hatađ me eadige *and* gesælige, *and* Godes mildheortnys is fra*m* mægđe to mægđe ofer þa þe hine ondrædaþ. He gefremode myccle mihte on his strengđe *and* tostengte þa modigan. He awearp þa rican of setle *and* he ahof þa eadmodan. He gefylde þa hungrian mid his godum *and* he forlet þa rican idele. He underfeng his cnapan Israhel, gemyndi his mildheortnysse. Swa swa he spræc to urum fæderum, Abrahame *and* hys ofsprincge on worulde'. Langsum hit biđ *u. s. w., wie bei Thorpe.*

Oxford. A. Napier.

Englische Schaustellungen um 1115.

Die Leges Henrici I. zählen unter den verschiedenen Arten absichtsloser Missethat den Fall auf *si quis ad spectaculum feræ uel insani ductus aliquid patiatur ab eis*; 90, 11c. Sie sind verfaſst von einem Richter der Curia regis und reden, wie der Zusammenhang zeigt, von häufigen Vorkommnissen. Unter dem wilden Tier denke man zunächst an den Bären, den Gaukler, laut bekannter Stellen, tanzen lieſsen, und den man später auch hetzte (z. B. Strutt, ed. Hone, *Sports* book 3, c. 6, 1. 18; Wright *Homes* p. 78. 315; Suchier *Franz. Lit. G.* T. 1). Der *Insanus* ist ein gefährlicher Wahnsinniger, der das rohe Publikum wie der Tanzbär belustigte. Die Unfreiwilligkeit dieser Komik unterscheidet ihn vom Narren der späteren Bühne.

Berlin. F. Liebermann.

Chevalier au cygne in England.

Die Abtei Feversham, w. bei Canterbury, verzeichnete kurz nach 1200 die Ahnen ihrer Stifter, des Königs Stephan und seiner Gemahlin Matilde, einer Bruderstochter Gotfrids von Bouillon. Zwei Auszüge *ex libro abbatis de Fevereshan* und *ex eodem libro de cigno* kopierte im 13. Jahrhundert *The Red book of the Exchequer* (ed. H. Hall, 1896, für Rolls series, p. 752 f.; vgl. CCLV ff.). Der zweite beginnt *Tempore Reineri ducis Lotaringorum Godefridus de Buillon* und erzählt, wie Reiner, der Gotfrids Erbtochter beraubt, im Zweikampfe vor Bouillon dem Ritter erliegt, der dem vom Schwan gezogenen Nachen entstieg. Dieser, der nachher auf die Frage nach seiner Herkunft heimkehren muſs, ist Vater der Ida, Gemahlin Eustachs von Boulogne, also Groſsvater der ersten Könige von Jerusalem, *quorum gesta plenius descripsit Fulcherus Carnotensis in libro*

quem vocavit 'Ytinerarium'. (Den Fulcher, der die Grafen von der Normandie und Blois, dann Balduin begleitete, benutzen auch Orderic und Malmesbury, die bereits Gotfrids Ruhm, jedoch noch nicht mit der Schwansage, vergröfsern; vgl. Sybel, *Gesch. I. Kreuzzugs*² 218.)

Berlin. F. Liebermann.

Guy of Warwicks Einflufs

zeigt sich darin, dafs der 1278 geborene Beauchamp Graf von Warwick den Vornamen Guy erhielt; Round, *Studies in peerage hist.* 22.

Berlin. F. Liebermann.

Zu Havelok V. 2461.

Schon L. Hohmann, 'Über Sprache und Stil des altenglischen Lai Hauelok þe Dane' (Marburger Diss., 1886), hat S. 31 darauf hingewiesen, dafs der Dichter des Havelok 'Sentenzen und Sprüchwörter' in seine Erzählung einzuflechten liebt (V. 307. 648. 1338. 1352. 1693. 2461. 2813. 2983). Dafs in der That V. 2461 *Old sinne makeþ newe shame* ein echtes volkstümliches Sprichwort darstellt, bestätigt sich jetzt auf das schönste durch eine noch unedierte Proverbien-Sammlung des 15. Jahrhunderts, welche sich im Douce-MS. 52, fol. 13ᵃ—31ᵃ befindet. Dort sind, nach dem Hauptbegriff alphabetisch geordnet, lateinische Sprichwörter zusammengestellt, denen meistens eine oder mehrere englische Fassungen vorausgesandt sind. Dafs diese letzteren nicht etwa blofse Übersetzungen aus dem Lateinischen sind, beweist ein Vergleich mit anderen englischen Sprichwörter-Sammlungen sowie die Thatsache, dafs vielfach auch englische Sprüche ohne lateinische Nebenform und umgekehrt lateinische ohne englische Version vorkommen. Ganz entsprechend obiger Havelok-Stelle finden wir nun hier das Sprichwort *Olde synnys makyn new shamys.* Abweichend vom Havelok erscheint hier das Ganze in den Plural transponiert; doch macht mir die Havelok-Fassung einen ursprünglicheren Eindruck.

Würzburg. Max Förster.

Mittelenglische Handschriften in Dublin.

Aus T. K. Abbott, *Catal. of the mss. in ... Trinity College, Dublin* (Dubl., Lond. 1900):

66 f., 75 Wyclifs, Pervies Bibel vgl. 77; 244 f. Englische Traktate Wyclifs c. 1400.

69 Psalter ed. Bülbring; 439 Psalms in verse c. 1400.

70 ff. 122 Theologisches 15. Jahrh.

153—9 Rich. Rolle von Hampole.

160 Gedichte, 15./16. Jahrh.: Theologie, Moral, auch Love songs.

212 f. 'Piers Plowman' ed. Skeat.

213 'Alexander', 12 Passus, metrisch, 15. Jahrh.

214 Gower 'Vox clamantis', 15. Jahrh.
319 Lives of saints, 15. Jahrh.
423 'Of vertu and of synne'. Beg.: 'Almyghty God in trynyte', 15. Jahrh.
432 Poems: 'Dialogue between Palamon, Emlyn and Ersyle'; Miracle 'Abraham and Isaac'; Robert of Sicily; King Palaan; VII scoles.
652 Miracle play 'Conversion of Jonathas the Jew by the miracle of the blessed sacrament', 16./17. Jahrh.
506 Trevisa, 15. Jahrh.
516 Metr. Prophetiae; Religiöse Gedichte; Politische: 'On the five dogs of London slain in 1456', beg.: 'Whan lorschype fayleth'; Lydgate: 'Kings — Henry VI'; 'Syngyn y wolde, but alas procedunt prospera grata'.
632 Latein. Roman von Castor, Gründer Caistors (vgl. meine *Leges Edw. Conf.* 129, wozu Suchier altfranzösische Version nachwies aus Sachs, *Beitr. altfrz. Lit.* 47—52).
605 Orthographia Gallica; Nominale Lat.-Angl. de utensilibus.
631 Chron. Anglosaxon., 16. Jahrh., das oben S. 345 erwähnte
780 Canones Anglo-Saxonum (ohne näheres, also [?] modern).

Berlin. F. Liebermann.

Das Osterspiel zu Leicester.

Als 1476 *the pleyers the which pleed the passion play* gröſsere Auslagen hatten, brachten sie 1477 die Rechnung vor *a comon halle* (Bürgerschaftsrat) und *gaff to the pachentes þeir mony, which that thei had getten yn playng, and all þe raymenttes withal oþer maner of stuff*; man beriet, *wheder the passion shulbe put to craftes to be bounden or nay,* erwählte aber 19 *persones and 2 bedalls for to have the gydyng and rulle of the seid play.* Aus *Records of the borough of Leicester,* ed. M. Bateson (1901) II, 297.

Berlin. F. Liebermann.

Zum kaufmännischen Englisch um 1480,

zum Briefstil und zur phonetischen Orthographie, die *Sent Tenys* für *St. Anne's, Sent Tolowys scryssche* für *Olave's church* setzt, bieten eine Quelle *The Cely papers, correspondence of the Cely family, merchants of the staple* 1475—88, ed. for The R. Hist. Soc. by H. E. Malden, 1900. Ein Cely bewertet 20 damalige Münzen p. L f. Auſserdem kommen seltene Ausdrücke vor für Waren, Alltagsbedarf, Kostüm. Die Orthographie ist mit Recht (jedoch laut des faksimilierten Briefes nicht immer bis auf *w* für *u*) gewahrt. Die Schreiber interpungieren fast gar nicht, disponieren aber meist so, daſs zuerst der Wollhandel, dann die groſse Weltpolitik kommt. — Vgl. *Mitteil. histor. Litter.* 29 (1901) 284 f.

Berlin. F. Liebermann.

Zu Shakespeares Richard III. 1, 2, 55 ff.

Zu der bekannten Scene, wo Lady Anne an der Bahre Heinrichs VI. in Gegenwart Gloucesters ausruft:

> O, gentlemen, see, see! dead Henry's wounds
> Open their congeal'd mouths and bleed afresh!
> Blush, blush, thou lump of foul deformity;
> For 'tis thy presence that exhales this blood
> From cold and empty veins, where no blood dwells;
> Thy deed, inhuman and unnatural,
> Provokes this deluge most unnatural,

ist jetzt das Buch von Chr. Villads Christensen: *Baareprøven, dens historie og stilling i fortidens rets- og naturopfattelse, Kobenhavn 1900* (= philos. Doktordissert. von Kopenhagen) zu vergleichen, auf das mich mein Kollege Dr. Dänell aufmerksam zu machen die Güte hatte. Da dieser die Schrift in der Deutschen Litteraturzeitung 1901, Nr. 8 besprochen hat, so sei hier nur mitgeteilt, dafs Christensen sein interessantes Thema sowohl vom litterarhistorischen wie vom religions-, kultur- und rechtsgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet und ein aufserordentlich reiches Material in sehr anziehender Weise verarbeitet hat. Von seinem ersten Auftreten in Christian von Troyes 'Löwenritter' bis auf die neueste Litteratur wird das Vorkommen dieses (nach Christensen keltischen) Aberglaubens, resp. Rechtsmittels, verfolgt; die englischen Zeugen speciell sind auf S. 235—243 aufgezählt. Wir finden die Bahrprobe aufser in Shakespeare bei seinen Zeitgenossen G. Chapman in dessen Drama *'The Widow's Tears'* 5, 1 und M. Drayton in dem Sonett *'Idea'* Nr. 46, ferner in einer Anekdotensammlung von 1595 (Copley: *'Wits, Fits and Fancies'*, in Hazlitts Pop. Antiq. of Great Brit. III, London 1870, S. 209), in einer Epigrammensammlung von 1598 (Thom. Bastards *Chrestoleros* V, 22) und im 19. Jahrhundert bei G. R. Kinloch in den zu London 1827 herausgegebenen *'Ancient Scottish Ballads'* S. 3, ferner bei W. Scott in dem Gedichte von *Earl Richard,* wobei er sich auf alte Überlieferung beruft (*Minstrelsy of the Scott. Border* II, 1812, S. 421), und endlich in dem Roman *'The fair Maid of Perth'* Kap. 20 und 23. Der Altertumsforscher Jos. Strutt verfafste sogar ein zu London 1808 gedrucktes dramatisches Gedicht *'Test of Guilt'*, um zu zeigen, zu welchen Ergebnissen er durch seine Studien über die Bahrprobe gekommen sei. Dickens endlich in *'Our Mutual Friend'* läfst durch den Mund des Inspektors am Leichenhause die alte Anschauung, dafs die Wunden des Ermordeten bei der Berührung durch den Mörder bluteten, als Aberglauben bezeichnen.

Da Christensens verdienstvolles und fesselndes Buch schon der Sprache halber nicht jedermann zugänglich sein dürfte, glaube ich durch diesen Hinweis manchem Shakespeare-Freunde einen Gefallen gethan zu haben.

Kiel. F. Holthausen.

Zur Patient Grissill.[1]

87: *start up*; es ist klar, dafs *to start up* hier 'im Bett auf sitzen' (cf. *sitting up in bed* in Dickens' Chr. Carol III init.) bedeutet, cf. *and then rise* in der folgenden Zeile. Sollte diese Bedeutung nicht auch bei Shakespeare gelten? cf. Schm. S. 1116[a], wo dann *from her bed* zu tilgen wäre.

232: *block-head*; etwa 'Philister'?

478: *Oh olde touch.* Ist nicht *oh* Druckfehler für *an*? Zu *an old touch* vgl. *youle prooue* in 476. Doch sei an Mids. III, 2, 70 erinnert. Zur ganzen Stelle vergleiche man übrigens Marston's Scourge of Villainy VII, besonders 41: *He's nought but clothes.*

Ich fasse im übrigen diese Stelle doch anders als Swaen: *the verie soule of his substance* ist meines Erachtens Apposition zu *fire*, *needes* das bekannte Adverbium, und *would conuert* bezieht sich, wie *would be tried* in 480, auf *yonker*.

510: *wighee*; ich habe vorgeschlagen, dieses Wort als Gegenteil von *hollow* in derselben Zeile, also = 'hot, vorwärts' aufzufassen.[2] Dieselbe Bedeutung scheint in Marstons Antonio and Mellida II p. I, 2, 97 ff. vorzuliegen: *I'll carry for my device my grandfather's great stone horse,*[3] *flinging up his head, and jerking out his left leg: the word* [*being:*] *'Wighy Purt'.* Hier pafst offenbar *wighy* nicht in der Bedeutung *'to neigh'*, wie es im ersten Teil von Ant. and Mell. III, 2, 170 vorkommt: *'t is an old say: ''tis an old horse can neither*

---

[1] Vgl. meine vorläufigen Bemerkungen in *Engl. Stud.* 28, S. 208—234. — Dr. Swaen hatte die Güte, mich nachträglich auf seine Bemerkungen, ibid. 22, S. 451—453, aufmerksam zu machen; ich freue mich des Zusammentreffens mit diesem ausgezeichneten Kenner der Elisabethanischen Litteratur. Zupitzas von ihm erwähnten Aufsatz kann ich leider momentan nicht einsehen.

[2] Seltene Bedeutungen gewisser Wörter wird man naturgemäfs am ehesten bei solchen Leuten antreffen, die mit dem betr. Schreiber, in unserem Falle mit Dekker, in persönlichem Verkehr gestanden haben. So findet sich z. B. *your pols and your edipolls* (Dekker's Shoem. Hol. I, 1, 161), das Warnke und Proescholdt sowie dem Herausgeber Dekkers in den Merm. Ser. Schwierigkeiten gemacht hat, fast gleichzeitig im Munde Will Kempes: *one that ..... by Pol and Aedipol would Pol* [= *poll*] *his father* (Nine days Wonder, Engl. Garn. VII, 37). Vergleicht man beide Stellen im Zusammenhang, so ergiebt sich die Bedeutung 'dummes Geschwätz, Gewäsch'.

[3] In der Bedeutung 'Hengst'; jetzt veraltet; Dekker gebraucht es in Northw. Ho II, 1 (Dyce 260): *a white mare and a stone-horse.* Zu *stone* vgl. Dekker in Virgin-Martyr II, 1 init.: *had turned me into a capon, for I am sure now, the stones of all my pleasure, in this fleshly life, are cut off;* ferner Merry Devil of Edmonton IV, 2, 48 ff.: *I would to God my mill were an eunuch, and wanted her stones, so I were hence.* Den ins einzelne gehenden Beweis dafür, dafs dieses Stück, zum Teil wenigstens, von Dekker geschrieben resp. bedeutend überarbeitet wurde, hoffe ich später zu erbringen.

wighy, nor wag his tail'; cf. Lilly's Mother Bombie IV, 2 (Fairh. S. 127): *that he neither would cry wyhie, nor wag the taile.*

587: *lime & hair*; vgl. Lilly's Gallathea II, 2 (Fairh. S. 234), wo des Alcumists boy von *unsleked lyme, chalke, ashes, hayre, and what not* spricht.

1365: *plew coates and padges*; Collier und Hübsch: *badges*; ist es nicht besser als *pages* zu fassen? cf. *to follow* in derselben Zeile und Z. 470 verglichen mit 474.

1390: *Out you raskals, you prade and prade, ile prade your neaces.* Die bisher vorgeschlagene Emendation ist unbefriedigend. Es ist zu beachten, dafs *raskals* (Plural-*s* im Welsh-English!) sich nur auf Rice bezieht;[1] *your* wird, wie überaus häufig (und speciell in unserem Text in Z. 651: *marg your thad*), = *you* stehen; *neaces* halte ich für Druckfehler = *neates* = *neat*. Es mag sein, dafs dieses *neat* als reines Schimpfwort gebraucht ist, wie sonst etwa *calf, ox* oder *ass*; doch ist das Wort vielleicht gewählt, um uns an *a neate's tongue* denken zu lassen. Auf jeden Fall liegt der Ton des ganzen Satzes auf *I*: ich will reden! cf. 1394 *is* (*I*) *domineere now.*

1676: *heere's sixteene pence a weeke* etc. Mein Hörer Van de Gaer schlug vor, *eight groates* als Äquivalent von *sixteene pence* zu nehmen; er hat damit die Stelle virtuell erklärt, denn es ist selbstverständlich, dafs 16 + 16 zu addieren sind = 32 p. = 8 *groates*; für jedes Kind erwartet Babulo 16 *pence*; das mufs also ein üblicher wöchentlicher Lohn der damaligen Ammen gewesen sein; cf. ganz besonders 1769—70!

1951: *ther pread*; besser *her*; Collier *the.*

1985: *put off* etc. Der Sinn ist: zieht Euch aus (und thut Eure ehelichen Pflichten) und Gwenthian wird willig sein und sich anständig kleiden.

2097: *he's blowne vp* = 'in die Luft gesprengt' wie bei Shakespeare; dann wohl = 'verschwunden', cf. 1214—15; cf. Northward Ho (Dyce) p. 281.

2227: *I haue seene many without heads, hauing their eyes, nose and mouths in their breasts.*

2238: *These Epimoei be our Epicures.*

2239: *I haue seene monsters of that colour to.*

Hübsch will *Epimoei* mit ἐπὶ und μοὶ zusammenbringen und durch 'Egoisten' übersetzen. Nach dem ganzen Kontext ist es aber klar, dafs *Epimoei* = *monsters* sein mufs. Ich halte *Epimoei* für eine Verwechselung mit *Ewaipanoma 'a nation of people whose heads appear not above their shoulders'*, die aus Raleighs Discov. of Guiana bekannt sind und dort ferner beschrieben werden: *'they are reported to have their eyes in their shoulders, and their mouths in the*

---

[1] Cf. 1894: *you rascals, prate no more*; cp. 1954, 2000.

middle of their breasts' (Payne, Voy. of the Elizab. Seamen to America, Sec. Ser.[2] S. 244). Will man Epimoei nicht als Gedächtnisfehler[1] gelten lassen, so hat man diesen Namen anderweitig nachzuweisen; mit Kunststückchen à la ἐπὶ μοὶ ist niemand gedient.

1718: *whilst troopes of Saint-like haue adored thee.* Da 'grofse Mengen von Heiligen-Gleichen' keinen Sinn giebt, so ändert Collier *of* in *as.* Vielleicht ist *of* doch zu retten und zu übersetzen: während grofse Mengen von solchen, die 'oh, Du Heiligen-Gleiche' ausriefen, dich anbeteten etc. Vgl. Marstons What you will I, 1, 170 (Bullen S. 338):

and now and then
The troop of 'I beseech', and 'I protest',
And 'Believe it, sweet', is mix'd with two or three ... citizens.

Louvain. W. Bang.

Zur Etymologie von ne. *shanty.*

Die Herleitung von ne. *shanty* scheint neuerdings für zweifelhaft gehalten zu werden. Schöer bezeichnet die Etymologie schlechthin als unbekannt; Flügel wagt schüchtern ein 'ursprünglich wohl irisch', und ebenso Webster in der Neubearbeitung von Porter (1891): *'said to be fr. ir.* sean *old* + tig *a house'.* Selbst Skeat[2] meint zögernd *'probably from the Irish* sean *old and* tigh *a house'.* Und doch weifs ich nicht, was man eigentlich an dieser Etymologie auszusetzen hat. Noch heutzutage ist im Irischen *sean-toiġ* (sprich *ša·nþī*) ein ganz gewöhnlicher Ausdruck für eine 'alte, armselige Hütte'. Und dafs dieses Kompositum nicht aus dem Englischen entlehnt ist, läfst sich leicht zeigen. Der erste Teil nir. *sean* 'alt' entspricht genau einem air. *sen* 'alt', welches mit ai. *sánas,* gr. ἕνος, lat. *senex,* gt. *sinista,* lit. *sẽnas* urverwandt ist. Zur lautlichen Entwicklung mag man air. *semróc* > nir. *seamróg* (sprich *ša·mrōg*) > ne. *shamrock* vergleichen. Der zweite Teil *toiġ* 'Haus' ist gleich air. *teg, tech* 'Haus', welches sich ebenso zu gr. τέγος, στέγος 'Dach', lat. *tegō* 'bedecken', *tugurium* 'Hütte', ahd. *dah,* ae. *þæc* stellt. Überdies sind auch sonstige Komposita mit *sean*[3] im Nir. ganz gewöhnlich: ich nenne nur *sean-ċopall* (spr. *ša·nχopəl*) 'altes Pferd', *sean-fear* (spr. *ša·nar*) 'alter Mann', *sean-*

[1] Wahrscheinlich veranlafst durch den bei Raleigh sehr oft vorkommenden Völkernamen *Epuremei.* So mag ja auch Dekker geschrieben haben (?), und *Epimoei* ist vielleicht nur vom Setzer verlesen. Keymis (Payne, l. c. XXXIX, XLVI) nennt die *headless men* sogar direkt *Chiparemai*; es bleibt demnach auch noch die Möglichkeit, dafs irgend ein *putter-out of five for one* einmal geradezu *Epimei* oder *Epimoei* geschrieben hat. Aber wo?

[2] Principles of English Etymology, 1rst Series, p. 446.

[3] Aus dem Mittelirischen stellt solche Komposita zusammen Wh. Stokes in seinen und Windisch' Irischen Texten, Vierte Serie, I (Leipzig 1900), S. 424.

tír (spr. *šantīr*) 'altes Land', *sean-dún* (spr. *šandun*) 'altes Fort', welches ja als Ortsname, Shandon in Dumbarton, allgemeiner bekannt ist. Dafs der Engländer die in seinem Lautsysteme sehr seltene Gruppe *nþ* durch das nah verwandte *nt* ersetzt hat, kann nicht auffallen, zumal wenn man bedenkt, dafs er stets sein heimisches *t* als *þ* aus dem Munde des Iren zu vernehmen gewöhnt ist,[1] da ja das Neuirische ein reines, nicht-mouilliertes *t* nicht kennt und die ursprüngliche Tenuis auch da, wo sie altirisch noch unverschoben blieb, in *þ* verwandelt hat, wofern sie nicht mouilliert war.

Das englische Wort *shanty* scheint eine ganz junge Entlehnung zu sein. Die Wörterbücher des 18. Jahrhunderts (Phillips, Kersey, Johnson, Walker) führen es noch nicht auf. Auch die ersten Auflagen Websters, so noch die von 1832, enthalten es nicht. Wer es zuerst gebucht hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Belege aus Schriftstellern finden sich bei Flügel zuerst aus dem Jahre 1831 in Mrs. Frances Trollopes Reise-Eindrücken *Domestic Manners of the Americans,* wo wir noch die ältere, dem Irischen näherstehende Form *shantee* lesen. Hier wie in den beiden folgenden Belegen Flügels aus Simmonds' *Colonial Magazine* (1847) und Dr. Gesners *Notes for Emigrants to North-Brunswick* (1847) erscheint das Wort in amerikanischer Atmosphäre. Sehr möglich also, dafs es von Amerika aus in die Litteratursprache gedrungen ist. Dies würde aber nicht gegen die Ableitung aus dem Irischen sprechen. Denn einmal könnte bei dem starken Vorherrschen[2] des irischen Elementes namentlich im Nordosten der Vereinigten Staaten die Entlehnung dort vor sich gegangen sein. Andererseits könnte aber auch ein längst in irgend einer Schicht der Volkssprache (Slang, Gaunersprache u. s. w.) eingebürgertes Lehnwort durch die amerikanischen Vettern buchfähig gemacht worden sein. Für letzteres spräche der Umstand, dafs das Wort neuerdings[3] in der englischen Volkssprache eine sekundäre Bedeutung 'Schenke' entwickelt hat, zu deren Erklärung die bekannte Vorliebe der irischen Rasse für das 'Lebenswasser' hinlänglich genügt.

---

[1] Der scharf beobachtende R. Kipling hat auch dies bei einer seiner bestgelungenen Figuren, dem köstlichen irischen Musketier Mulvaney, trefflich wiedergegeben. In den *Three Musketeers* finde ich allein auf einer Seite der Tauchnitz-Edition folgende Beispiele: *thrick, afther, thryin', sthrots, Thrigg, sthreet, thruly.* Natürlich ebenso *d* für *d,* z. B. in *dhrawin', dhriver, undher, dhrink* (Tauchn.-Ed. vol. 2649, S. 76).

[2] 'In Boston sind 70 Prozent aller arbeitenden Klassen irisch. In New York bilden sie zwei Drittel der Gesamtbevölkerung. Baltimore, Chicago, St. Louis sind vorwiegend irisch' (Nauberts Land und Leute in Amerika S. 188).

[3] Zuerst gebucht von Schröer? — Freilich könnte auch diese Bedeutung bei der modernen Leichtigkeit und Schnelligkeit des Völkerverkehrs aus Amerika importiert sein. Dann wäre mit daran zu erinnern, dafs die amerikanischen Schenkwirtschaften fast durchgängig in den Händen von Irländern sind.

Einen Einwand gilt es noch zurückzuweisen. Von anderer Seite ist nämlich eine andere Etymologie aufgestellt, die z. B. auch Barrière und Leland in ihrem 'Dictionary of Slang, Jargon, and Cant' (London 1897) vortragen: *'The word is, however, claimed to be of American Origin, from Canadian French* chantier, *meaning the same'* (nämlich *'a mean dwelling-hut, temporary building'*). Es ist richtig, dafs es im kanadischen Französisch ein Wort *chantier* mit der Bedeutung 'Blockhütte' giebt, welches Ende des 19. Jahrhunderts auch in englische Schriften (nach dem Oxf. Dict. unter *chantier* zuerst 1880) als gelehrtes Lehnwort Eingang gefunden hat. Wenn man aber die nach Ausweis des Etymons (lat. *canthērius* 'Jochgeländer') ursprünglicheren, heimisch-französischen Bedeutungen sich vergegenwärtigt: 1) *Morceau de bois, de pierre, qui sert de support,* 2) *Entassement de matériaux posés les uns sur les autres,* 3) *Lieu où des matériaux sont entassés* (nach Hatzfeld-Darmesteter), die doch alle[1] von 'Blockhütte' noch beträchtlich abstehen, so wird man kaum zweifeln, dafs die specifisch kanadische Bedeutung 'Blockhaus' eher aus englisch-irischem Einflusse zu erklären ist als umgekehrt. Dabei haben wir ganz von den lautlichen Schwierigkeiten geschwiegen, die sich einer Entlehnung aus nfrz. *chantier* im Anfang des 19. Jahrhunderts entgegenstellen, die aber bei dem nir. *sean-toiġ* nicht vorhanden sind.

Würzburg. Max Förster.

Zu der Ausgabe des Sone von Nausay,

die Moritz Goldschmidt 1899 für den Stuttgarter Litterarischen Verein mit unverkennbarem Fleifse, aber nicht in jeder Hinsicht ausreichend vorbereitet besorgt hat, gebe ich hier einige Berichtigungen, bei weitem nicht alle, zu denen die über 21 000 Zeilen Textes Anlafs bieten, nur eine Auswahl.

13. *En' tel sont ..?* ist doppelt unmöglich, der Stellung nach, insofern das Verbum von *enne* (= *et ne*) höchstens durch ein tonloses Pronomen oder Adverbium getrennt werden darf, und der Form nach, insofern *enne* (wie das blofse *ne*) sein *e* nur vor Vokal verlieren kann. Vielleicht *Ne sont tel ..?* oder *Et tel sont* ohne Frage. — 59. Nach diesem Vers ein Komma, nach dem nächsten ein Punkt zu setzen. — 132. *tenoit* ist nicht glaublich, etwa *venoit*? — 170. *usagier* ist in *usage* zu ändern. — 661. Da *vous* als betontes Pronomen gelten zu lassen kein Anlafs ist, so ist wiederum die Wort-

[1] Eine näherstehende Bedeutung führt das Oxf. Dict. mit Berufung auf Littré für das französische Wort an: *'place where one sleeps, place where one puts certain things to store them or to work them.'* Indes von 'Schlafen' steht bei Littré kein Wort; dies beruht nur auf einem Mifsverständnis des französischen Textes: *'Lieu où l'on couche, où l'on dispose certains objects pour les conserver en dépôt ou les traraitter.'*

stellung, die durch des Herausgebers Änderung sich ergiebt, durchaus unmöglich. Die fehlende Silbe ist vermutlich *voir,* das vor *vous* leicht verloren gehen konnte. — 770. Hier ist wohl für *amis* ein wiederholtes *amours* zu setzen, das Komma am Schlufs des vorhergehenden Verses zu streichen und die ersten drei Worte als direkte Rede, regiert von *crier,* zu fassen. — 822. Für *tel* setze *cel.* — 888. Vermutlich *nos* statt *n'i.* — 921. Nach dieser Zeile ein Punkt, nach der nächsten ein Komma. — 966. Etwa *est courchiés remés.* — 970. *tournee* für *donnee.* — 1029. *nen ai repos*; die Form *nen* der Negation ist überhaupt für das Gedicht an manchen Stellen anzuerkennen; so 4864, 5339, 9116. — 1073. Schreibe *revenoie.* — 1101. Nach *vrai* setze ein Komma. — 1121. Natürlich *mi,* das betonte Pronomen. — 1162. Vermutlich *l'aideroit.* — 1341. *Et* ist unentbehrlich, denn mit *asaira* ist *asserra* gemeint. — 1359. Eher *seront* als *sont.* — 1544. Von *aleja* abzugehen, ist kein Grund. — Nach 1548 Komma. — 1564. *le veoient*; nach dem folgenden Vers ein Komma, nach dem nächsten (wo *porroit* in *porront* zu ändern) ein Punkt. — 1573. *Et s'un ami bien chier avoit Et* (er, der Freund) *son voloir li destournoit, Mais que* (wenn auch) *peres li fust u frere, U se li destournast sa mere, Que plus* (je mehr) *d'amour a lui* (zu dem Freunde) *avoit, Et plus* (desto mehr) *crüelment le haroit.* — 1628. Die Änderung ist vom Übel. 'Man machte ihm Platz'. Nach 1629 Punkt, nach 1630 Komma. — 1680. Wohl *ot* für *ont.* Zwei Zeilen später bezieht sich *il* auf die Herzen. — 1753. *froer* für *froijer.* — 1776. *torde* der Hs. bessert man lieber zu *tordre* als zu einem *cordé,* das hier keinen Sinn giebt. — 1973. Mit der Hs. *Que ja.* — 2108. *prend[e]roie.* — 2300. *mi,* betontes Pronomen; das tonlose ist hier nicht statthaft. — 2345. Ein Substantivum *toueillie* giebt es nicht, wohl aber ein Verbum *entoueillier,* das Godefroy genügend belegt. — 2352. Eher *la maint* 'sie heimführe'. — 2429. *Et s'en lui voit on le biauté, On i connoist bien le bonté.* — 2500. Keine Frage. — 2579. *puist.* — 2625. Nach *fourme* wird ein *et* einzuschalten sein, das Komma davor zu setzen statt nach *biauté.* — 2696. *apriès çou a.* — 2709. *Et se.* — 2777. Kein Komma; *bareter* ist mit *d'alever blasme a puchielle* zu verbinden. — 2876. Etwa *Si tost que poi i demorrai.* — Nach 2946 wird man eine Lücke annehmen müssen. — 2951. *si ne vous griet* 'und es sei euch nicht leid'. — 3064. *ch'a on conté* 'das hat man erzählt'. — 3148. *autre,* das Femininum im Sinne eines Neutrums. — 3221. Die ungeheuerliche Verbalform ist nicht zu dulden. — 3343. *Sis a* oder *Ses a.* — 3358. Von der Hs. abzugehen ist keine Veranlassung. — 3491. *Des.* — 3548. *Ch'est chilz d'Escoche et li Irois, Et si ont tant nes,* nach 3550 nur ein Komma. — 3600. *Lor* = *leur* oder *la ou.* — 3653. *Alons i, ch'est en no päys.* — 3724. Ein *les* in der ihm hier durch den Herausgeber zugedachten Stellung ist französisch nie möglich gewesen. Vielleicht *tresdevant* oder *tos devant* anzunehmen.

3877. Der Zusammenhang verlangt *destendre.* — 3882. Die Lesart der Hs. ist nicht anzufechten. — 3929. *S'orés* 'und ihr werdet hören'. — 3941. *sachent fïement* 'mögen gewifslich wissen'. — 4014. *Par tant* 'damit'. — 4166. Da für ein kaum entbehrliches *Et* kein Raum ist, könnte man im vorangehenden Vers ein *o* vor *le tigart* einschalten. — 4174. *Par* ist nicht nötig. — 4183. Der Vers ist zu lang; am ehesten ist noch *la* zu entbehren. Die vielen zu kurzen Verse läfst der Herausgeber sich wohl zu leicht gefallen, sobald durch die Annahme einer irgendwie oder auch gar nicht zu beschönigenden Nichtelision eines dumpfen *e* das Mafs gefüllt wird. — 4310 lag es sehr nahe, ein *tot* vor *conté* einzufügen, 4383 *Et.* — 4316. *nest* d. h. *naist.* — 4408. *sa mors* 'sein Tod'. — 4535. *boins* oder *si* wird zu tilgen sein. — 4541. Der Nominativ *abbes* ist im Texte durchweg mit *é* geschrieben; erst das Glossar erkennt die richtige Form an. — 4970. *li* (mit der Hs.) *non[s] en restera.* — 5158. *enkierkaisses.* — 5174. *Que li.* — 5179. *là va.* — 5209. Wohl *ton pooir ne say.* — 5239. *lors.* — Nach 5362 nur ein Komma. 'sie ist Freundin, und zwar vermöge einer Liebe, die in festem Besitz ist'. — 5414. *Amere est.* — 5527. *d'entre.* — 5533. *a duree.* — Nach 5628 ('Ich habe euch bisher nie etwas gegeben, noch auch nur versprochen') Punkt; die zwei folgenden Zeilen bilden einen einzigen Satz. — 5955. *se laissent.* — 5991. *ens entrer.* — 6030. *ert finés.* — 6310. *tout' enterine.* — 6411. In der Mitte des Verses endet eine erste Frage. — 6454. Statt *S'amie* ist *Sauve* zu lesen. — 6560. *awec* mit *a ues* zu vertauschen. — 6792. Keine Frage. — 6873. Ein Verbum *ostoier* von der im Glossar angegebenen Bedeutung ist nicht anzunehmen; man schreibe *estoier* (= *estuier*). — 7144. *se emplissoit* ohne Elision ist unannehmbar. — 7396. Der Zusammenhang fordert *pöiés.* — 7423 ist mir unverständlich, mufs aber jedenfalls vom folgenden Vers, der mit den zwei nächsten einen Satz bildet, getrennt werden. — 7433. *se plus avenoit* 'wenn es noch einmal vorkäme'. — 7727. *en voy.* — 7846. *Tel con tenir* der Hs. ist beizubehalten. — 7851. Das Komma ist statt nach *avoie* nach *a li* zu setzen. 'Wenn ich meiner Mutter gleiches gethan hätte, wie ihr, so würde es keine Sünde gewesen sein'. — 7925. *corone* für *encore.* — Nach 7948 kein Komma. — 8003. *valoient.* — 8178. *il* vor *mout* zu stellen. — 8213. Die Hs. giebt das Richtige; *ent* : *ẹ* stört auch anderwärts den weiblichen Reim unseres Dichters nicht. — 8348. Eher als durch ein *or,* das der Herausgeber am liebsten einschaltet, wo dem Vers eine Silbe fehlt, wird durch *repaierrons* für *repairons* die Zeile auf ihr Mafs zu bringen sein. — 8434. *ceste.* — Nach 8606 Komma, nach 8609 Punkt. 'Schmach über ihre Eltern, dafs sie euch nicht getötet haben, als ihr die in der Welt Herumgeschleifte zurückbrachtet.' — 8663 *se* für *le,* und 8668 *s'eslonge.* — 8712 giebt keinen annehmbaren Sinn; vielleicht *Pour estre en haut.* — 8758. *fons* zu ändern that nicht not,

eher *trouvee* in *tournee.* — 8767. *Desour.* — 8775. Man wird zu lesen haben: *Qu'en* (= *Qui en*) *son cors va son cuer navrer, Dont ne l'a chilz curé d'amer?* — 8866. *Qu'il n'a, u on le het, que faire* 'wo man ihn hafst, hat er nichts zu thun'. — 9038. Eine Änderung am Überlieferten wird nicht zu umgehen sein; doch darf sie nicht den Reim zerstören. — 9058. *amoit.* — 9288. *fust.* Nach der nächsten Zeile ist jede Interpunktion irreführend. 'Mit einem Holzhackerbeil vollzieht er dort an seinem Helm ein strenges Gericht.' — 9344. Kein Punkt. 'Er hatte um drauf zu reiten nicht was 32 Heller wert gewesen wäre; mit 33 wäre es zu teuer bezahlt gewesen.' — 9541. Der Zusammenhang scheint *mangera* zu erfordern; aber *escuele* als dreisilbig anzusehen (9072 war es richtig viersilbig), ist nicht gut möglich. — 9546. *ne m'i poroit.* — 9797. Die beiden Participien sind doch wohl mit *li autres* in Übereinstimmung zu bringen; 9791 scheint *establie* auf *chevalerie* bezogen, wofür *fais de ch.* nur eine Umschreibung ist. — 10010. *Que.* — 10078. Mit der Hs. *que tant* 'dafs er so lange lebt'. — 10126. *s'ont.* — 10236. Statt mit dem ungeschickt gestellten *i* würde ich den Vers lieber (nach dem Muster von 13457) durch *sus* vervollständigen. — 10242. Dem Wasser wird wohl nur die eine Eigenschaft zugeschrieben, dafs es 'zu milder Wärme abgekühlt' war. — 10257. *le fist i laver* ist keine französische Stellung; *le fist là* würde unbedenklich sein. — 10340. *ne li crieve,* vgl. 1637. — 10380. Abermals schlechte Stellung des tonlosen Pronomens. Giebt es wohl ein von *leisant, loisant* abgeleitetes Verbum *leisantir, loisantir* (das auch als *lesantir* erscheinen könnte), wie es ein Adjektiv *lesantif,* Troie 23119, zu geben scheint? — 10530. Mit der Hs. *De lui ne furent.* — 10678. *li blamoit,* 'warf ihm vor'. — 10701. Ein Punkt steht besser nach als vor diesem Vers. — 10754. *prendre* ist (nach 10852) in *pendre* zu ändern. — 10902. *l'arrieste là.* — 10941 ist mir unverständlich. — 11153. *joustes as signours* mit Elision über das *s* des ersten Wortes hinweg. — 11160. Wohl *vint.* — 11257. *l'i convient.* — 11324. *m'en amusés* (an das seltsame *enamuser* des Glossars braucht man nicht zu glauben). — Nach 11472 ein Punkt, in der Mitte des Verses kein Komma. 'Sie ist meine nächste Erbin von allem, was ich zu besitzen vermag.' Nach 11474 blofs ein Komma. Der Sinn von 11475 ist derselbe wie der von 11470. — 11485/6. *avoie* : *ravoie.* — Nach 11552 Punkt; dagegen nach 11554 keine Interpunktion. — 11560. *s'amor*; ebenso 11564. — 11593. *escouté a.* — 11637. Wahrscheinlich *Ch'est.* — 11642. Die Hs. hat das richtige *Qui.* — 11695. *C'a nous.* — 11703. *Con li rois crïer commanda.* — Nach 11772 Punkt; die folgenden zwei Zeilen sind zu verbinden wie 11797 8. — 12073. Das fehlende Wort dürfte eher *querés* als *creés* sein. — 12075. Mit *seres* ist wohl *serai* gemeint; das *s* von *vïelés* (hinter dem ein Punkt zu setzen ist) stört den Reim nicht. 12079 mufs aber beginnen: *Dist Sones.* — 12116. *Ville et*

castiel. — 12142. *Et plus, car couvent li avoit.* — 12144. Punkt nach *plaisir.* — 12164. *petit i ot* 'es gab da wenig für sie'. Zwei Zeilen später *recouvrer.* — 12187. Ein Reim *-oit* : *-oie* dürfte unserem Dichter immer noch ausreichend erschienen sein. Das auslautende *t* hinter Vokal verlangt bei ihm keine Korrespondenz im Reimwort (s. 4161), ein dumpfes *e* hinter Vokal ebensowenig (1176, 1895, 4646 u. s. w.). — 12190. *me voloit là mener.* — 12430. *A hounourer.* — 12442. *en referi.* — 12504. Kein Komma nach *ci.* — 12534. *De que.* — 12654. *Que ja.* — 12733. *Acouvierte.* — 12869. *en traist* 'ging hin'. — 12884. *Qui*; nach der nächsten Zeile kein Punkt. — 12933. Wahrscheinlich *fronches*; im folgenden Verse fehlt *rien* vor *reprendre.* — 12980. Zwei *ne* sind hier unmöglich. Vielleicht *Ne vueil je que.* 13214. *tout' autre.* — 13366. *Et* leitet hier die Aussage des Hauptsatzes ein, der mit *tenoit* sein Ende erreicht. — 13392. Nach *fu* ein Komma. — 13419. Eher *hastieuement.* — 13473. *tonyson* ist unglaublich; man schreibe *touaillon* oder *touillon.* — 13532. Die fehlende Silbe dürfte *Et* sein. — 13556. *cil.* — 13797. Der erforderte Konjunktiv ist *retourt.* — 13825. *sentir* ist zweifellos zu ändern; darf man an *sartir* denken, das Godefroy sicher mifsdeutet? — 13827/8. Die *s* am Schlusse der Verse können bleiben, wenn man nach *röyne* das *est* einschaltet, das der Sinn verlangt. — 13839. An einen Plural *preudans* für *preudommes* ist nicht zu denken (trotz dem, was S. 562 darüber gesagt wird). Ich zweifle nicht, dafs in der Hs. *prendans* steht, 'Leute, die gern erbeutete Pferde abnehmen'. — 13850. *l'i.* — 13963. *aloit ... destravant.* — 14120. *ne s'a targié* — 14203. Für das *rouellera,* dessen im Glossar angesetzte Bedeutung durch nichts gerechtfertigt ist und für die einzige Stelle wenig annehmbar erscheint, dürfte *raoillera* zu setzen sein. — 14226. Mit *prie* ist wohl *pri je* gemeint. — 14238. *Grandpré* ist eine bekannte Örtlichkeit der Champagne. — 14443. *losengié* (vgl. 14403). — 14756. *i tiesm.* (wie 14875 und 15565). — 14765. *Ne si ne.* — 14968. Kein Punkt am Ende. — 15067. Vermutlich *re* zu streichen. — 15098. Nach diesem Vers ein Punkt, nach dem nächsten ein Komma. — 15675. Jedenfalls *mellier* für das aus dem Glossar zu streichende *niellier.* — 15752. Was mag der Herausgeber dem *jus* für einen Sinn beigelegt haben? Sicher ist *nis* 'Nester' zu lesen. — 15821. *Qu'a poi.* — 16015. Eine Silbe fehlt. Vielleicht *nostre* für *no.* — Nach 16073 fehlt eine Zeile; ebenso nach 16134. — 16180. Nicht *En'y,* sondern *En y.* — 16730. *ne se vot.* — 16861. *gors* für *cors.* — 16918. *ne saroit.* — 17147—52. Diese Verse sind unverkennbar eine erläuternde Interpolation, nach deren Ausscheiden alles klar wird. — 17233. *nercir.* — 17238. Was mag an die Stelle des unverständlichen *cascuns* zu setzen sein? *li cicus*? — 17433. *l'i hounouroit*; auch 17460 mag ein *i* die Lücke füllen. — 17638. *Ains vous mierci et r enderai Contre vo grant bonté bonté.* — 18047. *Male.* — 18053. *massiç.* —

18098. *Cest' ost.* — 18120. *cor.* — 18162. Eine Bildung *guerroïiers* ist schwerlich anzunehmen; man setze *guerroïiere* oder *guerroïieres,* wobei über *s* hinweg zu elidieren sein würde. — 18330. *Clotïus* kann mit *soutieus* nicht reimen; man wird *Clodoveus* schreiben müssen. — 18372. *seroit el mieuwe.* — 18441. *Dureslé* ist ein in der altfranzösischen Epik nicht selten begegnender Ortsname, bezüglich dessen ich auf C. Hofmanns Bemerkungen 'Über das Lebermeer' (Sitzungsberichte der Kgl. bayer. Akad. d. Wissensch., Philos.-philol. Klasse, 10. Juni 1865) und auf Demaisons Namenverzeichnis in seiner Ausgabe des Aimeri de Narbonne verweise, wo auch das *Durestant* des Rolandsliedes erwähnt ist. Hiernach ist auch Goldschmidts Glossar unter *esté* zu berichtigen. — 18454. Die Lesart der Hs. kann beibehalten und 'der gekommene Begrüſser' übersetzt werden. — 18475. *rendre le* (= *la*) *devons.* — 18548. *oublïee.* — 18564. *A il donc bataille a trois pris?* — 18638. Der Punkt hat nach dieser, das Komma nach der nächsten Zeile zu stehen. — 18663. *le pas.* — 18702. Für *bons us* setze *brans nus,* wie die Hs. zu geben scheint. — 18710. *nel portés.* — 18714. *les armes.* — 18746. *convient* ist augenscheinlich aus der vorhergehenden Zeile irrig wiederholt; der Sinn will *vueillent.* — Nach 18806 ist ein Komma zu setzen, da mit dem *Et* des nächsten Verses der Nachsatz beginnt. — 18887. *Le droit le v.* 'das Recht des euern'. — 19106. *li.* — 19161. *si.* — 19196. Durch das vom Herausgeber zu 1172 Bemerkte kann *gardes* für *garde* nicht gerechtfertigt werden. — 19248. *qu'asés* mit der Hs. — 19293. *vos mestres.* — 19327. Kein Punkt vor *Tout leur* (= *la ou*). — 19346. *envis* ist mir unverständlich; es wird *desdis* zu schreiben sein. — 19408. Was *s'avoir* sein soll, vermag ich nicht zu erkennen. Es wird *l'avoir* oder *avoir* heiſsen müssen. Das *C'* der zwei vorhergehenden Zeilen ist ein gekürztes *Qui* 'diejenigen, die'. — 19560. Nach *elle* ist *est* einzuschalten. — Nach 19590 ein Punkt, nach dem folgenden Vers ein Komma. — 19692. Die undenkbare Wortstellung ist wohl nur durch einen Druckfehler herbeigeführt. — Nach 19783 soll ein Punkt stehen; dagegen ist der nach 19786 zu tilgen. — 19794. *leur elle ot laissié Et maint* u. s. w. — 19799. *castiel a on.* — 19918. *li a meri.* 19987 ff. ist durch eine Änderung des Herausgebers verunstaltet. Die überlieferten Worte bedeuten: 'man hat ein Gesetz des Inhalts gegeben, daſs ein Mann sich seines Erbes beraubt sieht, wenn er nicht von seinen Standesgenossen ein Urteil empfängt, daſs er in jenem Kriege sich (bloſs) verteidigt'. Nur Verteidigungskriege sind erlaubt. — 20007. *espies.* — Nach 20125 Punkt, nach 20126 Komma. — 20146. Die natürliche Wortstellung giebt dem Verse auch das richtige Maſs. — Nach 20216 ist offenbar eine Lücke; die Zeilen 20217/8 sind Rede einer dritten Person, die nirgends genannt ist. — 20490. *tourt a contraire.* — Nach 20527 keine Interpunktion. — Nach 20656 kein Komma; dem *si* entspricht *car* (= *que*) des fol-

genden Verses. — Nach 20813 Punkt, statt nach der folgenden Zeile. — 21079. *ne s'ot pooir de lever* (*n'avait pas moyen de se lever*). — 21117. Es fehlt eine Silbe; vielleicht *De quel terre il estoient né.* — 21124. Komma vor *la dieu mierci.*

In dem Nachworte des Herausgebers (der auch Stengels Mitteilungen aus französischen Handschriften der Turiner Universitäts-Bibliothek, Marburg 1873, hätte erwähnen sollen) ist von den Eigentümlichkeiten der Sprache des Dichters und gewissen Freiheiten, die er sich im Reim erlaubt, etwas zu kurz die Rede; einige merkwürdige Erscheinungen waren sorgfältigerer Besprechung wert. Wenn S. 559 von den zahlreichen Fällen der bekannten Bindung von *ié* mit *íe* die Rede ist, so durfte auch der Reim *prient* ('sie bitten') : *niént* (einsilbig; 'nichts') nicht unerwähnt bleiben, der 3296 begegnet. Auch die zahlreichen Fälle, wo dumpfes *e* nach Vokal den Reim mit einem Worte von gleichem Tonvokal, aber ohne jenes *e*, nicht hindert, verdienten genaue Prüfung und vollständige Sammlung, also: *Les puchielles ... Ki richement erent parees; Mais je n'ai mie devisé De coi ...,* 1895; *alé* : *oublïee* 4646; *proumetoit* : *seroie* 12188; *esté* : *donnee* 12962; *Onques chiere de tel biauté Le* (l. *Ne*) *vit nus si desfiguree,* 15862; *Et la fieste a uit jours duré. Anchois qu'elle fust dessevree ...,* 20512. Dafs der Schreiber sehr oft die beiden Ausgänge fürs Auge in Übereinstimmung bringt, ändert am Sachverhalt nichts; auch dafs bisweilen aufserdem noch über ein auslautendes *s* des einen Reimwortes hinweggesehen wird, ebensowenig. (*Une reube ... D'escarlate fouree d'ermine* zeigt gleichen Sachverhalt im Innern des Verses; in 4876 ff. liegt dagegen wohl die Sache verschieden.)

Damit ist in gleiche Linie zu stellen die Paarung von *-oit* mit *-oient,* wie sie sich zeigt in *doie* : *manroient* 14050, *Mout haus murs de gres i avoit, Qui a la mer se combatoient, S'estoient sur roche fondé* 17158, *un grant huis ... Cui grans polies soustenoient, Qui le montoit et avaloit* ('wenn man sie aufzog oder niederliefs') 17178, *Li mers si tourmentee estoit Que par deseur les murs voloient Les ondes* 17244, *se tans venoit, Hardïement ferir iroient* 18674. Es wird eben auch sonst das tonlose *-ent* der Endung einem einfachen dumpfen *e* gleichgesetzt: *Mais pené sont que ens n'embachent, Si ont aprochié Danemarche* 8214; *Apriès refurent qui siervirent Et qui les mes partout aportent. A tant sont venu a la porte* 15542. In 1173 und 1174 werden beide Reimwörter die Endung *-oient* oder *-ont* bekommen müssen, *venus* sein *s* verlieren.

S. 563 war zu erwähnen, dafs *r* am Wortende nach Vokal den Reim nicht stört: *entrer* : *volenté* 13664, *reposé* : *ajorner* 18116, *ajorner* : *sonné* 18120 (denn mit dem *ajorné* der Handschrift ist doch wohl der Infinitiv gemeint). Zu den S. 564 beigebrachten Beispielen von Vernachlässigung d. h. Verstummen des auslautenden *t* gehören

auch *vo tort fait* : *mousterai* 4162, *tramis* : *fist* 15304, *remés* (= *remest*, s. S. 653) : *couronnés* 20692.

In grofser Zahl begegnen auch Beweise von Verstummen des *s* am Wortende: *nommee* : *ouvrees* 1176, *couronnees* verlangt die Grammatik 1686, während das Reimwort *amené* lauten darf; *assés* : *de si grant biauté* (was nicht geändert zu werden braucht) 2468, *pour sa biauté* : *s'i est ... esconsés* 8766, *sus* : *secouru* 10144, *desconseilliés* : *tiesmongnié* 10600, *atournés* : *osté* 11366, *seré* (= *serai*) : *vielés* 12076, *donné* : *s'en est vantés* 12488, *menés* : *osté* 12774, *portés* : *plenté* 18080, *tout vo vivant* : *ert nommés recreans* 18172, an welchen Stellen die Handschrift fast durchweg durch gleichmäfsiges Setzen oder Tilgen des *s* über den wirklichen Sachverhalt täuscht.

Bei dem weitgehenden Verstummen des End-*s* kann es nicht überraschen, dafs die Elision eines tonlosen *e* der letzten Silbe auch durch ein nachfolgendes *s* nicht gehindert wird, wofern das folgende Wort vokalisch anlautet: *A tant li sires en est tournés* 1223, *Qu'il est de jouster sires et mestres* 1803, *Oedes ses freres alés estoit* 2677, *Et ore en est sires uns miens frere* (: *ma mere*) 2982, ähnlich 9396, *U les joustes* [*as*] *signours estoient* 11153, ähnlich 12634, *Li quens voz peres ert tant prisiés* 15646, *L'abbé et les letres escouterent* 16826. Da in einigen Fällen ein von der Grammatik durchaus gefordertes *s* im Spiele ist, wird man auch für *sires, freres, peres* nicht die älteren Formen des Nominativ sing. als die von dem Dichter angewandten ansehen wollen.

Unter den S. 565 erwähnten Fällen von Metathese verdiente wohl auch das mehrfach im Sinne von 'sehr' begegnende *drument* eine Stelle, das schwerlich zu *dru* gehört, eher für *durment*, sonst *durement*, stehen dürfte. *durment* findet man auch Eust. M. 1347, 1481, Beauman. (Beugnot) 1, 3 im gleichen Sinne. Die Form *drument* mit gleicher Bedeutung bietet GMuis. I 148, 181, 376, II 105.

Weniger leicht wird man an den Schwund eines tonlosen *e* im Futurum von *justichier* glauben, das nach 20101 *justichra* sollte lauten können; das eher aussprechbare *justichera* dort einzuführen wird möglich, wenn man *crestiiens* der nämlichen Zeile mit zweisilbigem *crestiens* vertauscht, das auch altfranzösisch schon ziemlich früh begegnet.

Den Bemerkungen, mit denen der Herausgeber einzelne Stellen seines Textes begleitet, kann ich nicht immer beistimmen. 28. *endroit de bien* heifst 'in Bezug auf Gutes' d. h. 'in guten Dingen', 'in allem, was recht war'. — 47. Die vorgeschlagene Änderung ist weder nötig, noch grammatisch möglich. — 227. Zu einer Umstellung ist kein Anlafs. — 261. *ouverrai* ist das Futurum von *ouvrer*. 'Fremde Gedanken werde ich nicht ins Werk setzen', sondern bei den meinen beharren, die mich in Haft gebracht haben. — 306. 'Es müfste schwer erschwinglich sein, wenn ihr von dem Gewünschten nicht wenigstens

etwas bekämet'. — 569. *fiancier* ohne weiteres im Sinne von 'sich ergeben' ist nicht selten: *Si que par forche fiancha,* JCond. I 22, 716; *Chil qui a lui fianchié orent,* eb. I 37, 1231; *Sire, quant en un tournoy Prendés chevalier Pour lui faire fiancier,* Ad. de la Halle in Rom. VI 591, 43. Es bedarf also keiner Änderung. — 888. Die vorgeschlagene Deutung ist unmöglich. Für *n'i* wird *nos* zu setzen sein. — 1110. Auch hier thut keine Änderung not; ein Komma nach *refusee* genügt. — 1875. Unmögliche Deutung. — 2675. Die vorgeschlagene Deutung ist grammatisch unzulässig. Nach dem Verse ist einfach ein Punkt zu setzen. — 3198. Warum neben dem Präsens in 3196 hier ein Präteritum zu erwarten sein sollte, ist nicht zu erkennen. — 4176. Es fehlt nichts. Der Kämpe, dem etwa ein anderer vorgezogen werden könnte, ist der Redende (Joufroi) selbst; vgl. 4219. — 4494. Auch hier hat man mit einem nachlässigen Reime zu thun, den die Schreibung beschönigt, *mer* : *assanlés.* — 4629. *Verone* darf ohne weiteres im Sinne eines Dativs genommen werden. — 5499. *toille* ist das heutige *toile*; der Ausdruck *curer* ('bleichen') *toile* in bildlichem Sinne begegnet nicht ganz selten: *Trop empris fort toile a curer,* VdlMort 110, 7; *Trop longue toile et bat et cure,* Méon II 45, 1392. — 5544. 'Dafs ich selbstviert ihn nicht aufwiegen würde'. — 7414. *recovrer* heifst auch 'wiederherstellen': *Il* (das Pferd) *seroit bien tost recouvrez, S'il ne fesoit œuvre grevaine,* Barb. u. M. III 200, 102; *recovrast arriere Les puis en tel establement Com il furent premierement,* Perc. 136; nach *dist* natürlich Komma. — 8559. *enromancié* heifst 'redegewandt', wie man bei Godefroy sehen kann, der die Stelle richtig aufgefafst hat. — 10490. *par vous* 'nach eurem Willen' ist durchaus angemessen. — 10585. Die Lesart der Handschrift ist mit Recht geändert. — 11145. *une fieste marcheans* kann nicht heifsen 'ein Fest von Kaufleuten'; in diesem Sinne hätte man sagen müssen *f. a marcheans.* Der von Diez III 140 besprochene Gebrauch hat seine Grenzen, die auch bei Meyer-Lübke § 37 und 42 noch nicht gezogen sind. Hier ist *marcheans* Nominativ des Singulars: 'es sah aus, als ob der Rofshändler auf einem Markte gewesen wäre, wo Pferde billig waren'. — 16242. In den Worten zwei Fragesätze zu sehen, hindert nichts. — 16665 f. sind Reminiscenz aus Ch. lyon 2353. — 17300 verlangte eine Anmerkung. Dafs *ille* sehr oft männlich ist, weifs man; aber *Que l'ille fu toz* (= *tost*) *toute vuis* ist damit nicht erklärt, und von einem Femininum *vuis* kenne ich keine Beispiele. — Eine Anmerkung verdiente auch 18432, wo von dem heidnischen Brauche die Rede ist, durch Pochen mit dem Finger an die Zähne die Wahrheit eigener Aussage zu beteuern, einem Brauche, bezüglich dessen ich hier nur auf Jahrb. f. rom. u. engl. Litt. XV 256 verweisen will. — 19704. 'Es gab keinen so grofsen, mächtigen Bösewicht, dem er (der gerechte Landesherr) nicht wegen des von ihm begangenen Unrechtes heifs gemacht, d. h. den er nicht

darum zur Rechenschaft gezogen, dafür bestraft hätte.' — Anderes von dem Herausgeber in den Anmerkungen Gesagte glaube ich durch die oben gegebenen Berichtigungen zum Texte erledigt zu haben.

Ebenda ist einiges auch vorweggenommen, was an den Angaben des im ganzen mit löblichem Fleifse ausgearbeiteten Wörterverzeichnisses richtig zu stellen ist. Hier bemerke ich noch folgendes: *soi afronter* kann 12040 nicht heifsen 'sich schämen'; der Zusammenhang weist eher auf das Gegenteil 'die Schüchternheit von sich thun'. — *soi apoiier* ist 4041 'sich nähern'. — Unter *assëir* durften *asseyer* 18555 und *aseia* 16517 nicht gestellt werden; dort handelt es sich um das heutige *essayer,* hier um *assiéger,* aber mit der Bedeutung 'setzen' (wie 20744). — *atisant* 12271 in passivem Sinne zu nehmen, ist kein Grund vorhanden. — *besoing* 9726 heifst 'Arbeit', 'Beschäftigung'. — *brisier* 16885 als Form von *berser* anzusehen, ist mehr als gewagt. — *brandir* 7177 heifst, was es noch heute in der Sprache der Zimmerleute heifst, 'zunageln, pflöcken'. — *cache* 13176 ist = *chace.* — Unter *chevauchier* durfte 19864 nicht unerwähnt bleiben. — *combrer* und *cromber* 6209 sind nicht das nämliche Wort; letzteres ist 'krümmen'. — *descrunquier* begegnet anderwärts in der Form *descruchier,* die Godefroy im Supplement unter *descrochier* belegt; ich führe meinerseits an: *Voient le dragon trebuchier Et l'aigle doré descruchier,* GGui. I 6901 (S. 303); *S'en voit on aucuns descrukier, De si haut en bas trebukier,* GMuis. I 102. — *dessëurer* 21200 ist nicht 'des Verstandes berauben', sondern 'in Unsicherheit versetzen'. — *emblavé* 20639 heifst 'in Anspruch genommen, beschäftigt'. — *enfrumé* kann an sich eine Nebenform von *enfremé* sein, ist es aber 909 sicher nicht, wo es ein ganz anderes Wort, nächstverwandt mit *enfrun, enfrume* ist. — *engraver* 3883 durfte nicht übergangen werden. — *enterver* heifst wohl 'fragen', aber an den zwei Stellen, wo im Sone das Wort begegnet, ist mit dieser Bedeutung nicht auszukommen; hier scheint es im Gegenteil 'darlegen, angeben' zu bedeuten. — *escouler* 20642 heifst 'dahin schwinden', wie oft. — Zu *fort* 'Kapital' 44 (und 12861) ziemt ein Fragezeichen. — Unter *grever* war auch die Stelle 7030 zu berücksichtigen; unter *lever* die Redensart *lever le pié* 11439. — *mendïeur* 827 kann keinesfalls 'Lügner' sein; Godefroys Deutung ist die einzig mögliche. — *parmi tant* 6280 heifst nicht 'alsdann', sondern wie *parmi ce* 'unter dieser Bedingung, in dieser Weise'. — Für *part* ist *parc* 10131 in den Text zu setzen. — *pille* 'Pfeil' ist ein Wort, an das ich nicht glaube. *pilles* in 18791 halte ich für den Plural von *pillet, pilet,* einem Worte, das nicht erst nachgewiesen zu werden braucht. — Dafs *puirier* 12662 = *purgier* sei, ist mir etwas zweifelhaft. Hat man es nicht mit dem wohlbekannten *puirier* 'darreichen' zu thun, das durch ein *ὕστερον πρότερον,* wie wir deren so viel finden (s. Ebeling zu Auberee 515), dem

tourser nachgestellt wäre? — Die Zusammenstellung des Paares *raverdier* : *raverdir* mit *plaissier* : *plaissir* ist nicht glücklich; denn *raverdier* ist *raverdiier*, während *plaissier* zweisilbig ist, und *plaissir* giebt es meines Erachtens überhaupt nicht. — Die unter *saver* aufgeführte vorgebliche 2. Person des Plurals *saveies*, die weder Versmafs noch Reim zulassen, ist unbedenklich zu *sauvés* zu bessern. — *tabler* 3261 reflexiv 'sich zu Tische setzen' war der Aufnahme wert. — Mit Bezug auf die 'Berichtigungen' der letzten Seiten bleibt noch zu bemerken, dafs *conchevoir* in der That auch 'zeugen' heifst, wie Godefroy behauptet; so sagt GCoins.: *li sainz esperites En vos sainz flans le roy conçut Qui mort en croiz por nous reçut,* 55, 1163; *bien puet prendre samblanee d'omme et conchevoir en feme,* Merlin I 3; s. übrigens Godefroys Supplement. — Dafs *glave* niemals 'Schwert' heifse, ist eine zu weit gehende Behauptung. Keinem Zweifel lassen die vielen Stellen Raum, wo *gladius* damit übersetzt wird wie Oxf. Ps. 58, 8 oder *par glaives ensanglantez* (*gladiis cruentis*), Leg. Gir. 119; *En main de glaive irunt* (nach Psalm 62, 10 *in manus gladii*), Ph. Thaon Best. 1809; *vostre enemi cheiront de glaive mortau davant vos* (*vestro gladio*), Serm. poit. 180; unzweideutig sind auch *Le chief o un glaive tranchier,* Wace, Marie 60; *le juge ne porte pas le glaive sans cause,* Ménag. I 215.

Berlin. Adolf Tobler.

Ein bisher unbekannter Druck des 5. Buches von Rabelais aus dem Jahre 1549.

Rabelais' merkwürdiger Roman besteht bekanntlich aus fünf Büchern, von denen die ersten vier noch zu seinen Lebzeiten veröffentlicht wurden, während das fünfte erst geraume Zeit nach seinem Tode erschien, infolgedessen seine Echtheit nicht allgemein anerkannt wird. Als älteste überlieferte Texte dieses Buches gelten ein Druck vom Jahre 1564 (ein solcher vom Jahre 1562 enthält nur die ersten sechzehn Kapitel davon) und eine auf der Bibliothèque Nationale befindliche Handschrift (herausgegeben von Montaiglon und Lacour). Nun machte mich Herr Antiquar Ludwig Rosenthal (München, Hildegardstrafse 16) auf ein in seinem Besitze befindliches Büchlein aufmerksam, das folgenden Titel trägt:

LE CINQVIESME. | LIVRE | DES FAICTZ ET | dictz du noble Pan tagruel. | Auquelz font comprins, | les grans Abus, & d'efordõnée | vie de, Plufieurs Ef- tatz, de ce mõ de. | Compofez par M. Francoys | Rabelays D'octeur en Medeci- ne & Abstracteur de quĩte Effen ce. | ℭ Imprime en Lan Mil cinq | cens Quarante neuf.

Wir haben also — dem Titel nach zu schliefsen — einen Druck vor uns, der noch zu Rabelais' Lebzeiten und unter seinem eigenen

Namen erschien. Das Büchlein verdient daher, dafs wir uns eingehender damit beschäftigen, um so mehr, da es, soweit ich feststellen konnte, bislang in litterarischen und bibliographischen Kreisen unbekannt gewesen ist; auch Brunet (Recherches etc. S. 104 ff.) kennt es nicht.

Es ist in 16⁰, hat französischen Original-Ledereinband mit Goldpressung, zählt 64 Blätter und trägt auf der Innenseite des Deckels folgende handschriftliche Notiz:

15 † 49
R O F
C. Mellinger
Emptus Lutetiae Parisior.

Um eine Übersicht über den Inhalt des Druckes zu gewähren, sollen im folgenden die Überschriften der einzelnen Kapitel nebst den Anfangsworten derselben (mit *init*[*ium*] von mir bezeichnet) gegeben werden.

Prologue du cinquies-|me Liure de Pan-|gruel. |

[*Init.*] Considerat les gras' abus qu'ō | faict communement au mon|de

Comment Pantagruel alegue dont no blesse, est premierement procedée, & de la | prudence & vertu qu'elle doit vser | enuers ong chascuns Cha pitre premier.

[*Init.*] J'AY aduisay de vous informer dont est | venue noblesse. Vo⁹ scauez que to'

Comment Pantagruel parle | de la dissolution des | gens de l'Egli-|se. | Chapitre II.

[*Init.*] EN ce present Chapitre parle | de quatre regnars en habitz de | Pastoureaulx,

Comment Pantagruel: parle | de c'eulx qui ont belle Ly-|brarie: & ne estudiēt | poinct. Chapitre III.

[*Init.*] POUR lintroduction de la matie|re

Chapitre IV ??

Comment Pantagruel parle de | Justice & comment elle | doit estre noutrice | de droit. | Chapitre V.

[*Init.*] Madame Justice qui vous nom|mez nourrice de droit

Comment Pantagruel Raconte de ceulx | qui blasme lescripture & de ceulx | q̄ pechet soubz ombre de la | misericorde de | Dieu. Chapitre VI.

[*Init.*] ICY apres est, one Satyre | contre les folz qui contem|nent les escriptures

Comment Pantagruel Racompte | de ceulx qui veullent seruir a | Dieu & au dyable & des | faulx garulateurs. Chapitre VII.

[*Init.*] AV present Chapitre parle | des | folz

Comment Pantagruel Racomp te de ceulx qui veullent corri- ger les autres, & eux mes mes pechent. Chapitre VIII.

[*Init.*] EN ce present Chapitre parle | Pantagruel principalemēt cō tre les folz maistres Docteur | & predicateurs.

Comment Pantagruel Racomp- te de ceulx' qui p̄nnent a credit | & n'ont vouloir de payer. | Et aussi des vsuriers | qui vendent le temps. | Chapitre IX.

[*Init.*] De prendre a credict. | SENSUYT ong aultre cha- pitre auquelz sont appellez |

Comment Pantagruel Racomp- te de ceulx qui parlent cōtre Dieu follemēt. Et de ceulx | qui se chargent de plu sieurs benefices. | Cha- pitre X.

[*Init.*] LA Satyre ensuyuante est faic te

Comment Pantagruel Racomp- te de ceulx qui veullent garder Fēmes mauluaises de mal | faire. Chapitre XI.

[*Init.*] AULTRES Chap. des Folz |

Comment Pantagruel Racomp- te des Folz qui espousent fem me pour ses Richesses & | les accōparent a celluy | qui quiert gresses au cul d'ong | Asne. Chapitre XII.

[*Init.*] ENSUYT vne Satyre assez | prouuable par exemples diuer ses.

Comment Pantagruel Racomp- te des folz de ce mode qui disēt auoir puissance, & veullent | estre reputez sages. | Chapitre XIII.

[*Init.*] PAR le Chapitre ensuyuant | sont redarguez les folz qui ꝑ | la puissance de leur grant a- uoir & richesse veulent estre | reputez saiges

Comment Pantagruel parle des | Espoir de court & de la mise- ricorde des courti sans. Chapitre XII (*sic!*)

[*Init.*] DE toy confier en la court des Princes |

De soy mesme la plaisance | Chapitre XIII (*sic!*).

[*Init.*] PAr le chapitre ensuyuant sont reprins | les folz: qui confient en leur propre sa pience:

Comment Pantagruel parle: Des ypo- crisis en general des ypo- crisies en particu- lier de c'eulx qui font fondacions es Eglises | du biē d'autruy des moyens, des ma dians des femmes des gouuer neurs des princes: de dis simulations & a- mour faic- te. Chapitre XIIII (*sic!*).

[*Init.*] APres la grant meditation du | chapitre.

Comment Pantagruel parle | de L'ypocrisie des moynes. | Chapitre XV (*sic!*).

[*Init.*] DEmandez a vng moyne de sainct Be- noist

Am Schlusse: Fin du cinquiesme | Liure de Panta- gruel. |

Innerhalb der einzelnen Kapitel finden sich noch folgende Überschriften. Im Kapitel I: Du fol gouuernement des nobles; De l'usurpation de noblesse; De la Ruyne de vraye | noblesse. Kap. II: De la dissolution des | cardinaulx & Eues que; En quoi les bies de l'Eglise | sont auiourdh'uy em- ployez. Kap. V: Des iuges negligens qui ne font | briefue ex pedition; Des Aduocatz; de hac restitutione argu. est in l. non est ignotum. C. de ad. tu.; De conquestes des maul uais advocatz; De Procureurs; Des conditions du bon | Procureur; Des Notaires & | greffiers; Des Sergeans. Kap. VII: De trop parler. Kap. VIII: De concion de Sa- pience. Kap. XII: Comment Pantagruel Racom- te de la malice Cautelle, & | deception des Fem- mes. Kap. XIII: De la cure de Astro- logie; De ceulx qui veulent de scripre & s'enquerir de tou tes regions; Comment Pantagruel Racomp- te de ceulx qui en Jugemet pens ent aueugler les Juges par | hault crier; Comment Pantagruel Racomp- te de ceulx qui sont abbomina ble en parolle, & les compa re au Dieux des Pour ceaulx; Comment Pantagruel Racop te & repret deux manieres des gẽs | ces tass auoir gendarmes, | & Aduocatz. Comment Pantagruel Racomp- te des Peres & Meres qui don- nent tant a leurs Enfãs qui | apres les font mou rir de fain; Comment Pantagruel Racomp- te des d'Espenciers & Bouteil- ler des bonnes maisons; Desqu'eulx d'Espanciers | & gardeurs de Celier en mai son. Kap. XII (*sic*): De la ruyne des biens fortunez. Kap. XIIII (*sic*): Des vsuriers pillars qui font | du bien es Eglises de ce | qu'ilz ont mal | acquis. Kap. XV (*sic*): De L'ypocrisie des mendians.

Das IV. Kapitel würde also fehlen, wenn man nicht annehmen will, es sei irrtümlicherweise das darauf folgende Kapitel mit V anstatt mit der fortlaufenden Nummer (IV) bezeichnet worden. Da die einzelnen Kapitel unter sich in keinem inneren Zusammenhange stehen, ist die Möglichkeit des Ausfalls bezw. einer Verwechselung nicht ausgeschlossen. Ebenso wurde nach Kap. XIII mit Nr. XII ff. fälschlich weitergefahren. Das Büchlein hat im ganzen 16, die beiden ältesten Drucke hingegen 47, bezw. 48 Kapitel.

Aber nicht nur dem Umfange, sondern auch dem Inhalte nach steht unser Text von den beiden anderen Texten ganz verschieden da. Wie aus obiger Inhaltsangabe ersichtlich, ist darin von einer Reise in angebliche Länder (Isle sonnante u. ä.) keine Rede — daher auch der weit geringere Umfang; der Verfasser beschäftigt sich lediglich mit den bei Geistlichen, Richtern u. s. w. eingerissenen Mifsbräuchen, moralische Betrachtungen und Lehren daran knüpfend.

Da nun der Druck vom Jahre 1549 von den beiden anderen Texten, die ja — von Varianten abgesehen — im wesentlichen unter sich übereinstimmen, gänzlich abweicht, so entsteht die Frage: Welche von den beiden Gruppen bietet die richtige, von Rabelais selbst herrührende Fassung des 5. Buches?

Zu Gunsten des Druckes vom Jahre 1549 spricht die Thatsache, dafs die Echtheit des 5. Buches, so wie es uns bis jetzt vorlag, von den namhaftesten Rabelais-Kennern angefochten wurde, ferner der Umstand, dafs ersterer noch zu Rabelais' Lebzeiten erschien: es ist doch kaum anzunehmen, dafs, während der weitberühmte Autor der ersten vier Bücher noch lebte, ein anderer es gewagt haben sollte, unter seinem (i. e. Rabelais') Namen ein 5. Buch als Fortsetzung und Abschlufs der vorausgegangenen vier Bücher zu veröffentlichen. Es ist demnach in hohem Grade wahrscheinlich, dafs der Druck vom Jahre 1549 allein den echten Text des 5. Buches von Rabelais bietet.

Um eine endgültige Entscheidung herbeizuführen, ist es allerdings unbedingt nötig, den Text auch nach der formalen Seite hin genau zu prüfen und nachzuweisen, dafs er in Bezug auf Sprache und Struktur den Stempel von Rabelais' Geist trägt.

Mögen vorstehende Ausführungen dazu beitragen, die Aufmerksamkeit der Fachkreise und speciell der Rabelais-Forscher auf diesen Druck zu lenken und die sich daran knüpfenden Fragen einer definitiven Lösung entgegenzuführen.

Zum Schlusse sei als Textprobe der erste Absatz des elften Kapitels mitgeteilt.

Comment Pantagruel Racompte de ceulx qui veullent garder Fēmes mauluaises de mal faire.

Chap. XI.

AULTRES Chap. des Folz qui mettent leur estude & fātasie a garder les Fēmes mauuaises de mal faire. Et se adresse principallemēt aux hōmes mariez qui sont ialoux de leurs Femmes, & dit que cest follye a eulx de l'Estre. Car se la femme est bonne de soy & le mary est ialoux d'elle il luy peult dōner occasiō d'estre mauluaise. Et se mauuaise est il pert sa peine de la cuyder garder. Et pourtant compare Pantagruel a iceulx folz ialoux a celuy qui veult garder les puces au soleil quelles ne volent. Et a celluy qui a force d'eau veult lauer vnes latrines & vieilz retraitz qu'ilz ne puent, et celluy aussi qui por se leau en vn puissant & redundant Dont met le Chapitre. Celuy folz garde les puce soubz le soleil chault & ardant. Et d'vng fleuue porte leau en vn puys redondant qui porte la cure soucy & garde de sa femme, & crainct de la bonte de elle, Que si garde n'est de soy mesme & ayme son honneur la custode en est folle & veine & pert le fol garder sa peyne . ainsi que approuue

les cripture prise a ce propos que dit Sc lesperit de ialousie a concite l'hōme contre la femme qui n'est en rien polue ou s'il est appete vers elle par faulse suspitiō laisse a Dieu le iugement de ce faict. Car celluy laue vne latrine & viel retrait qui garde vne femme, & est plus facille garder les puces de voller soubz le Soleil ardant que vne femme contre sa voulente, enferme la deffes la baille luy forte serruse & garde pour la garder. Mais qui est ce qui gardera iceulx garde car la femme est subtile & caute, & se elle veult faire aulcune finesse tout son commencement sera de ceulx qui lauront a garder.

München. Dr. Buchner.

Quellengeschichtliches zu Aimeri de Narbonne.[1]

Das altfranzösische Epos Aimeri de Narbonne zerfällt deutlich in zwei Handlungen: 1) Die Eroberung Narbonnes durch Aimeri, 2) Die Brautfahrt Aimeris nach Pavia.

I. Die Eroberung Narbonnes.

Die Hauptereignisse dieser Handlung sind die folgenden: Karl der Grofse erobert Narbonne gelegentlich seiner Heimkehr aus Spanien, setzt Aimeri zum Herrscher dieser Stadt ein und kehrt nach Frankreich zurück (Laisse 1—39). Hier wird diese Handlung durch Aimeris Brautfahrt unterbrochen und beginnt erst wieder in Laisse 96, in der wir nach Orange versetzt werden. Desramé und Baufumé, die früheren Könige von Narbonne, brechen von Orange nach Babylon auf, um den Emir zu Hilfe zu holen. Dieser zieht nach Narbonne, wird von Aimeri besiegt und in die Flucht geschlagen (Laisse 96—105).

Dies würde die Gestaltung des Epos sein, wenn wir die Brautfahrtsage ausscheiden. Wir können dies deshalb thun, weil ja die Brautfahrt Aimeris keine inneren Beziehungen zu dem Sarazenenüberfall hat, es sei denn, dafs die Ungläubigen gerade jetzt den Angriff versuchen, da Aimeri einmal zufällig nicht in Narbonne ist. Dagegen würde sich der Sarazenenüberfall sehr gut aus der Eroberung Narbonnes durch Karl motivieren: Es ist ja in den altfranzösischen Epen ein immer wiederkehrender Verlauf der Dinge, dafs eine Stadt von den Christen, bezüglich Sarazenen, erobert wird; die besiegte Partei holt Hilfe; es kommt von neuem zum Kampfe, der für die Christen zumeist den gewünschten Erfolg hat, wogegen die Expeditionen der Sarazenen in ihren Konsequenzen natürlich stets scheitern. Man vergleiche hierzu, dafs z. B. die *Prise d'Orange* weiter nichts als ein derartiges Hin- und Hererobern Oranges ist, dafs auch die *chan-*

[1] Die angeführten Verse sind nach Demaison, Aimeri de Narbonne (Paris, Firmin Didot, 1887), citiert.

son d'Aliscans nichts als zwei grofse Rachezüge der beiden Feinde, Christen und Sarazenen, darstellt. Ebenso ist im Aimeri-Epos der Sarazenenüberfall als einfacher Rachezug zu beurteilen, der auf jeden Fall unternommen werden mufste, mochte nun Aimeri in Narbonne sein oder nicht. Ich meine also, dafs wir, wenn wir Brautfahrt und Eroberung Narbonnes trennen, den Überfall unbedingt als notwendige Folge der Eroberung zu dieser zu ziehen haben und nicht als unmotiviertes Beiwerk zur Brautfahrt stellen dürfen.

In der uns vorliegenden Fassung des Aimeri-Epos machen die beiden sarazenischen Boten erst in Orange längere Station, bis sie nach Babylon aufbrechen. Die alte Erzählung von der Eroberung Narbonnes, wie sie dem Dichter Bertran[1] vorgelegen haben mag, hat wohl von diesem Aufenthalte in Orange nichts gewufst. Agolant, einer der sarazenischen Könige von Narbonne, sagt nämlich in der Ratsversammlung, während Karl vor den Mauern der Stadt lagert, folgendes:

«Seignor,» dist il, «entendez mon avis:
«Nos somes .iiii. tuit frere de grant pris,
«Se vos volez croire le mien avis,
«En Babiloine seront li dui tramis
«A l'amirant qui tant est posteis.
«Secorra nos, de ce soiez toz fis,
«Et li dui autre remendront ci tandis,
«Si garderont ce palès seignoriz.»
Dient li autre: «Ja n'en seroiz desdiz.
«Nos en ferons tot a vostre devis.»
Tot maintenant que lor conseil ont pris
Rois Desramez s'est a la voie mis,
Et Baufumez o lui tot ademis.
Par une croute dont bien furent appris,
S'an sont torné, n'i ont plus terme quis;
Si vont le secors querre. (Vers 986—1001.)

Die beiden Könige sind also direkt nach Babylon entsendet und eilen dorthin so schnell als möglich. Das Epos fährt nun fort:

Vont s'en li mès, n'i sont plus demorant;
Par desoz terre s'en sont torné errant;
Si ont erré par nuit et par jor tant,
De la croute issent lez Orenge la grant,
Qui estoit lor, et Nimes par devant. (V. 1002—1006.)

Hier ist nur gesagt, dafs die beiden Boten in der Gegend von Orange und Nimes den Gang verlassen, nicht dafs sie in einer dieser Städte Halt machen. Es wäre denkbar, dafs sie hier die Kunde von Narbonnes Sturz erhalten, und dafs sie nun ihre Reise für zwecklos erachten; aber einmal sagt uns das Epos davon nichts, und sodann wäre dies recht wenig sarazenisch gedacht; vielmehr hätten die Könige

[1] Demaison, Aimeri de Narbonne, Bd. I, S. I u. LXXVIII.

gerade dann ihre Reise beschleunigen müssen, um möglichst schnell Rache an den Christen zu nehmen. Wir müssen also annehmen, dafs die beiden Könige auf eiliger Fahrt nach Babylon sind; da treffen wir sie zu unserer gröfsten Verwunderung in Laisse 96 in Seelenruhe in Orange:

En Orenge orent puis pris herbergerie. (V. 3475.)

Diesen Aufenthalt der Könige in Orange halte ich für eine Zuthat des Kompilators: Bertran hatte bei der Abfassung seines Gedichtes zwei Erzählungen als Vorlage, die er in echt dichterischer Weise so gruppiert hat, dafs er die Brautfahrtsage in die Sage von der Eroberung Narbonnes hineinschiebt. Nun ist die Geographie in den alten Epen, wie bekannt, eine recht unvollkommene. Derartig mangelhafte erdkundliche Vorstellungen hat natürlich auch Bertran gehabt. Nach seiner Ansicht dauert also eine Fahrt von Narbonne nach Babylon (Cairo) und die Heimfahrt nach Narbonne mit einem grofsen Sarazenenheere nicht länger, ja vielleicht nicht einmal so lange, wie der Zug der Barone nach Pavia, ihr dortiger Aufenthalt, ihre Heimkehr, die Ausfahrt und Rückkehr Aimeris. Will Bertran nun die Brautfahrt zwischen die Eroberung Narbonnes durch Aimeri und den Rachezug der Sarazenen einschieben, so mufs er dafür genügend Zeit schaffen, mufs verhindern, dafs die Sarazenen zu früh vor Narbonne eintreffen. Er läfst darum die Könige in Orange Station machen, vielleicht darauf geführt durch die oben citierten Verse 1005, 1006. Dafs Bertran hier einen logischen Fehler begeht, ist seinen Hörern natürlich nicht aufgefallen, diese hatten ja während der 2130 Verse der Brautfahrt längst vergessen, dafs Desramé und Baufumé eiligst nach Babylon entsendet waren, zumal er eben hier das beliebte Motiv einführt, dafs die Sarazenen nur warten, bis eine christliche Stadt unbewacht ist, um dann regelmäfsig über sie herzufallen. Damit nun, dafs der alten Erzählung von Narbonnes Eroberung der Aufenthalt in Orange fremd ist, er also eine Erfindung Bertrans ist, haben wir auch bewiesen, dafs die Erzählung von Narbonnes Eroberung und die von Aimeris Brautfahrt ursprünglich nichts miteinander zu thun haben; denn erst durch die Einfügung der Brautfahrt wurde der Aufenthalt Desramés in Orange möglich und nötig und umgekehrt.

Wie steht es aber nun damit, dafs Hermengart von Aimeri zu Girart nach Viane gesandt wird; setzt das nicht unbedingt voraus, dafs die Brautfahrt und Aimeris Rückkehr mit Hermengart dem Sarazenenüberfalle vorausgeht? Anders: Stellen sich von diesem Gesichtspunkte aus Brautfahrt und Sarazenenüberfall nicht als etwas innerlich Verknüpftes dar? Allerdings, auf den ersten Blick. Aber wer verbürgt uns, dafs diese Mission Hermengarts an Girart nicht ein Notbehelf Bertrans ist, um Hermengart von dem Schlachtfelde zu entfernen. Die Sage kann hier sehr wohl ursprünglich so gelautet

haben: Aimeri erhält Kunde von dem herannahenden Sarazenenheere; sofort macht er sich unter Zurücklassung einer Besatzung von Narbonne aus auf den Weg zu Girart und eilt, als er Girarts Zusicherung hat, sofort wieder nach Narbonne, wo dann die Handlung in bekannter Weise fortgeht, um mit der Flucht der Sarazenen zu enden.

II. Die Brautfahrtsage.

Wir kommen zu der zweiten Handlung, der Brautfahrtsage. Hier mufs uns bei genauer Betrachtung auffallen, dafs Aimeri eigentlich zweimal um Hermengart anhält. Erstens in Laisse 69; hier redet Hugues de Bargelone zu Boniface folgendermafsen:

> «Icil frans cuens que ge ci vos devis,
> «Par nos vos mende, biaux sire rois gentis,
> «Que li dongniez vostre suer au cler vis,
> «C'est Hermenjart au gent cors seignoris.» (V. 2354—2357.)

Und dann läfst Aimeri in Laisse 95 durch Milon noch einen Antrag machen. Milon spricht zu Boniface:

> «De par le conte, s'il vos plest, vos requier
> «Que li dongniez Hermenjart al vis fier.» (V. 2367—2368.)

Wir haben es hier wahrscheinlich mit zwei verschiedenen Versionen einer altfranzösischen Brautfahrtsage zu thun. Die eine Fassung der Sage wird so gelautet haben: Aimeri, von Hugues auf Hermengart aufmerksam gemacht, sendet 60 Boten nach Pavia, die unterwegs von Savari angegriffen werden, in Pavia in bekannter Weise um Hermengart werben und mit ihr nach Narbonne zurückkehren. Zehn an Aimeri vorausgesandte Boten werden von Savari überfallen, nur Hugues entkommt nach Narbonne. Aimeri zieht seiner Braut entgegen, befreit seine Ritter und kehrt mit Hermengart nach Narbonne zurück, wo die Hochzeit stattfindet. Die andere Fassung wird mit Aimeris Zuge nach Pavia eingesetzt haben. Er wird als regierender Graf natürlich im Königspalaste empfangen. Hermengart und Aimeri im Liebesgespräch. Aimeri läfst durch Milon bei Boniface um Hermengart anhalten. Er erhält Hermengart zur Gemahlin und kehrt mit ihr nach Narbonne zurück, wo die Hochzeit vor der Stadt gefeiert wird.

Diese beiden Versionen — es giebt übrigens noch eine dritte abweichende Fassung, die in dem Prosaroman des hl. Wilhelm (Ms. fr. 1497 und 796 Bibl. Nat. Paris), entstammend dem 15. Jahrhundert, erhalten ist, unserem Dichter aber fremd war — sind von Bertran zusammengeschweifst worden. Dafs derartige Kontaminationen vorkommen, ist sicher; so hat z. B. der Verfasser des eben erwähnten Prosaromans zwei alte Epen (*li Nerbonois* und *les enfances Guillaume*), beide die Jugend des hl. Wilhelm in etwas unterschiedlicher Form behandelnd, kontaminiert. Solche Kontaminationen werden von Dich-

tern vorgenommen, wenn sie zwei Versionen einer Sage zu verarbeiten haben, die ihnen aber nicht mehr als Versionen ebenderselben Sage, sondern als zwei verschiedene Sagen erscheinen. Dafs hierbei die beiden Fassungen zweckentsprechend umgestaltet werden müssen, ist klar. Unserem Dichter ist die Kontamination sehr gut gelungen; nur besagter doppelter Antrag führt uns darauf, dafs hier zwei verschiedene Fassungen zusammengeworfen sind. Wie die erste Version abgeschlossen hat, können wir natürlich nur vermuten. Wenn wir uns nach dem Schlusse zeitgenössischer, ähnlicher Brautfahrtsagen umsehen, so erfahren wir, dafs im *Tristan* z. B. Tristan als Bote Markes nach Irland gesandt wird, dann aber bei seiner Rückkehr Iseut gleich mit sich zu König Marke führt; ebenso führen im Nibelungenlied Rüdiger und seine Mannen Kriemhilde sogleich dem Etzel zu. Der werbende König blieb also wohl in seinem Lande; nur zog er wohl, vorausgesandten Boten folgend, seiner Braut entgegen. Ähnlich mag auch in unserer Sage Hermengart zugleich mit allen Baronen Pavia verlassen haben und nach Narbonne gezogen sein. Zehn Boten sind darauf vorausgeeilt, um Aimeri die Ankunft seiner Braut zu verkünden. Diese kommen mit Savari in Kampf, und nur Hugues gelangt nach Narbonne. Da nun aber nach der zweiten Fassung Aimeri selbst nach Pavia zieht, so mufste Hermengart in Pavia bleiben, und die zehn Boten mufsten allein nach Pavia zurückkehren, um Aimeri herbeizuholen.

Version I zeichnet sich also von Version II aus 1) durch die Savari-Episode, 2) durch die Episode von den verbrannten Nüssen, 3) dadurch, dafs hier 60 Boten gesandt werden, und dafs Aimeri nicht nach Pavia zieht; in Version II dagegen zieht er selbst nach Pavia und läfst den Antrag durch einen Boten machen. Welche von beiden Versionen die ältere ist, ist schwer zu sagen; wenn nur der ersten Version die Besprechung zwischen Aimeri und seinen Ratgebern zugehört, so möchte diese wohl die ältere sein; hier sagt Hugues zu Aimeri, während er ihm von Hermengart erzählt:

> Par vostre amor la dame me chieri,
> Et ennora hautement et servi,
> Car bien avoit de vos parler oi.» (V. 1378—1380.)

Vielleicht steckt in diesen Versen ein recht alter Zug. Wenn ein Mädchen einen Mann deshalb gut aufnimmt, weil sie dessen Freund hochschätzt, so sieht das einer Liebeserklärung an den Freund verzweifelt ähnlich. Nun ist das liebeheischende Mädchen ein Typus des frühen Mittelalters; es würde demnach Version I ein hohes Alter haben und ein höheres als Version II, wenn dieser der Zug nicht angehört hat.

Fügen wir zum Schlufs noch an, dafs die Erzählung von den verbrannten Nüssen (Version I) nach Demaison (Aimeri I S. 371 ff.)

auf einen alten Schwank zurückgeht, so ergiebt sich, daſs das ganze Aimeri-Epos aus folgenden Teilen zusammengesetzt ist:

I. Einleitung (Laisse 1—3).

II. Eroberung von Narbonne (Laisse 4—39, 96—105).

III. Aimeris Brautfahrt (Laisse 40—95, 106—122), zerfallend in

1) Version I: Savari-Episode, Schwank von den verbrannten Nüssen (Laisse 40—87, 89—93);

2) Version II (Laisse 87—88, 93—95, 100—122).

Wernigerode a. H. Dr. Hans Weiske.

Zu den Leis Willelme.

Dibdin (*Voyage bibl. en France, trad. Crapelet* III) citiert in der Pariser Nationalbibliothek eine Kopie der *Leis* 'nach Ungedrucktem'. Von Herrn Prof. Herm. Suchier freundlich hierauf aufmerksam gemacht, befragte ich den Administrateur général Herrn L. Delisle, der mit gewohnter Güte mitteilte, daſs es sich nur um wenige Anfangszeilen handelt, die der Verfasser der *Hist. ecclés. ... de Coutances*[1] R. Toustain de Billy († 1709) in seine Collectaneen, jetzt Fonds français 4901 fol. 2, aufgenommen hat. Schon aus der Probe Delisles, sicherer jetzt aus der Abschrift (von Herrn Dr. Bonnier, Lecturer zu Liverpool, bereitwillig angefertigt) erhellt, daſs Spelman's Excerpt (*Concilia Britann.* I 623) vorlag. Denn nur Sp[elman] hat wie P[aris] die Fehler *Edoward* für *Edw.* (Pr.), *on* für *en* 1 und *enfraiant* (*en paiant* schlimmbessert P) für *enfraint* 2; und Sp bricht genau am selben Punkt wie P ab. Also nur Ungenauigkeiten, zum Teil unter Einfluſs moderner Orthographie, liegen vor in P's Abweichungen von Sp: *peuple* (*pu.* Sp); *icelles mesmes* (*iceles meis.*) Pr.; *sainct* (*saint*) 1; *celuy* (*-ui*); *sa* (*la*); *requereit* (*-uir.*); *abbaie* (*-eie*); *rauereit* (*ia.* statt *i a.*); *sols*; *sols* (*solz*); *chapelle* (*-ele*) 1, 1; *auueir* (*-it*) 2. — Inzwischen erschien Suchiers Anzeige von Matzkes *Lois de Guill.* im *Litbl. Germ. Philol.* 1901, 119.

[1] Ed. für Soc. de l'hist. de Normandie, Rouen 1874—86.

Berlin. F. Liebermann.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Anton E. Schönbach, Gesammelte Aufsätze zur neueren Litteratur in Deutschland — Österreich — Amerika. Graz, Leuschner & Lubensky, 1900. XVII, 443 S. M. 6.

Schönbach hat sich längst unter den Litterarhistorikern wie unter den Kritikern eine eigenartige Stellung geschaffen. 'Lesen' und 'Bildung' steht seit lange im Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Interessen. Die 'Bildung' als die gemeinschaftliche Basis für das litterarische Hervorbringen und Genießsen bestimmter Epochen hat er in großsen Studien für die geistliche und weltliche Poesie des Mittelalters, für die traditionelle deutsche, die schwankende österreichische und die neu erwachende amerikanische Kultur mit immer neuen Gesichtspunkten untersucht. Diese höchst fruchtbaren Untersuchungen werden auch dem in der neuen Sammlung willkommen sein, der Schönbachs Schlufsfolgerungen im Vorwort fast in jedem Satz widersprechen möchte. In dieser Lage bin ich zum Beispiel. Ich glaube weder, dafs die Heldendichtung 'nur Standespoesie' war (S. VIII), noch dafs unsere Sinne, allen sonstigen evolutionistischen Theorien zum Trotz, keine Verfeinerung in Bezug auf Farben durchgemacht haben (S. X). Ich bin noch immer der Meinung, dafs das Seelenleben der mittelalterlichen Menschen wirklich verhältnismäfsig einfach war, wie es das der spanischen, italienischen oder tirolischen Katholiken noch heute ist (S. X). Ich glaube, dafs die Dichterjugend zu allen Zeiten spintisiert und theoretisiert hat; der junge Wolfram wird das so gut gethan haben wie der junge Goethe und meinetwegen der junge Gerhart Hauptmann (S. XII). Mir scheint auch, dafs Schönbach, der sonst gern die Unveränderlichkeit der eigentlich poetischen Arbeit betont, den Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Übersetzer (S. XIII) viel zu grofs macht. Ich sehe den Unterschied zwischen künstlerischer und unkünstlerischer Formgebung nicht in Vers und Prosa, sondern in notwendiger und zufälliger Form und kann (S. XV) den Reimpaaren der 'Gesamtabenteuer' keinen künstlerischen Vorrang vor der Romanprosa des 19. Jahrhunderts einräumen (S. XVI).

Aber all diese Fragen, in denen sich schliefslich wohl kaum zu überbrückende principielle Unterschiede kundthun, können uns natürlich nicht die Freude an diesen Studien über Schiller und die moderne Bildung (S. 3 f.), Schreyvogel (S. 107; vgl. jetzt Payer v. Thurn im Grillp.-Jb. 10, 96—128), H. Gilm (S. 156 f.) nehmen. Und hier fehlt nirgends ein fruchtbarer Hinweis auf jene Hauptthemata: die Bemerkungen über Schillers Kenntnisse (S. 10), über moderne Bildung (S. 45), über die Prosa in Leitners Berufsschriften (S. 201) oder die 'Liederbücher' Gilms (S. 189) sind charakteristische Spuren von Schönbachs Hauptthätigkeit. Auch methodologische Bemerkungen wie über den Punkt des kritischen Schauens (S. 16), gegen Periodenhetze (S. 163) oder der uns unverständliche Vorstofs gegen den Versuch abschliefsender Gesamtcharakteristik (S. 184) gehören dahin.

Einen besonderen Zug verleiht Schönbachs Arbeiten noch die sorgfältige Herausarbeitung der nationalen Züge, die er gewissermafsen als ethnologische 'Bildung', als allgemeine Grundlage der speciellen Bildung auffafst. Dahin gehören die allgemeinen Hinweise auf Philologie und Geschichte der Nationalität (S. 142) und die besonderen auf Grillparzers Deutschösterreichertum (S. 142), Bauernfelds Typen (S. 167), den Wiener Witz (S. 171), den österreichischen Novellenstil (S. 204), den Dialekt bei Anzengruber (S. 219). Dahin gehört vor allem als ein Versuch im grofsen auch die emsige Durcharbeitung und liebevolle Würdigung der modernen amerikanischen Romandichtung (S. 235 f.) und die strengere von Longfellows dramatischer Dichtung (S. 251). Auch hier sind Bemerkungen von allgemeiner Bedeutung reichlich eingestreut: über Reminiscenzen (S. 258), Beeinflussung der Fabel durch Ein Wort (S. 289), Widersprüche (S. 304 Anm.), Skizzen und Ausführungen (S. 333), Wiederkehr von poetischen Figuren (S. 363), gemischte Charaktere (S. 383), die short story (S. 417) und die moderne Technik (S. 442) findet man manch gutes Wort.

Am wenigsten gelungen scheint mir neben dem unbegreiflichen Preis sogar des Malers Fitger (S. 68) der Aufsatz über Müllenhoff (S. 82 f.), in dem die eigentliche Individualität des streitbarsten unter den grofsen Germanisten fast ganz unter Referaten verloren geht: die Technik der wissenschaftlichen Arbeit, Müllenhoffs gelehrte Bildung und Erziehung (im aktiven und passiven Sinne) interessieren seinen dankbaren Schüler doch noch mehr als die Persönlichkeit. (Unter den Bearbeitern seines Nachlasses hätte S. 99 Pniower nicht vergessen werden dürfen.) Auch das Porträt (S. 95) ermangelt des vollen Lebens. Überhaupt wird man wohl sagen müssen, das das Typische bei Schönbach besser 'herauskommt' als das Individuelle; gelegentlich (wie S. 152) verflattert die Einzelcharakteristik ganz in allgemeine Wendungen. Dagegen glücken sehr fruchtbare Vergleichungen wie von Uhlands und Heyses 'Ludwig dem Baier' (S. 38), Tiecks und Hawthornes romantischem Stil (S. 345).

Im ganzen erhalten wir eine Sammlung, deren eifriges Lesen jedenfalls unsere Bildung vielfältig fördern mufs und die im höchsten Grade geeignet ist, unsere Bewunderung für des Verfassers folgerecht durch-

geführte Bildung und Selbsterziehung (S. VI) zu steigern. Dieser Meister intensiven Lesens darf wirklich den so dankenswerten als notwendigen Ruf eines Lesemeisters deutscher Nation annehmen!

Berlin. Richard M. Meyer.

Albert Nolte, Der Eingang des Parzival. Ein Interpretationsversuch. Marburg, Elwert. 66 S. M. 1,20. Zugleich Marburger Dissertation.

Diese neue Auslegung des Eingangs des Parzival stellt sich als ein auf durchaus selbständiger Forschung beruhender Vermittelungsversuch dar zwischen der Auffassung Lachmanns, der in den Eingangsversen ganz allgemeine moralische Sätze über Treue und Untreue sah, und der der späteren Erklärer, die — seit Kläden — engste Beziehung dieser Einleitung zu dem Inhalte des Parzival und dessen Aufnahme im Publikum herstellen. Ehe ich in die Beurteilung eintrete, mufs ich Noltes Auffassung kurz im Zusammenhange darlegen. Die fleifsige und von tüchtiger philologischer Durchbildung zeugende Arbeit verdient diese eingehende Behandlung. Es handelt sich um Parz. 1, 1—4, 26.

Parz. 1, 1—14: 'Wer im irdischen Leben zwîvel im Herzen trägt, dessen Seele wird in der Hölle dafür büfsen müssen.' Anders steht es mit dem Menschen, in dessen Herzen sich der zwîvel mit einer ihm entgegengesetzten guten Eigenschaft, oder was es sonst sein mag, verbindet' (*unverzaget mannes muot* erscheint nur als allgemeine Umschreibung für Mensch, das *parrieret* setzt sich zusammen aus dem vorhergehenden Begriff, dem zwîvel, und etwas Folgendem, das noch nicht genannt ist). Was das ist, erhellt aus V. 9—14, denn dort wird der *unstæte geselle* dem mit *stæten gedanken* unter Beziehung auf die Farben schwarz und weifs gegenübergestellt; es ist also die *stæte*. Dies sind ganz allgemeine Sätze im Sinne Lachmanns, bei denen der Dichter aber allerdings an Parzival denkt.

1, 15—19: Das eben Gesagte mit dem Elsterngleichnis ist für *tumbe liute* unverständlich.

1, 20—2, 4 sind neue Gleichnisse für den Satz: *zwîvel mac mit stæte niht gesîn.* Sie sind freilich z. T. dunkel und gesucht, aber das will der Dichter gerade; er will in dieser Fülle von Gleichnissen und durch das Verschweigen des Hauptgliedes derselben (nämlich der stæte oder triuwe, die er erst 2, 1 wieder nennt) den *tumben* eine noch härtere Nufs zu knacken geben.

2, 5—16: auch die *wîsen* verstehen die Lehre, nämlich den in V. 1, 1—14 ausgesprochenen Gedanken (Lachmann) nicht und verlangen Erklärung (Unterstützung *stiure*) durch das Gedicht selbst (Sievers). Wer nun die Lehre richtig im Gedicht findet und danach handelt, *an dem hât witze wol getân.*

2, 17—22 geben nunmehr in klarer, nachdrücklicher Umschreibung den in 1, 1—2 ausgesprochenen Grundgedanken für beide, für die tumben

und wîsen. 'Das Ganze (1, 15—2, 22) stellt sich dar als eine Erklärung der Eingangsverse, bezw. der *guoten lêre* des Werkes, für *tumbe* und *wîse*'. Sie ist den Männern gewidmet.

Nun folgt, wie schon bei mir (Das Hohelied vom Rittertum, eine Beleuchtung des Parzival nach Wolframs eigenen Andeutungen p. 25 ff.) ausführlich begründet, der den Frauen gewidmete Teil (2, 23—3, 24), worauf 3, 25—4, 9 beide zusammengefafst werden mit einer ganz allgemeinen Formulierung des Inhalts des Gedichts (2, 28—30), die zwar von 1, 1—14 abweicht, aber diesen Versen doch nicht widerspricht. Im einzelnen findet der Verf. auch in diesen Abschnitten nichts zu erörtern, nur in der Erklärung des Ausdrucks *underbint* 2, 23 stellt er die neue Ansicht auf, dafs es hier gleichbedeutend sei mit unserem Begriff 'Interpolation'. Wolfram meine damit seine Ausführungen von 1, 15—4, 9, die mithin nachträglich, durch die Stellung des Publikums zu seinem Werke hervorgerufen, eingefügt seien. Nolte modificiert damit also die auch schon bisher geltende Ansicht, dafs der Eingang des Parzival nachträglich (vielleicht nach den ersten 6 Büchern) hinzugefügt sei dahin, dafs 1, 1—14 zusammen mit 4, 9—26 die ursprünglich dem Werke von vornherein vorgesetzte Einleitung sei und nachträglich die Interpolation 1, 15—4, 8 erfahren habe. Diese Ansicht sucht er aufserdem dadurch zu stützen, dafs der ursprüngliche Eingang einen Abschnitt von 32 Zeilen bilde, was in den ersten 3 Büchern oft vorkommt, während die Interpolation aus 38 + 32 + 14 Zeilen bestehe, so dafs die letzten 14 (3, 25—4, 8) mit den darauf folgenden 18 (4, 9—26) ebenfalls 32 ergeben; der Abschnitt von 38 aber habe in den ersten Büchern auch einige Parallelen (46, 27 ff., 51, 9 ff., 69, 29 ff.).

Was nun zunächst die Frage der Interpolation betrifft, so hat das von Nolte herausgefundene Zahlenverhältnis der mit grofsen Anfangsbuchstaben gezeichneten Abschnitte allerdings etwas Bestechendes. Besonders dafs 1, 1—14 und 4, 9—26 sich zu 32 Zeilen zusammenschliefsen, ist wohl der Beachtung wert. Und wenn auch Nolte den Mangel an innerem Zusammenhang zwischen den beiden Abschnitten sehr künstlich zu beseitigen versucht, so kann man doch nicht sagen, die Zusammenstellung sei ganz unmöglich. Wir hätten dann einen 32-Zeilenabschnitt, wie sie in den ersten 4 Büchern ganz gewöhnlich, ja vorherrschend sind, können also auch annehmen, dafs dieser Abschnitt im Zusammenhang mit den ersten 4 Büchern gedichtet ist. Aber wenn wir den Text unbefangen betrachten, so erscheint es mir natürlicher und einfacher, mit 4, 9 zu beginnen und 1, 1—14 zu 1, 15 ff. zu ziehen. Die Gründe dafür habe ich Hohel. p. 30 Anm. dargelegt. Für die Sache selbst ist es ziemlich gleichgültig; der Sinn bleibt derselbe. Die Zählung der dazwischen liegenden Verse ist bedeutungslos, und der 38-Zeilenabschnitt beeinträchtigt die Thatsache nicht, dafs die Gesamtzahl der Verse der ersten 4 Bücher ohne die Einleitung nicht durch 30 teilbar ist, dafs sie es aber durch Einbeziehung der ganzen Einleitung wird. Die Verszahl des Nachtrags ist also offenbar durch diesen Gesichtspunkt bestimmt worden, nicht aber durch eine

Beziehung auf die Verszahl der Einzelabschnitte der ersten 4 Bücher. Darin liegt ein neuer Beweis für die nachträgliche Hinzufügung der ganzen oder eines Teiles der Einleitung, weil das 30-Zeilenprincip erst vom 5. Buche an durchgeführt wird. Den Beweis Noltes für die Bedeutung *underbint* = Interpolation, also nachträgliche Einfügung in etwas schon Vorhandenes, halte ich nicht für zwingend. Gerade die von ihm angezogenen Stellen der Minneburg ergeben die Gleichstellung von *underbint* mit *underslac* (P. 534, 4), und das ist ein den Zusammenhang unterbrechender (betrachtender) Abschnitt, der von vornherein gleichzeitig mit dem übrigen gedichtet war; so könnte mithin Wolfram auch die Verse 1, 15—4, 9 sehr wohl *underbint* nennen, auch wenn sie gleichzeitig und im Zusammenhang mit 1, 1—14 gedichtet sind.

Doch nun zu der viel wichtigeren Frage der Auslegung von 1, 1—14. Die Begriffe, auf die es ankommt, sind *zwîvel, parrieren* und *unverzaget mannes muot.* Ihre verschiedene Auffassung bedingt die verschiedenen Erklärungsversuche von Lachmann bis Nolte. Darum hat sich Nolte die Mühe nicht verdriefsen lassen, vor allem den Begriff des *zwîvels* bei Wolfram erschöpfend zu untersuchen, und diese methodisch vortreffliche Untersuchung ist vielleicht der wertvollste Teil seiner Dissertation. Durch sie ist nunmehr zweifellos festgestellt, dafs *zwîvel* im sittlichen Sinne Gegensatz von *stæte* (Beständigkeit) ist, also, wie ich bereits a. a. O. geltend gemacht habe, nicht auf das religiöse Gebiet beschränkt werden darf, wie Kläden und Paul wollten, sondern ganz allgemein auch von den sittlichen Begriffen *triuwe, reine, manheit, wâre liebe, rehte minne* gilt. Ein fast synonymer Begriff ist *der wane,* mit dem *zwîvel* vielfach verbunden erscheint. Leider hat sich Nolte mit dieser Feststellung nicht begnügt, sondern hat auch weiter gefolgert, dafs *zwîvel* = *unstæte* im Sinne von *untriuwe, valscheit* sei. Das ist ein Fehlschlufs, denn *zwîvel* = *wane* ist nicht, wie *unstæte,* das contradiktorische Gegenteil von *stæte,* sondern nur ein konträres (wie ja auch schwarz und weifs konträre Gegensätze sind). *unstæte* ist oft = *untriuwe, valscheit* und schliefst dann wie diese das bewufste, gewollte schlechte Handeln, gewissermafsen den dolus ein, *zwîvel* aber stellt eine Unvollkommenheit, eine Schwäche dar, die allerdings zu *untriuwe* und *valscheit* führen kann, aber doch nicht zu führen braucht; vielmehr kann diese sittliche Unvollkommenheit überwunden werden, wenn andere Eigenschaften vorhanden sind, die stärker sind als sie. Wo eine solche Mischung vorhanden ist, da eben ist Himmels- und Höllenanteil. Wo sie nicht vorhanden ist, wo *zwîvel* der beherrschende Grundzug des Charakters (herzen nâchgebûr) ist, da wird der Mensch *der unstæte geselle,* der sicher in die Hölle kommt (1, 10—12). Nolte führt die Stellen auf, wo *zwîvel* im eigentlichen Sinne Zweifel an der Richtigkeit oder Möglichkeit einer Thatsache, an der Erfüllung eines Wunsches oder einer Hoffnung, wo es 'qualvolle Unentschlossenheit' und *zageheit* im Gegensatz zu *manheit, prîs, ellen* bedeutet. Diese Grundbedeutung der Unsicherheit, des Schwankens, der Haltlosigkeit mufs festgehalten werden. *Zwîvel* ist unmöglich an sich der fertige Zustand der

untriuwe und *valscheit,* sondern jener Zustand, in dem der Mensch eines festen sittlichen Haltes entbehrt und daher verderblichen Einflüssen ausgesetzt ist. Dieser Mangel an sittlichem Halt kann in der Charakteranlage überhaupt liegen, dann ist es Charakterlosigkeit, die ins Verderben führt, oder es kann in einem Entwickelungsstadium des Menschen liegen, dann wird man ihn sittliche Unreife nennen. In diesem Sinne habe ich Parzivals Zustand vor seiner Begegnung mit Trevrizent den Zustand sittlicher Haltlosigkeit und Unsicherheit genannt, dessen letzte und schlimmste Folge der Abfall von Gott ist, und ich glaube, dafs dies durchaus dem Verhältnis des Gegensatzes von *zwîvel* und *stæte* entspricht. Ich kann hier die einzelnen Stellen, die Nolte heranzieht, nicht durchsprechen und mufs es jedem überlassen, sich davon zu überzeugen, dafs dieser rein negative Begriff eines Mangels an wünschenswerten Charaktereigenschaften in allen von Nolte angezogenen Stellen sich erkennen läfst. Nur eine von diesen, die Nolte selbst als besonders wichtig für seine Ansicht hervorhebt, sei beispielshalber kurz erörtert. Es ist die Belehrung Parzivals durch Herzeloyde über Gott, Parz. 119, 19 ff., die bekanntlich Gott die weifse Farbe und die *triuwe,* dem Teufel aber die schwarze und die *untriuwe* beilegt, wodurch die Stelle sehr nahe Beziehung zum Eingang gewinnt. An diese Bekehrung schliefst sich die Mahnung:

von dem kêr dîne gedanke,
und och von zwîvels wanke.

Nolte sieht in diesen beiden Versen nur eine Warnung. Der zweite Vers gebe den eigentlichen Sinn des ersten Verses; der Teufel selbst sei die *untriuwe,* der *zwîvel.* Das ist meines Erachtens eine willkürliche Behauptung. Das Bindewort *och* verbindet doch zweifellos mit dem vorangegangenen *untriuwe* einen neuen, anderen Begriff. Der Sinn kann nur der sein: Kehre deine Gedanken von dem Teufel, der die *untriuwe* ist, ab und nicht blofs von diesem selbst, sondern hüte dich auch vor dem *zwîvel,* vor dem Schwanken, vor dem Unsicherwerden in deinem Glauben (hier herrscht offenbar die religiöse Bedeutung vor), denn dieses Erschüttertwerden im Glauben kann zur Hölle führen. Ich glaube also, dafs gerade diese Stelle für meine Auffassung spricht. Die Gleichung *zwîvel* = *untriuwe* lag, wie mir scheint, Nolte deshalb sehr am Herzen, weil er den Grundgedanken Lachmanns retten wollte, dafs in Parz. 1, 1—14 nur ganz allgemeine Sätze über Treue und Untreue in der Freundschaft (Nolte dehnt freilich die *gesellescaft* auch auf die Liebe aus) aufgestellt seien. Er sagt daher auch S. 56: ‘Die ersten 14 Verse enthalten ganz allgemeine Sätze über *zwîvel* und *stæte,* deren Beziehung zu dem Werke mit keinem Worte angedeutet wird’. Und doch heifst es S. 64: ‘Der Dichter stellte diesen Gedanken (der Verbindung von Treue und Untreue) in Hinblick auf die Geschichte Parzivals auf, denn auf diesen bezieht sich, was Hertz sehr mit Unrecht bestreitet, das Elsterngleichnis. Nur so läfst sich *unverzaget mannes muot* verstehen’. Damit giebt Nolte also doch Lachmanns Grundgedanken, der eben diese Beziehung bestritt, wieder auf — wie es ja auch

nicht anders möglich ist —, und so bezieht er auch 2, 7 *disiu mære* nicht wie Lachmann auf 1, 1—14, sondern, wie ich mit Sievers, auf das Gedicht. Ist das aber der Fall, so ist auch gar kein Grund vorhanden, *zwîvel* anders zu fassen als Mangel an sittlichem Urteil, wie es eben in der Geschichte Parzivals bis zur Begegnung mit Trevrizent hervortritt. Es nur auf den Abfall Parzivals von Gott zu beziehen, ist eine durch nichts gerechtfertigte Beschränkung. Ist nun Parzival überhaupt einmal *der unstæte geselle* gewesen? Gewifs nicht. Ist er *ungetriuwe, valsch* gewesen? Abermals nein; er ist nur in dem Zustande des *zwîvels* gewesen, den er schliefslich überwand.[1]

Wie dem auch sei, für die philologische Interpretation der nächsten Zeilen hat die verschiedene Auffassung des Begriffs keine Bedeutung. Diese glaubt Nolte zum erstenmal wirklich logisch genau vollzogen zu haben, indem er in *unverzaget mannes muot* nur eine Umschreibung für 'Mann' sieht, von dem gesagt wird, er sei *gesmahet unde gezieret,* wenn sich sein Charakter *parrieret,* d. h. aus einer Mischung besteht; der eine Teil dieser Mischung sei der eben genannte *zwîvel,* der andere sei erst aus V. 14 zu erkennen; er schwebe dem Dichter wohl vor, sei aber erst in V. 14 genannt: *der mit stæten gedanken. Unverzaget mannes muot* hat also für Nolte als Begriff hier keine Bedeutung, es ist nur der parallele Ausdruck zu der Elster, also so: Elster: schwarz, weifs; unv. m. m.: zwîvel, stæte. Das ist zwar ganz scharfsinnig, aber es ist doch nichts weiter als eine Tüftelei. Wie Wolfram *sich parrieren* gebraucht, sieht man ganz deutlich aus Parz. 280, 21. 22:

diz mære ist hie vast undersniten,
ez parriert sich mit snêwes siten.

Man beachte das *sich parrieren mit,* das wir ziemlich genau wiedergeben können durch 'sich durchsetzen mit'. Genau ebenso dürfen und müssen wir also auch Parz. 1, 3—5 verstehen:

gesmahet unde gezieret ist,
swâ sich parrieret
unverzaget mannes muot.

Der *zwîvel* bringt die Seele in die Hölle, wo *zwîvel* ist, da ist *gesmæhet,* zugleich *gezieret* aber ist da, wo sich *unverzaget mannes muot* (mit *zwîvel*)

[1] Übrigens ist auch *unstæte* keineswegs ohne weiteres mit *untriuwe, valscheit* gleichzusetzen. Nolte selbst spricht sich über das Verhältnis von *stæte* und *triuwe* am Schlufs zusammenfassend so aus: *zwîvel* ist der gerade Gegensatz von *stæte. stæte* aber ist ursprünglich Beharrlichkeit in jedem Sinne, als sittlicher Begriff Beständigkeit des Charakters, der Gesinnung. *zwîvel* ist im allgemeinsten Sinne jedes Schwanken des Gemüts, im sittlichen Sinne Wankelmut ... und es ist festzuhalten, dafs die engere sittliche Bedeutung von *zwîvel* und *stæte* durch einfache Übertragung der allgemeineren Bedeutung des Schwankens und der Beharrlichkeit auf das Gebiet des sittlichen Charakters sich bildet. Anders ist es mit der *triuwe* (sie schliefst *stæte* ein, ist aber noch mehr). Nun denn, wenn die positiven Begriffe sich unterscheiden, so werden doch wohl auch die negativen *untriuwe* und *unstæte* nicht identisch sein. *unstæte* steht dem Begriff des *zwîvel* viel näher als *untriuwe.*

durchsetzt. Das ist doch der einfache, sich ganz von selbst darbietende Zusammenhang, der durch die angezogene Stelle durchaus gerechtfertigt wird.[1] Nolte hält es für ungeheuerlich, dafs Wolfram in dem einen Teile seines Gleichnisses drei Faktoren haben solle, die Elster und schwarz und weifs, in dem anderen aber nur zwei, *zwîvel* und *mannes muot*. Darin eben liegt die Tüftelei. Wolfram hat ja gar nicht drei Begriffe im Gleichnis: er vergleicht ja nicht die Elster als Träger der Farben, sondern die Farben schwarz und weifs in ihrer Mischung selbst. *zwîvel* und *mannes muot* entsprechen dem *schwarz* und *weifs*, weiter wollte der Dichter nichts sagen; dafs beide an einem Subjekt haften müssen, ist ja selbstverständlich, jene beiden an einer Person, diese an der Elster.

Daraus folgt nun aber weiter, dafs *unverzaget mannes muot* in V. 3 in demselben Sinne vom Dichter gebraucht sein mufs wie V. 14 *der mit stæten gedanken*, denn der Gegensatz zu *zwîvel* ist eben *stæte*. *Unverzaget mannes muot* wird hier von Wolfram von vornherein als ein sittlicher Begriff eingeführt, der für sein ganzes Gedicht die gröfste Bedeutung hat. Sein Verhältnis zur *stæte* ist etwa so zu fassen, dafs *stæte* die Charaktereigenschaft an sich ist, *unverzaget mannes muot* aber ihre am deutlichsten in die Augen springende Bethätigung. Nolte sagt S. 21 mit Berufung auf Parzival 344, 2 ff., dafs Mannesmut an sich von Wolfram durchaus nicht so hoch gestellt werde. Dieser Einwurf ist aber ganz unberechtigt, denn Wolfram nimmt an jener Stelle Gelegenheit, den landläufigen Begriff des Mannesmuts im Sinne des wüsten Dreinschlagens zurückzuweisen; sie ist also geradezu eine Bestätigung unserer Auffassung. Die stärkste Bestätigung dieses Gedankenzusammenhanges liegt aber am Schlusse des Eingangs selbst, wo das Thema des Gedichts ganz klar und unzweideutig ausgesprochen wird:

ein mare wil i'iu niuwen,
daz seit von grôzen triuwen,
wîplîchez wîbes reht
und *mannes manheit* also sleht,
diu sich gein herte nie gebonc.

von grôzen triuwen ist der Rahmen, in dem sich das Ganze bewegt; in ihn gehört auch Parzivals *zwîvel*, ja sein Abfall von Gott mit hinein, denn *triuwe* war ihm *ûf gerbet*, er verlor sie auch nicht in diesem Zustande. Insbesondere aber treten in diesem Rahmen als die treibenden Kräfte hervor *wîplîchez wîbes reht*, echte Weiblichkeit, und die *manheit*, *diu sich gein herte nie gebouc*, die in keinem harten Kampfe unterlag. Dafs

---

[1] Vgl. dazu 295, 7 den *geparrierten snê* (Schnee und Blutstropfen), ferner mit dem Accusativ: 201, 25 *diu wîp parrierent ir zuht* (mit *ungenuht*), Wh. 326, 20 *den wîn mit salveien parrieren*, Parz. 458, 15 *den sündebæren gedanc gein der kiurche parrieren*, überall liegt bei der Anwendung des Wortes ein Hauptbegriff vor, der mit etwas anderem verbunden wird, also unmöglich: etwas parriert sich = setzt sich aus verschiedenem zusammen, nämlich aus dem und dem; sondern etwas (das der Grundbegriff ist und bleibt) verbindet sich mit etwas anderem, mehr oder minder entgegengesetzten.

auch hier nicht blofs Waffenkämpfe gemeint sind, sondern auch seelische, *manheit* also in dem oben geltend gemachten sittlichen Sinne gebraucht ist, scheint mir aus 4, 18 *er küene, trœclîche wîs,* das sich zweifellos auf Parzivals sittliche Entwickelung bezieht, zu folgen, nicht minder aus 4, 22 vor *missewende ein wâriu fluht,* aber ich will nicht verhehlen, dafs ich in Parzival keine Stelle weiter kenne, die *herte* von Seelenkämpfen gebrauchte. Aber auch wenn diese Beziehung hier nicht deutlich bezeichnet ist, so ändert das nichts an der Thatsache, dafs der Dichter den *unverzaget mannes muot* im Sinne des idealen ritterlichen Geistes an Parzival verherrlichen wollte, dafs dieser sich bei ihm zwar mit dem *zwîvel* parriert, aber trotzdem ihn durch diese Gefahr hindurch zum Himmel führt. Nicht ausdrücklich mit genannt ist hier die andere Seite des idealen Rittersinnes, die treue Minne, aber sie ist bei Wolfram unzweifelhaft mit dem idealen Mannesmute verbunden. 4, 22 *vor missewende ein wâriu fluht* steht in unmittelbarem Zusammenhange mit *er wîbes ougen sueze unt da bî wîbes herzen suht.* Der Dichter denkt also zweifellos in dieser Charakteristik seines Helden auch an die treue Minne, der er an mehr als einer Stelle bekanntlich die Kraft, selig zu machen, zuschreibt. Mannesmut und treue Minne und Treue überhaupt sind in dem Begriff der *stæte* vereinigt. In diesem Sinne ist allerdings Treue der Grundzug in Parzivals Wesen, der ihn in den Verirrungen der Jugend, der Zeit sittlicher Unreife, nicht untergehen läfst. Nolte sagt: 'Dadurch, dafs er während der Zeit des Abfalls doch die Treue in anderen Verhältnissen, vor allem die Treue zu seiner Gattin, bewahrt, hat er an Himmel und Hölle Anteil und darum noch Aussicht auf Rettung'. Wie aber gelangt er nun wirklich zur Rettung? Die 'Treue in anderen Verhältnissen' mufs doch eine innere Beziehung dazu haben. Wollte Wolfram 'Treue in anderen Verhältnissen' neben der Untreue gegen Gott beziehungslos nebenher gehen lassen, so wäre das recht oberflächlich. Es ist aber vielmehr das Festhalten an den ritterlichen Idealen, Mannesmut und treue Minne, das Parzival in der Zeit des Unglücks, in das er durch seine sittliche Unreife gekommen war, aufrecht erhält und ihn diese sittliche Unreife allmählich überwinden läfst, so dafs er bei Trevrizent seine Verirrungen erkennt und von ihnen geheilt wird. Nun ist der Zustand des *zwîvels* überwunden, und der Weg zum Himmel steht ihm offen. Ich habe schon vor 16 Jahren (Hohelied S. 86) die Ansicht ausgesprochen, dafs Wolfram ein edles, sittlich vertieftes Rittertum mit allgemein christlichen Lebensgrundsätzen, doch ohne theologische Interessen, als höchstes Lebensziel angesehen habe. Darauf kommt auch Nolte hinaus, wenn er S. 33 sagt, dafs Wolfram persönlich im Glauben zu fest und für rein theologische Spekulationen zu wenig interessiert war, als dafs Zweifel und Verzweiflung an Gott für sein Nachdenken ein Problem hätten sein können, und dafs nicht religiöse, sondern sittliche Begriffe die Angeln seiner Weltanschauung seien. Er hätte hier wohl bemerken können, dafs ich zuerst diese Anschauung geltend gemacht habe. Ebenso richtig sagt er S. 65, dafs Wolfram 'den, der untreu gegen Gott selbst ist, darum noch nicht für verloren hält, wenn er zugleich in rein mensch-

lichen Verhältnissen Treue bewahrt', nur müfste er hinzufügen, dafs diese Treue der echte Rittergeist ist, der den Charakter schliefslich so bildet, wie er sein soll. Dazu gehört aber unbedingt auch Gottesfurcht, und Parzivals ritterlicher Idealismus, der auf der ihm angeerbten Treue (415, 6) beruht, bietet die Anknüpfungspunkte für seine Bekehrung.

Wenn ich alles überschaue, so finde ich, dafs Noltes Auffassung des Dichters sowohl wie des Charakters Parzivals sich nicht allzuweit von der meinigen entfernt; die Differenzen sind mehr formal logischer als sachlicher Art, und die abstrakte Logik führt den Verfasser auf die dargelegten Irrtümer. Das ist so oft die Begleiterscheinung des jugendlichen ersten Wurfes. Ich habe das auch insbesondere gegenüber der Kritik des Verfassers an meiner Schrift 'Das Hohelied etc.' geltend zu machen. Was er S. 27—28 an angeblichen Widersprüchen in meinen Ausführungen aufzählt, hat ihm die Suche nach Fehlern gegen die formale Logik eingegeben. Er bezeichnet es als eine 'sonderbare Folgerung', die man aus meinen Ausführungen ziehen müfste, dafs 'die sittliche Festigkeit die sittliche Haltlosigkeit' überwinde. Nach den vorstehenden Ausführungen wird man leicht erkennen, dafs hier ein Widerspruch nur formal konstruiert, sachlich aber nicht vorhanden ist. *stæte* und *unstæte (zwîvel)* sind doch auch nach Nolte in ein und demselben Manne zugleich vorhanden. Nolte bemängelt ferner die Gleichsetzung von 'sittlicher Haltlosigkeit' und 'sittlicher Unfertigkeit' — ich weifs nicht, warum. Endlich sieht er einen Widerspruch, wenn ich sage, dafs Parzivals Mannesmut in der Jugend nur blinder Abenteuerdrang gewesen sei, und dafs er im religiösen Konflikte doch bei seiner natürlichen Herzensreinheit nicht ohne sittlichen Halt blieb. 'Aber der sittliche Halt fehlte doch gerade Parzival', sagt Nolte, 'und der Mannesmut war es, der den Zustand sittlicher Haltlosigkeit überwinden sollte. Wie soll man das zusammenreimen?' Das ist so schwer nicht, wenn man sich nicht blofs an die Worte hält, sondern dem ganzen Zusammenhange nachgeht. So ist es mit allen weiteren Einwürfen auch. Eins mufs ich allerdings zugeben. In meiner Übersetzung (Einleitung) ist in der 2. Auflage stehen geblieben S. 22: 'Der Zweifel (zwîvel im religiösen Sinne) ist Feind des Seelenheils'. Das ist natürlich ein Widerspruch, den ich bedaure, ein Irrtum, der sich aus der ersten Auflage, die v o r der Schrift vom Hohenlied erschienen war, in die zweite eingeschlichen hat. Ich bin der Gelegenheit dankbar, dies hier bemerken zu können.

Über den Abschnitt 1, 15—2, 22 will ich mich kurz fassen; seine Auslegung hat, wenn man, wie es auch Nolte thut, anerkennt, dafs Wolfram sich mit ihm an sein Publikum wendet, und zwar veranlafst durch die Stellungnahme desselben zu seinem Werke, nur philologisches Interesse im engeren Sinne. Der Gedankengang Noltes ist auch hier sehr geschraubt, wie aus der Skizze oben erhellt. Statt 1, 20 ff. in unmittelbaren Gedankenzusammenhang mit 1,15—19 zu setzen als eine Reihe von Bildern für das mangelnde Verständnis der *tumben*, sollen V. 20 plötzlich eine Reihe von Bildern einsetzen für den Satz: *zwîvel mac mit stæte niht gesîn.* Ganz abgesehen davon, dafs das wahrhaftig keine so bedeutende Lebensweisheit

ist, dafs sie mit so schwierigen Bildern erläutert werden müfste, mit denen Wolfram sie sogar absichtlich verdunkelt, um den *tumben* 'eine noch härtere Nufs zu knacken aufzugeben', ist der Gedanke selbst auch geradezu unvereinbar mit der Absicht des Dichters. Wenn er wirklich die in 1, 1—14 gegebene Lehre den tumben höhnend immer wieder in wechselnden Formen in die Ohren rufen wollte, so hätten die Bilder doch gerade bedeuten müssen, dafs *zwîvel* mit *stæte* parriert sein kann, nicht aber, dafs *zwîvel mit stæte niht gesîn kan.* Wie viel klarer erscheint da die Auffassung von 1, 20—25 als parallele Bilder zu 1, 18. 19 und 1, 25—2, 4 als Äufserung des persönlichen Unwillens gegen die tumben!

Dieselbe Unklarheit finde ich endlich auch in der Auffassung von 2, 17—22. Hier soll nach Nolte endlich der in 1, 1. 2 angedeutete Grundgedanke für tumbe und wîse in klarer, nachdrücklicher Umschreibung aufgestellt werden:

valsch geselleslîcher muot
ist zem hellefiure guot.

Das wäre erstens einmal wieder eine sehr banale Lehre, die diesen Aufwand von Gleichnissen und Umschreibungen, der vorausgegangen ist, in keiner Weise rechtfertigt, zweitens aber ist es ja gar nicht der Hauptgedanke, der dem Verständnis solche Schwierigkeit bereitete. 1, 1. 2 steht doch nur da mit Beziehung auf das Folgende! Nicht in dem Satze von der Seelengefährlichkeit des zwivels an sich liegt die Schwierigkeit, sondern in dem Satze von dem *parrieret* sein. Dafs dieser Gedanke den Dichter zu seinen Ausführungen 1, 15 ff. brachte, lehrt doch ganz deutlich die Anknüpfung *diz vliegende bîspel.* Das scheint Nolte in seinen schwierigen Gedankengängen ganz vergessen zu haben. Wir werden also wohl auch hier bei der Deutung bleiben müssen, dafs der Dichter jetzt von *valschen* spricht, wie vorher von *wîsen* und *tumben.*

Dafs die Dissertation Noltes zu so eingehender Beschäftigung nötigt, beweist, dafs sie ihren Wert hat. Wir lernen aus ihr einen sehr scharfsinnigen, methodisch trefflich geschulten jungen Gelehrten kennen, von dem für die Wolframforschung etwas zu erwarten ist. Habe ich mich auch fast auf der ganzen Linie seiner Interpretation ablehnend verhalten müssen, so bekenne ich doch, dafs ich die Arbeit mit grofsem Interesse und Nutzen gelesen und studiert habe. Künftige Arbeiten werden noch willkommener sein, wenn er darin weniger bestimmt und absprechend gegen seine älteren Vorgänger auftritt.

Berlin. G. Boetticher.

Dichter und Darsteller. Herausgegeben von Rudolf Lothar. I. Goethe. Von Georg Witkowski. Leipzig, Berlin u. Wien, Verlag von E. A. Seemann u. der Gesellsch. f. graph. Industrie, 1899. 290 S. gr. 8.

Die neue Sammlung führt sich mit diesem Bande aufs vorteilhafteste ein. Die Ausstattung, um zunächst ein Wort hiervon zu sagen,

ist, wie man es von dem Seemannschen Verlag nicht anders erwarten wird, vorzüglich. Unter den zahlreichen (153) Abbildungen, die das Buch schmücken, ist namentlich die Reihe von Goethebildnissen dankenswert, die nahezu alles aus den verschiedenen Lebensaltern Bekannte umfafst; aber auch eine grofse Anzahl von Freunden und Zeitgenossen des Dichters sowie von landschaftlichen Eindrücken werden zur Anschauung gebracht. — Der Text nun, den Witkowski geschrieben hat, erhebt sich beträchtlich über den Durchschnitt, an welchen uns illustrierte Monographien ähnlicher Art in den letzten Jahren gewöhnt haben. Die Vollständigkeit des Materials tritt ebenso vorteilhaft hervor wie die geschickte Beherrschung, mit der ein so überreicher Stoff auf verhältnismäfsig kurzem Raum verarbeitet ist. In die Tiefe zu bohren bietet eine Darstellung dieser Art freilich nicht die Möglichkeit, aber man hat auch nirgends den Eindruck von Flachheit oder gar Oberflächlichkeit. Der Verfasser erzählt, für den Kenner mancherlei andeutend, für das grofse Publikum überall klar und belehrend; eigenes Urteil, namentlich in Bezug auf die Dichtungen Goethes, tritt durchweg hervor. Naturgemäfs kann ein solches nicht überall auf allgemeine Beistimmung rechnen. Dafs 'die spätere Überarbeitung des Urfausts die Kraft der früheren Teile zu Gunsten der reineren Form etwas geschädigt hat', wie sich Witkowski (S. 80) — freilich vorsichtig — ausdrückt, will mir nicht einleuchten. Und geradezu unverständlich ist, was der Verfasser S. 110 mit dem Satze meint: 'Was Goethe in Weimar festhielt, war nicht etwa die freundschaftliche Neigung zu Karl August, nicht das Interesse an die Menschen, die den Herzog umgaben, oder an seinem Ländchen, nicht die Liebe zu einer bedeutenden Frau; es war in erster Linie das Beharrungsvermögen, das Goethe alle Widerwärtigkeiten des neuen Daseins ertragen liefs'. Ein Fehler in der Anordnung ist es, wenn Witkowski das Verhältnis zu Frau von Stein erst, nachdem er Goethes äufseres und inneres Leben in der ersten Weimarer Periode dargestellt hat, nachbringt (S. 133). Wollte er, was bei der Kürze des zur Verfügung stehenden Raumes wohl geboten war, das, was er hierüber zu sagen hatte, nicht auseinander reifsen, so mufste er ein so tief eingreifendes, ja entscheidendes Erlebnis gleich zu Anfang des Abschnittes, etwa hinter S. 119, behandeln. — Doch dies sind vereinzelte Mängel: seinem Gesamtwerte nach darf das Buch weiteren wie engeren Leserkreisen bestens empfohlen werden.

Berlin. Rudolf Lehmann.

Neue Litteratur zur Volkskunde.[1]

Wer die Fülle der bei unserer Redaktion eingelaufenen volkskundlichen Neuerscheinungen in aller Kürze mustern soll, der ist dankbar, wenn sich in der Menge des nach Gegenstand, Zeit und Ort so Verschie-

[1] 1) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, herausg. von K. Weinhold. X. Band. Berlin, A. Ascher & Co. 467 S. gr. 8. M. 16. Für Mitglieder gratis. — 2) Folk-Lore. Transactions of the Folk-Lore Society. A quarterly Review of

denen ein Punkt darbietet, von dem aus eine Umschau und ein Vorwärtsschreiten möglich ist. Ein solcher Ausgangspunkt ist das zehnjährige Bestehen des vom Altmeister unserer Wissenschaft, von Karl Weinhold geleiteten 'Vereins für Volkskunde' zu Berlin. Mit der Begründung dieser Gesellschaft ist die Führerrolle in der bei uns heimischen, in den letzten Jahrzehnten aber mehr im Ausland gehegten Disciplin wieder an Deutschland gekommen, das sinkende Interesse weiterer Kreise neu belebt und der eigentlich wissenschaftlichen Forschung eine Sammelstelle in der gehaltvollen Vereinszeitschrift geboten worden, die sich, durch örtliche und zeitliche Schranken nicht beengt, in den zehn Jahren ihres Bestehens zum

Myth Tradition, Institution and Custom vol. XI. London, David Nutt. 501 S. gr. 8. 21 sh. — Popular Studies, No. I—IV. 16. 6 d each. — 3) Zeitschrift für österreichische Volkskunde, redigiert von Dr. Michael Haberlandt. VI. Jahrgang. Wien, im Selbstverlage des Vereins f. österr. Volkskunde. 288 S. gr. 8. Für Mitglieder 2 fl. — 4) Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, redigiert von Dr. A. Schullerus. XXIII. Jahrg. 152 S. M. 2. — 5a) Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen; geleitet von Prof. Dr. Ad. Hauffen. III. Band, 1. Heft. Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. Gesammelt, untersucht und herausgegeben von J. J. Ammann. III. Teil. Prag, J. G. Calve, 1900. XXII, 160 S. 8. M. 2. b) Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen, herausgeg. im Auftrage derselben Gesellschaft, Band X: Gesammelte Dichtungen von Justus Frey, herausgegeben von seinem Sohne. Mit dem Bildnisse des Dichters. Prag, ebenda, 1899. XL, 415 S. 8. M. 3. — 6) Unser Egerland. Blätter für Egerländer Volkskunde, herausgeg. von Alois John. IV. Lex.-8. 66 S. — 7) J. J. Hoffmann, Der Schulkreis Offenburg. Heimatkunde. Lahr (Baden), Schömperlen, 1899. 384 S. 8. Anhang: Trachten, Sitten, Bräuche und Sagen in der Ortenau und im Kinzigthal. 176 S. 8. — 8) Alemannia, Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache. Herausgegeben von Friedrich Pfaff. Neue Folge, Bd. I (Bd. XXVIII der ganzen Reihe). 288 S. 8. M. 6. — 9) Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde. II. Band (4 Hefte). 128 S. 8. Für die Mitglieder gratis. — 10) Blätter für pommersche Volkskunde. Monatsschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches in Pommern. Herausgeg. von O. Knoop und A. Haas. VIII. Jahrgang. Labes, Straube. 192 S. 8. M. 4. — 11a) Das deutsche Volkslied. Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege. Unter der Leitung von Josef Pommer und Hans Fraungruber herausgegeben von dem Deutschen Volksgesang-Vereine in Wien. II. Jahrgang. Wien, Alfr. Hölder. 156 S. 8. M. 4. b) 'Zur Kenntnis und Pflege des deutschen Volksliedes.' Flugschriften, herausgeg. von dem deutschen Volksgesang-Vereine in Wien. Heft 1—7. 1892—1898. Kl. 8. Verlag des Vereins. (Darin: Heft 1: v. Spaun, Das österreichische Volkslied. Mit einem Nachrufe von Adalbert Stifter. 2. Aufl. 1896. 30 S. 10 kr. Heft 5: Pommer, Wegweiser durch die Litteratur des deutschen Volksliedes. 1896. 46 S. 20 kr.) c) Pommer, Jodler und Juchezer. Wien, Rebay & Robitschek. 58 S. kl. 8. Ders., 252 Jodler und Juchezer. Ebd., 1893. XII, 212 S. kl. 8. — 12) H. Neckheim, 222 echte Kärtnerlieder. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, Verlag des deutschen Volksgesang-Vereins. 322 S. kl. 8. 2 fl. 50 kr. — 13) F. F. Kohl, Echte Tiroler Lieder. Wien, Selbstverlag (Kanongasse 19), 1899. XLII, 302 S. 8. Dazu: Erste Nachlese. Ebd., 1900. XX, 72 S. 8. M. 6. — 14) R. Hildebrand, Materialien zur Geschichte des deutschen Volksliedes. Aus Universitätsvorlesungen. 1. Teil: Das ältere Volkslied. Herausgegeben von G. Berlit. Leipzig, B. G. Teubner, 1900. VII, 239 S. 8. M. 4. — 15) K. Bücher, Arbeit und Rhythmus. 2. stark vermehrte Auflage. Ebd., 1900. X, 412 S. 8. M. 6. — 16) J. W. Bruinier, Das deutsche

wichtigsten Organ der Volkskunde aufgeschwungen hat. Sie hat Mitarbeiter allenthalben, wo unsere Wissenschaft gepflegt wird, und läfst an Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig. Vergleichende Betrachtungen über Volksdichtungen und Bräuche führen uns über den ganzen Erdball hin, und die weltumspannende Belesenheit eines R. Köhler, eines J. Bolte, eines Polívka u. a. ist den Lesern mehrmals zu gute gekommen. Lebende Anschauungen werden, nicht zum wenigsten durch den Herausgeber, auf vorzeitliche Verhältnisse zurückgeführt und in den herrschenden Vorstellungen verwandter Stämme das aus gleichen Wurzeln Erwachsene vorsichtig nachgewiesen. So zeigt auch der letzte, fertige Band eine reiche

Volkslied. Über Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges. Ebd., 1899. IV, 156 S. kl. 8. M. 0,90. — 17) Hoffmann v. Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder. 4. Aufl., herausgegeben und neu bearbeitet von Karl Hermann Prahl. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1900. VIII, 348 S. 8. M. 7. — 18) A. Kopp, Deutsches Volks- und Studentenlied in vorklassischer Zeit. Im Anschlufs an die bisher ungedruckte v. Krailsheimsche Liederhandschrift der Königl. Bibliothek zu Berlin quellenmäfsig dargestellt. Berlin, W. Hertz, 1899. 286 S. 8. M. 6. — 19) W. Uhl, Das deutsche Lied. 8 Vorträge. Leipzig, E. Avenarius, 1900. VIII, 314 S. kl. 8. M. 3. — 20) R. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben. II. Die Tiere im Munde des Volkes. 1. Teil. Wismar, Hinstorff, 1899. XIII, 504 S. 8. M. 6,60. — 21) C. Schumann, Volks- und Kinderreime aus Lübeck und Umgegend. Lübeck, Borchers, 1899. XVI, 206 S. 8. M. 1,50. — 22) R. Köhler, Kleinere Schriften, herausgegeben von Joh. Bolte. II. Band: Zur erzählenden Dichtung des Mittelalters. Mit einem Bildnis Köhlers und 2 Abbildungen. VII, 700 S. gr. 8. III. Band: Zur neueren Litteraturgeschichte, Volkskunde und Wortforschung. Mit 3 Abbildungen. Berlin, Emil Felber, 1900. M. 32. — 23) Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausgegeben von Franz Muncker. Bd. XIV. Tardel, Die Sage von Robert dem Teufel in neueren deutschen Dichtungen und in Meyerbeers Oper. 82 S. 8. M. 2. Bd. XVII. Hock, Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Litteratur. 133 S. 8. M. 3,40. — 24) Tausend und eine Nacht. Aus dem Arabischen übertragen von Max Henning. Nachtrag, 7 Bände zu je M. 0,40 (Reclams Universalbibliothek, No. 4027-28, 4051-52, 4066-67, 4087-88, 4119-20, 4124-25, 4134-35). — 25) J. Thorkelsson, thjóđsögur og munnmæli. Neýtt safn. Reykjavik, Eymundsson. IV, 448 S. 8. 2 ill. — 26) Jacobsen, færøske folkesagn og æventyr, 2. hæfte. København, S. L. Møller, 1899. S. 161—320. 8. — 27) König, Thüringer Sagenschatz und historische Erzählungen, Band I. 4 Hefte. Leipzig, B. Franke, o. J. 166 S. 8. M. 3. — 28) R. Eckart, Südhannoversches Sagenbuch. 4 Hefte, 226 S. 8. Ebd., o. J. M. 3,50. — 29) M. Geyer, Osterlandsagen. Sagen, Bilder und Geschichten aus dem Altenburger Ostkreise. Altenburg, A. Tittel, 1901. VII, 211 S. 8. M. 2. — 30) Reiser, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Heft 10—16. Kempten, Kösel. 448 S. 8. M. 7. — 31) R. M. Lawrence, the Magic of the Horseshoe, with other folklore notes. Boston & New York, Houghton, Mifflin & Co., 1898. IV, 344 S. 8. — 32) P. Wigand, Der menschliche Körper im Munde des deutschen Volkes. Eine Sammlung und Betrachtung der dem menschlichen Körper entlehnten sprichwörtlichen Ausdrücke und Redensarten. Frankfurt a. M., Johannes Alt, 1899. 119 S. 8. — 33) K. Knortz, Folkloristische Streifzüge. Oppeln u. Leipzig, G. Maske, 1900. 431 S. 8. — 34) K. Knortz, Was ist Volkskunde und wie studiert man dieselbe? Altenburg, A. Tittel, 1900. 211 S. 8. 35) E. Siecke, Mythologische Briefe. Berlin, F. Dümmler, 1901. 258 S. 8. M. 4. — 36) Kretschmer, Deutsche Volkstrachten. 2. Auflage in 30 Lieferungen zu je M. 0,75. Leipzig, G. Weigel.

Mannigfaltigkeit. Um nur einiges hervorzuheben, legt R. Meyer Goethes Beziehungen zur Volkskunde dar (S. 1 ff.); der beste Kenner des Bergischen Landes und seiner Volkssitten, O. Schell, macht uns in einer Reihe von Aufsätzen mit den dortigen Hochzeitsgebräuchen bekannt. Von hohem, kulturgeschichtlichen Interesse sind die Zusammenstellungen über die an den Tod des Menschen anknüpfenden abergläubischen Meinungen und Bräuche, die M. Bartels seinen reichhaltigen ethnologischen Sammlungen entnimmt. Wie zäh sich altererbtes Volkstum auch unter den schwierigsten Umständen erhält, zeigt die für Germanisten und Romanisten gleich wichtige Arbeit des Kuraten Bacher, der uns in einer noch nicht abgeschlossenen Reihe von Mitteilungen mancherlei 'von dem deutschen Grenzposten Lusern' berichtet und eine stattliche Anzahl an Ort und Stelle gesammelter Märchen im Urtext vorlegt und übersetzt. Ein Musterbeispiel für die vergleichende Behandlung eines Märchenstoffes, insbesondere für Anwendung philologischer Scheidekunst und für die vorsichtige Lokalisierung bestimmter Motive bilden Polívkas Ausführungen über 'Tom Tit Tot', das deutsche Rumpelstilzchenmärchen. Wir werden seiner Abgrenzung des Stoffes gegen die Erzählung von den drei Spinnerinnen beistimmen, und seine Ansicht, dafs beide Märchen germanischen Ursprungs seien, wird sich nicht leicht widerlegen lassen: ein sehr wichtiger Anhaltspunkt für die Frage nach den verschiedenen Schichten unseres europäischen Volksmärchenschatzes.

Unter allen Fachorganen germanischer Zunge, die sich mit den Volksüberlieferungen aller Stämme beschäftigen, kann nur eine den Wettstreit mit Weinholds Zeitschrift aufnehmen: Folk-Lore, dessen elfter Band soeben abgeschlossen vorliegt, gleich gediegen an Ausstattung und Inhalt. Englands politische Stellung, die gewaltige Ausdehnung und Bedeutung seiner Kolonien bringen es mit sich, dafs die Zeitschrift und die wissenschaftlichen Einzelarbeiten der an Zahl geringen, durch ihre Leistungen hochbedeutsamen Folklore-Society von jeher recht eigentlich internationale Volkskunde getrieben haben. Dabei sind die germanischen Stämme nicht zu kurz gekommen. M. Chadwicks Arbeit über the ancient Teutonic Priesthood sucht die deutsche, wie die nordische Priestergewalt auf die oberpriesterliche Stellung des altgermanischen Stammesfürsten zurückzuführen. Noch tiefer in die Grundfragen der Mythologie führen uns Aufsätze von N. W. Thomas (Animal superstitions and Totemism) und E. S. Hartland (Totemism and some recent discoveries).

Ganz besonders wichtig aber für den Germanisten ist eine Reihe kleiner Einzelarbeiten, die gleichsam als Beihefte der grofsen Zeitschrift zu billigem Preise erscheinen: Popular Studies in Mythology, Romance, and Folklore. Es genügt, hier die Titel der erschienenen Hefte zu nennen: 1) A. Nutt, Celtic and mediaeval romance. 2) E. S. Hartland, Folklore: what it is and what is the good of it. 3) A. Nutt, Ossian and the Ossianic literature. 4) Weston, King Arthur and his knights.

Unter den deutschen Vereinszeitschriften, die nur ein bestimmtes, räumlich umgrenztes Gebiet behandeln, ragt an Umfang und Bedeutung

die von Dr. Haberlandt trefflich redigierte 'Zeitschrift für österreichische Volkskunde' hervor. Jede Nummer bringt wissenschaftliche, oft durch Abbildungen erläuterte Aufsätze und kleinere Mitteilungen. Unentbehrlich sind die reichhaltigen und gewissenhaften 'bibliographischen Übersichten', die von verschiedenen Autoren für die einzelnen Kronländer bearbeitet werden. Im 6. Jahrgange ragen vor allem hervor die Arbeiten von Zderas über die Poganica, einen Krankheitsdämon des Dalmatiner Volksglaubens, der mit dem südslavischen Nežit identisch zu sein scheint, und von Lilek über das Familien- und Volksleben in Bosnien und in der Herzegowina. Eine eigenartige Bereicherung unseres deutschen Volksliederschatzes bietet das von Reuschel in Nordböhmen aufgezeichnete 'geistliche Karteuspiel'. Für die deutschen Rechtsaltertümer wichtig sind Blaus reichhaltige und frische Mitteilungen über das Verhältnis von 'Inmann und Bauer in den Ortschaften der Pfarre Rothenbaum'.

Die deutsche Volkskunde in Ungarn wird in dem von Schullerus umsichtig geleiteten 'Siebenbürgischen Korrespondenzblatt' sorgfältig berücksichtigt. Aufser zahllosen kleineren Beiträgen erhalten wir ausgiebige Belehrung über die siebenbürgische Rätseldichtung durch den Herausgeber, über Besprechungen durch B. Horect, über Taufbräuche durch H. Klein.

Von der segensreichen Thätigkeit der deutsch-böhmischen Gesellschaft unter A. Hauffens Leitung haben wir in dieser Zeitschrift bereits ausführlich berichtet. Die 'Beiträge' sind um einen neuen (3.) Band der Ammannschen Volksschauspiele vermehrt worden; er bringt zunächst zwei Räuberstücke: den 'bayrischen Hiesel' und den 'Schinderhannes'. Unser Material über den Johann v. Nepomuk-Stoff wird durch ein neues Spiel vermehrt. Dazu kommen noch 'Graf Karl von Königsmark' und 'der türkische Kaiser'. Die reichhaltige Einleitung sucht uns mit dem Geist der volkstümlichen Aufführungen und den sachlichen Grundlagen der einzelnen Stücke bekannt zu machen. Mit Bedauern hören wir, dafs einzelne Spiele wegen des genauen Anschlusses an die Quelle unterdrückt wurden. Wir hätten doch von der Akt- und Sceneneinteilung, von der Zusammenordnung der Figuren, dem Fortschreiten des Dialogs manches lernen können!

Die 'Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen' brachte uns im X. Bande 'Gesammelte Dichtungen von Justus Frey', unter welchem Namen sich der ehemalige Universitätsprofessor Dr. Andreas Ludwig Jeitteles (1799—1877) barg. Hoffentlich trägt diese saubere Ausgabe, die der Sohn des Dichters pietätvoll zusammengestellt hat, an ihrem Teil dazu bei, die bisher nur in engeren Kreisen geschätzten Werke dieses vielseitigen, tiefen und formgewandten Dichters weiterhin bekannt zu machen.

Da hier von deutsch-böhmischer Volkskunde die Rede ist, so müssen wir auch auf den Egerländer Verein hinweisen, dessen Leiter, Dr. Alois John, sich durch die Herausgabe egerländischer Volkslieder und der kleinen Zeitschrift 'Unser Egerland' verdient macht. Sie hält sich von manchen, namentlich sprachlichen Dilettantenarbeiten nicht ganz frei,

bringt aber wertvolles Material aus dem Volksmunde und aus gediegenen Quellen, wie dem Manuskripte des Rates Grüner, des Freundes Goethes, der in der guten, alten Zeit im Egerlande mit Verständnis und Glück gesammelt hat.

Der 'Verein für bayrische Volkskunde und Mundartforschung', der sich unter allen deutschen Fachvereinen des reichsten handschriftlichen und phonographischen Archivs erfreut, hat sich bei der ungeheuren räumlichen Ausdehnung seines Arbeitsgebietes noch nicht zu eigentlichen 'Ausgaben' entschliefsen können, doch werden nunmehr, da wir nicht mehr fürchten müssen, allzu zerbrechliches Stückwerk zu liefern, gröfsere Arbeiten bald nachfolgen. Auch in Baden, Württemberg, im Elsafs und in Hessen blühen junge Vereine, Komitees und Kommissionen auf, die sich unserer Wissenschaft widmen. Darüber vielleicht ein andermal. Doch soll ein prächtiges Werk, das uns zugegangen ist, nicht unerwähnt bleiben, die Hoffmannsche Heimatskunde von Offenburg, die uns ausführlich und zuverlässig über Trachten, Sitten, Bräuche und Sagen der Ortenau und des Kinzigthales berichtet. Reich an volkskundlichen Beiträgen ist auch die alte, zu neuer Jugend erweckte Alemannia, die uns etwa im 27. Bande eine sehr reichhaltige Arbeit K. Arnolds 'Volkskunde von Mückenloch bei Neckargmünd' und im 28. Jahrgang einen wertvollen Aufsatz K. Meitzens bringt, der über die 'Uhrenindustrie des Schwarzwaldes' berichtet. Bohnenbergers mundartliche Arbeit über 'die Grenze vom anlautenden k gegen anlautendes ch' darf hier nicht unerwähnt bleiben. Besonderen Wert erhalten diese neuen Bände durch manchen handschriftlichen Fund des Herausgebers, Fridrich Pfaff, der z. B. 'Bruchstücke einer altdeutschen Übersetzung von Einharts vita Caroli Magni' mitgeteilt hat.

Aufserordentlich rührig erweist sich der 'Verein für sächsische Volkskunde'. Seine 'Mitteilungen' erscheinen, von Mogk und Stumme geleitet, in jährlich 4 stattlichen Heften. Aus den zahlreichen wertvollen Aufsätzen sei hervorgehoben, was E. John 'von Sachsens Bauern an der altenburgischen Grenze' zu erzählen weifs. Reichhaltig sind auch die von Tetzner gesammelten 'Werdauer Altertümer', besonders der Abschnitt: 'Zu Rocken gehn'. Der Verein hat sich einen wohldurchdachten Plan ausgearbeitet, nach dem treffliche Mitarbeiter die ganze Fülle des Materials ordnen und sichten werden. Ähnlich geht die 'Schlesische Gesellschaft für Volkskunde' vor, über deren Veröffentlichungen hier jüngst von berufenerer Seite berichtet worden ist. (Herausgeber: Friedrich Vogt.)

Aus Norddeutschland seien die 'Blätter für pommersche Volkskunde' erwähnt, die, unter Leitung von Knoop und Haas, eigentlich mehr treffliche Materialsammlungen bringen als wissenschaftliche Aufsätze. Doch sei erwähnt, dafs namentlich Haas auf das genaueste mit den pommerschen Urkunden der letzten vier Jahrhunderte vertraut ist und manchen interessanten Beitrag über Hexenwesen und Aberglauben daraus hervorgezogen hat.

Neben den vielen landschaftlichen Zeitschriften für Volkskunde haben

wir aber auch eine solche zu nennen, die ein ganz bestimmtes Gebiet der Volksdichtung liebevoll zu pflegen bestimmt ist: das wissenschaftlichen und praktischen Zwecken zugleich dienende Organ des 'Deutschen Volksgesangvereins in Wien', dessen Wirksamkeit in immer weiteren Kreisen heilsam empfunden wird; der Vereinsleiter, Dr. Pommer, begnügt sich nicht damit, auf den Verfall des alten, guten Volksgesangs und den unheilvollen Einflufs der oft ganz fremde Ziele verfolgenden, kleinstädtischen und ländlichen Männergesangvereine zu schelten, er legt selbst Hand an und bietet das Bessere so bequem dar, dafs es der Willige nur zu nehmen braucht. Und diese mannigfachen, sauberen Veröffentlichungen, die der Verein und seine Mitglieder ins Land gehen lassen, bringen der wissenschaftlichen Volkskunde den gröfsten Vorteil. Da werden in der Zeitschrift Texte und Weisen teils weitverbreiteter, teils unbekannter Lieder mitgeteilt, dem Wesen und Gefühlswert der Gattung nachgeforscht, die Stellungnahme bedeutender Kenner und Gönner zum Volkslied festgehalten und, was vor allem für die Poetik wichtig ist, dem volkstümlichen Tanze eingehende Beachtung geschenkt. Selbst die Geschichte der jungen Wissenschaft wird durch Lebensbeschreibungen bedeutender Forscher, z. B. Ditfurths, gefördert. 'Flugschriften' belehren über das Wesen und die Litteratur des deutsch-österreichischen Volksliedes oder bringen passende Zusammenstellungen von Sätzen für gemischten Chor. Hier, wie bei Pommers Einzel- und Sammelausgaben ('Echte deutsche Volkslieder', 'Heitere deutsche Volkslieder', 'Steirerlieder' und 'Deutsch-österreichische Volkslieder') fehlen niemals die Angaben über Herkunft und Quelle: Theorie und Praxis, Forschen und Leben reichen sich aufs schönste die Hand, und es geht einem, angesichts dieses Reichtums, das Herz auf. Der Musikhistoriker wird mit Freuden zu den beiden sorgfältigen Jodlersammlungen greifen, den Volksforscher aber werden zwei vornehm ausgestattete Bände besonders anziehen, in denen Neckheim 222 'echte Kärntnerlieder' vereinigt. Das Fehlen rein epischer Stücke fällt auf, mag aber mit dem lebhaften Gefühlsleben des Steirers oder besser des Älplers überhaupt zusammenhängen. Auch die prächtige Sammlung F. F. Kohls, zu der schon eine Nachlese erschienen ist, und bei der Mitglieder des 'Deutschen Volksgesangvereins' wacker mitgeholfen haben, enthält so gut wie nichts eigentlich Balladenhaftes. Das Werk ist schon äufserlich durchaus vornehm und würdig ausgestattet; von seinem inneren Reichtum aber kann an dieser Stelle keine Vorstellung erweckt werden. Eine begeisterte, doch durchweg mit Sachkenntnis geschriebene Einleitung erörtert, im Sinne Spauns und Pommers, die Begriffe 'Volk' und 'Volkslied', räumt energisch auf mit den 'pudelnärrischen' Koschatschen Salontirolerliedern, mit ihren 'plodernden Bächlein' und 'hüpfenden Herzaln', stellt die in Tirol umgehenden 'volkstümlichen Lieder' zusammen, charakterisiert das echte Tirolerlied nach seinem inneren Wesen und Gefühlswert, nach Vortrag und Begleitung, weist die früheren Veröffentlichungen tirolischer Volksgesänge nach und deckt endlich die Gefahren auf, die in unserer Zeit von verschiedenen Seiten her dem Volkslied drohen. Jeder der 219 Nummern

ist die Angabe der Herkunft und des Aufzeichners beigefügt, Parallelen und Vergleichungen mit aufsertirolischen Sammlungen fehlen, und wohl mit Recht; denn die hier vereinigten Texte scheinen nicht durch mündliche Überlieferung eingeführt, sondern samt und sonders bodenständig zu sein. Dafür folgt eine ganze Anzahl 'mundartlicher Erklärungen'. Erwähnt sei noch, dafs die Aufzeichnung von Wort und Weise an Genauigkeit, auch in der Wiedergabe der Mundart, nichts zu wünschen übrig läfst.

So reiche Quellen neuen Liedermaterials wie die deutsche Ostmark hat der Norden nicht aufzuweisen; dafür sind dort mehrere bedeutende wissenschaftliche Veröffentlichungen zu nennen, die sich mit dem Volksliede mehr oder minder eingehend befassen. Aus Altmeister Hildebrands Nachlafs sind wertvolle 'Materialien zur Geschichte des deutschen Volksliedes' von Berlit herausgegeben worden, der damit eine ungemein dankenswerte, aber bei den überaus spärlichen Aufzeichnungen H.'s auch sehr schwierige Aufgabe gelöst hat. Eine grofse Anzahl wichtiger Einzelfragen sind hier in der liebenswürdigen Art des Meisters behandelt; so das Übergehen von Kunstliedern in den Volksmund, die volkspoetische Verwertung des Weihnachtsfestes und die volkstümliche Parodierung geistlicher Lieder. Der vorliegende erste Band ist vorzugsweise dem älteren Volksliede gewidmet, dessen Bedeutung im Kulturleben feinsinnig gewürdigt wird. Ein Abschnitt bibliographischer Art weist die Überlieferung in Schrift und Druck nach. Endlich werden eine Anzahl von Volksliedern und Liedergruppen im einzelnen besprochen. Auch für das Kinderlied fällt dabei manches ab. Ein erstaunlicher Reichtum an geistvollen Einzelbemerkungen und treffenden, oft humorvollen Erklärungen macht den Band vorzüglich geeignet für die seminaristische Einführung in die Methode unserer Wissenschaft. Ein künstlerisch abgerundetes Ganze aber konnte das Werk nicht bilden, wie sich aus der Vorrede des Bearbeiters ergiebt.

Dagegen ist nach Inhalt und Form gleich vollendet Büchers Werk, das zum zweitenmale seinen Weg antrat, von allen Seiten freudig begrüfst. Wieviel man einem einzigen, eng begrenzten Problem durch die gröfste Vertiefung abgewinnen kann, zeigt diese Meisterleistung des bekannten Nationalökonomen, die nicht blofs seinem eigenen Fache, sondern zugleich der Litteratur- und Kunstgeschichte zu gute kommt. B. findet den Ursprung der Poesie und der Musik in der körperlichen Arbeit, deren einzelne Elemente im rhythmischen Wechsel aufeinander folgen und die das rhythmisch bewegte Lied als Hilfsmittel zur Innehaltung des Taktes herbeiruft. Freilich ist damit die Poesie nur ihrer formalen Seite nach erklärt. Die Gestaltungskraft des Dichters fliefst denn doch aus anderen Quellen; handelnde und leidende, kämpfende, siegende und untergehende Menschen hinstellen und dem, was uns in uns selbst zurücktreibt und uns in ahnungsvollem Schauer verstummen läfst, Worte verleihen, das ist es, was wir vom Dichter erwarten. Und wir reden von Volkspoesie, wenn der Dichter oder die Dichtergemeinschaft (denn sie ist in der Erfahrung nachgewiesen, und es wäre kindischer Trotz, an der Möglichkeit gemeinsamen poetischen Schaffens im Volke zweifeln zu wollen)

sich auf die Aussprache allgemeiner oder doch in einem gewissen Kreise mitempfundener und ohne weiteres verständlicher Gefühle, auf die Darstellung alltäglicher Charaktere und Verhältnisse, Leidenschaften und Stimmungen beschränkt und sich beim sprachlichen Ausdrucke des innerlich Erlebten bestimmter, in dem vorgestellten Hörerkreise verständlicher Formen und Formeln bedient. Sobald aber der Dichter als Individuum aus der Masse heraustritt und Gefühle, die nur er so empfinden konnte, ausspricht oder Gestalten vor uns hinstellt, denen sein eigenes Blut durch die Adern rollt, sobald er in Stil und Sprache aus innerem Drange oder kühler Berechnung von dem allgemein Üblichen abweicht, so haben wir Kunstdichtung vor uns. Dafs die Grenzen zwischen beiden Gattungen verfliefsen können, geben wir zu, aber wir sind nach wie vor von dem wirklichen Vorhandensein eines wesentlichen Unterschiedes zwischen Volks- und Kunstpoesie überzeugt trotz der vielfachen Anfechtung, die unsere Anschauung in den letzten Jahren durch Berger, J. Meier, A. E. Schönbach und auch durch Bruinier erfahren hat. Er nennt Volkslied 'nur das, was in einem von der Sitte zusammengeführten Chor als Lied erklang und erklingt'. Da aber diese, die Sänger zusammenführende 'Sitte' ein sehr dehnbarer und sehr schwer abzugrenzender Begriff ist, so könnten wir schliefslich auch die 'Wacht am Rhein' als Volkslied bezeichnen. Unter dieser Unklarheit leidet denn auch B.'s ganzes Büchlein, das in bilderreicher, lebendiger, mit Anspielungen und Ausfällen durchsetzter Sprache eine im ganzen anziehende, aber oft mit Kombinationen heterogener Bestandteile umspringende Geschichte des deutschen Volksgesanges geben will. Die Stilistik, die allein die schwierige Frage nach dem Verhältnis zwischen Kunst- und Volkspoesie lösen könnte, wird kaum berücksichtigt. Auch das Charakteristikum, das Prahl in der Einleitung zu seiner Neuausgabe der 'Volkstümlichen Lieder' anführt: 'Die gedächtnismäfsige Überlieferung durch Gesang', kann für den Volksliedkenner nicht mafsgebend sein. Im übrigen verdient aber P.'s Arbeit Dank und Anerkennung. Seit Hoffmanns Tod ist für Sammlung und Verfasserforschung auf dem Gebiete der in den Volksmund übergegangenen Kunstlieder soviel geschehen, dafs seine bibliographische Sammlung einer zeitgemäfsen Erneuerung dringend bedurfte. P. hat sich dieser Arbeit nicht blofs mit Lust und Liebe, sondern auch mit Sachkenntnis unterzogen, hat viel neue Nummern nachgetragen und das Material für die alten gemehrt, anderes, 'was heut nicht mehr als volkstümlich betrachtet werden kann' (wo soll die Grenze sein?), leider weggelassen. Einen grofsen Vorteil brachte der Quellenforschung auch die ausgezeichnete Publikation A. Kopps. Die Berliner Liederhandschrift, die der Freiherr v. Krailsheim in der Mitte des 18. Jahrhunderts zusammenbrachte, setzt sich zumeist aus Dichtungen des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts zusammen, wie sie damals in vornehmeren Kreisen beliebt waren, dann aber auch teilweise ins Volk drangen, wo manche von ihnen noch heut lebendig sind. K. hat nicht nur das Material vor uns ausgebreitet, sondern auch den Weg der einzelnen Nummern durch die fast unübersehbare Liederbücher- und Flug-

schriftenlitteratur verfolgt und damit der Litteraturgeschichte manchen Dienst geleistet. Seine Veröffentlichung giebt im ganzen eine Beschreibung der Handschrift; von den Texten sind nur die wichtigen, poetisch bedeutsamen oder anderweitig nicht erreichbaren abgedruckt, darunter wahre Perlen unserer vorklassischen Dichtung. Auch sonst hat K., im Anhange seines Buches, in den Monatsheften für Musikgeschichte u. s. w. handschriftliche Liederbücher der Forschung zugänglich gemacht, wozu er ja durch seine Stellung als Beamter der Königl. Bibliothek zu Berlin und durch seine ausgebreitete Belesenheit befähigt ist wie wenige. Unsere Kenntnis des deutschen Liedes wird auch durch Uhls Vorträge mannigfach gefördert, obwohl das Büchlein eigentlich nichts Abschliefsendes bringt und manche Charakteristik stark subjektiv gehalten, manche Deutung verfehlt ist. Es war eine schwierige Aufgabe, sich durch den Wust der lyrischen Produktion und der lyrischen Interessen der letzten drei Jahrhunderte einen Weg zu hauen, und im grofsen ganzen hat U. diese Aufgabe zufriedenstellend gelöst. Vor allem ist sein Werk auch kulturhistorisch wichtig, indem es uns in die Kreise führt, in denen jeweils bestimmte Gattungen der Lyrik gepflegt wurden, und die Zeitstimmung wiederspiegelt, die für die Entwickelung der heimischen und die Aufnahme der ausländischen Poesie bestimmend ward.

Von Sammlungen ist, wie gesagt, aus Norddeutschland wenig nachzutragen. Freilich, Wossidlos klassisches Werk, das übrigens schon in Angriff genommen ward, ehe eine der oben genannten Gesellschaften gegründet war, ist um einen stattlichen Band vorgeschritten. Er sollte ursprünglich die 'Tiere im Munde des Volkes' behandeln, mit Ausschlufs der Tiermärchen, Tiersagen u. s. w. Aber selbst bei dieser Beschränkung erwies sich der Stoff als so ungeheuer, dafs eine nochmalige Teilung nötig ward und, trotz der Unterdrückung aller irgend entbehrlichen Varianten, in dem 500 Seiten starken Halbband nur die Tiergespräche, Deutungen von Tierstimmen, Anrufe an Tiere u. a. Platz finden konnten. So ungeheuer fruchtbar ist der Mecklenburgische Boden, so treu und hingebend arbeitet dieser Sammler und Forscher ohne gleichen. Die volkstümliche Kleinlitteratur ist durch Schumann um eine sehr ansehnliche und wohlgeordnete, nur leider des mythologisierenden Unkrauts nicht bare Sammlung von Kinderreimen bereichert worden.

Unter allen volkskundlichen Neuerscheinungen in Buchform aber nimmt die nunmehr vollständig vorliegende Sammlung der Köhlerschen Schriften billig den ersten Rang ein. Wohl kein Gebiet der Volkslitteratur giebt es, das durch diese Meisterarbeiten, wie sie im 2. und 3. Band vereinigt sind, nicht gefördert würde. Selbst die Märchenforschung, der ja der ganze 1. Band gewidmet war, darf nicht ungestraft daran vorbeigehen. Finden sich doch manche wichtige und gern citierte Artikel, z. B. der über einige Motive des 'Tristan', mit reichen Nachträgen hier wieder abgedruckt (II, 328—346), wie sie J. Bolte, der verdiente Herausgeber des Werkes, teils Köhlers Nachlafs, teils seiner eigenen Schatzkammer entnahm. Auch sonst hat dieser getreue Hüter köstlichen Gutes viel gethan, um die Be-

nutzung der Bände zu erleichtern und so fruchtbar als möglich zu machen. Er hat keine Nachschlagarbeit gescheut und hat manches Neue aus den Quellen beigebracht, z. B. den Neudruck der 42 altdeutschen Rätsel aus einer Weimarischen Handschrift, auch die von Köhler s. Z. unterdrückten obscönen, aber für die Stoffvergleichung, Stilistik und Kulturgeschichte gleich wichtigen Nummern beigefügt. Seine Einleitungen zu den drei Bänden geben in ihrer Gesamtheit eine knappe, aber feinsinnige und liebevolle Würdigung der wissenschaftlichen Art Reinhold Köhlers. Vor allem aber helfen Boltes Register, über deren Vollständigkeit freilich hie und da zu rechten wäre, diese Schatzhäuser erschliefsen. Der 2. Band enthält die Schriften zur erzählenden Dichtung des Mittelalters und führt nicht blofs in die mhd. höfische Dichtung hinein, sondern geht den einzelnen Stoffen, Motiven und Formeln auch auf den verschlungenen Pfaden der Didaktik und Legende nach, berücksichtigt das Fortleben einiger Züge der Heldensage und steigt in die Niederungen der Schwankdichtung hinab. Noch viel reicher an Ergebnissen für den Volksforscher ist der 3. Band, der neben einer Anzahl von Arbeiten zur neueren Litteraturgeschichte und zur Wortforschung vor allem die ganze Masse der bedeutenderen Aufsätze über Volkslied und Spruch, Rätsel und Sprichwort, über Aberglauben und Volksbrauch zusammenfafst. Kleinere Recensionen (auch methodisch bedeutsame, wie die über Varnhagens indisches Märchen) sind fortgeblieben, dafür aber vier kleinere Beiträge aus dem Nachlasse ganz neu gedruckt. Auch zwei Bilder des verewigten Altmeisters der Märchenforschung sind beigegeben, deren eines ihn in jungen Jahren, das andere als gereiften Mann darstellt. Dankbar nehmen wir die schöne Gabe hin und wünschen von Herzen, dafs die reichen Schätze, die hier aufgestapelt sind, zur Blüte der Wissenschaft beitragen mögen, der Reinhold Köhler sein ganzes, an Mühen und Erfolgen reiches Leben gewidmet hat.

Auch sonst ist auf dem Gebiete der Märchen- und Sagenforschung mancherlei gesammelt und verarbeitet worden. Die Sage von Robert dem Teufel hat Tardel in ihrer litterarischen Verwertung, z. B. bei Uhland und Schwab, bei Holtei und Raupach, bis zu ihrer Umgestaltung in Scribes Libretto der Meyerbeerschen Oper verfolgt; für die Volkskunde fällt dabei wenig ab. T. hat zwar in der Einleitung die Entwickelung der Sage in den Grundzügen wohl richtig angegeben, ist aber der Herkunft und Bedeutung der zahlreichen, abweichenden Motive in den alten französischen Fassungen nicht nachgegangen. Zu Grunde liegt jedenfalls ein französisches Volksmärchen, das aus zwei weitverbreiteten Motiven oder Motivgruppen zusammengesetzt ist: 1) Kinderlose Eheleute versprechen dem Bösen die Seele des Kindes, zu dem er ihnen verhelfen soll; dem Sohn gelingt es später, sich zu retten. 2) Ein Sohn vornehmer Eltern, der Ungehorsams wegen in die Ferne gehen mufs, lebt in niedriger Stellung bei einem Könige, dessen Tochter schliefslich seine Gemahlin wird. (Sog. 'Grindkopf-Märchen', mit Zügen aus 'Aschenputtel'.) Die gezwungene Erniedrigung konnte natürlich von asketischen Predigern, die volkstümliche Erzählungsstoffe zu Beispielen verarbeiteten, in eine gewollte Bufse eines früher ver-

stockten Sünders verwandelt werden; so bei dem Dominikanermönch Etienne de Bourbon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Allmählich mag dann die Geschichte vom anfangs räuberischen, dann bekehrten Fürsten auf das gefürchtete normannische Herrscherhaus übertragen worden sein. Ob freilich unter Robert dem Teufel gerade Robert Guiskard verstanden werden müsse, wie Borinski will, scheint auch mir zweifelhaft. Ebenso hat T. unrecht, wenn er in dem Anfang der Sage, von dessen oben erwähnter selbständiger Existenz als Märchen er nichts zu wissen scheint, die kirchliche Umwandlung eines ursprünglich 'dämonischen' Ursprungs in einen 'diabolischen' sieht, etwa in Anlehnung an die Merlinsage. Mit seiner Arbeit ist jedenfalls der interessante Gegenstand durchaus noch nicht erschöpft. Ungemein viel eingehender hat St. Hock den Vampyrglauben der südslavischen Völker, die Verbreitung der Sagen vom blutsaugenden Gespenst bei den westlichen Stämmen und ihre Verwandtschaft mit anderen volkstümlichen Vorstellungskreisen (Seelenglaube, Nekrophilie u. s. w.), endlich ihre Einwirkung auf die Litteratur (Goethes 'Braut von Korinth') auf Grund umfassenden Materials sorgfältig untersucht.

Was die Sammlung des Materials anlangt, so sind seit unserem zusammenfassenden Berichte einige mehr oder minder wertvolle Neuigkeiten erschienen. Zu der Henningschen Übersetzung des für unsere Märchenwelt überaus wichtigen, arabischen Werkes '1001 Nacht' sind die vorgesehenen Nachtragsbände herausgekommen, so dafs wir nunmehr das gesamte Material in einer Vollständigkeit, Genauigkeit und Bequemlichkeit beisammen haben, wie es uns niemals früher geboten war. Eine überaus wertvolle Ergänzung hat auch Arnasons isländisches Sagen- und Märchenwerk durch Thorkelssons fleifsige, ergebnisreiche und sorgfältige Nachlese erfahren, die für den versprochenen zweiten Band das Beste erwarten läfst. Vor allem Ortssagen und Legenden sind stark vertreten. Auch Jacobsens ausgezeichnete Arbeit liegt noch nicht abgeschlossen vor. Die 2. Lieferung bringt den Abschlufs der Sagen und den Anfang der Märchen. Das Werk ist in methodischer Hinsicht und seinem Inhalte nach so bedeutend, dafs wir nach seiner Vollendung ausführlich darauf zurückzukommen hoffen.

Das gleiche Lob können wir zwei, im Frankeschen Verlage in Leipzig erschienenen, sauber und gefällig ausgestatteten und für populäre Zwecke zweifellos dienlichen Sammlungen in wissenschaftlicher Hinsicht nicht erteilen. Königs 'Thüringer Sagenschatz' geht, mit hübschen Bildern geziert, schon zum zweitenmal in die Öffentlichkeit. Die 4 Hefte bringen in zusammenhängender Erzählung die Sagen von Friedrichsroda, von Ruhla, vom Hörselberge und von Waltershausen. Leider aber sind die Texte nicht im Stil des Volkes, in genauer Wiedergabe des Wortlautes mitgeteilt, sondern in litterarischer Überarbeitung. Aus demselben Grunde ist auch R. Eckarts Werk für die Wissenschaft so gut wie wertlos, zumal es auf älteren, besseren Quellen beruht, die dem Forscher nicht verschlossen sind (Bechstein, Kuhn und Schwartz u. s. w.). Unmittelbar

aus archivalischen Quellen schöpft Geyer, und insofern ist seine Sammlung für die Lokalgeschichte sicherlich von hohem Werte. Der Volkskunde wird weniger Nutzen daraus erwachsen, da der Verfasser die lebende, mündliche Überlieferung gar zu wenig herangezogen hat. Rüstigen Fortgang hat die klassische Sammlung von Reiser genommen, der nun Sitten und Bräuche in gleicher Reichhaltigkeit und mit derselben Genauigkeit und Schlichtheit vorführt wie früher die Sagen des Allgäus. Gute Illustrationen erhöhen den Wert des durchaus zuverlässigen Buches.

Sagen und Sitten werden auch in einer trefflichen, amerikanischen Arbeit behandelt, die hier Erwähnung finden mufs, weil sie uns den Beweis dafür giebt, mit welcher sicheren Handhabung der Methode und mit wie staunenswerter Sachkenntnis und Quellenbeherrschung jenseits des Oceans unsere Wissenschaft betrieben wird. Lawrence breitet nicht nur die Fülle abergläubischer Meinungen und Bräuche, die bei den verschiedensten Völkern an das Hufeisen angeknüpft werden, vor uns aus, wobei eine Menge von Nebensachen kurz berührt oder ausführlich erörtert werden, er untersucht auch die verschiedenen folkloristischen Elemente, aus deren Zusammenwirken sich die abergläubische Verehrung des Hufeisens mit Notwendigkeit ergeben mufste; seine eigentümliche, symmetrische Form stellte es von vornherein in eine Linie mit verwandten symbolischen Zeichen, seine Läuterung im Feuer gab ihm bei vielen Stämmen etwas Geheimnisvolles, sein Verfertiger, der Schmied, ist von jeher eine hochgeachtete, in Sage und Heiligenlegende, wie auch im Volksmärchen gern verwandte Gestalt gewesen, und sein Träger, das Pferd, spielt in der Mythologie und im Aberglauben eine grofse Rolle. Bücher, wie das vorliegende, sollte man in Seminarübungen methodisch zergliedern lassen, damit es auf die gleich gründliche Behandlung gleich wichtiger und verwandter Themata kräftig anregend wirke. So wäre der dankbare Gegenstand, den Wigand in seinem Büchlein mit dem unappetitlichen Titel behandelt, einer erneuten Bearbeitung nach jenem Muster wert, wobei denn vor allem, was W. nicht gethan hat, volkstümliche und litterarisch überlieferte, gelehrte und laienhafte Ausdrücke streng zu scheiden wären. Gleich dilettantisch, aber weit angenehmer zu lesen und darum für die Einführung der Volkskunde in weiteren Kreisen wohl geeignet, sind die 'Streifzüge' von Knortz, der als Schulsuperintendent zu Evansville (Indiana, U. St.) besonders vertraut mit dem deutsch-amerikanischen Volkstum ist und eifrig für unsere Wissenschaft wirkt. Ihr hat er auch eine knappe, durchaus empfehlenswerte Übersicht gewidmet, deren einzelne Punkte in teils einfach Material sammelnden, teils aber auch gehaltvollen, anregenden Anmerkungen weiter ausgeführt werden. Gefährlich freilich können K.'s leichtere Arbeiten da wirken, wo sie sich auf mythologisches Gebiet wagen, den Tummelplatz des echten Dilettanten, der die allertiefsten und schwierigsten Fragen, die unsere germanische Philologie aufzustellen hat, im Handumdrehen lösen zu können glaubt. Ich bedaure herzlich, Siecke trotz seiner jahrelangen, eingehenden Beschäftigung mit dem Götterglauben unserer Vorfahren nicht viel höher einschätzen zu können. Seine

'Methode', die er früher in Einzelabhandlungen praktisch übte, sucht er nun theoretisch in Briefform zu rechtfertigen; wir halten selbst diese Form für unglücklich, denn auch die Einwände und Bedenken, die der fingierte Korrespondent erhoben haben soll, sind aus S.'s subjektiven Anschauungen heraus so formuliert, dafs er sie leicht über den Haufen rennen kann. Diese 'mythologischen Briefe' sind vielleicht noch temperamentvoller, aber bei weitem nicht so klar geschrieben wie jene von J. H. Vofs, von denen Titel und Form entlehnt sind. Auch stören die hypermodernen Anspielungen auf Jesuitengesetz, Gymnasialreform u. dgl. die ruhige Diskussion. Was die Methode an sich betrifft, so gebe ich S. gern recht, wenn er Lipperts Seelenkulttheorie in ihre Schranken weist, aber er selber verfällt in denselben Fehler, wenn er so ziemlich alle mythologischen Gebilde auf Sonnen- und Mondmythen zurückführt, die nun ihrerseits sogar ineinander übergehen können. Es kommt hier blofs auf den Standpunkt an: bei einiger Geschicklichkeit kann man überall Anknüpfungspunkte finden und je nach Belieben oder vorgefafster Meinung sämtliche Mythen auf den Wind oder das Gewitter oder die Gestirne, auch auf das Wasser u. a. zurückführen. Immer geistvoll und anregend, hie und da das Richtige treffend, oft genug willkürlich in den Deutungen und verworren in den Kombinationen, kann das Werk dem der Volkskunde Beflissenen nur mit Vorbehalt empfohlen werden.

Soviel zur Volksdichtung in Lied und Sage. Wir weisen unsere Leser, die uns durch so viel mannigfach verschlungene Pfade freundlich gefolgt sind, zum Schlusse noch auf ein ganz vortreffliches und hervorragend schönes Werk hin, das des höchsten Lobes würdig ist und manchem unter uns ein volkskundliches Museum ersetzen mufs: Kretschmers Trachtenwerk, das in seiner zweiten, billigen Ausgabe dazu bestimmt ist, unsere Bestrebungen auch in die Familien hineinzutragen. Selbst die Schule wird an einem so ausgezeichneten Unterrichtsmittel nicht achtlos vorübergehen, zumal den farbenprächtigen Tafeln, die alle deutschen Stämme vorführen, jedesmal ausführliche und sachkundige Erläuterungen beigefügt sind.

So blüht und treibt es allenthalben in unserer jungen Wissenschaft, und hoffnungsfreudig darf ein jeder, dem sie ans Herz gewachsen ist, in die nächste Zukunft blicken.

Würzburg. Robert Petsch.

The Christ of Cynewulf. A poem in three parts, the Advent, the Ascension, and the Last Judgment translated into english prose by Charles Huntington Whitman, fellow in English of Yale University. Boston, 1900.

Den bisherigen englischen Übersetzungen von Cynewulfs *Christ* durch Thorpe in seiner Ausgabe des *Codex Exoniensis* und durch Gollancz in seinen beiden Ausgaben des *Christ* stellt sich hiermit eine neue Übersetzung, und zwar in ungebundener Rede, zur Seite. Sie wurde unter-

nommen auf Veranlassung von Professor Albert S. Cook, an dessen Ausgabe des *Christ* sie sich im Text und in der Interpunktion anschliefst. Es war dem Verfasser darum zu thun, *'to combine faithfulness with literary quality'*, und es mufs gesagt werden, dafs er sich seiner Aufgabe in anerkennenswerter Weise erledigt hat. Die Übersetzung wird dem gebildeten Laien in einer angenehmen Form die Kenntnis des altenglischen Gedichtes vermitteln können, aber auch dem Fachmann eine nicht unwillkommene Beigabe sein.

Berlin. Heinrich Spies.

Old English Glosses edited by Arthur S. Napier (Anecdota Oxoniensia: mediaeval and modern series, part XI). Oxford, 1900. XL, 302 S.

Seit der Publikation des Wright-Wülckerschen Glossenwerkes (1883) haben wir keine so umfangreiche zu verzeichnen wie die vorliegende, aber es giebt auch, was gleich hervorgehoben sei, kaum eine, die ihr an Sauberkeit der Ausführung und Zuverlässigkeit des gebotenen Materials gleichkommt. Alle Fachgenossen werden dem Herausgeber für die ebenso schwierige wie entsagungsvolle Arbeit Dank wissen. Von den Schwierigkeiten, die bei der Bearbeitung der Glossen zu überwinden sind, wird uns in der Einleitung ein anschauliches Bild entworfen. Zunächst kommt es vor, dafs der Glossator nicht das Lemma selbst, sondern die lateinische Glosse dazu übersetzt. Oft schreibt er nur einige Buchstaben der Glosse hin,[1] darauf vertrauend, dafs die Leser das Fehlende ohne weiteres werden ergänzen können; gerade dadurch aber ist eine Reihe von Worten in den Lexiken falsch angesetzt worden. Eine weitere Quelle von Irrtümern liegt darin, dafs die Glosse nicht über dem Worte steht, zu dem sie eigentlich gehört, sondern da, wo gerade Platz war, sei es auf dem Rande, unter der Zeile oder über dem nächsten Worte. Sehr häufig haben sich falsche Formen eingeschlichen, indem entweder ein Schreiber in alter Zeit oder spätere Herausgeber die Vorlage schlecht gelesen haben. Auf das Konto der letzteren kommt es meist, wenn zwei Worte als eines gedruckt werden oder ein Wort in zwei zerlegt wird. Dann finden wir auch, dafs der Glossator das Lemma gar nicht verstanden oder nur einen Teil des Wortes wiedergegeben hat, daher dann falsche Bedeutungen in den Wörterbüchern verzeichnet werden. Ferner haben wir es mit Fällen zu thun, wo der Glossator mehr den ganzen Zusammenhang als den Sinn der einzelnen Worte im Auge hat, also eine ungenaue oder unvollständige Übersetzung bietet, was wiederum allzu häufig zu Mifsgriffen Veranlassung giebt. Endlich wird die Aufgabe des Herausgebers dadurch erschwert, dafs manche Glossen in das Pergament mit der Feder eingeritzt, also nur schwer oder gar nicht zu lesen sind. Napier handelt über diese 'scratched glosses', die er mit Recht in den meisten Fällen unberücksichtigt gelassen

[1] 'Merography' nennt dies Logeman (Angl. 13, 29).

hat, in seiner Einleitung (p. XXXIII); dort giebt er auch in der Anmerkung eine ganze Reihe von Proben solcher Glossen. Im ganzen sieht man also: es sind der Fallstricke gar viele, in die der Herausgeber geraten kann.

Nun zu dem eigentlichen Inhalt des Buches. Die Einleitung giebt zunächst eine Beschreibung der benutzten Handschriften, sodann einen Überblick über deren Verhältnis zueinander, soweit sie die Werke Aldhelms betreffen; dieser Autor, zumal seine Schrift 'de laudibus virginitatis', ist nämlich in erster Reihe von den Glossatoren berücksichtigt worden.[1] Das ist auch sehr erklärlich, wenn man die dunkle und geschraubte Ausdrucksweise Aldhelms und seine Vorliebe für selten gebrauchte Worte in Betracht zieht. Speciell das eben erwähnte Buch von ihm, das ursprünglich für Nonnen bestimmt war, deren schwache Kenntnisse des Lateins noch mehr der Nachhilfe bedurften, ist in der Brüsseler Handschrift schon durch den breiten Zwischenraum zwischen den Zeilen darauf angelegt, glossiert zu werden (Mone, Quellen und Forschungen, 324). Doch auch andere Werke von ihm sind hier vertreten, vor allem die Rätsel und die Schrift 'de octo principalibus vitiis'. Was wir sonst gedruckt finden, steht an Umfang und wohl auch an Bedeutung hinter dem oben Erwähnten zurück, obschon z. B. die Publikation von Aelfric Bata's Version von Aelfric's Colloquium als dankenswert hervorgehoben werden mag. Manchmal handelt es sich nur um zwei oder drei Glossen zu einem Schriftsteller. Einzelnes hat übrigens Napier schon früher veröffentlicht, wie z. B. die Glossen zu Aldhelm 'de laudibus virginum' (Nr. 18 B), die zu 'Isidorus contra Judæos' (Nr. 40) und die mercischen Glossen zu 'Priscian u. Donatus' (Nr. 53) und die 'Glossæ in Psalmos' (Nr. 54).

Die meisten Glossarien gewähren für grammatische Untersuchungen wenig Stoff; zeigt doch die grofse Mehrzahl die Sprachformen der spätwestsächsischen Periode. Eine Ausnahme bildet die hochwichtige Digby-Handschrift [D] aus dem 11. Jahrhundert, das umfangreichste Stück von allen, denn es enthält rund 5500 Glossen, mehr als alle übrigen zusammen genommen. Diese Handschrift ist aufs engste verwandt mit der schon genannten in Brüssel [H], deren Glossen Bouterwek in der ZfdA. Bd. IX herausgegeben hat, so zwar, dafs sie beinahe Wort für Wort übereinstimmen. Beide sind stark mit kentischen Formen durchsetzt, H allerdings mehr als D; D hat übrigens in vielen Fällen H gegenüber die bessere Lesart. Mit diesen beiden bildet eine Gruppe die Hds. Royal 6 B VII. Sie geht auf denselben Archetypus zurück wie die gemeinsame Vorlage für D und H, die in ihr stehenden Glossen sind aber frei von den für jene charakteristischen Kenticismen. Dieser Gruppe steht eine andere, ebenfalls aus drei Handschriften bestehende gegenüber: die Salisbury-Glossen (herausgegeben von Logeman: Angl. XIII, 26) und Nr. 7 und 8

[1] Ein merkwürdiges Gedicht über ihn, halb englisch, halb lateinisch, hierin also den Schlufsversen des Phönix ähnlich, ist in der Einleitung p. XIV gedruckt. Die Handschrift (im Corpus Christi College, Cambridge) stammt aus dem 10. Jahrhundert; die Verse, welche eine Reihe griechischer Worte enthalten, wird man sich wesentlich früher, etwa in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts, entstanden denken müssen.

bei Napier (Ms. Royal 6 A VI bew. 5 E XI). Aber obwohl diese Gruppe im wesentlichen selbständig ist, hat sie doch mit der ersten beinahe 100 Glossen gemeinsam. Dies Verhältnis scheint darauf hinzudeuten, daſs die Schreiber der Vorlagen für beide Gruppen aus einer Quelle geschöpft haben. Zu sprachlichen Bemerkungen bietet diese zweite Gruppe keinen Anlaſs. Auſser den genannten haben nur noch zwei Handschriften dialektische Besonderheiten aufzuweisen: das Ms. Philipps 8071 (Nr. 11), wo ebenfalls kentische Spuren sich zeigen, und die Glossen aus einer Handschrift im Vatikan (Nr. 54), die northumbrisch sind.

Der Hauptteil und eigentliche Kern von Napiers Ausgabe, der Abdruck der verschiedenen Glossen, ist von umfangreichen Anmerkungen auf jeder Seite begleitet, die viel Neues bringen. Wir empfangen hier Belehrung nicht nur über die richtige Form, Bedeutung und Geschlecht vieler Wörter, nicht nur erhält der Wortschatz des Altenglischen eine ansehnliche Bereicherung, sondern es werden auch eine Reihe sogenannter 'ghost words' nachgewiesen, die am Schluſs des Bandes überdies in einem besonderen Index zusammengestellt sind. Gleichzeitig erfahren damit alle Lexika von Somner und Lye bis auf Clark Hall und sogar gelegentlich das von Sweet notwendige Berichtigung. Es sei mir gestattet, hier einige wenige Bemerkungen vorzubringen, die sich mir bei der Durchnahme dieses Teiles ergeben haben. Nur an einer Stelle möchte ich Widerspruch erheben. S. 3, gl. 76 bietet die Digby-Handschrift cnawene, wo das erste n an Stelle eines ausradierten w steht. Napier fragt in der Anmerkung: 'Had the glossator the form cwawene in mind?' und scheint geneigt, das Eintreten der Lautgruppe cw für cn als Kennzeichen des kentischen und ostanglischen Dialektes anzusehen (vgl. auch Introd. p. XXX). Er citiert für diese Beobachtung Kluge (E. St. IX, 36) und Zupitza (ZfdA. XXI, 27). Nun sagt allerdings Kluge a. a. O. etwas Ähnliches; aber auf Zupitza kann man sich nicht berufen, denn in einer Anmerkung auf p. 18 desselben Bandes, wo es sich um die Verschreibung đriostrie für điostrie handelt, warnt er davor, aus einem solchen Schreibfehler auf das wirkliche Vorhandensein dieses Wortes zu schlieſsen (wie es Grein in seinem Wörterbuch II, 598 gethan hatte), und ebenda verwirft er auch die wiederholt belegte Form oncwawan für oncnawan, deren Entstehung übrigens unschwer zu erklären ist. Für das erste n wurde nämlich in den älteren Handschriften gelegentlich aus Versehen ein u geschrieben, an dessen Stelle trat dann später das bekannte Zeichen für w. Irgend ein Lautgesetz darf man aus diesem rein graphischen Vorgange nicht erschlieſsen; auch wäre es vom Standpunkt der Phonetik aus nicht abzusehen, wie cn in cw übergehen könnte. — 2828 Anm. Hier fehlt bei dem Citat aus Holders Prudentiusglossen die Angabe der Stelle, wo sie zu finden ist (Germ. 23, 294a). — 1, 3001 alternis vicibus, stemnum gewrixlum. Hier wäre doch vocibus zu lesen, wie auch 2, 136: vicibus stempnum. — 3564, Anm. lies 2, 13 statt 2, H. Die Formen gingivis und genuinis sind von den Glossatoren öfters verwechselt worden (723 wie 2, 13 ist doch wohl gingivis die richtige Lesart mit Rücksicht auf die

ae. Glosse). — 4, 3 Anm. lies 2050 statt 5050. — 8, 283 Anm. ist das Citat aus der Benediktinerregel verdruckt: lies ege and hoga. — 33, 2 arridet, ongrynt odde ongratad. Napier kann die Glossen nicht erklären; ich möchte wenigstens einen Versuch dazu machen. Ongrynt setze ich gleich ongrîned; grînan (grinsen) wäre aus ne. to grin zu erschliefsen, das übrigens schon im Me. vorkommt (vgl. auch ahd. grînan: N. E. D. 4, 424 b). Für ongratad lese ich ongrânad (stöhnen, grinsen; vgl. Kluge s. v. greinen). — 56, 150 extorqueo ieora. Hier vermutet der Recensent im Athenæum vom 5. Jan. 1901 für ieora: ic drawe. Dies erscheint mir etwas bedenklich; man möchte eher an heora denken und annehmen, dafs die Glosse nicht über dem zugehörigen Worte steht. Leider ist der lateinische Text (es handelt sich um Aelfric Bata's Version von Aelfric's Colloquium in einer Handschrift des St. John's College in Oxford) noch ungedruckt. — Schon oben wurde bemerkt, dafs die Glossen häufig nicht vollständig ausgeschrieben sind. Die allermeisten Worte hat Napier glücklich ergänzt, bei einigen aber hat er es aus nicht ersichtlichen Gründen unterlassen, z. B. 1, 1439; 4, 70; 5, 14; 7, 156.

Soviel über diese Dinge, die ich mir bei der Durchsicht notiert habe. Man sieht, es sind nur Kleinigkeiten, die den Wert des Buches nicht im mindesten beeinträchtigen. Ausführliche und zuverlässige latein. und ae. Indices bilden den Schlufs.

In seinem Vorwort spricht der Herausgeber die Ansicht aus, eine Sammlung der ae. Glossen werde an Umfang kaum die der ahd. Glossen erreichen. Mag dem sein wie ihm wolle, jedenfalls sind noch lange nicht alle Glossenhandschriften benutzt oder auch nur bekannt. Während des Druckes hat Napier selbst noch Nachricht von zwei Handschriften erhalten, und ich möchte hier auf zwei weitere aufmerksam machen: einmal Ms. Royal 2 A XX (von Liebermann, Archiv 105, 369, erwähnt) und dann die Escurialhandschrift E II 1 (vgl. Schepps a. a. O. 94, 157).

Hoffentlich kommen wir bald in die Lage, Napier für eine ähnliche Publikation unseren Dank abstatten zu können, die an Wert der vorliegenden gewifs nicht nachstehen wird.

Berlin. Georg Herzfeld.

Bonner Beiträge zur Anglistik, herausgegeben von Professor Dr. M. Trautmann. Heft V. Sammelheft. — Untersuchungen zur altenglischen Genesisdichtung. Von Dr. Hans Jovy. — Versbau und Sprache in Huchowns Morte Arthure. Von Dr. Franz Mennicken. — The author of Ratis Raving. By John T. T. Brown. — Zur Berichtigung und Erklärung der Waldhere-Bruchstücke. Von Moritz Trautmann. — Bonn, P. Hansteins Verlag, 1900. 192 S. Preis M. 4,80.

I. Jovys Untersuchungen zur Altenglischen Genesis (S. 1—32) zerfallen in folgende Abschnitte: 1) Der Verfasser des Gedichtes. 2) Die Heimat desselben. 3) Die Zeit der Entstehung. 4) Textkritisches.

Bezüglich des Verfassers schliefst sich Jovy der Ansicht ten Brinks an, dafs uns in der Genesis wahrscheinlich ein fragmentarisches und lückenhaft überliefertes (?), im einzelnen vielfach verderbtes, sprachlich erneuertes und modifiziertes Werk Cædmons vorliege; Stil und Ton trügen die Merkmale eines hohen Alters, einer beginnenden, nicht verfallenden Kunst (S. 4). Aufser den schon von Sievers als spätere Interpolation nachgewiesenen Versen 235—851 scheidet Jovy, teils aus sprachlichen, teils aus metrischen Gründen, noch zwei Abschnitte als das Werk eines späteren gelehrten Kompilators aus: V. 1055—1254 und V. 1601—1701, enthaltend die Geschlechtertafeln von Adam bis Noah und wieder von Noah bis Abraham. Am beweiskräftigsten für die Annahme einer nachträglichen Einschiebung dieser beiden Stellen scheint mir der S. 7 von Jovy untersuchte Gebrauch des schwachen Adjektivs in Verbindung mit dem Substantiv ohne Artikel zu sein. Durch die Betrachtung der übrigen Teile der Genesis (V. 1—234 Erschaffung der Welt, 852—1055 Vertreibung aus dem Paradiese und Brudermord Kains, 1253—1601 Noahlied und 1701—2935 Abrahamlied) kommt Jovy zu der Annahme, dafs diese Abschnitte wegen ihrer weitgehenden metrischen und stilistischen Übereinstimmungen von einem gemeinsamen Verfasser herrühren müssen. Doch sind meines Erachtens die S. 10—19 angeführten stilistischen Ähnlichkeiten weder nach Art noch Zahl auffallend genug, um mit Notwendigkeit auf einen solchen schliefsen zu lassen. Bei der Formelhaftigkeit der germanischen Stabreimdichtung wären derartige Übereinstimmungen auch bei verschiedenen Verfassern durchaus natürlich.

Dagegen dürften die Gründe, die Jovy in Kap. II für Nordhumberland als die Heimat des Dichters und in Kap. III für die Entstehungszeit der Genesis beibringt (welch letztere er zwischen Beowulf und Andreas setzt), diese Annahmen so sicher beweisen, wie sich dergleichen irgend beweisen läfst.

Den Schlufs der Abhandlung bilden einige zum Teil recht ansprechende textkritische Bemerkungen und Konjekturen zu den Versen 7 ff., 47 f., 116, 1482a, 1626 ff., 1759, 1852, 1911, 2380, 2556 f., 2905 ff. in Grein-Wülkers Ausgabe.

II. Der zweite Teil des Sammelheftes enthält S. 33—144 eine eingehende Untersuchung über Versbau und Sprache in Huchowns Morte Arthur. Gegenüber der allgemeinen Auffassung, dafs in den stabenden Dichtungen des 14. und 15. Jahrhunderts jeder Halbvers zwei, jede Langzeile also vier Hebungen habe, während die Senkungen im grofsen und ganzen frei seien, sucht der Verfasser, Dr. Franz Mennicken, die Ansicht Trautmanns zu verteidigen, wonach der Vers jener Gedichte ein Siebentakter sei, dessen erste Hälfte vier und dessen zweite Hälfte drei Takte enthalte. Er legt seiner Arbeit Huchowns Morte Arthure in der von E. Brock 1871 für die E. E. T. S. besorgten Ausgabe zu Grunde. An die metrische Untersuchung schliefsen sich eine kurze Darstellung der Formenlehre und einige Bemerkungen zum Texte des Gedichtes.

III. Brown giebt in seiner kurzen Abhandlung: 'The Author of Ratis

Raving' zunächst eine Beschreibung der Cambridger Handschrift Kk. 1. 5., welche u. a. eine Reihe von lehrhaften Gedichten enthält, darunter: Advice of a Father to his Son (Ratis Raving), und unmittelbar darauf folgend: The foly of fulys and the Thewis of Wysmen; Consail and Teiching at the vys man gaif his sone; The Thewis of Gud women, sämtlich herausgegeben von Lumby für die E. E. T. S. Nr. 43. — Die ersten drei dieser Gedichte sind von dem Schreiber als eine in drei Bücher eingeteilte Abhandlung geschrieben, während das vierte, The Thewis of Gud women, für sich allein steht. Nach Browns Ansicht lassen alle vier Gedichte auf Grund ihres Wort- und Phrasenschatzes, ihrer Reime und ihres Inhalts mit einiger Wahrscheinlichkeit auf einen gemeinsamen Verfasser schliefsen, also auf Rate, der in dem Schlufssatze des ersten Gedichtes von dem Schreiber als Verfasser genannt wird:

Now pene I pray thé rest thé here
For now is endyt this matere
The quhilk is ratis raving cald:
Bot for na raving I it hald
Bot for rycht rys and gud teching, u. s. w.

Ebenso nennt sich mit den Worten *'quod Rate'* bei drei von Horstmann in dem Buche 'Altenglische Legenden, Neue Folge' herausgegebenen Gedichten (sämtlich aus dem Ms. Ashmole 61) Rate als Verfasser, und zwar in: 'The Legend of St. Margaret' *(Old and zong that here be . .)*, in 'A Legend of the Crucifix' *(Bytwyx two knyghtes bezond the se . .)* und endlich in 'The Stasyons of Jerusalem'. Auch hier hat Brown den Eindruck erhalten, dafs charakteristische Merkmale der Sprache und Metrik auf denselben Rate wie bei den vier genannten Gedichten der Cambridger Handschrift hinweisen. Aus derselben Handschrift Ashmole 61 hat Furnivall in seiner Ausgabe von 'The Booke of Precedence' (E. E. T. S.) drei Gedichte *(How the Goode Wyfe taucht hyr Douchter, How a Wyse Man taucht hys Sone, Stans puer ad mensam)* mit dem Zusatz *'quod Kate'* veröffentlicht. Dies *'quod Kate'* ist aber, wie Brown sich durch Einsicht in die Handschrift überzeugt hat, ein Versehen des Herausgebers; in Wirklichkeit steht in der Handschrift *'quod Rate'*. Denselben Zusatz *'quod Rate'* konstatiert Brown noch bei 13 anderen Gedichten des Ms. Ashmole 61, deren Titel er S. 152 anführt. Die an und für sich schon sehr wahrscheinliche Annahme eines und desselben Rate als Verfassers aller dieser Gedichte der Handschrift Ashmole 61 und der erwähnten vier Gedichte der Cambridger Handschrift Kk. 1. 5 sucht Brown nun noch aus sprachlichen und metrischen Gründen zu erweisen. Nur scheint mir hier die von ihm u. a. angeführte, in den Gedichten vorherrschende Vorliebe für den Schlufs *'Amen, amen for cherytte'* gar nichts zu beweisen, da diese Formel im Me. bei so vielen Dichtern gäng und gäbe war. Unter den von ihm hervorgehobenen inhaltlichen Beziehungen zwischen den beiden Handschriften ist besonders die S. 155 f. erwähnte Anspielung auf (bezw. Abhängigkeit von) Matteo Palmieri von Florenz (1405—1475) interessant und wichtig.

Wer war nun dieser Rate, der vermutlich als der Verfasser aller der genannten Gedichte anzusehen ist? Brown (S. 150 ff.) identifiziert ihn mit David Rate, dem Beichtvater Jakobs I., ohne sich freilich selbst zu verhehlen, dafs die von ihm beigebrachten Gründe vorläufig noch nicht ausreichen, um seine immerhin nicht unwahrscheinliche Annahme mit Sicherheit zu beweisen. Jedenfalls kann man den Ergebnissen seiner interessanten und scharfsinnigen Untersuchung durchaus zustimmen, wenn er dieselben zum Schlusse in folgende bescheidene und zurückhaltende Form kleidet: 'The issue thus raised divides itself into two branches — (1) the common authorship of the Rate poems in the Scottish and English manuscripts, Cambridge Kk. 1. 5, and Ashmole 61; and (2) David Rate's claim to be regarded as the author. On neither branch has there been any attempt to make a definite pronouncement. Before that is possible, it appears to me, there must be a thorough examination of all the poems and a careful collation of many manuscripts. But if what is here advanced be enough to awaken interest and stimulate inquiry, my purpose in writing will have been attained.'

IV. Der letzte Aufsatz des inhaltreichen Sammelheftes, 'Zur Berichtigung und Erklärung der Waldhere-Bruchstücke', ist veranlafst durch Holthausens dankbar zu begrüfsende Ausgabe (Die Altenglischen Waldhere-Bruchstücke. Mit 4 Autotypien. Göteborg, 1899). Nach ausführlichen bibliographischen Angaben druckt Trautmann Holthausens Umschriften und berichtigten Text ab, fügt dann S. 170—183 eine ganze Reihe textkritischer Bemerkungen und Besserungsvorschläge hinzu und giebt S. 184—187 den Text der beiden Bruchstücke, wie er seines Erachtens zu gestalten ist, nebst einer wohlgelungenen stabreimenden Übersetzung.

Berlin. Albert Herrmann.

Jacob's well, An englisht treatise on the cleansing of man's conscience. Edited from the unique ms. about 1440 a. d. in Salisbury Cathedral by Dr. Arthur Brandeis. Part I. London, 1900. (Early English Text Society 115.) 10 sh.

Brauchbare Ausgaben von Prosa-Handschriften des 15. Jahrhunderts sind nicht gerade sehr häufig, und doch thut uns eine genauere Kenntnis dieser Epoche besonders not; wer die mannigfachen Fäden entwirren will, die sich von der mittelalterlichen Litteratur zu den Schöpfungen der Renaissance schlingen, und wer über die Entstehung der englischen Schriftsprache helleres Licht zu verbreiten sucht, ist in erster Linie auf jene interessante Übergangszeit angewiesen.

Renaissanceelemente scheint allerdings das neu herausgegebene Werk nicht zu enthalten. Es ist eine mittelalterliche Allegorie, im Stile der mittelalterlichen Erbauungslitteratur zu Tode gehetzt: Jakobs Brunnen, gefüllt mit schmutzigem Wasser, ist die menschliche Seele und mufs durch Bufse gereinigt werden. Dafs der Verfasser jede Sünde mit dem

Schlamm an einer bestimmten Ecke des Brunnens identifiziert und jeder Ecke eine bestimmte Zahl von Fundamenten (so verstehe ich *fote*) anweist, die nun ihrerseits wieder mit kleineren Sünden identifiziert werden, ist ein Zeichen seines noch durchaus mittelalterlichen Geschmacks, und dies Bild geht durch. Kirchliche Vorschriften und Ermahnungen, namentlich zum eifrigen Zehntengeben (man denkt an die Lollarden!), wechseln mit mehr oder weniger erbaulichen Geschichten, oft genug krassen Wunderberichten. Der Verfasser wirkt hier und an anderen Orten mit recht groben Mitteln auf sein Publikum: wer keine Zehnten giebt, ist nicht nur verflucht, sondern dreifsigmal verflucht; durch ein ergötzliches Rechenexempel weifs er diese furchtbare Drohung glaublich zu machen. In der Wahl seines Ausdruckes begegnet ihm öfters bedenkliches Mifsgeschick: er zählt die Verwandtschaftsgrade auf, die eine Heirat verbieten und erlauben — unter letzteren befindet sich das Verhältnis zwischen dem Hörer und der Urenkelin seiner Enkelin! Dies braucht nicht als Spafs gemeint zu sein; bei der Schwerfälligkeit seines Stils, seinen langen Perioden, der schleppenden Wiederholung desselben Satzanfanges ohne jede Abwechselung ist dem Verfasser eine gewisse Trägheit des Denkens wohl zuzutrauen.

Die Einleitung zum vorliegenden ersten Bande sagt über den Autor nur recht wenig: sie beschränkt sich darauf, den Inhalt des Werkes anzudeuten und es in die einschlägigen Kategorien der Litteraturgeschichte einzuordnen; darauf wird die Frage nach Quellen und Verfasser gestreift und die Handschrift beschrieben; eingehend wird nur die Frage nach dem Alter des Ms. behandelt. Ich glaube, über den Charakter des Verfassers und seines Publikums liefse sich doch vielleicht noch mehr ermitteln. Weshalb werden auch Verordnungen und Ermahnungen für Geistliche erwähnt, die für weltliche Zuhörer wenig oder kein Interesse haben konnten? Deuten die nicht ganz seltenen englischen Bibelcitate auf eine Bekanntschaft mit Wycliffes Bibel? Auch die kulturgeschichtlichen Bilder, die der Prediger entwirft, verdienten wohl noch eingehendere Beachtung; es ist doch interessant, dafs Handwerker und Kaufleute ihren Zehnten vom Nettoertrag berechnen dürfen, für Bauern dagegen der Bruttoertrag als Mafsstab dient (S. 40, 56) u. s. w.

Die Sprache des Werkes wird ebenfalls nur gestreift, und zu einer sicheren Dialektbestimmung ist sie natürlich nicht zu verwenden. Doch ist mir aufgefallen, dafs sie im allgemeinen Wycliffe und Pecock weit näher zu stehen scheint als der hauptstädtischen Urkundensprache, und dafs südliche Elemente recht stark darin vertreten sind. Falls der Verfasser dem zweiten Bande ein Glossar beizugeben vorhat (und manche Ausdrücke bedürfen der Erklärung), richtet er sein Augenmerk hoffentlich auch auf Formen, deren Vorkommen für die Sprache des 15. Jahrhunderts bedeutsam ist.

Die Richtigkeit des Textes kann ich hier natürlich nicht prüfen. *beryin* S. 64 $_{9}$ dürfte Schreib- oder Druckfehler sein, ebenso *ȝist* S. 96 $_{30}$ statt *ȝif*, *þe* S. 97 $_{26}$ statt *þou* oder *be*. Dagegen ist *perlyous* S. 8 $_{15}$ (tilge

das sic!) unzweifelhaft die echte Lesart, sie findet sich auch in den Paston Letters I 114.

Grofs-Lichterfelde. Wilhelm Dibelius.

Mandell Creighton, The age of Elizabeth. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Philipp Aronstein, Oberlehrer am städtischen Progymnasium zu Myslowitz. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen. Preis zus. M. 1,50. 176 S. Hierzu ein Wörterbuch (86 S.). M. 0,80. Leipzig, Verlag von G. Freytag, 1900.

Es war gewifs ein guter Gedanke, dieses Werk des inzwischen (14. Januar 1900) im Alter von 58 Jahren verstorbenen Bischofs von London als Einleitung zur Shakespeare-Lektüre für die Schule zu bearbeiten. Der Herausgeber hat, um die für eine Schulaufgabe erforderliche Kürze zu erzielen, im wesentlichen einfach diejenigen Teile aus Creightons Geschichtswerk herausgenommen, die sich speciell mit englischer Geschichte befassen. Der Abdruck ist, soweit ich ihn durch Stichproben geprüft habe, korrekt; unbedeutende Änderungen sind eine notwendige Folge der Kürzung, und da es sich um kein wissenschaftliches Werk, sondern um ein Schulbuch handelt, brauchen sie nicht verzeichnet zu werden. — S. 57 19 lies *subjects*, S. 141 2 *Thomas a Becket*.

41 Seiten Anmerkungen geben hauptsächlich sachliche Erklärungen. Gegen diesen Teil der Ausgabe, der die Anmerkungen enthält, ist aber eine principielle Einwendung zu machen. Aronstein hat meines Erachtens in zahlreichen Fällen aus seiner Absicht, eine Einleitung zur Shakespeare-Lektüre zu schaffen, nicht die nötigen Konsequenzen gezogen. Denn dazu gehörte dafs er bei j e d e r sich nur bietenden Gelegenheit auch auf Shakespeare verwies, um dem Schüler auf Schritt und Tritt die Fäden zu zeigen, die Shakespeare mit der zeitgenössischen Litteratur und Geschichte verknüpfen. Wenn der Herausgeber befürchtete, den Umfang seiner Ausgabe zu sehr zu vergröfsern, so brauchte er nur ganz kurze Andeutungen zu geben und die weitere Erklärung dem Lehrer überlassen. Einige von den Fällen, die ich im Auge habe, seien im folgenden vorgeführt: Wenn der Herausgeber (zu S. 109 28) Holinshed als eine Quelle Shakespeares charakterisiert, hätte er es auch bei William Camden (zu 110 12) thun sollen. — Bei der Erwähnung von Ben Jonsons *Every man in his humour* (zu 126 2) konnte darauf aufmerksam gemacht werden, dafs Shakespeare 1598 in diesem Stück als Schauspieler aufgetreten ist. — Zu Greenes *Groatworth of Wit* (zu 118 21) waren der Beziehungen Shakespeares zu diesem Pamphlet zu gedenken. — Bei Machiavelli (zu 120 4) wäre es sehr passend gewesen, mit wenigen Worten auf die anderen machiavellistischen Charaktere in der elisabethanischen Litteratur und besonders in Shakespeares Dramen zu verweisen. — An der Stelle, wo von Medina Sidonia und der Vernichtung der Armada die Rede ist, konnte die bekannte Talbot-Scene in Heinrich VI. angeführt werden. — Wenn

bei der Besprechung von Francis Bacons Bedeutung (zu S. 113 12) die Bacon-Frage mit Stillschweigen übergangen wird, so kann man, vorausgesetzt dafs dies bewufst geschehen ist, darüber vielleicht verschiedener Meinung sein. Ich glaube, die Erwähnung würde nichts geschadet haben. — Aufserdem habe ich folgendes zu bemerken: In der Anmerkung zu Glasgow (zu 43 22) empfiehlt sich die Hinzufügung der Einwohnerzahl. — In der Note zu 46 5 über *shame and disgrace* heifst es statt 'Der Gebrauch zweier Worte' besser 'Der Gebrauch zweier Synonyma'. — In der Bemerkung über Archbishop Parker (zu S. 52 23) sollte auf Seite 109 des Buches verwiesen werden, wo Creighton ausführlicher von ihm spricht. Hier konnte auch gesagt werden, dafs sich die wertvolle Handschriftensammlung Parkers nun als ein Vermächtnis im Besitze des Corpus Christi College zu Cambridge befindet. — Die Anmerkung des Herausgebers zu 73 31 lautet: '*gown* ist ein Talar, ähnlich wie der unserer Richter und Geistlichen'; besser hiefse es: '*gown* ist ein nach dem akademischen Grade verschiedener Talar' etc. — Warum wird dem Schüler in der Anmerkung zu 109 15 der englische Ausdruck für reimloser Vers — blank verse — verschwiegen? — Bei der Bezeichnung der Aussprache der Eigennamen ist mit grofser Ungleichheit verfahren. Während bei ganz einfachen Wörtern, wie z. B. *Stirling* (S. 30 26) oder *Tudor* (S. 92 18), die Aussprache angegeben ist, sucht man sie bei schwierigeren Wörtern, wo sie viel nötiger gewesen wäre, vergebens. So möchte ich bezweifeln, ob dem Schüler die Aussprache von Wörtern wie *Fitzgerald* (77 21), *Cleopatra* (102 1) u. a. so geläufig ist, dafs sie eine nähere Angabe entbehrlich macht.

Das dem Bändchen beigegebene Wörterbuch von 86 Seiten schliefst nur ganz bekannte Wörter aus. Bei der Durchsicht ist mir folgendes aufgefallen: S. 16 wird die Form *cherubim* angeführt, ich habe nur *cherubin* im Texte gefunden; es liegt also entweder ein Druckfehler vor, oder die letztere Form ist vergessen worden. Versehen oder Druckfehler liegen ferner vor in der Angabe der Betonung bei den Wörtern *to correspónd* (nicht *córrespond*) und *Wéstmoreland* (nicht *Westmóreland*). — Das Wort *salt* habe ich in England nur noch mit der Kürze gehört, die auch Sweet angiebt. — *Literature* mit [-tj-] klingt geziert, besonders *signature* mit [-tš] gegenüber.

Die Ausstattung der Ausgabe ist die bekannte der Freytagschen Sammlung, schöner Druck, gutes Papier, dauerhafter Einband. Eine Karte von England scheint aus Creighton übernommen zu sein, sonst wäre zu wünschen, dafs die im Buch vorkommenden Orte auch wirklich auf der Karte verzeichnet würden. Das Titelbild zeigt uns die Königin Elisabeth, ich kann es nicht als sehr gelungen betrachten, man vergleiche nur dasselbe Bild in Mandell Creightons *Queen Elizabeth* (Ausg. London, 1899). Unangenehm aufdringlich und störend wirken die der Ausgabe und dem Wörterbuch vorgebundenen Reklameseiten der Verlagsfirma.

Wenn der Herausgeber seine Ausgabe bei einer Neuauflage einer Durchsicht unterzieht, wird er dessen Brauchbarkeit wesentlich erhöhen können.

Berlin. Heinrich Spies.

Shakespeares Tempest nach der Folio von 1623 mit den Varianten der anderen Folios und einer Einleitung herausgegeben von Albrecht Wagner. Berlin, Emil Felber, 1900. Preis (ungebunden) M. 2.

Dieses Buch — sauber und schön gedruckt auf gutem Papier — bildet das 6. Heft der 'Englischen Textbibliothek', herausgegeben von Prof. J. Hoops. Der Verfasser, Professor an der Universität Halle-Wittenberg, der uns zur Genüge bekannt ist als Herausgeber von kritischen Texten von Marlowes Tamburlaine, Jew of Malta, Shakespeares Macbeth u. s. f., bietet uns hiermit in dankenswerter Weise einen getreuen Abdruck des Foliotextes vom Sturm (nebst Varianten und Einl.) und erfüllt somit einen Teil seines Versprechens: 'andere Stücke folgen' zu lassen, wie in seiner Einleitung in der erwähnten Macbeth-Ausgabe (1890) zu lesen war. In der Ankündigung zur Englischen Textbibliothek auf der Umschlagseite werden wir versichert: 'Auf einen streng kritischen Text wird das gröfste Gewicht gelegt werden. Die wichtigsten Sinnvarianten werden, soweit es nötig erscheint, am Fufse der Seiten gegeben werden. Wo sachliche Erläuterungen erforderlich sind, stehen sie am Schlufs.' Diesmal scheint der Herr Verfasser vom Programm abgewichen zu sein. Es finden sich nämlich mehr als die wichtigsten Sinnvarianten, und sachliche Erläuterungen zum Verständnis des Textes fehlen ganz. 'Die Ausgaben der Englischen Textbibliothek sind in erster Linie für den Gebrauch auf den Universitäten, sowie für alle diejenigen bestimmt, denen es um ein wissenschaftliches Studium der englischen Litteraturgeschichte zu thun ist.' Professor Wagner denkt speciell an Mitglieder der englischen Seminare an deutschen Hochschulen (vgl. p. XXIII). Es lohnt sich also, eine eingehende Besprechung, bei der auch allerlei naheliegende Fragen mit erörtert werden sollen, vorzunehmen. Ich wende mich zuerst zu der Einleitung, die, aus 26 Seiten bestehend, die Entstehungszeit, litterarische Einflüsse, Überarbeitungen und Fortsetzungen von Shakespeares Tempest und den vorliegenden Text behandelt. Hiermit werden uns die wichtigeren Probleme, die sich an den Sturm knüpfen, genannt. In den Ausführungen stützt sich Professor Wagner im wesentlichen auf Furness. Zuerst untersucht der Herr Verfasser den terminus a quo und findet ihn bestimmt durch das Erscheinen des Jourdanschen Traktats (1610), den er später (p. XIV) als eine Quelle des Stückes angiebt. Ich meine dagegen: nicht die Publikation dieses Pamphlets, sondern höchstens das Bekanntwerden (in England) der Abenteuer des Sir George Somers und seiner Genossen bildet die obere Grenze, wenn Shakespeare dieses Ereignis im Auge hatte. Um diesen Satz näher zu begründen, werden wir die Frage beantworten müssen: 'Welche Züge in Shakespeares Tempest erinnern an den Schiffbruch auf den Bermudas-Inseln, und welche Züge deuten speciell auf eine Bekanntschaft des Dichters mit dem vielgenannten Jourdanschen Traktat?' Wenn es im folgenden erscheinen sollte, als ob ich einige Fragen mit einer Genauigkeit untersuche, die nicht im Ver-

hältnis zum Gegenstand steht, so bemerke ich im voraus, dafs ich bei meiner Untersuchung mancher unrichtigen Bemerkung, mancher schwankenden Meinung begegnet bin, die es mir nicht erlaubten, diese günstige Gelegenheit vorübergehen zu lassen, einige Resultate selbständiger Untersuchung niederzulegen. Einiges hoffe ich ein für allemal festgestellt zu haben. Bin ich manchmal unsicher, so liegt das nicht an mir. Ich halte es für richtiger, etwas Unsicheres als unsicher zu bezeichnen als Partei zu ergreifen mit Gründen, die sich immer leicht einstellen.

Die Bermudas-Inseln waren allerdings schon lange vor Somers' Schiffbruch (1609) entdeckt worden, aber für äufserst gefährlich für alle Seefahrer angesehen und deshalb 'the isle of the devils' getauft und für verzaubert erklärt worden. Erst durch das Bekanntwerden der Abenteuer des Admirals Somers und seiner Leute auf den Bermudas, die man bis dahin mit aller Sorgfalt gemieden hatte, waren diese Inseln in den Vordergrund des Interesses gerückt. Die Beschreibung des Sturmes und des Schiffbruches im Tempest; die Erwähnung der 'still-vex'd Bermoothes'; der Umstand, dafs die verzauberte Prospero-Insel lieblich und schön ist (obwohl sie den Gestrandeten wüst und unbewohnbar schien, Akt II, i, 35 ff.); Verschwörungen unter den Geretteten — erinnern an jene Bermudas-Abenteuer. Da die Kommentatoren die Ähnlichkeit zwischen Shakespeares erwähnten Sturm-Partien mit dem Sturm und Schiffbruch des Admirals Somers nachdrücklich betonen, darf ich mich nun unmöglich mit einem Hinweis auf Malone (Shakesp. varior. edit. XV, 415), der diese Frage bis ins Detail untersucht, begnügen, sondern hebe hier die Punkte kurz hervor, die sowohl dem Sturm in der Dichtung wie dem wirklichen Sturm auf den Bermudas gemeinsam sind: — Der Sturm, in dem des Admirals (bezw. des Königs) Schiff von dem Rest des Geschwaders getrennt wird und verloren scheint, das St. Elmsfeuer (vgl. Tempest I, 1, 196 ff.), der Umstand, dafs einige Seeleute vor Müdigkeit einschlafen, dafs man alle Hoffnung aufgiebt und Abschied voneinander nimmt, und die schliefsliche Rettung der gesamten Besatzung. — Es soll natürlich nicht gesagt sein, dafs einige Züge aus dem Somersschen Sturm, die auch bei Shakespeare wiederkehren, nur für jene Bermudas-Ereignisse charakteristisch seien. Es gab gewifs auch Stürme vor und nach dem Somersschen, in denen St. Elmsfeuer zu sehen war, oder in denen die Mannschaft keine Hoffnung auf Rettung mehr hatte u. s. w. Man wird sich aber ungern dem Eindruck verschliefsen, dafs hier ein innerer Zusammenhang vorliegt.

Sidney Lee und Douce glaubten noch andere Züge gefunden zu haben, die dem Tempest und jenen Bermudas-Ereignissen gemeinsam sind. Ihre Ausführungen beruhen aber auf Irrtum. Douce hat in seinen *Illustrations of Shakespeare* folgenden Satz: 'a *sea-monster in shape like a man* had been seen, who had been so called after the *monstrous tempests* that often happened at Bermuda'. Der letzte Teil des Satzes ist ganz unsinnig. Douce hat nämlich den Bericht (abgedruckt bei Lefroy 'Memorials of the Bermudas' p. 102) mifsverstanden: — 'This name was given

it' etc. bezieht sich auf *Bermudas,* nicht auf *the monster!* Es geht weiter aus der Schrift hervor, dafs das sea-monster (natürlich nur ein eingebildetes) nicht auf den Bermudas, sondern unweit der Inseln, und nicht 1609, sondern 1570 gesehen wurde. (Hakluyt's Voyages 1600, Tom. III, p. 493. Der Bericht ist 1591 geschrieben.) Douces Irrtum hat sich auch in späteren Ausgaben des Tempest fortgeschleppt (z. B. bei Halliwell [ed. I, p. 321] und bei Wright [Clarendon Press]). — Sidney Lee sagt in seinem Buch 'Life of Wm. Shakespeare' p. 252 (ähnlich Dict. of Nat. Biogr. unter Sir George Somers): '[On the Bermudas Isles] they remained ten months .... sorely tried by the hogs which overran the island, and by mysterious noises which led them to imagine that spirits and devils had made the island their home.' Diese Bemerkung ist nicht nur schief, sondern falsch, soweit ich aus den mir zu Gebote stehenden Quellen zu ersehen vermag, die ich gewissenhaft benutzt habe. (Die wichtigsten Schriften, die Bermudas-Ereignisse betreffend, findet man bequem in Lefroys erwähnten 'Memorials of the Bermudas'.) S. Lee scheint die mysteriösen Töne der Prospero-Insel auf die Bermudas übertragen zu haben. Er möge erst die Quelle nennen, in der obiges zu lesen ist.

Nimmt man a priori an, der Sturm sei 1610—1611 entstanden, so kann man schon aus äufseren Gründen schwerlich zweifeln, dafs Shakespeare jene Bermudas-Ereignisse, die gerade um diese Zeit ein gewaltiges Aufsehen in London erregten, im Sinne hatte. Sieht man aber dann in den Bermudas-Abenteuern den Anstofs zu der Entstehung des Sturmes und schliefst auf das Datum 1611, so begeht man einen circulus vitiosus, vor dem wir uns wohl hüten müssen. Aufserdem wäre im letzteren Falle nicht begründet, warum das Drama unmittelbar nach den Bermudas-Abenteuern entstehen müfste.

Nun giebt es aber eine Reihe von hervorragenden Forschern, die die Richtigkeit der Maloneschen Hypothese überhaupt angezweifelt haben, wie Hunter, Knight, Halliwell(-Phillipps), Dyce, Elze u. a. Die Mehrzahl der Shakespeareforscher steht jedoch auf seiten Malones. Durch Majoritätsbeschlüsse läfst sich freilich kein selbständig denkender Philologe einschüchtern. Indefs ist gewisse Ähnlichkeit zwischen Shakespeares Sturm und den Somersschen Abenteuern nicht zu verkennen. Man darf sie nur nicht pressen. Beweise zu liefern, die jedermann überzeugen, scheint allerdings schwer zu fallen. Ich selbst neige der Meinung zu, dafs Shakespeare die genannten Bermudas-Abenteuer zuweilen im Sinne hatte bei der Abfassung des Sturmes, besonders da er selbst die 'Bermoothes' nennt, an die sich Aufsehen erregende Ereignisse knüpften.

Woher hat Shakespeare Kunde von den Bermudas-Ereignissen bekommen? Das ist die zweite Frage, zu der wir jetzt gelangen. Die Behauptung, Shakespeare habe Silvester Jourdans 'A discovery of the Barmudas, otherwise called the Ile of Divels ....' als Quelle benutzt, scheint mir nicht über allem Zweifel zu stehen. Selbst Malones Äufserungen über diesen Punkt scheinen mir weniger zuversichtlich ausgesprochen zu sein als diejenigen mancher späterer Forscher. Jourdans

Schrift erfreute sich gewisser Verbreitung. Sie erlebte eine zweite Auflage im Jahre 1613, und zwei etwas spätere Schriftsteller über Virginien und die Bermudas-Abenteuer kennen das Pamphlet gut (v. post). Welche inneren Gründe sprechen nun für eine Benutzung der Schrift von Shakespeare? Dies ist schwer zu sagen. Jourdan berichtet eben nur von Thatsachen, die andere schriftlich und mündlich ebenso berichtet haben werden. Es finden sich keine Züge, die speciell auf Jourdan hindeuten. Zwei nicht unbedeutende Züge fehlen in Jourdans Schrift, das St. Elmsfeuer und Verschwörungen. Dagegen findet sich bei ihm allein, so weit ich sehe, die Erwähnung, dafs die Leute vor Müdigkeit einschlafen und dafs sie Abschied voneinander nehmen. Die Ähnlichkeit mit Shakespeare ist aber hier sehr billig. Ebenso unsicher ist es, ob Shakespeare eine andere Schrift, die 1610 erschien, benutzt: 'A true declaration .... published by .... the Councell of Virginia'. (Auch späteren Schriftstellern bekannt, vgl. Malone Var. ed. XV, p. 410 Anm., und Purchas' Pilgrims IV, p. 1756.) Dieses Pamphlet hatte Malone als zweite Quelle neben Jourdan bezeichnet. Es fehlen darin dieselben Züge wie bei Jourdan. Auch in anderen Schriften hat man meines Wissens keine sicheren Gründe für deren Benutzung durch Shakespeare finden können.

Meifsner hat in seinen Untersuchungen über Shakespeares Sturm, 1872, William Stracheys Schrift *'A true reportory of the wracke and Redemption of Sir Thomas Gates .... July 15. 1610'* als Shakespeares Quelle genannt. Ich würde dies gar nicht wieder erwähnt haben (denn Meifsners Schrift zeichnet sich vielfach durch grofse Kritiklosigkeit aus), wenn ihm nicht eine Reihe namhafter Forscher hierin gefolgt wären. Es wird sich also lohnen zu sehen, was es mit dieser Schrift auf sich hat. *'A true Reportory'* ist ein Bericht, an eine vornehme Dame gerichtet, und 1625 in Purchas' *His Pilgrimes* gedruckt. Ein früherer Druck ist nicht nachzuweisen. Furness' Vermutung (new var. ed. vol. IX, p. 312—313), *A true Reportory* sei mit einer von Malone var. ed. XV, p. 390 erwähnten Schrift *'The Proceedings of the English Colonie in Virginia, 1612'* identisch, ist ganz unrichtig. Er hätte jene Äufserung auch nicht gethan, wenn er letztere Schrift selbst nachgelesen hätte in Arbers *English Scholar's Library* XVI. W. S. bedeutet nicht William Strachey, sondern William Simmonds nach Arber a. a. O. p. 86. Da also von dem *true Reportory* kein früherer Druck nachweisbar ist, kann von einer Benutzung dieser Schrift durch Shakespeare kaum die Rede sein.

Im Jahre 1610 erschienen unseres Wissens noch drei Berichte: 1) (?) *Newes from Bermudas* von Gates (?) — verloren gegangen — (s. Malone var. ed. XV, p. 389), 2) *Newes from Virginia* .... von R. Rich (s. Furness new var. ed. IX, p. 349), 3) *Good speed to Virginia* — verloren gegangen — (s. Stat. Reg. Arber III, pag. 200 b). Die beiden letzten Schriften sind in Stat. Reg. unter dem Datum 1. Okt. 1610 eingetragen. (Auch in den folgenden Jahren erschienen allerlei Schriften über Virginien, die man meines Wissens noch nicht genau untersucht hat. Welche von ihnen die Bermudas-Abenteuer berühren, vermag ich deshalb nicht

zu sagen.) Wie viele Pamphlete aber über diese Bermudas-Ereignisse aufserdem verloren gegangen sind, können wir nicht wissen. Zu diesen Ausführungen vergleiche die Liste in Malones Var. ed. XV, p. 389—390, woselbst er zum Schlufs sagt: 'This list, I believe, is far from being complete. In a letter .... June 8. 1609 Dr. Tobias Matthew .... says, "of Virginia there be so many tractates ...., as no further intelligence I dare desire".' Die Zahl der Pamphlete wird nach dem Bekanntwerden der Bermudas-Abenteuer nicht geringer geworden sein. Für den Forscher auf diesem Gebiete mufs auch von Interesse sein die 'List of authorities quoted by captain John Smith, in his history of Virginia 1624', Hakluyt Society No. 65, 1882, p. VI—VII. Es sind derer nicht weniger als 48 (vgl. hierzu auch English scholar's library vol. 16, p. CXXXII, p. 85, 86 u. 171). Ein Kapitel in dieser *History* überschreibt der Verfasser John Smith: 'The first English ship knowne to have been cast away upon the Bermudas, 1609. From the relation of Master *Iordan*, Master Iohn Evens, Master Henry Shelly, and divers others' (Arber Engl. sch. libr. vol. 16, p. 635). Interessant ist uns, dafs er u. a. Jordan (= Silv. Jourdan) kennt, aus dem er sogar wörtlich abschreibt. Auch Purchas in seinen *Pilgrimage* 1626, p. 960 — (Lefroy p. 104 ff.) — und in *His pilgrimes* IV, p. 1793 nennt Silvester Jourdan neben anderen als Autorität.

Es wäre aber gar nicht nötig, weitere Pamphlete und Traktate zu durchforschen, wenn es noch welche gäbe. Da diese Bermudas-Abenteuer nach der Ankunft des Sir Thomas Gates in England im (August oder) September 1610 das allgemeine Gesprächsthema bilden mufsten, kann Shakespeare aus dem Munde seiner Freunde und Bekannten (vielleicht in der Mermaid Tavern oder sonst wo) Nachricht über diese Ereignisse erhalten haben. Denn es ist ein Irrtum, annehmen zu wollen, dafs Shakespeare keine anderen Wege offen standen, Kunde von wichtigen zeitgenössischen Ereignissen zu erhalten, als diejenigen, die uns allein zu Gebote stehen. Natürlich bleiben die uns erhaltenen Schriften für uns immer noch wertvoll und interessant wegen des Lichtes, das sie auf jene Bermudas-Abenteuer werfen.

Das Ergebnis ist also folgendes: Shakespeare hatte jene Bermudas-Abenteuer wohl zuweilen im Sinne bei der Abfassung des Sturmes. Besonders hervorzuheben ist in diesem Zusammenhange die Erwähnung der 'still-vex'd Bermoothes'. Shakespeare mag irgend ein Pamphlet über jene Ereignisse gelesen haben. Die bekanntesten derselben sind Jourdans Traktat 'A discovery of the Barmudas' und 'A true declaration'. Oder er hat sich mit mündlichen Mitteilungen anderer Leute begnügt.

'Für den terminus ad quem', sagt Professor Wagner, 'haben wir ein äufseres Zeugnis in den Aufzeichnungen des sogenannten Vertue-manuscripts'. Was sind diese 'Vertue-MSS.'? Es scheint noch immer ein unnötiges Dunkel über ihnen zu schweben. Wenn man z. B. Furness IX, 275 nachschlägt, so lesen wir: '[Oldys's MS.] notes, it appears, were copied by Dr. Percy, his transcript copied by Steevens, whose transcript was again copied into an interleaved Langbaine by Joseph Haslewood. From

this final transcript the items referring to Shakespeare's plays were printed by Peter Cunningham for the Shakespeare Society.' Wenn diese Notizen die Kopie einer Kopie sind, die wieder auf Kopien beruht, so wäre Grund zum Zweifel betreffs ihrer Echtheit verständlich. Merkwürdigerweise übersieht Furness folgende Worte in Halliwells Shakespeare-Ausgabe I, 134: 'The original MS. of these accounts is preserved in the Bodleian Library in Rawlinson collection A 239'. (Es folgen die Aufzeichnungen, die Furness aus Halliwell abdruckt!) Furness hat sich, wie mir scheint, durch Cunninghams Angaben in der Old Shakespeare Society, 1845, beeinflussen lassen, dem die Originalaufzeichnungen nicht vorlagen. Steevens (und Malone) haben wahrscheinlich nicht das Originalmanuskript, aber doch eine Abschrift aus dem Originalmanuskript gesehen, wie aus folgenden Worten hervorzugehen scheint, die Steevens als Antwort an Chalmers niederschrieb, der ihn um Auskunft über jene 'MSS. of Mr. Vertue' bat, auf die sich Malone berufen hatte: 'The books, from which those extracts were made, with several others lost, belonged to Secretary Pepys, and afterwards to Dr. Rawlinson, who lent them to Mr. Vertue. There is a MS. note subjoined to the MSS. of Vertue, which, about thirty years ago, were lent to Mr. Steevens by Mr. Garrick' (Furness vol. VI, 346). Dies alles kann uns aber ziemlich gleichgültig sein; denn das Original ist noch erhalten in Oxford auf der Bodleianischen Bibliothek Rawl. MS., A. 239, leaf 47. Wir besitzen wunderschöne bequeme Abdrücke der Stelle in New Sh. Soc., Cent. of praise p. 103 und Transactions 1875—6 Pt. II, p. 419 und in Halliwell-Phillipps' 'Outlines of the life of Shakespeare' II, p. 87. Furnivall (in den Transactions) giebt einen getreueren Abdruck der betreffenden Stelle aus dem Originalmanuskript als Furness und nach ihm Professor Wagner. Einmal hat Professor Wagner Mr. Furness mifsverstanden, wenn er sagt: 'Dort [in den Vertue-MSS.] findet sich unter der Überschrift "Plays acted at Court, anno 1613 ...."' etc. Die Benennung 'Vertue-MSS.' scheint mir nicht recht passend zu sein, eine Bezeichnung, die man auch in der New Shakespeare Soc. a. a. O. und bei Halliwell-Phillipps nicht mehr findet. Wenn man heute von den 'accounts of Lord Stanhope (of Harrington) 1613' spricht, wird jeder wissen, was gemeint ist. Es ist aber nützlich, im Auge zu behalten, wenn man z. B. Malone nachschlägt, dafs die 'Vertue-MSS.' die genannten Stanhopeschen Rechnungen enthielten. An der Authenticität dieser Stanhopeschen Angaben ist nicht mehr zu zweifeln, seitdem wir Abdrücke derselben von Halliwell-Phillipps und von Furnivall besitzen. Professor Wagner thut wohl, dies Datum nachdrücklich zu betonen.

Das Jahr 1613 ist also die untere Grenze. Will man sie noch genauer fixieren, so kann man sie bis auf den Monat bestimmen. Professor Wagner nennt den 20. Mai, indem er sich auf die Worte stützt: 'dated at Whitehall XX° die Maii 1613'. Man kann die Grenze aber ganz gut noch weiter hinaufrücken, nämlich bis zum 10. April, an welchem Tage sich das hohe Brautpaar, zu dessen Ehren die Aufführungen stattgefunden hatten, auf den Weg nach dem Kontinent machte. Vgl. darüber Nichols's

Progresses of K. James I. vol. II, p. 611. Letzteres ist ein Werk von vier starken Bänden, das Bericht giebt von Festlichkeiten, Feiern, Aufführungen zu Ehren des Königs. Sorgfältig wurden früher alle Einzelheiten notiert und beschrieben, denn anno dazumal war man noch so dumm zu glauben: 'Nothing can better set forth the greatnesse of princes, nor more express the affection of friends, together with the dutie, love, and applause of subjects, than those solemne and sumptuous Entertainments which are bestowed on great and worthy persons, the outward face of cost and disbursements being the true and lively picture of that harty love which is locked up in the bosomes of the givers' (Nichols a. a. O. p. 612). Heute sind wir weiter.

'Dies (Vertue-Ms.) ist das einzige äufsere Zeugnis', fährt Professor Wagner fort, 'für das Vorhandensein unseres Stückes vor der Folio von 1623'. Es giebt aber noch andere, zwar indirekte, äufsere Zeugnisse für das Vorhandensein und Bekanntsein des Tempest: 1) Fletchers *Sea-Voyage*, das mehrere Sturmmotive enthält, 2) *Albumazar* von Tomkis, der die Namen Antonio und Trincalo (statt Trinculo, auch Dryden hat Trincalo) aus dem Sturm entlehnte, 3) Ben Jonsons Anspielungen auf den Tempest in seinem *Bartholomew Fair*. Diese Deutung der Stelle als eine Anspielung auf Shakespeares Stück ist aber nicht allseitig acceptiert worden, obwohl ich nichts finde, was derselben im Wege stünde trotz Giffords Ausführungen.

Es ist bekannt, dafs sich eine Eintragung im Rechnungsbuch für Hoflustbarkeiten befindet, wonach der Sturm bereits 1611 aufgeführt worden sei. Dies hat sich aber als Fälschung herausgestellt. Nun finden wir aber bei dem modernsten Biographen Shakespeares, Sidney Lee (Life of W. Shakesp. p. 254), folgenden Satz: 'According to information which was accessible to Malone, the play had "a being and a name" in the autumn of 1611'. Forscher wie Mr. Lee, die sich allein auf Malones Äufserung 'I know that it had "a being and a name" in the autumn of 1611' berufen, scheinen mir ein Kartenhaus zu bauen. Über die Cunninghamschen Fälschungen ist aber schon so viel Tinte vergossen, dafs ich nur ein gutes Werk thue, wenn ich kein Wort hinzufüge. Wer Lust hat, diese höchst langweilige und unerquickliche, ergebnislose Untersuchung fortzusetzen, den verweise ich auf Halliwell-Phillipps' 'Outlines' II, 161 ff., Fleay Hist. of the Stage 170, 173, 174, 77; Furness new. var. ed. VI, 346—356, IX, 295 und Sidney Lee 'Life of W. Sh.' p. 235 Anm. und 254 Anm.

Nun ein Wort über die Theorie, die wir nach dem letzten Begründer derselben die Garnettsche nennen mögen. Wir wollen hier den namhaften Forscher auf seinem Flug ins Reich der Hypothesen begleiten. Denn Hypothesen wird der wissenschaftliche Forscher auf philologischem ebensowenig wie auf naturwissenschaftlichem Gebiet aus dem Wege gehen können. Gewifs, man wird für eine Hypothese, die, ohne den Dingen Zwang anzuthun, eine Erklärung von Thatsachen sein will, dankbar sein. Zuweilen trifft denn auch eine Bestätigung ein, die für den Philologen nicht minder ehrenvoll sein kann als etwa für einen Astronomen, der z. B.

einen Planeten entdeckt, ehe er sichtbar ist. Ich erinnere an Sievers' Hypothese einer alts. Genesis. Doch ist die gröfste Vorsicht am Platz. Die Philologen sind wohl die gröfsten Sünder auf dem Gebiet der Hypothesen. — Die Garnettsche Theorie, die den Vorzug hat, dafs sie interessant und geistvoll ist, wollen wir um so weniger übergehen, als Professor Wagner als Gegner auf den Plan tritt und Mr. Garnett den Fehdehandschuh hinwirft. Wenn ich auch zugebe, dafs man Bedenken gegen die Garnettschen Ansichten erheben kann, so halte ich doch dafür, dafs es Professor Wagner noch nicht gelungen ist, Mr. Garnett aus dem Sattel zu heben. Ich gehe deshalb auf einige Punkte ein und füge dann noch einige Bemerkungen hinzu. Professor Wagner findet, dafs das Maskenspiel im Sturm Akt IV nicht, wie Garnett behauptet, in loser Beziehung zur Fabel des Stückes steht, und dafs dessen Einführung nicht durch äufsere Umstände (Hochzeit am Hofe) zu erklären sei, sondern vom Dichter selbst genügend motiviert ist. Mir scheint die Motivierung ziemlich oberflächlich zu sein trotz Professor Wagners Ausführung. Die Bemerkung Garnetts, dafs das Maskenspiel einen grofsen Raum im vierten Akt einnimmt, weist Professor Wagner ab mit dem Einwurf: 'Das Maskenspiel umfafst etwa 80 Verse und der ganze Akt 267'. Wobei aber zu bedenken wäre, dafs sich eine ganze Reihe von Versen vor und nach der Maske auf dieselbe beziehen. Dann kommt der darauf folgende Tanz, der die Hauptsache jedes Maskenspiels war. Kurzum, das eingefügte Hochzeitsspiel scheint mir nicht so bedeutungslos, wie Professor Wagner glaubt, — wenn wir auch Masken in anderen Dramen jener Zeit finden (worauf Dr. Soergel in seiner Dissertation über die Maskenspiele p. 87 aufmerksam macht). Sodann tritt Professor Wagner der Ansicht Garnetts, 'dafs Prospero König Jakob ist', entgegen, indem er darauf hinweist, wie ungeheuerlich eine Ermahnung an die Verlobten zu vorehlicher Keuschheit aus seinem Munde klingen würde. Ich meine, pressen darf man die Übereinstimmung zwischen Prospero und Jakob nicht. Vielleicht ist auch Garnett hier über das Ziel hinausgeschossen. Doch weist Mr. Garnett mit Recht, wie mir scheint, auf eine gewisse Familienähnlichkeit dieser Figur mit dem Herzog in Meas. f. Meas. hin. Dabei ist es nicht im mindesten ausgeschlossen, dafs sich in Prospero auch autobiographische Züge des Dichters widerspiegeln. Wenn dagegen Professor Wagner in folgenden, von ihm im englischen Original citierten Versen 'autobiographische Elemente' sieht,

> '[Zerreifs'st du ihr den jungfräulichen Gürtel,
> Bevor der heil'gen Feierlichkeiten jede
> Nach hehrem Brauch verwaltet werden kann,]
> So wird der Himmel keinen Segenstau
> Auf dieses Bündnis sprengen: dürrer Hafs,
> Scheeläugiger Verdrufs und Zwist bestreut
> Das Bett, das euch vereint, mit eklem Unkraut,
> Dafs ihr es beide hafst' —,

so finde ich das etwas stark! Die Mrs. Shakespeare (Frau Schüttelspeer) mufs ja eine wahre Xantippe gewesen sein. Kein Wunder, dafs ihr Shakespeare nur das zweitbeste Bett vermachte, da sie das beste 'beide hafsten'.

Im Anschlufs an diese Ausführungen möchte ich einige eigene Bemerkungen über die Maske in Shakespeares Tempest einschalten. Es wird sich zeigen, dafs der Einflufs des Maskenspiels am Hofe Jakobs deutlich erkennbar ist in den Figuren und Motiven von Shakespeares eigener Maske. — Als Sprecher, 'presenters' (those who 'induced the masquers', *Masque of blackness;* 'the speakers', Chapman *Mask of Mid. Temple* etc.) war es gang und gebe, Personifikationen oder mythologische oder allegorische Figuren auftreten zu lassen, die in der Regel nicht selbst mittanzten, sondern nur einen einleitenden Dialog zu dem Tanz (der den Glanzpunkt jeder Maske bildete) vorzutragen hatten. In der Truppe von 'Masquers' (= Tänzer) traten ebenfalls verkleidete Götter und Göttinnen, Heroen, Nymphen u. s. f. auf. (In Antimasken tanzten meist derb-komische Figuren.) So waren beispielsweise Juno und Ceres in Daniels *Vision of the twelve goddesses* (1603—4) als 'maskers' und Iris als Einführer aufgetreten. Juno und Iris finden wir auch (als Sprecher) in Jonsons *Chloridia* (1630). Ceres kommt öfter vor in Aufführungen unter Elisabeth, ebenso auch Nymphen u. dgl. Nymphen, Najaden etc. z. B. auch in Daniels *Tethys' festival* (1610), Jonsons *Masque of blackness* (1605—6) und *Masque of beauty* (1608—9) u. s. f.

Auch die Kostüme der Göttinnen sind erwähnenswert, weil Shakespeares Figuren unzweifelhaft in ähnlicher Gestalt aufgetreten sein müssen. In Daniels *Vision of the twelve goddesses* trat z. B. Ceres auf 'in straw colour and silver imbroidery, with eares of corn and a dressing of the same'; Juno 'in a sky-colour mantle imbroidered with gold and figured with peacocks' feathers, wearing a crown of gold on her head (and with a sceptre)'; vgl. auch Ben Jonson, *Masque of Hymen.* Von Iris heifst es ebendaselbst: 'Iris, the messenger of the Goddesses (the messenger of Juno) decked like the rainebow'. Ähnlich in Beaumonts *Masque* 1613: 'Iris apparalled in a robe of discoloured taffeta, figured in variable colours, like the rainbow, a cloudy wreath on her head, and tresses'. — 'The naiads' in *Tethys' fest.* 'were attired in light robes adorned with flowers, their hair hanging down, and waving with garlands of water ornaments on their heads'. 'The Tritons on their heads garlands of sedge' (vgl. Tempest: 'Naiads with your sedged crowns'). Vergleiche aus der zeitgenössischen Litteratur werfen, wie man sieht, eine Fülle von Licht auf Shakespeare, wie es alle Verweise auf die alten Klassiker nicht thun können.

Besondere Ähnlichkeit mit Shakespeares Maske zeigt Beaumonts *'Masque of the Inner-Temple and Gray's Inn'* (die zur Feier der Hochzeit des Pfalzgrafen mit der Prinzessin Elisabeth 1613 bei Hofe aufgeführt wurde), wie folgende bemerkenswerte Stellen zeigen:

Mercury: .... 'Thou shalt stand
Still as a rock, while I, to bless this feast,
Will summon up with my all-charming rod
The Nymphs of fountains, from whose watery locks,
Hung with the dew of blessing and increase,
The greedy rivers take their nourishment. —
Ye Nymphs, who, bathing in your loved springs,

Beheld these rivers in their infancy,
And joy'd to see them, when their circled heads
Refresh'd the air, and spread the ground with flowers;
Rise from your wells, and with your nimble feet
Perform that office to this happy pair,
Which in these plains you to Alphëus did ......'

'Immediately upon which speech, four Naiades arise gently out of their several fountains, and present themselves upon the stage, attired in long habits of sea-green taffeta, with bubbles of crystal, intermixt with powdering of silver, resembling drops of water, bluish tresses, on their heads garlands of waterlilies. They fall into a measure, dance a little, then make a stand.'

Zur zweiten Antimaske ruft Iris (von Juno geschickt) als Sprecher im Dialog:

'Delightful Flora, if thou ever felt'st
Increase of sweetness in those blooming plants
On which the horns of my fair bow decline,
Send hither all the rural company
Which deck the May-games with their country sports!
Juno will have it so.'

Glückwünsche und Huldigungen werden dem Hochzeitspaar von Beaumont natürlich auch dargebracht.

Beaumonts Maske sollte ursprünglich am 16. Februar 1613 gespielt werden. Für denselben Abend war nun auch ein Stück der Shakespeare-Truppe angesetzt. Vgl. Nichols's Progresses of K. James I. vol. II, p. 551: 'The night proceeding [i. e. Dienstag Febr. 16. 1613, also zwei Tage nach der Hochzeitsfeier] much expectation was made of a stage play to be acted in the Great Hall by the King's players, where many hundred of people stood attending the same; but it hapned contrarie' [denn, sagt der Schreiber, Beaumonts Maske wurde gespielt. — Dies stimmt allerdings nicht. Doch, dafs sie an diesem Abend in der 'Hall' (nicht im banqueting house) gespielt werden sollte, bezeugt uns Beaumont selbst in seiner Vorrede]. Also ein Stück der King's Players (Shakespeares Truppe), dessen Aufführung man mit gespanntem Interesse entgegensah, war für diesen Abend angesetzt. Es wird gewifs ein neues Stück gewesen sein, das auch auf die Hochzeitsfeier Rücksicht nahm. War es ein nicht-shakespearesches Stück, das von der königlichen Truppe aufgeführt wurde? Unter den von Fleay (Hist. of the stage p. 203) 1610 bis 1613 angeführten Stücken, die der Shakespeare-Truppe angehörten, scheint mir keins für diese Feier besonders geeignet gewesen zu sein. Wenn es aber ein Shakespearesches Stück war, so war der Tempest sicher das passendste von den späteren Dramen des grofsen Dichters. Ist dies richtig, so könnte man annehmen, dafs an der Übereinstimmung beider Masken Inigo Jones, der berühmte Architekt, beteiligt war, mit dem sich die Dichter von Masken vorher verständigen mufsten in Bezug auf Kostüme, Maschinerie, Aufführung etc. Darf man auch an die Möglichkeit glauben, dafs Beaumonts Maske überhaupt an Stelle der sich im Tempest befindlichen aufgeführt wurde?

Wie dem auch immer sein mag, der enge Anschlufs Shakespeares an die höfische Maske liegt klar vor Augen.

Schliefslich will ich in aller Kürze bemerken, dafs ich keineswegs alles unterschreiben will, was Garnett in seinem Artikel (abgedruckt und übersetzt im Shakesp.-Jahrb. vol. XXXV) vorbringt. So sind z. B. seine Ausführungen über den Charakter Jakobs I. meines Erachtens unhaltbar. Ich verweise darüber auf die treffenden Bemerkungen von S. R. Gardiner in seiner History of England 1603—1616 (1863 vol. I p. 55—57). Ich bin auch nicht auf seiten Gardiners, wenn er sagt (p. 169): 'Aus denselben und verwandten Gründen würde es von Wichtigkeit sein, so wenig Scenenwechsel wie möglich zu haben. In dieser Hinsicht ist der Sturm einzigartig unter Shakespeares Dramen ....' Es ist 'alles vermieden, was einen Dekorationswechsel nötig machen könnte'. — Es ist mir nicht genügend klar geworden, was sich Garnett unter 'denselben und verwandten Gründen' denkt. Hält er es für selbstverständlich, dafs Scenenwechsel bei Aufführungen bei Hofe einfacher war oder schwieriger zu bewerkstelligen, so irrt er sich sicher. Abgesehen davon, dafs aufser dem Tempest mehrere andere Shakespearesche Dramen unter den im Jahre 1613 bei Hofe aufgeführten erwähnt werden, ist zu bemerken, dafs die Bühne in der Great Hall bezw. in dem Banqueting-House zu Whitehall (denn beide wurden zu Aufführungen benutzt) in Bezug auf Dekorationen und Ausstattung fast nichts zu wünschen übrig liefs, wenn man sie einmal haben wollte, — ja wohl noch kunstvoller und für Dekorationswechsel geeigneter als die öffentlichen Volksbühnen dank den Bemühungen von Inigo Jones — (vgl. z. B. Campion's *'The Lord's Masque'*). Thatsächlich ist auch eine komplizierte Maschinerie zu der Harpyen-Scene (Akt III, Sc. iii) und wohl auch für die Einführung der Göttinnen (Akt IV, Sc. 1) nötig. Die erste Scene im ersten Akt zeigte wahrscheinlich einen Schiffbruch im imposanten Stil. Auch sonst mag Inigo Jones zur splendiden Ausstattung beigetragen haben. — 'Auch Kostümwechsel ist nicht vorhanden' fährt Garnett fort, 'aufser dafs Prospero im letzten Akt seine Herzogskleider anlegt, was aber auf der Bühne vor sich geht.' Dabei übersieht Garnett, dafs Ariel in mindestens vier verschiedenen Kostümen auftritt. Gleich nach seinem ersten Auftreten befiehlt ihm Prospero: 'Go make thyself like a *nymph o' the sea* .... Go take this shape And hither come in 't' etc. (s. Akt I, ii, 301 ff.). Drittens erscheint Ariel als Harpye (Akt III, iii). Viertens übernahm er die Ceres-Rolle (vgl. Akt IV, i, 167 'when I presented Ceres' = als ich die Ceres spielte), wozu doch sicher ein Kostümwechsel nötig war.

In dem nächsten Abschnitt behandelt Professor Wagner 'Litterarische Einflüsse'. Die bekannten oder vermutlichen Quellen des Tempest kommen zur Sprache. Was Perikles anbelangt, so wäre zu betonen, dafs Shakespeare wohl selbst an der Komposition des Stückes beteiligt war. Die bekannte Stelle aus Montaigne druckt Professor Wagner sowohl in englischer Übersetzung als auch im französischen Original aus Furness ab. Wer die Floriosche Übersetzung mit dem Original vergleicht, dem wird

wenigstens in diesem Passus auffallen, wie eng sich Florio an dieses hält. Z. B.: 'nul usage de service, de richesse, ou de pauvreté; nuls contrats; nulles successions; nuls partages' übersetzt Florio: 'no use of service, of riches or of povertie; no contracts, no successions, no partitions'. Trotzdem scheint mir ein Zweifel an der Benutzung Florios durch Shakespeare überflüssig. Einem Übersetzer steht immer eine Wahl von Worten und Ausdrücken offen. Wir finden nun bei Shakespeare gröfsere Übereinstimmung mit Florio, was nur aus genauem Vergleich ersichtlich ist, den ich hier anstellen will. Denn ein Beweis (wenn er möglich ist) für die Benutzung Florios und nicht des französischen Originals kann uns nichts Gleichgültiges sein.

1. Montaigne sagt: '*nul metal;* nul usage de vin ou de bled'.
   Florio übersetzt freier: '*no use of* wine, corne, or *mettle*'.
   Shakespeare: '*no use of metal,* corn, or wine,'
2. Florio übersetzt 'republique' mit 'common-wealth', ein Wort, das Shakespeare ebenfalls hat.
3. Vergleiche auch Montaigne: 'agriculture',
   dafür Florio: '*manuring of lands*', — manure bedeutete früher auch oft so viel wie: bebauen, (Acker) bestellen, synonym mit 'till', wie bei Shakespeare zu lesen ist: 'Bourn, bound *of land, tilth*' etc.
4. Montaigne hat folgende Worte: 'ce .... *surpasse* .... l'aage doré'.
   Florio: 'that .... doth .... *exceed* .... the golden age'.
   Shakespeare: 'To *excel* the golden age'.
5. Für Montaignes 'nulles occupations' haben Shakespeare und Florio: 'no occupation'.

Der französische Text, den Professor Wagner (aus Furness) abdruckt, ist nicht so gut zum Vergleich geeignet, da er aus einer zu späten Ausgabe der *Essais* (1659) stammt. Diese Ausgabe hat z. B. den Satz 'il n'y a aucune *esperance* de trafiq' statt 'il n'y a aucune *espece*de trafique', früherer Ausgaben. Letzteres stimmt gewifs besser zu Florios und Shakespeares 'no kind of traffick'.

Aus obigem Vergleich ist ferner ersichtlich, dafs es nicht genügt, wenn man nur jene von Professor Wagner und anderen Herausgebern citierte Stelle aus Montaigne abdruckt. Auf jeden Fall darf folgender Passus (der dem gewöhnlich citierten unmittelbar vorhergeht) nicht fehlen: 'me seemeth that what in those nations [d. i. in Amerika] we see by experience doth not only *exceed* all the pictures wherewith licentious Poesie hath proudly imbellished *the golden age,* and all her quaint inventions to faine a happy condition of man, but also the conception and desire of Philosophy. They could not imagine a genuitie so *pure* and simple, as we see it by experience; nor ever beleeve our societie might be maintained with so little art and humane combination.' [Die Kursivschrift ist meine.]

Auch würde ich den auf den Passus von Professor Wagner folgenden Satz mit abdrucken: 'How dissonant would hee finde his imaginarie *common-wealth* from this perfection?'

Es ist ferner klar, dafs Shakespeare nicht blofs diese Stelle gelesen, sondern natürlich das ganze Kapitel, in dem Montaigne seine ideal gefärbte Schilderung des Gemeinwesens der Naturvölker in Südamerika entwirft. Einige weitere Sätze, die den Text Shakespeares beleuchten, verdienen als Probe citiert zu werden. (Ich habe Florio in den Tudor Translations, nach der Ausgabe aus dem Jahre 1632 vor mir.)

1) 'All things' (saith Plato) 'are produced, either by nature, by fortune, or by art. The greatest and fairest by one or other of the two first, the least and imperfect by the last.' (p. 222).

2) 'they yet enjoy that naturall ubertie and fruitfulnesse, which without labouring toyle, doth in such plenteous abundance furnish them with all necessary things, that they need not enlarge their limits.' (p. 227).

Man lese und vergleiche mit obigen Stellen Shakespeares Tempest II, i, 143—168. Soviel über Montaigne.

Meiner Ansicht nach hätte auf S. XVII von Professor Wagners Einl. der Vers:

'All fades, and scarcelie leaues behind a token'

ebensogut wie der nächstfolgende in Sperrdruck erscheinen können.

Was die Zauberei anbelangt, so erwähnt Professor Wagner besonders Marlowes *Dr. Faustus* und Greenes *Friar Bacon and Friar Bungay*. Sicher ist Greenes Stück nicht auf gleiche Stufe zu stellen mit Marlowes Drama. Von Greene scheint Shakespeare überhaupt keinen tiefergehenden Einflufs erfahren zu haben. Die Beliebtheit von Motiven aus der Zauber-, Hexen- und Dämonenwelt im Drama jener Zeit zeigt am besten eine Liste von Stücken mit solchen Motiven.

Aufser Shakespeares Stücken

1) Macbeth,
2) Lear (Einflufs von Harsnet),
3) Tempest,
4) Henry VI. (Beschwörungen der Pucelle und der Herzogin von Gloster),
5) Komische Beschwörung in Com. of Err. IV, iv
6) und in Tw. Night III, iv und Akt IV, ii;
7) Mids. N. Dream. —

sind noch folgende andere Stücke dieser Art zu nennen:

8) Lyly's Endymion,
9) Rare Triumphs of Love & Fortune (gesp. 1582),
10) Clyomon & Clamydes,
11) A. Munday's Two Italian gentlemen (gedr. 1584),
12) Marlowe's Dr. Faustus,
13) Greene's Friar Bacon and Friar Bungay,
14) Orlando Furioso von Greene,
15) A merry knack to know a knave (gedr. 1594),
16) Virgin martyr,
17) Peele 'Old wive's tale',
18) Witch of Islington (verloren gegangen) 1597,

19) A. Munday, John a Kent & John a Cumber (1598),
20) Jonson: Masque of the Queen,
21) Sad shepherd,
22) Devil is an ass (1616),
23) The merry devil of Edmonton (vor 1605),
24) B. Barnes, Devil's charter (1607),
25) Thom. Middleton 'The witch',
26) 'If this be not a good play the devil is in it' by Dekker, 1612,
27) Rowley & Brome & Dekker & Ford: Witch of Edmonton,
28) The witch traveller (verloren gegangen) 1623,
29) Thomas Heywood, The late Lancashire witches (acted & pr. 1634),
30) Shadwell, Lancashire witches,
31) Rowley, Birth of Merlin (gedr. 1662)

und noch andere.

Auf S. XVIII passiert Professor Wagner ein Versehen: 'B. Jonson's *Every Man in his Humour* (gespielt zuerst 1595 oder 1596)'. Furness hat denselben Fehler. S. XIX läfst sich Professor Wagner aus über den Namen Miranda und weist darauf hin, dafs Sir George Cornwallis an den Earl of Salisbury aus dem Jahre 1607 einen 'Earl of Miranda' als eine hervorragende Persönlichkeit am spanischen Hofe nennt. Dies scheint mir belanglos zu sein.

Im folgenden Kapitel 'Überarbeitungen und Fortsetzungen von Shakespeares Tempest' folgt Professor Wagner Furness und läfst andere Überarbeitungen (als Dryden's und Waldron's) unerwähnt, wie z. B. die von Shadwell, Garrick, Sheridan u. a. m. (s. darüber Hall, Shakespeare's Plays, the sep. editions of etc. 1880; Meifsner u. s., p. 118 ff.; und Lowndes' Bibliogr.). Erwähnt sei noch, worauf noch niemand aufmerksam gemacht hat, dafs Dryden (Davenant) in der Maske seiner Umarbeitung des Tempest Motive aus der Maske in Beaumont und Fletchers 'Maid's Tragedy' entlehnt.

Was nun Professor Wagners Text anbelangt, so ist zuerst zu bemerken, dafs er keinen modernisierten Text, sondern einen getreuen Abdruck des Foliotextes bietet. Gewifs kommt Professor Wagner damit einem Bedürfnis für wissenschaftliche Zwecke entgegen. Für gewöhnliche Zwecke genügen allerdings modernisierte Texte; denn wenn wir Shakespeares Worte modern aussprechen, so hindert nichts, dafs wir auch das Wortbild nach moderner Art ändern. Der Shakespeare-Forscher will aber mehr haben. Furnivall hatte früher die Absicht, 'Shakspere in old spelling' herauszugeben (vgl. Anglia III, 591). Leider hat Furnivall diesen Plan nicht ausgeführt. Unter dem Text giebt Professor Wagner alle Varianten der späteren Folios, ein Verfahren, das Professor Zupitza bei der Besprechung von Professor Wagners Ausgabe von Shakespeares Macbeth 'nach der Folio von 1623 mit den Varianten der anderen Folios' (1890) mit folgenden Worten charakterisiert hat: 'Da jede spätere Folioausgabe von der zunächst vorhergehenden unter Hinzufügung immer neuer Fehler abgedruckt ist, kann bei Macbeth, von dem keine Quartausgabe

vorhanden ist, nur die erste Folio die Grundlage der Textkritik sein. Die Abweichungen der späteren bieten nur dort ein Interesse, wo die erste Ausgabe einen Fehler zeigt, der beim Neudruck entdeckt worden ist und einen Besserungsversuch veranlafst hat.' Archiv Nr. 86 p. 339. Das Verhältnis der vier Folios ist erwiesenermafsen dasjenige, dafs die vierte von der dritten, die dritte von der zweiten, die zweite von der ersten abdruckt. Anspruch auf Authenticität hat also keine Lesart in den späteren Folios. Wenn uns Professor Wagner auf S. XXIV versichert, 'eine Reihe von Fehlern der Ausgabe von 1623 wird durch die zweite, dritte und vierte Folio corrigiert', so ist das wohl richtig; doch sind alle Korrekturen konjektural (und nicht jede Korrektur ist eine Emendation!), die nicht mehr Gültigkeit haben als Konjekturen späterer Herausgeber. Die Fehler und Entstellungen des Textes der späteren Folios überwiegen bei weitem die Korrekturen, die sich in der Cambridge ed[n] und bei Furness unterm Text verzeichnet finden. Das Verzeichnis sämtlicher Varianten kann nur sekundären Zwecken dienen, wie etwa zur Rekonstruktion der späteren Folios für den, der eine Ilias post Homerum haben will, oder etwa zu Untersuchungen über das Schwanken der Orthographie, über die Willkür der Setzer, über die Geschichte des Textes bis auf Rowe u. dgl. Schwer zu sagen ist, warum Professor Wagner gerade bei der vierten Folio aufhört und nicht etwa Rowe mit vergleicht — oder warum Professor Wagner die Interpunktion der späteren Folios nicht berücksichtigt.

Der Abdruck des Foliotextes, der im ganzen zuverlässig und korrekt ist, verdient Dank. Ich habe probeweise die Seiten 5, 25, 50, 73, 74, 91, 92, 93, 105—106 mit dem Foliotext verglichen und nur geringfügige Versehen gefunden: p. 5: statt *Sena secunda* lies *Scena Secunda*; p. 25: ohne Fehler; p. 50: ohne Fehler; p. 73: ohne Fehler; p. 74, V. 98: nach *pronounc'd* dele das Komma; p. 91: statt *standing* lies *stāding*; V. 36: statt *back* lies *backe;* p. 92, V. 54: statt *Ile* lies *I'le;* p. 93, V. 72: *Alonso* mufs kursiv sein; V. 74: nach *bloud* fehlt ein Komma; p. 105: ohne Fehler; p. 106, V. 310 sollte Millaine kursiv sein; V. 314: statt *calm* lies *calme.*

Sind die Angaben in der varia lectio zuverlässig? Ich habe probeweise wieder p. 5, 50, 105—106 untersucht und A B C, nicht D verglichen. Zuerst habe ich zu bemerken, worauf ich schon hingedeutet, dafs Professor Wagner die Interpunktion nicht beachtet. In einigen Fällen hat er sie immerhin erwähnenswert gefunden, z. B. p. 1 *Master, D.*, p. 5 V. 2 *Rore, D,* V. 8 *Oh C Oh! D* und wahrscheinlich noch in anderen Fällen. Unberücksichtigt ist sie z. B. p. 5 V. 14 *heart, B C,* V. 8 *knocke. C,* p. 50 V. 49 *Mate, C,* V. 51 *Kate, C,* p. 105—106 V. 307 *Naples. C,* V. 2 *owne, B, own, C,* V. 5 Naples: *B C.* Soviel über die Interpunktion, die Professor Wagner also in der Regel übergangen hat. Versehen bei den Varianten sind unbedeutend: p. 5 V. 6 *Vessell* steht nicht in C, sondern *Vessel,* p. 50 V. 58 *drinkes* ist kursiv gedruckt in B. Doch scheint Professor Wagner nirgends auf die Drucktypen aufmerksam gemacht zu haben, was zur Rekonstruierung des Textes nötig wäre. p. 105 V. 287 sollte z. B. vermerkt werden, dafs B und C Isle kursiv drucken. Ferner ist zu korrigieren:

p. 106 V. 308 steht nicht *Nuptialls*, sondern *Nuptials* in BC, V. 1 steht in C *Charm's* (kursiv), nicht *Charms*.

Professor Wagners Ausgabe des Tempest ist allen denen zu empfehlen, die einen handlichen, billigen Abdruck des Foliotextes wünschen.

Berlin. H. Anders.

Education in the nineteenth century. Lectures delivered in the education section of the Cambridge University extension summer meeting in August 1900. Edited by R. D. Roberts, M. A., D. Sc. (Lond.), Secretary for lectures of the local examinations and lectures syndicate. Cambridge, University Press, 1901.

Inmitten des allgemeineren Inhalts der im Titel bezeichneten Cambridger Verhandlungen ist dem Gebiet der Erziehung eine breite Rolle zugestanden worden: 'on account of the new and growing demand for fuller knowledge about Education amongst those not engaged professionally in teaching, but who either as parents or as citizens feel a great interest in educational methods and reforms.' Könnte das auch für uns in Deutschland so gelten? Geschrei gegen unsere herrschenden Systeme haben wir genug und Besserwissen allerorten, dabei aber ein grofses Durcheinander der Meinungen und wenig Bereitschaft, wirklich in die Fragen einzudringen. Vielleicht erklärt sich das durch die nun fast ein Jahrhundert dauernde staatliche Regelung aller Schulerziehung, die das sonstige Publikum teils interesselos gemacht hat und teils mifstrauend oder revolutionär. Dafs in Cambridge der Besuch der Verhandlungen sehr stark war und das bewiesene Interesse sehr lebendig, hat bei der Herausgabe mit Genugthuung ausgesprochen werden können. Sind die einzelnen Vorträge ganz unabhängig voneinander entstanden, so fügen sie sich doch zu einem Ganzen in befriedigender Weise zusammen. Die Redner waren durchweg Persönlichkeiten, die ihr Interesse, ihr Verständnis und ihre Tüchtigkeit auf dem betreffenden Gebiete seit längerer Zeit bewährt haben.

Den Beginn macht Dr. Montagu Butler mit *Christian work in Public Schools.* Im Mittelgrund steht hier natürlich die Christianisierung dieser Schulen durch Thomas Arnold seit 1827, die aber bekanntlich weder einen dogmatisch reaktionären noch einen pietistisch krankhaften Charakter trug, sondern die Ideale des gentleman und des Christen schön zu verflechten wufste. Festgestellt wird hier aber zugleich, dafs Arnold doch keineswegs der einzige war, der diese Wirkung ausübte. Zugleich mit ihm und ihm folgend, zum Teil durch ihn angeregt oder sogar ausgebildet, zum Teil auch unabhängiger, wirkten manche andere, jeder auf eigene persönliche Art. Wenn diese christlichen Erzieher den Lebenskreis der Zöglinge mit seinen gewissermafsen stummen Wirkungen ('the almighty wall') fast höher schätzten als die bewufsten einzelnen Mafsnahmen und Vorschriften, so wird sich dem gesunden erzieherischen Auge eine ähnliche Schätzung überhaupt immer wieder aufdrängen.

Some Aspects of theory and practice in Infant Education werden im zweiten Vortrage von Mifs Agnes Ward gegeben. Sie bringt uns in Erinnerung, wie gering das Verständnis für die Rechte kindlichen Wesens um die vorige Jahrhundertwende war. 'The child in disgrace! A growing animal, immature and therefore awkward,' so ward es empfunden und so behandelt. Schon die Kleidung machte ihm fühlbar die 'restrictions imposed by an alien civilisation on his nascent liberty'. In Beschränkung seiner freien Bewegung sah man einen Hauptteil der Erziehung. Hier drängt sich dem deutschen Lehrer wieder die Frage auf: ist man in gewissen Schichten unserer Bevölkerung und in gewissen Gegenden unseres Vaterlandes über diesen in England nun längst gründlich überwundenen Standpunkt recht hinausgekommen? Jedenfalls kann man in sehr angesehenen Schulen der Hauptstadt und auch in den entsprechenden Familien sehen, wie eine äufserliche Wohlerzogenheit, d. h. eine Zähmung der frischen Natur, von ganz früh auf ein grofses Anliegen der Erziehenden ist. Natürlich gingen dieser Gepflogenheit in England wie anderswo die ewigen moralisierenden Erzählungen zur Seite, die ja nun, wenigstens in germanischen Landen, glücklich überwunden sind. Im allgemeinen wird die Einwirkung Pestalozzis und Fröbels auf diese Sphäre der frühen Erziehung voll gewürdigt und namentlich für den letzteren die unzulängliche Auffassung abgewehrt, als ob die Einführung von 'bricks, net-plaiting, chequer-drawing and clay-modelling' seine Lebensleistung sei. 'Hand-work and head-work should be simultaneously and mutually complementary, stimulating and suggestive': das vielmehr ist die fruchtbare Grundidee.

Primary Education behandelt im dritten Vortrag Sir Joshua Fitch, und den Hauptinhalt seines Vortrages bildet die Geschichte der Stiftungen, Gründungen und Unternehmungen nebst der Gesetzgebung auf diesem Gebiete. Wie spät England im Verhältnis zu anderen Nationen erst einen allgemeineren Elementarunterricht angestrebt und erhalten hat, wie schwer das Gefühl einer Verpflichtung und Verantwortlichkeit sich hier bilden wollte und wie langsam es Kraft gewann, das wird rückhaltlos anerkannt. Auch der Hemmungen wird gedacht, die dem Fortschritt aus dem Widerstreben der religiösen Körperschaften erwuchsen und aus der Besorgnis der staatlichen Finanzverwaltung angesichts der anschwellenden Aufwendungen; dann der unglücklichen Versuche, die Besoldung der Lehrer durch die Zahl der prüfungsreif gemachten Schüler bestimmen zu lassen; aber andererseits auch, und mit Recht, der erfreulichen Vervielfältigung der Volksschulen seit 30 Jahren, seit Forsters denkwürdiger Thätigkeit. Nun wird freilich das Bedürfnis empfunden, den Schulbesuch um einige Jahre über das Alter von 14 Jahren hinaus zu verlängern. Aber der Hinweis auf Deutschland ('In Germany and Switzerland this object is largely attained by legislation, which compels the boy or girl to attend a supplementary school for two or three evenings in the week') ruft uns doch die bedauerliche Thatsache ins Gedächtnis, dafs man auch bei uns zu einer allgemeinen Verpflichtung in diesem Punkte noch immer keines-

wegs gelangt ist und kaum auf dem Wege scheint. Zwei Urteile noch seien erwähnt, die uns zeigen, wie ähnlichen Täuschungen die Menschen doch trotz Trennung durch Meer oder Stammesart oder Geschichte oder Organisation unterworfen sind. 'Schools can do much to cultivate patriotism, not by seeking to introduce rifle clubs and military drill into schools, still less by encouraging that boastful and rather theatrical patriotism which expresses itself in waving the Union Jack and singing Rule Britannia; but by steadily inculcating a grateful sense of the debt we owe to our ancestors for their efforts and for the great inheritance which they have bequeathed to us, and by urging scholars to live and work so as to be worthy of that inheritance.' Das ins Deutsche zu übersetzen wäre nicht schwer, d. h. es umzusetzen; 'boastful and rather theatrical' will der Patriotismus auch diesseits des Kanals oft werden. Und die andere Stelle, dafs 'the result of so much of religious teaching as takes the form of enforcing creeds and catechism has proved somewhat disappointing', und dafs zur Bildung sittlicher Charaktere andere Wege beschritten werden müssen: auch dies sicherlich eine schätzenswerte Erkenntnis, die ja gar nicht irgendwie hoch liegt, aber doch immer vielen Mafsgebenden zu fern gelegen hat.

Der Aufsatz IV über die höheren Schulen von Dr. R. P. Scott beschränkt sich auf die Beleuchtung der auf diesem Gebiete erfolgten Gesetzgebung *(Secondary Education Legislation, with special reference to problems awaiting solution)*. Die Geschichte dieser Gesetzgebung ist bekanntlich ziemlich verwickelt und im einzelnen für den Ausländer nicht besonders interessant. Eine bemerkenswerte Wendung ist im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts insofern eingetreten, als man nun doch begonnen hat, die Organisation der höheren Schulen als 'a matter of national concern' zu empfinden.

Mit Vortrag V führt Mifs F. Gadesden uns ein in *The Education of Girls and the development of girls' high schools.* Auch hier, ja hier wohl noch mehr als sonst, tief eingreifender Wandel im Lauf des Zeitraums! Ehedem, und bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus, nur Institute zur Erziehung der Mädchen höherer Stände für die Gesellschaft, für den Salon, mit Vermischung von äufserem Schliff und sittlicher Bildung, mit mechanischen Normen, mit ganz dürftigen intellektuellen Leistungen. Dann, nach 1850, die Nachahmung einiger der männlichen Colleges, aber weder recht ernstlich noch recht glücklich; allerlei Lehrfächer, aber doch kein rechtes Ganze, und im ganzen nicht viel: liturgy und 'needle-work, grammar und arithmetic, French und music und drawing. Und um 1870 lautet die Charakteristik des allgemeinen Betriebes noch: want of thoroughness and foundation, want of system, slovenliness and showy superficiality, inattention to rudiments, undue time given to the accomplishments' etc. Seitdem aber können grofse methodische und organisatorische Fortschritte mit Genugthuung verzeichnet werden. Und namentlich ist der Stand der Lehrerinnen sehr gehoben; wie ihre allgemeine Bildung, so ihre sociale Position und Schätzung. 'Thirty years ago the

notion that a well-born woman should belong voluntarily to a profession was repugnant to parents and relations. That a woman should teach, or be obliged to earn her living, meant that she became an object of commiseration to all who knew of her misfortune ...... For the mass idleness was the only genteel occupation .... The new schools have changed all that .... Honour to work and to workers is the rule .... Through her work, and because of her work, the modern woman claims and holds a position among those who are honoured in the land.' Es ist ein hohes Ideal des Frauenberufs aufgegangen; die Frauen sind dessen inne geworden, was sie der Nation schuldig sind. Auch ist das Streben nach beständiger Vervollkommnung des Könnens zu gewahren, und die Verfasserin darf es schliefslich aussprechen: wenn die Schulen von morgen sich so über diejenigen von heute erheben wie diese über die von gestern, so kann man zufrieden sein.

The Teaching of History ist das nun folgende Thema, behandelt von Professor Withers. Warum dieser eine Lehrgegenstand besonders gewählt worden ist? Aber das kann uns ziemlich gleichgültig sein; das hier gegebene Bild ist interessant. Übrigens hat dieses Fach in der That einen besonderen Kampf um seine Zulassung kämpfen müssen, und noch ist er nicht befriedigend entschieden. Die Überlieferung an Universitäten und höheren Schulen hat der Aufnahme lange und eigensinnig widerstrebt. Psychologisch wäre das gar nicht so einfach zu erklären, aber wir haben in Deutschland ähnliches auf anderen Linien erlebt. Arnold in Rugby erscheint auch hier als Träger neuer Anschauungen. Aber im ganzen scheint in den mafsgebenden Kreisen Englands ein eigentlich geschichtlicher Sinn und ein reines geschichtliches Interesse noch immer nicht recht erstarkt. Die Freunde des Faches scheiden sich in solche, die es durchaus mit Politik in Verbindung bringen, und 'in antiquarians', also vom philologisch-kulturgeschichtlichen Interesse beseelte. Die Anekdote vom berühmten Dr. Moberly, der im Frühsommer 1866 auf Grund seiner geschichtlichen Bildung seinen Schülern voraussagte, der preufsisch-österreichische Krieg würde nun wohl ihr eigenes Leben überdauern, ist für uns besonders vergnüglich. Aber auch jetzt: ist in dem vorliegenden Aufsatz mit einem Worte von aufserenglischer neuerer Geschichte die Rede? Mag die Nichterwähnung hier Zufall sein, es ist dies ein Punkt, in dem das englische Bildungsideal uns immer Kopfschütteln und seine ethische Wirkung viel Ärger erregen mufste. Und wenn nach und nach das Ziel einer 'all-round liberal education' mehr Kraft gewonnen hat, noch ist — und Professor Withers beklagt das nicht ohne Bitterkeit — Geschichte in den Konkursprüfungen nur ein Wahlfach, an dem man wie an anderen untergeordneten Wissensgebieten vorbeigehen darf.

Über *Science Teaching* berichtet Dr. Kimmins, und hier werden schliefslich fünf von Professor Miall aufgestellte Normen für den populären Unterricht aufgeführt, die man als gesund allenthalben empfinden wird: 1) No Latin or Greek technical terms. 2) No lectures or information lessons. 3) No book to be produced in class. 4) The object lesson

should always be founded on the actual object. 5) Never tell the children anything they can find out for themselves.

Aus dem Vortrag VIII über *Industrial Education* von Sir Philip Magnus ist für weitere Kreise am interessantesten die Schilderung der ungeheuren Grausamkeit, die in der Verwendung der jungen Kinder zu ödester industrieller Arbeit lag, wobei die völlige Verwahrlosung ihrer Ausbildung noch das Erträglichste sein mochte. Wenn Macbeth sich bewufst wurde, den heiligen Schlaf gemordet zu haben: welche Schuld schliefst es ein, die heilige Kindheit zu morden! Aber das ist ja nun wohl vorüber oder doch so ziemlich vorüber. Auf eine Stufenfolge von Fortschritten auf diesem ganzen Gebiet wird auch hier zurückgeblickt, und der Inhalt berührt sich zum Teil mit dem von Nr. III.

Mit Vortrag IX folgt *The Training of Teachers* von Mifs E. P. Hughes. Ein trübes Bild von den persönlichen und fachlichen Eigenschaften der meisten schulhaltenden Personen von ehedem mufste auch hier entrollt werden. Andererseits wird doch ausgesprochen, dafs, wenn die sonstigen nötigen Eigenschaften bei Lehrern oft nicht genug gewürdigt worden seien, auf Charakter und Persönlichkeit man immer grofsen Wert gelegt habe. Und am Ende läfst sich diese Auffassung mit jenen Thatsachen immerhin vereinigen. Neben den wichtigen Wendepunkten mit der Errichtung des University College 1828 und des College of Preceptors 1846 sind dann manche andere zu verzeichnen. Aber am interessantesten für uns sind doch die zum Schlufs aufgestellten Forderungen für die Lehrerbildung, die der Erfüllung sicher zum Teil noch harren, aber nicht etwa blofs in England. Darnach soll ein ideales Seminar (Training College) zunächst als eine Art von Sieb wirken, wodurch alle von dem Berufe ausgeschlossen werden, die physisch, geistig oder moralisch zum Erziehen ungeeignet sind, aber auch diejenigen, die intellektuell nicht über den Durchschnitt reichen (nur eine intellektuelle Aristokratie könne der Aufgabe genügen); und ferner auch die, welche nicht persönlich die rechte Erziehung und fachlich die rechte Ausbildung nachweisen. Namentlich soll aber auch auf eine vielseitige allgemeine Bildung nicht verzichtet und zugleich Uniformität gemieden werden. ‘An ideal Training College should respect and foster individuality, not repress it.’ ‘In our schools we are preparing human beings for a many-sided life, and consequently teachers must have a many-sided life themselves.’ Noch ein Wort aus den Schlufsbemerkungen: ‘The task of education grows more difficult as civilisation becomes more complex and the centuries roll on. As our ideal of education rises we demand better teaching and better prepared teachers’. Ist das vielleicht schon überall in der Welt deutlich genug erkannt?

The University Extension Movement wird in Vortrag X von Professor Sir Richard Jebb besprochen. Die Genugthuung über diese Bewegung ist wohl in England gröfser und begreiflicher als bei uns; sie ist dort oder in Amerika heimisches Erzeugnis, bei uns nur Nachahmung, aus Furcht vor Versäumnis. Wir haben in Einrichtungen zur allgemeinen

Verbreitung von Bildung, zur Popularisierung von Wissenschaft uns seit lange so vielfach ergangen, und die gemachten Erfahrungen müssen uns sehr gemischte Gefühle erwecken! Dem Zuversichtlichen wird auch hier manche Enttäuschung bevorstehen; man pflegt hier psychologisch nicht vorsichtig genug zu ermessen. Dafs als eine der erfreulichen Früchte des movement sich die Rückwirkung auf die Universitätskreise selbst erweise, wollen wir Sir Richard glauben, und vielleicht dürfen auch wir uns einer derartigen Rückwirkung einmal freuen.

Was in Vortrag XI Mrs. Henry Sidgwick über *The Higher Education of Women* bringt, bezeichnet sie selbst als ganz fragmentarisch; auch berührt es sich vielfach mit dem Inhalt des fünften Vortrags. Dafs der Fortschritt hier wie sonst mit bestimmten Zahlen belegt wird, Zahlen der Lehranstalten, der Lernenden, der Geprüften, der Bestandenen u. s. w., überrascht uns nicht. Eine so sehr auf das Konkrete gerichtete Nation wie die englische braucht das. So gilt denn auch der Nachweis der vollen Gleichbefähigung des weiblichen Geschlechts für höhere Studien als durch Zahlen vollständig erbracht. Wir würden den Zahlen vielleicht doch nicht glauben, wenn wir nicht sonst glauben könnten. Aber die englischen Frauen haben in Klarheit des Wesens und des Wollens, in Ausdauer des Thuns, in Mut zum Handeln ihre Gleichwertigkeit mit den Männern ihrer Nation so oft unmittelbar fühlbar gemacht und in Bildungsstreben und Begeisterungsfähigheit sogar ihre Superiorität (und nebenbei gesagt auch in manchem ihre Überlegenheit über deutsche Frauen), dafs ziffernmäfsige Belege dagegen ganz zurücktreten.

Ein abstrakteres Thema behandelt unter Nr. XII M. E. Sadler, nämlich *National Education and Social Ideas,* und er behandelt es sorgfältig und feinsinnig, eindringend und abwägend. Im Mittelpunkt steht die Frage, ob eine einheitliche und gleichförmige öffentliche Erziehung angestrebt werden solle, wie in anderen Ländern, oder nicht. Es wird da namentlich der Gedanke ausgeführt, dafs das englische Volk stets und auf allen Gebieten in zwei Parteien sich teile, die eine zum Fortschritt, zur Umgestaltung drängend, die andere beim Überlieferten und Gewohnten fest beharrend. Nie aber lasse die augenblicklich schwächere Partei sich wirklich, um es volkstümlich zu sagen, unterkriegen. 'Ours is a country of stubborn minorities.' Im ganzen kann man denn nach Sadler auch hier den jetzigen Zustand der freieren Versuche und Organisationen nicht abgelöst wünschen; aber er spricht denn doch aus: 'In our time it is rather on a strong central authority that stress needs to be laid' .... 'But there is no ready-made formula, by help of which our statesmen can fix the balance.' Und weiterhin: 'The part of the State in national education is not to stand aloof altogether .... but to draw toward itself, to inspire, to stimulate, and (when needful) to aid, each and every type and instance of efficient and needful school, while absorbing, controlling, crushing none'. (Controlling ist hier natürlich nicht gleichwertig mit unserem kontrollieren.) 'Planning and record of careful and systematic experiments' wird der Regierung ausdrücklich als Aufgabe überwiesen. Wir

in Deutschland könnten von dieser Auffassung jedenfalls etwas mehr haben, als der Fall ist! Und das schliefslich bezeichnete Hauptziel der nationalen Erziehung, taugliche, ehrliche, frische und mutige Leute zu bilden, könnten wir wohl ohne weiteres auch als das unsrige anerkennen.

Eine Art von Anhang bildet Vortrag XIII: *Outlines of the development of educational ideas* in the 19th century, ein Vortrag, den unser auch in England sehr angesehener Professor Rein auf Wunsch dort gehalten hat. Allerdings giebt er in Wirklichkeit nur einen Überblick über die Entwickelung der deutschen Pädagogik und dazu namentlich der öffentlichen Normierung des Bildungswesens. Auch dürfte an zwei Punkten seine Darstellung unsere Verhältnisse günstiger erscheinen lassen, als sie sind. Weder ist der Besuch der Fortbildungsschulen bei uns etwas Allgemeines und fest Geordnetes, wie es nach dem Wortlaut S. 266 scheint, noch verteilen sich die Schüler der höheren Schulen so schön je nach Stand und Zukunft an die Realschulen und die neunklassigen Vollanstalten, wie man ebenda entnehmen wird. Aber das ist sehr unwesentlich gegenüber dem Gehalt des ganzen Vortrags, der in Cambridge gewifs auch die rechte Wertschätzung empfangen hat. Er schliefst mit der Forderung allgemeinerer Pflege der pädagogischen Wissenschaft an den Universitäten und zwar unter Verbindung mit Übungsseminarien.

Ein solcher Ton von freudiger Genugthuung über das Gewordene, wie durch viele der englischen Beiträge, konnte durch diesen Vortrag nicht gehen, weil er weder durch die Nation geht noch durch die Kreise der Pädagogen. In England fühlt man das Heraufsteigen aus Nacht zum Licht, bei uns eher eine Art von mifslicher Dämmerung. Liegt es an Personen, an Verhältnissen, an Unabänderlichem, an Zufälligem? Das zu beantworten würde mehr Raum erfordern als diese schon zu ausgedehnte Recension, die im Archiv für neuere Sprachen überhaupt als Eindringling erscheinen müfste, wenn sie nicht hinter dem pädagogischen Interesse das kulturgeschichtliche hätte, und wenn nicht 'Sprachen und Litteraturen' mit Kultur oder Kulturen sich eng berührten.

Berlin. Wilhelm Münch.

Neuere Erscheinungen auf dem Gebiete des englischen Romans.

Nell Gwyn — Comedian by Frank Frankfort Moore (Tauchnitz edition vol. 3449).

Der historische Roman hat als poetische Gattung blofs dann ein Daseinsrecht, wenn Kern und Schale organisch miteinander verwachsen sind. Die geistigen Elemente, also die Psychologie der Einzel- wie der Massenfiguren und mit ihnen die innere Entwickelung der Fabel mufs an die betreffende Zeit gebunden, darf nur in dieser Zeit möglich sein. Dann und blofs dann gewinnt das Milieu symbolische Bedeutung: die Äufserlichkeiten werden verinnerlicht als notwendig und einziger Ausdruck des Innerlichen. Der antiquarische Kram der Ausstattung wird lebendig. So

beim echten historischen Roman. — Dieser erfordert als strenges Kunstwerk nicht nur starke, sondern auch eigenartige Begabung von seinem Schöpfer. Hieraus begreift sich seine Seltenheit, aber auch die Häufigkeit des pseudo-historischen Romans. Das Talmi wird eben nur neben dem selteneren Original profitabel.

Der pseudo-historische Roman spekuliert auf die stoffliche Neugier der Leser. Er befriedigt sie auf bequeme Art in zweierlei Weise. Entweder sucht der Autor eine bekannte und mithin 'interessante' historische Figur und behandelt sie nicht mit geschichtlicher, aber mit anekdotischer Treue inmitten der ihm minder wichtigen Fabel — und er ist im wesentlichen, wenn auch nicht im guten, Memoirenschreiber. Oder aber er reizt seine Leser mit einem bekannten und darum 'interessanten' historischen Vorgang, er legt das Hauptgewicht auf die Fabel, wobei ihm die Figuren zu minderwertigen Puppen verkümmern — und er ist Episodenschreiber. Beides ist leicht, wie jede Einseitigkeit, die an der Oberfläche haftet.

Unser Autor versucht es hier gleichzeitig mit beiden Tricks. Als Centralfigur wählt er sich Nell Gwyn. Sie mufs eine grofse Schauspielerin gewesen sein. Das zeigt nicht nur ihr Repertoire, sondern auch die einschlägige Litteratur, die sie zeitlebens und noch nach ihrem Tode als Künstlerin gewürdigt und gepriesen hat. Nell Gwyn war aber auch eine grofse Lebedame, die berühmte Maitresse von König Karl II. Eine Menge von Schriften in Prosa und Vers ist über sie in dieser Eigenschaft geschrieben worden, für sie und gegen sie. Entschieden ist Nell Gwyn eine interessante historische Figur. Sie ist das auch im psychologischen Sinne. Die Wechselfälle ihres Schicksals weisen äufserlich darauf hin, die widerspruchsvolle Beurteilung der Zeitgenossen bieten lockende Ausblicke auf ihren Charakter. Den intuitiven Einblick in diese unebene Psyche zu gewinnen, sie zu enträtseln, das wäre die schöne Möglichkeit und fesselnde Aufgabe für einen wahren Dichter, der ja vor allem tiefgründiger Menschenkenner sein mufs.

Moore hat den Versuch gewagt. Es war für ihn ein leichtes Wagnis und wurde für uns zum seichten Ergebnis: er hat seine Heldin in Schablonenmanier idealisiert. Sie ist ihm das brave Kind des Volkes, liebt innig und echt den Erwählten ihres Herzens, auch ein Kind des Volkes; sie wird getäuscht nicht von ihm, sondern über ihn und wirft sich in die Arme des lüsternen, aber gutherzigen Königs, sie spielt seinen guten Engel zu Gunsten des Volkes, ringt sich so zu ihrer Mission einer Schirmfrau der Armen empor und endet — für den Roman — zufrieden als Mutter ihres halbwegs legitimierten, d. h. etwas nobilitierten Bastards. Eine solche Schablonenfigur zu schaffen war leicht, denn dazu gehörte nicht echter Geist, sondern blofs falsche Sentimentalität. Diese mundet dem grofsen Publikum freilich besser als jener. Soweit ist Moore anekdotischer Memoirenschreiber.

Er versucht es aber auch mit der historischen Episode. Die Verfallszeit der Stuarts mit dem allzu lustigen Karl II. an der Spitze ist ja

gleichermafsen interessant und dazu noch amüsant. Derartige Zeitbilder 'ziehen' im Publikum. Die Zeit wird freilich nicht historisch behandelt, es werden also nicht die sie durchdringenden und gestaltenden Ideen an einer veranschaulichenden Fabel von organischer Entwickelung dargestellt, sondern die Zeit wird anekdotisch illustriert an einer Reihe lose verknüpfter Einzelbilder. Es sind genremäfsige Momentaufnahmen, die die Äufserlichkeiten möglichst getreu zeichnen. Auch das ist bequeme Arbeit für den Autor und leichter Genufs für den Leser. Mit seiner befriedigten Neugier am antiquarischen Beiwerk gleicht dieser dem Bauer im kulturhistorischen Museum, der sich die Einzelstücke staunend begafft — fehlt leider nur das geistige Band. So wird Moore zum anekdotischen Episodenschreiber.

Er meistert beide Tricks des pseudohistorischen Romans mit geschickter Hand. Sein Roman ist daher im banalen Sinn des Wortes sehr gut 'lesbar', obwohl er hinter den poetischen Forderungen des glücklich gewählten Stoffes weit, sehr weit zurückgeblieben ist. Er flittert nett, aber kalt wie Talmi neben dem vollen und warmen Feuer des echten Steins.

An opera and Lady Grasmere by Albert Kinross (Tauchnitz edition vol. 3445).

Der Titel klingt kapriciös-modern, und so ist auch der Roman. Der Verfasser kapriziert sich auf das Moderne und zwar im Stoff und in der Form. Durch solche allzu grofse Absichtlichkeit hat er sich um die volle Wirkung gebracht. Ein Stück Naivität im Schaffen gehört eben zum Gelingen. Das Unbewufste, also Notwendige im schaffenden Künstler bildet gerade den intimen Reiz des Kunstwerks, macht dieses im letzten Rest zu einem Mysterium, das uns um so lockender anzieht, je weniger wir es uns verstandesmäfsig erklären können. Von hier strahlt der Zauber der Individualität aus, der uns lebenswarm berührt, uns unmittelbar geniefsen läfst. Und geniefsen wollen wir doch die Kunst in erster Linie. Dafs wir uns hinterdrein den Genufs durch Erkenntnis, so weit sie etwa reichen mag, vertiefen und festigen wollen, danken wir unserer angeborenen Wifsbegierde. Und aus solch löblichem Thun erwächst uns eine zweite, wenn auch kühlere Freude. — Hier bei unserem Roman hatte ich von der Konzeption des Ganzen n u r die kühle Freude des vollen Verstehens.

Der Autor will modern sein. So wählt er sich einen modernen Stoff. Dafs die Geschichte in unseren Tagen unter uns sich abspielt, für Kinross also im heutigen England, das ist nur die selbstverständliche Vorbedingung der Modernität. Hauptsache ist, dafs die Geschichte im gewöhnlichen Rahmen ein aufsergewöhnliches Bild umschliefse.

Für den Stoff erreicht dies der Autor durch die seltsame Fabel und den eigenartigen Helden. Derlei zu finden ist nicht leicht, und noch schwerer ist es, diese Elemente in unsere Alltagswelt zu verweben. Der Autor wollte es aber finden, und man merkt leider, wie er sucht; er

wollte es verweben, und man sieht leider, wie er die Fäden klügelnd verspinnt. — Die Fabel ist nach ihrem äufseren Verlauf einfach, weil schwach begründet in ihrer faktischen Seltsamkeit. Der Held, jung und unabhängig, hat nach seinen Universitätsstudien freiwillig auf die Freuden der Welt verzichtet, um in der Einsamkeit von London als Musiker an der Komposition seiner Oper 'Isabella' zu arbeiten. So hat er drei Jahre still, aber beharrlich um die Kunst gekämpft. Er hat sich zur Resignation überarbeitet. Ein zufälliger Besuch entreifst ihn seiner Einsamkeit, treibt ihn für einen Abend hinaus ins lebendige London, die plötzlich erwachte Lebenslust reifst ihn übermütig hinein in ein rauschendes Ballfest. Da macht er die Bekanntschaft einer fascinierenden Frau, flüchtig und rätselvoll von Maske zu Maske, mit dem lockenden Reiz der verbotenen Frucht, denn er hat sich ungeladen zum vornehmen Maskenfest tolldreist eingeschlichen — und es ist um ihn geschehen. Er will die Musik aufgeben. Er will nur mehr 'leben'. Ersteres wird ihm leicht. Als er nach Hause kommt, um die Partitur zu verbrennen, merkt er, dafs sie ihm gerade während seiner Abwesenheit gestohlen worden. Jede Spur des Diebes fehlt. Das läft ihn übrigens kalt, er hat ja abgeschlossen mit der Kunst. Und das 'Leben' wird ihm nicht schwer. Durch Zufall entdeckt er seine schöne Unbekannte in Lady Grasmere. Er macht ihr den Hof, in London, über London hinaus bis nach Ägypten, der tadellose Weltmann ist in ihm wieder lebendig geworden, und es fehlt ihm nicht an Erfolg. Nach Jahresfrist — wieder in London — hat er sich mit ihr verlobt. Inzwischen hat er nur selten von einem Freund gehört, der ihm während seiner musikalischen Zeit nahe gestanden. Das war ein Musikus leichterer Sorte. Ohne tieferes Talent, mehr Handwerker und Poseur in der Kunst als echter Künstler, hat er sich den Kleinruhm des flüchtigen Tages mit halb banalen Liederkompositionen halb erschwindelt. Auch er hat eine grofse Oper komponieren wollen, war aber, kurz bevor sich die Freunde im Vorjahre zum letztenmale gesehen, von der allzu hohen Aufgabe abgefallen. Nun aber scheint er sich wieder aufgerafft zu haben. Seine Oper wird für die einsetzende Saison in Coventgarden angekündigt. Bei der Premiere sitzt unser Held mit seiner Braut in der Loge und hört — abgesehen von geringfügigen Änderungen — seine Oper. Der Freund war der Dieb. Und die Oper fällt durch. Vernichtet von dem herben Schicksal des Werkes ist der Dieb, der umsonst gestohlen; aufgerüttelt ist der Held und angestachelt zu neuem Schaffen. Er beichtet seiner Braut und bittet sie um die Rückgabe seines Wortes. Er will sich ja jetzt zurückziehen von der Welt, in der er sein Leben vertändelt hat, um fortan zu arbeiten, mit besserem Erfolg, weil gereift im Leben. Doch sie läfst ihn nicht ziehen. Feinsinnig hat sie die Situation schon vordem erraten, hat ihn durchschaut. Sie liebt ihn nur um so mehr dafür, dafs er das Drohnendasein eines 'Mannes von Welt' aufgeben will. Mit ihm will sie arbeiten als fürsorgliche, anstimmende Frau, ihm zum wahrhaften Erfolg hinanschreiten helfen.

Dies die Fabel. Die eigenartige Psychologie schimmert durch. Der

Held ist zu Anfang der unreife Mensch. Sein Talent drängt ihn zu ehrlichem Schaffen, doch der Erfolg bleibt aus; vorerst der Erfolg in der eigenen Befriedigung. Mit Talent und Fleifs konnte er zwar die äufserliche, technische Seite seiner Aufgabe bewältigen, die Form. Aber an Inhalt fehlt es seinem Werk, an lebenstiefer Wahrheit. Das hat er nicht geben können, weil er sich davon in seinem jungen und leeren Leben noch nichts hat erringen können. Er weifs das nicht, aber fühlt es, und so drängt es ihn unbewufst von der Arbeit ab ins Leben hinaus. Er fafst nun dieses Leben — wie er anders noch nicht kann — recht äufserlich auf, aber unwillkürlich lernt er, reift er. Und er ringt sich zur Klarheit durch vor dem sonderlichen Schicksal, das seinem Werk vor der Öffentlichkeit, vor dem Publikum geworden. Hier findet er den unbestochenen, weil naiven Censor. Nun versteht er — ein Gereifter — den Mifserfolg des Unreifen. Nun drängen ihn Talent und Erfahrung wieder zur hoffnungsfrohen und erfolgsicheren Arbeit.

Das ist ein ebenso hübsches wie wahres Stück psychologischer Entwickelung. Wenigstens theoretisch gefafst. Formel und Rechnung sind fehlerlos, kommen aber zu Schaden durch die allzu grofse Klarheit des Problems. Dieses wird so klar durch die allzu unwahrscheinliche Fabel, die es illustrieren soll. Man hat den Eindruck: hier war zuerst das psychologische Problem da, und dem zuliebe kam dann die illustrierende Fabel. So mutet einen das Ganze als 'gemacht' an. Es ist kein Organismus, der sich als notwendig aufdrängt, sondern es ist eine hübsche Künstelei von Verfassers Gnaden, die einen umgaukelt. Der Verfasser hat so schreiben wollen, nicht müssen, denn zum Müssen fehlt es an der gebietenden Stimmung, die hier durch ein geistvolles Raisonnement für die Schöpfung surrogiert wird. Darum hat der Verfasser hiermit auch nur eine Talentprobe gegeben, auf sein wahrhaftes Kunstwerk müssen wir noch warten. Es geht ihm wie seinem Helden. Aber man darf mit Zuversicht warten. Ist sein Roman als Ganzes auch noch zu 'gemacht', aus Einzelheiten erhält man den Eindruck nicht nur des Talents, sondern auch des Gelingens. Echte Stimmung löst sich des öftern vorübergehend aus.

Wie der Inhalt ist auch die Form voller Eigenheit. Anfangs ist sie geradezu extravagant. Der junge Stilist ist sichtlich ungeduldig: die erprobten epischen Stilmittel genügen ihm nicht, denn sie können — im Gegensatz zu den dramatischen — nur sozusagen auf Umwegen wirken. Sie wollen ja erst über die sachliche Anschauung hinweg den persönlichen Eindruck ausüben. Unser Autor aber möchte diesen sofort und unmittelbar bieten. So arbeitet er stilistisch als Impressionist: von der Form soll bereits die Stimmung ausstrahlen. Das kann man dem Stil abringen. Aber alles Gewaltsame ist nur von kurzer Dauer in der Wirkung. Wird es länger hingesponnen, so verliert sich die Ausdruckskraft in der Wiederholung. Der Leser wird abgestumpft und verurteilt den Autor mit Recht als Manieristen, dessen Absichtlichkeit verstimmt. Das fühlt wohl unser Autor selber. Denn im Verlauf des Romanes — freilich zu spät —

springt er wieder ab von seiner Manier und schreibt dann, wie man eben im Roman schreiben mufs infolge der zwar nicht kodifizierten, aber um so tyrannischeren Gesetze der Gattung, die in ihrer organischen Notwendigkeit unerbittlich sein dürfen.

So zeigt der Autor auch als Stilist unleugbares Talent bei zu viel Wollen. Weniger wäre mehr — gilt auch auf formalen Gebiete für ihn. Ein bitteres Urteil, aber nur für den Moment. Es eröffnet die Gewähr auf Besserung.

The footsteps of a throne by Max Pemberton (Tauchnitz edition vol. 3477).

Der Held ist ein Engländer und brav, die Heldin ist eine Russin und auch brav. Er ist absolut brav, wie sich das für den englischen Helden eines englischen Romans schickt. Sie ist nur 'im Kern' brav, aber zu Beginn der Geschichte ein tolles Mädchen, das bereits ein Vermögen, ihr Vermögen, am Spieltisch durchgebracht hat. Mit den letzten Resten wird sie eben in London fertig. Darob ergrimmt der Zar. Sie ist eine hohe Aristokratin, eine Dolgorouki, gehört mithin im patriarchalischen Rufsland zur weiteren Familie von 'Väterchen', und er sorgt für sie, indem er sie auf ein uraltes, halbverfallenes Familienschlofs bei Moskau verbannt. 'Fern von Madrid' im Veliki-Palast ist's ihr recht traurig. Da kommt der Held aus London. Hat dort die flüchtige Begegnung nur sein Interesse entfacht, so entspriefst hier dem Wiedersehen die Liebe. Die Verlassene erwidert sie dankbar und treu und rein. Nun könnten sie heiraten. Doch in Rufsland ist das mit einer Dolgorouki, die den Zorn des Zaren auf sich geladen, keine so einfache Sache, was eben der Roman erweist, der erst hier über seine Einleitung hinauswächst.

Prinzefs Fèkla wird der Staatspolizei interessant. Mit Unrecht zwar, denn sie dachte nie an Politik, denkt jetzt kaum mehr an die Karten, sondern fast nur mehr an Lord Dane. Da will es nun der böse Zufall, dafs der alte Graf Varso, der unter der Maske eines väterlichen Freundes im Veliki-Palast spioniert, während einer Sturmnacht vom Herzschlag plötzlich dahingerafft wird. Für Moskau genügt dies, Fèkla als Mörderin zu verdächtigen, für Petersburg, sie ohne Untersuchung verschicken zu lassen. Nicht als Verbrecherin nach Sibirien, sondern als Verdächtige nach dem Kaukasus. Dort — nah bei Vladikavkaz — ist sie lebendig begraben in einem Chalet des verstorbenen Paul Dolgorouki, und so ist der Skandal im Keim unterdrückt. Dort befehligt überdies ihr junger Vetter, Prinz Otto Demidoff, die kleine Garnison. Er ist in seine Cousine sterblich verliebt. Wird er sie heiraten, um so besser — denkt die russische Regierung. Der Held ist anderer Meinung. Nachdem er sich erst in Petersburg für Fèkla vergeblich eingesetzt hat, folgt er ihr nach dem Kaukasus und flüchtet sie von da über das eisstarrende Gebirge nach Tiflis. Unter Mithilfe eines alten, selbstlos-schrulligen Verbannten, des Doktor Vadorski, gelingt es dem bedrängten Paar, sich hier aus den Klauen des Gouverneurs, des General Zenovieff, zu befreien. Nun steht

der Weg offen über Batoum nach London, über die Liebe zur Ehe. Prinzefs Fèkla ist vom tollen Mädchen zum braven Weib geworden im Ernst des Lebens an der Seite ihres Retters, Lord Dane.

Dies die Fabel unseres Abenteuerromans. Er lebt künstlerisch nur von der Fabel. Diese fesselt durch das fremdartige Milieu und wirkt spannend in der krassen Straffheit ihrer vielverschlungenen, vom Dunklen ins Düstere sich steigernden Verwickelung und plötzlichen Entwickelung. Es ist die Geschichte für die grofsen Kinder. Das soll kein Vorwurf sein. Das Kind mit seiner neugierigen Vorliebe für das Fremdartige schlummert in uns Grofsgewachsenen allen. Vermag es ein Autor mit seiner Phantasie, unsere naive Phantasie wiederzuerwecken, so ist das kein kleines Kunststück. Pemberton hat das hier zu stande gebracht. Er hat damit freilich kein grofses Kunstwerk geschaffen. Ein solches mufs Seele haben, mit Geist auf Geist wirken, den Verstand anregen, das Gemüt erregen, aber nicht blofs die Phantasie aufregen. Es mufs den Leser nicht nur für die Zeit der Lektüre in seinen Bann legen, sondern auch darüber hinaus, es mufs ihm für sein Leben etwas mitgeben, ein Stück Lebenserkenntnis, die ihm bleibt, weil sie ihn reift. Nicht eine theoretische 'weise Lehre', die übermorgen wieder vergessen ist, sondern die im Schein miterlebte, also dauernd haftende, lebendige Einsicht in menschliches Schicksal. Das kann die wahre Poesie vollbringen, mithin auch der vollkünstlerische Roman, wenn er seine Fabel, womit er sich die naive Empfänglichkeit des Lesers erschliefst, symbolisch gestaltet, zum Abbild macht seelischer Verirrungen und Lösungen. Das ist jedoch in unserem Roman nicht geschehen. Dieser begnügt sich mit der faktischen Fabel. Die psychologischen Elemente hingegen sind nicht herausgearbeitet, kaum angedeutet, geschweige denn dafs sie die faktischen erklärten oder auch nur aus ihnen miterklärt würden. Blofs zwerghaft huschen sie nebenbei her. Die Fabel sagt uns, was geschieht, die Psychologie, wie es geschieht und etwa auch warum. Pemberton beschränkt sich auf das 'was'. Aber er ist ehrlich in seiner Beschränktheit. Er spekuliert nicht wie der Sensationsschreiber auf unsere Nerven, sondern umspielt mit gesunder Fabulistik unsere Phantasie. So sorgt er brav, aber unbedeutend für unsere flüchtige Unterhaltung. Man ruht bei ihm aus, und das ist immerhin eine Annehmlichkeit, für die man dankbar sein darf.

The brass bottle by F. Anstey (Tauchnitz edition vol. 3471).

Das Personal dieses Romans zerfällt in zwei Gruppen. Auf der einen Seite der Held, ein junger und armer, talentierter aber unbeschäftigter Architekt, aussichtslos verliebt in die reizende Sylvia, Tochter des Orientalisten, Professor Futvoy und dessen brav-bürgerlichen Frau; auf der anderen Seite Fakrash-el-Aamash von den 'grünen Jinn', einer jener Geister, die wir aus 'Tausend und eine Nacht' kennen. Zeit und Ort der Geschichte ist das London von heute.

Wie der Geist zum Helden kommt? Sehr einfach. Der Professor hat keine Zeit, auf eine Auktion orientalischer Altertümer zu gehen und

schickt den Architekten. Dieser ersteht eine alte Vase. Als er sie zu Hause öffnet, entsteigt ihr Fakrash, den vor ungezählten Jahrhunderten ein Feind darin eingeschlossen. Als altorientalischer Geist ist er etwas weltfremd im modernen London und benimmt sich ungeschickt mit seiner gutherzigen Dankbarkeit seinem unwillkürlichen Befreier gegenüber. So setzt er denn unseren Helden mit seinen sich häufenden Dankesakten, die — immer orientalisch-zauberhaft — einander überbieten, weshalb sie auch immer schneller wieder rückgängig gemacht werden müssen, in eine Reihe grotesk ansteigender Verlegenheiten. Toll wirbelt die Märchenhandlung durch das realistischt gezeichnete Alltagslondon dahin. Der scheinbare Undank des Helden, der in seiner wachsenden Verzweiflung fort und fort ablehnen mufs, empört schliefslich den Geist, und er wird zum Feind seines Retters. Nur mit schlauer Mühe gelingt es endlich dem Helden, Fakrash einen heillosen Schrecken vor der modernen Kultur einzujagen, so dafs sich dieser freiwillig in die Vase wieder verschliefsen läfst. Nachdem sie der Held in die Fluten der Themse versenkt hat, kann er erst frei aufatmen und seiner geliebten Sylvia als Bräutigam an die Brust sinken.

Die Fabel dieses phantastischen Romans läfst sich nur andeuten. Da alles auf die Ausführung ankommt, bliebe eine Inhaltsangabe wertlos, weil sie nichtssagend sein mufs. So viel erkennt man aber schon aus der obigen Skizzierung, dafs der Autor ein lustiger Spafsvogel ist. Er spielt seine Rolle mit köstlichster Schelmerei. Läfst man sich einmal von seinem Trick fangen, so kommt man aus dem Lachen nicht heraus. Der Trick ist einfach: materiell platzen zwei grundverschiedene Kulturen aufeinander, die märchenhaft-altorientalische und die nüchtern-neulondonische; formal vermengen sich die litterarischen Ausdrucksmittel des hyperstilisirten, altersgrauen Märchens mit denen des modern-realistischen Romans. Deklamation und Jargon raufen sich in den phantastischen Schildereien und detailistischen Genrebildern und wirken im wechselweisen Gegensatz um so komischer. Dabei ist das Spiel völlig harmlos; weder von socialer, noch von litterarischer Satire zeigt sich eine Spur. Das Ganze ist eine Farce: man soll lachen, man lacht, man kann nur lachen. — Gedanken über die Sache steigen einem erst hinterdrein auf. Man sagt sich verwundert, zu was allem das phantastische Element in der epischen Dichtung dienen kann. Sieht man historisch zu, so gewahrt man zu Anfang die naive Verwendung. Der Mensch strebt hinaus über die ihm von Natur gezogenen Schranken der Erkenntnis. Er schafft sich neue Welten mit seiner kindlich wirkenden Phantasie, die Welten des Märchens. Hier geht er vom Realen aus und gelangt sachte ins Irreale hinein, das er mit möglichst viel realen Zügen ausstattet, um es aus dem Realen allmählich und unauffällig herauswachsen lassen zu können. So spielt er in naiver Freude mit seinen Neufunden. Das Docieren oder Satirisieren liegt ihm noch fern. Dies bleibt einer späteren Entwickelung vorbehalten. Sie verwertet dann das naiv erwachsene Element des Phantastischen bewufst, nützt es zu Tendenzzwecken aus. Freilich wird dabei oft die Poesie von

der Tendenz erschlagen. In unserem Roman nun erlebt dis naive Verwendung eine Art Renaissance. Es handelt sich hier freilich nur um die zweifelhafte Naivität des modernen Menschen, der schon naiv genannt werden mufs, wenn er ohne Hintergedanken seinen Scherz treibt. Dies bringt unser Autor in drolligster Art fertig. Sein Humor entbehrt allerdings der Tiefe, dafür bleibt er auch von Schwerfälligkeit frei. Schliefslich mufs man bedauern, dafs dieser lustige Roman nur auf einen relativ engen Leserkreis seine volle Wirkung auszuüben vermag. Man mufs mit dem heutigen London auf du und du stehen, um die komischen Kontraste frisch auskosten zu können. Fehlt dem Leser diese Vorbedingung, so dürfte er sich vorkommen wie ein Zufallsgast in einer fremden Gesellschaft, die sich über ihre Intimitäten in verständnisinnig-andeutendem Jargon unterhält, während er sich langweilt.

Tales of space and time by H. G. Wells (Tauchnitz edition vol. 3413).

Wells ist auch ein Phantastiker unter den Romanschreibern, aber einer von den Zweckbewufsten. Er wird gern satirisch, und noch lieber dociert er. Ja letzteres greift leider immer mehr um sich. Das zeitigt böse Früchte. Hat er früher die Phantastik in die Gegenwart hereingerufen, so treibt sie ihn jetzt aus der Gegenwart hinaus. Abgesehen von drei knappen Skizzen besteht das Buch aus einer Doppelerzählung: *A story of the stone age* und *A story of the days to come.* Man sieht, er wird weit abgetrieben vom Heute, ins Prähistorische zurück und ins Postfuturische vorwärts. Das wäre am Ende nicht so schlimm, es bedeutet ja nur äufserliche Termine. In seiner *Time machine* ging der Verfasser noch weiter, zum Anfang und Ende unseres Planeten. Da aber fand er im modernen Helden die Verbindung der Gegenwart mit dem äufsersten Ehedem und Seinerzeit. Wir kamen uns in den fremdesten Welten nicht ganz vereinsamt vor, der Held wenigstens war da, ein Stück von uns selbst. Wir sahen nicht nur mit seinen Augen und hörten mit seinen Ohren, sondern wir fühlten mit seinem Herzen, wir fühlten für ihn. Und das war die Hauptsache. So kam eben ein vertrauter, warmer Ton in das an sich fremde und kalte Bild. Hier jedoch fehlt diese Verbindung. Es ist absolute Fremdartigkeit, die uns jetzt der Autor bietet, weil jeder Zusammenhang mit der Gegenwart, also unserem instinktiven Interessenkreis, mangelt. So bleiben wir kühl bis ans Herz hinan; nur eine verstandesmäfsige Neugier hält uns ans Buch: wir wollen erfahren, wie der Verfasser sein Thema durchführt. Diese Neugier wurzelt nicht einmal in einem wissenschaftlichen Interesse für die Materie, denn ein solches schliefst die Phantasterei aus. Unsere Neugier heftet sich blofs an die technische Lösung des Problems. Der Fachmann wird zum Gourmand: nicht die Speise selbst, nur ihre raffinierte Zubereitung reizt. Die Technik von Wells steht allerdings grofs da. Er hat sich hierin früher an guten Stoffen zur Meisterschaft emporgerungen. Seine Darstellung der Einzelheiten ist anschaulich und lebendig, seine Führung der Fabel ist spannend, aufregend. Doch

all dies wirkt nur wie ein brillantes Feuerwerk: man starrt verwundert hin, aber der Puls geht einem nicht schneller. Wells giebt eben hier nur die technischen Vorbedingungen der litterarischen Wirkung, sie selber ist damit noch nicht zu erreichen. Blofs der Mechanismus spielt, die Mühle klappert, aber geht leer. Wells gleicht dem Zauberlehrling. Er hat den Geist der Phantasterei zu Hilfe gerufen und ist erst mit ihm gut gefahren. Der Geist war sein williger Diener. Die Phantastik war zwar in Grund und Wesen lehrhaft, aber stand im Dienste der Poesie. Hier hat sie den Autor vergewaltigt, die Poesie vertrieben. So schafft der Autor hier statt Menschen blutleere Schemen, wenn das Beiwort schon und noch anginge: 'kulturhistorische' Kostümpuppen; so schreibt er statt lebenswahrer Geschichten pseudo-wissenschaftliche Anekdoten.

Love and Mr. Lewisham by H. G. Wells (Tauchnitz edition vol. 3446).

Mit diesem Roman hat Wells in die Gegenwart zurückgefunden, ja noch mehr, er hat hier die Phantastik völlig abgestreift. So ist er ganz natürlich von einem Extrem ins andere gefallen. Er ist nämlich hier nicht nur Realist strengster Observanz, sondern auch einseitiger Realist, fast blofs Psychologe mit der Nuance des Genremalers. Das Kleinleben eines Kleinen bildet sein Thema.

Ein armes, unreifes Bürschlein, Lehrerchen niederster Ordnung im idyllischen Landnest, führt er uns vor im Augenblick der ersten, reizvoll ungeschickten Verliebtheit. Und nach dieser flüchtigen Episode rückt uns der junge Held in seinen ersten Zwanzigern als Student in London vor die Augen, wo ihn sein bescheidener Ehrgeiz auf eine höhere Stufe der Lehrerschaft hinarbeiten läfst. Dazu eine kleine, auch noch unschuldige Liebelei mit der älteren Kollegin. Das geht in die Brüche, als das Jugendliebchen plötzlich wieder auftaucht. Jetzt bricht die Leidenschaft des Unreifen durch. Er mufs sein Mädchen aus häuslichen Wirren befreien, und die halben Kinder heiraten. Die spielerische Idylle der Flitterwochen wird nur allzu rasch durch die Not des Lebens beschlossen. Der Held mufs seine Studien aufgeben, seiner Carriere entsagen. Die bitterste Resignation überkommt ihn, der Friede der jungen Ehe scheint dauernd verloren zu gehen, die Verbindung sich lösen zu sollen. Da tritt das grofse, das natürliche Ereignis ein. Die junge Frau fühlt sich Mutter werden, und an ihm, dem Knaben in der Lage des Mannes, erprobt sich der bildende Einflufs der gebieterischen Situation. Sie reift den Knaben vor der Zeit wirklich zum Manne. Er erkennt das Leben in seinem primitiven Ernst, in seinem obersten Zweck. Die Eitelkeiten von Beruf und Stellung verschrumpfen vor dem Pflichtgefühl und vor dem Hochgefühl des Vaters. Er wird ruhig und kann in einfach redlicher Arbeit die Forderungen seines Schicksals erfüllen.

Dies ist das psychologische Kabinettstückchen unseres Romans. Es ist dem Autor glänzend gelungen, einen Teil organisch abgerundeten Lebens darzustellen voll innerer Wahrheit trotz originellen Reizes.

Die Ausführung zeigt allerdings Schwächen. Für unseren Autor sind sie voll verständlich. Er wollte sichtlich weg von der Phantasterei und der damit notwendig verbundenen, überreichen Fabel. So wurde seine Fabel hier ungemein einfach. Das verführt ihn aber bei seiner realistischen Tendenz zu Übertreibungen. Das Milieu behandelt er als Genremaler und verliert sich dabei zu sehr ins Detail. Die Zeichnung ist ja immer feinstrichig und richtig, aber der Zeichner wird oft zu ausführlich. So wächst die jeweilige Einzelsituation über Mafs aus dem Rahmen des Ganzen. Nicht dafs das Wesentliche zu eingehend behandelt würde — das ist ja kaum möglich; aber auch das Unwesentliche wird mitbehandelt. Die Situation wird nicht blofs vom funktionellen Gesichtswinkel aus für das Ganze besehen, sondern sie wird an sich betrachtet, von allen Seiten beäugelt. Das ist der Hyperrealismus, an dem sich Wells hier — ich möchte meinen: unter dem Gesetze des Gegensatzes zu seinem früheren Schaffen — vorerst noch verliert. Es ist ein Fehler des Starken, ein Fehler, der — weil im Übermafs gelegen — leicht abzulegen ist.

Berlin. R. Fischer.

Captains courageous. Von Rudyard Kipling (Tauchnitz edition vol. 3249).

'Captains Courageous' ist, wenn man von Kiplings Mitarbeiterschaft an Balestiers 'Naulahka' absieht, des Dichters zweiter Versuch auf dem Gebiete der umfangreicheren Novelle. So mufs man das Buch wohl nennen; denn auf den Titel Roman hat weder dieses noch 'The Light that Failed' gegründeten Anspruch. Wie 'Soldiers Three' die Kaserngeschichten, so kündigt 'Captains Courageous' ein Seemannsbuch an, beide Titel sind Balladenreminiscenzen. Die Ballade und das Märchen sind ja Kiplings einzige Lehrmeister.

Wer indessen das Buch mit der angenehm gruselnden Erinnerung etwa an R. L. Stevensons Treasure Island zur Hand nimmt, wird mit gesteigerter Ungeduld von Seite zu Seite hasten und am Ende seine Erwartung enttäuscht finden. Nicht von unheimlich kühnen Piraten, ungehobenen Schätzen, listigen Anschlägen, blutigen Rachethaten wird er unterhalten werden, die Captains Courageous sind biedere, schwielige Fischersleute aus Gloucester bei Boston, die an Bord eines engen, thranigen Schoners monatelang die Küsten (*Banks*) säumen und mit Angel und Netz einem sehr unromantischen Schatz — dem Stockfisch — nachstellen. Der Kern des Buches ist leicht blofsgeschält. Harvey Cheyne, der einzige Sohn eines amerikanischen *multimillionnaires,* kehrt mit seiner Mutter auf einem Luxusdampfer aus Europa zurück, als er unweit vom Ziele von einer Riesenwoge — *a mother-wave* — über Bord gespült wird. Er erwacht in dem Schoner *We're Here,* der eben seinen Sommerfischfang begonnen hat. Kaum zur Besinnung gelangt, mutet der verzogene, trotzige Taugenichts dem alten *skipper* zu, seine *season* zu opfern und ihn nach New-York zu bringen. Er verspricht, sein Vater werde Beute, Boot und

alles zehnfach überzahlen. Der alte Seebär hält den Jungen für verrückt, glaubt von den Schätzen des alten Cheyne nicht einen cent, und da er kürzlich einen Buben im Sturm verloren hat, bietet er Harvey seinen Posten an — gegen 10½ dollars per month. Jung Harvey schäumt vor Wut, besonders da ihm ein Büschel Banknoten, der Rest seines Taschengeldes, verloren gegangen. Mit frühreifer Dreistigkeit schleudert er seinem Retter den Verdacht des Diebstahls ins Gesicht. Nun reifst dem alten Disko Troop die Geduld. 'Zehneinhalb Dollars als zweiter Schiffsjunge an Bord des Schoners zur Belehrung und Erholung — ja oder nein!' ruft er Harvey zu. 'Nein!' schreit dieser. 'Bringt mich zurück nach New-York oder lafst euch —' Im nächsten Moment liegt er mit blutender Nase bei den Speigaten.

Wie er durch den gutmütigen, kameradschaftlichen Zuspruch Daniel Troops, seines Altersgenossen, sich aufrichtet, in Arbeit und Mühsal gesundet — das erzählen und schildern sieben Kapitel voll der getreuesten, frischesten und eingehendsten Bilder aus dem Seemanns- und Fischerleben. Wir riechen diese Atmosphäre von Öl, Teer, Tabaksrauch und Salzlauge, wir wohnen uns ein im engen Schlafraum, wir sehen im Mondschein den Fischern zu beim Schlitzen, Köpfen und Ausweiden der Stockfische, wir begleiten sie auf dem Fischfang in den Beibooten (*dories*), wir hören ihre Seemannsgeschichten, wenn sie bei schwerer See in der Kajüte zusammenhocken. Aber eines fehlt, um unsere Freude zu würzen, unser Interesse wachzuhalten — der *incident*, das Geschehnis, in dessen Erfindung Stevenson so unübertrefflich war.

Das Problem der Geschichte ist alt. Es gehört zu jenen, die aus dem Märchenbuch eine ewige Jugend mitgebracht zu haben scheinen. Der jähe Glückswechsel als Erzieher und Besserer oder auch nur als Prüfstein menschlicher Herzen ist ein Motiv von so weitverzweigter Filiation, dafs kaum ein Leser der Parallelen sich wird erwehren können. Kiplings Herrensöhnlein gerät in eine Lebensschule, die nicht härter, nicht unentrinnbarer gedacht werden kann, er schwimmt auf einer Galeere des Lebens. Aber leider, der Leser ist mit an die Schiffsplanke geschlossen und fühlt sich wie in einem Boote, das weit draufsen an einer Boje vertaut ist und mit dieser auf und nieder schwankt, ohne je vom Fleck zu kommen. Wenn zum Schlufs in zwei raschatmigen Kapiteln die rasende Fahrt von Harveys Eltern von San Diego, Kalifornien, nach Boston, das Wiedersehen, das Glück über Harveys Verwandlung und die Dankbarkeit des Vaters für den alten Skipper geschildert wird, empfinden wir die Lösung nicht als eine wohlthuende Befreiung von langer atemloser Spannung; wir haben das alles voraus gewufst, und es ist dem Dichter nicht gelungen, uns auch nur ein wenig um das Schicksal Harveys bange zu machen.

Kipling, der scharfe Beobachter, der treffsichere Zeichner ist eben kein Erfinder romanhafter Aktion. Das zeigt sich hier wie in der Geschichte des armen erblindenden Malers. Ein paar Scenen voll dramatischen Pulses, eine blitzgrelle Beleuchtung von Situation und Charakter — und dann

ein Wetterleuchten, das noch weit, weit in die Gefilde des Menschendaseins hinauszittert — das ist sein Fall. Er ist ein feiner Radierer, der uns an den Gestalten das Wichtige und Wesentliche mit überraschender Schärfe ausätzt — aber seine Gestalten lösen sich nicht los vom Skizzenbuch, um frei und sicher die verschlungenen Wege einer natürlichen lebendigen Handlung zu gehen. Ihm verdichtet sich das Problem in einer dramatischen Scene, in der unversehens das ganze Feuerwerk losgeht — der Rest ist Schilderung, Beobachtung, Milieu — aber keine Handlung.

Nach der kräftigen Maulschelle, die Harvey von Grofsmannssucht und Junkerlaune heilt und ihn zum gescheiten Jungen macht, ist das Problem erledigt — leider schon am Ende des ersten Kapitels. Und mit diesem schliefst auch so ziemlich, was der Leser an wahrem künstlerischem Genusse in dem Buche zu erwarten hat.

Görz. A. Brandeis.

N. W. Thomas, M. A., The naval wordbook. Ein systematisches Wörterbuch marine-technischer Ausdrücke in englischer und deutscher Sprache. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer, 1901. 178 S. 8.

Dies ist ein zuverlässiges, handliches Taschenbuch, das besonders Seeoffizieren willkommen sein wird. Der Verfasser, der im Besitz der nötigen Sachkenntnis ist, hat Gelegenheit genommen, sich in Kiel von unseren Fachleuten die jetzt üblichen amtlichen Bezeichnungen und Kommandos für die entsprechenden englischen zu verschaffen. Er ist damit offenbar einem Bedürfnis entgegengekommen, denn sein Büchlein hat in Jahresfrist eine zweite Auflage erlebt. — Bei *stretcher* sollte er neben Fufslatte, das ich nicht kenne, Fufsbrett, wie die Berliner Ruderer sagen, hinzufügen, bei 'die Dolle' 'der Dollen'; *to miss the beginning,* den Einsatz 'vergessen', ist verdruckt für 'verpassen'. Eine *cat o' nine tails* brauchen wir Gott sei Dank nicht.

Berlin. G. Krueger.

Dr. P. Genelin, Germanische Bestandteile des rätoromanischen (surselvischen) Wortschatzes (Separat-Abdruck aus dem Programm der k. k. Oberrealschule in Innsbruck für das Studienjahr 1899—1900). Innsbruck, Wagner, 1900. 41 S. 8. M. 0,50.

Genelins Arbeit besteht aus zwei Teilen, den Vorbemerkungen (S. 1—16) und dem Wörterbuch (S. 17—41). Die Vorbemerkungen zerfallen wiederum in zwei Abschnitte. Der erste (S. 1—12) enthält eine kurze Lautlehre, in der eine Übersicht über die Schicksale der germanischen Vokale und Konsonanten gegeben wird; der zweite (S. 12—16) bespricht die Ursachen des Eindringens deutscher Wörter und die wichtigsten Begriffsgebiete, aus denen sie entlehnt sind.

Die Arbeit ist fleifsig und nützlich und genügt sicherlich den An-

forderungen, die an eine Programmabhandlung zu stellen sind. Das Wörterbuch macht den Eindruck grofser Vollständigkeit. Ich habe nur einige wenige Wörter, die von Gartner (Rätoromanische Gramm. § 8—21; Gr. Gr. S. 471 ff.) als surselvisch oder obwaldisch angegeben werden, bei Genelin nicht angetroffen, dagegen die Gartnersche Liste in dankenswerter Weise ergänzt gefunden. Vom streng wissenschaftlichen Standpunkte aus aber ist der Wert der Arbeit nicht grofs, und sie bedeutet weder hinsichtlich der methodischen Bearbeitung des Stoffes noch hinsichtlich der etymologischen Erklärung einen Fortschritt gegenüber den Arbeiten von Schneller (Die romanischen Volksmundarten von Südtirol, 1870), von Mischi (Deutsche Worte im Ladinischen, Progr. Brixen 1882) oder gar von Gartner. Das Hauptziel einer Arbeit wie der vorliegenden mufs doch sein, die Lehnwörter nach ihrer Herkunft und der Zeit ihrer Entlehnung zu bestimmen. Auf welchem Wege wäre dieses Ziel zu erreichen? Es mufs in jedem einzelnen Falle die genaue Form des deutschen Wortes festgestellt werden, die dem rätoromanischen Worte zu Grunde liegt, und untersucht werden, welchem der in Betracht kommenden germanischen Dialekte und welcher Periode seiner Entwickelung sie angehört. Dazu ist aber eine genaue Kenntnis der historischen Entwickelung der rätoromanischen Mundarten, der übrigen romanischen Sprachen und der germanischen Sprachen erforderlich. Die ausreichende Kenntnis der beiden letzten dieser drei Punkte ist bei dem Verfasser offenbar nicht vorhanden. Dadurch kommt es, dafs in einem fort Nichtzusammengehöriges und Zusammenpassendes zusammen- und gegenübergestellt wird. Als charakteristisch für das Verfahren des Verfassers möchte ich zunächst eine Einzelheit anführen: *bardeìgl* 'Vorspann' soll von *vor* + got. *tilon* 'zielen, fügen' kommen. Ja, wie kommt denn hd. *vor* und got. *tilon* zusammen? Solcher Fälle könnten aber Hunderte angeführt werden. So heifst es in den Vorbemerkungen S. 7: 'Geschlossenes deutsches *a* verwandelt sich in *o*, z. B. *bor*-wahr, *grof*-Graf, *strof*-Strafe.' Es hat sich aber nicht deutsches *a* in *o* verwandelt, sondern bairisches *o* ist durch *o* wiedergegeben worden. Dieses bair. *o* ist allerdings aus älterem *a* entstanden. S. 10 (§ 24) heifst es: 'In Wörtern, welche in älteren Zeiten übernommen wurden (so z. B. in gemeinromanischen Wörtern), verwandelt sich *h* in gutturales *c*: *camischa*-Hemd, *conif*-Hanf, *curdar*-mhd. *hurten*.' Aber *camischa* beruht, wie die ganze Sippe dieses gemeinroman. Lehnwortes, auf vulgärlat. *camisia*, und dieses wird auf ein urgerm. **kamisi̯ā* zurückgehen; *conif* wird direkt auf lat. *cannabem* beruhen (wegen des $f < b$ vgl. *sebum* > surselv. *séif*), und *curdar* 'fallen, einfallen' beruht sicher nicht auf dem selbst entlehnten höfischen Ausdruck mhd. *hurten* 'stofsend losrennen'. Was soll man nun erst dazu sagen, wenn S. 12 das betonte Suffix *-ún* in Wörtern wie *carschún*-Kresse, *tapún*-Zapfen, *barschún*-Bürste, *barcún*-Balken, *magún*-Magen nach Analogie der lateinischen Endung *-onus* aus der Endung *-e* (*en*) der männlichen deutschen Substantiva entstanden sein soll, weil dieses *-e* den Rätoromanen zu unbedeutend und tonlos gewesen sei? Dann war wohl den Franzosen mit ihrem *cresson*, *tapon* etc., den Ita-

lienern mit ihrem *crescione, balcone, magone* (moden. = Kropf der Vögel) u. s. w. die männliche Endung '*e*' auch zu 'unbedeutend und tonlos'? So ist denn auch das Wörterbuch nur ein Verzeichnis der Lehnwörter in alphabetischer Anordnung, ohne Scheidung und Sichtung, während doch schon Mischi versucht hatte, die Entlehnungen aus ahd. und mhd. Zeit auszuscheiden: er liefs die Lehnwörter aus der jüngsten Zeit und (merkwürdigerweise) auch die gemeinromanischen einfach beiseite.

Freilich mufs gesagt werden, dafs sich gerade im Rätoromanischen einer Sichtung der deutschen Wörter nach Herkunft und Zeit ihres Eindringens ganz besondere Schwierigkeiten entgegenstellen. Der Grund ist einfach der, dafs wir ja keine rätoromanischen Handschriften und Urkunden aus älterer Zeit besitzen. Umsomehr mufste alles daran gesetzt werden, lautliche Kriterien zu finden, die, im Verein mit Erwägungen kulturhistorischer Natur, geeignet wären, älteres und jüngeres Sprachgut und die verschiedenen deutschen Dialekte, aus denen entlehnt worden ist, zu kennzeichnen. Solche lautlichen Kriterien konnten nur an etymologisch sicheren Beispielen gewonnen werden. Nun giebt es aber auch im Rätoromanischen ganz sichere Lehnwörter aus alter Zeit. Das sind z. B. solche, in welchen sich alte Flexionsverhältnisse wiederspiegeln, wie bei den schon erwähnten *tapún, magún, barcún*; ferner solche, die auf germanischer Konsonantenstufe stehen, wie *faulda* Falte, *uardar* schauen. Da das rätoromanische Gebiet nur mit oberdeutschen Stämmen in Berührung gekommen ist, so müssen solche Wörter vor der hochdeutschen Lautverschiebung aufgenommen sein, anders als im Französischen, wo derartige Wörter auch noch später aus einem niederfränkischen Dialekt entlehnt sein können. So ist denn die hochdeutsche Lautverschiebung hier ein ganz besonders wichtiges Kriterium. Dazu kommen dann vor allen Dingen noch die gemeinromanischen Lehnwörter, die ja zum Teil schon zur Zeit des römischen Kaiserreiches entlehnt sein werden. Nur braucht man für das Rätoromanische den Begriff gemeinromanisch nicht zu weit zu fassen. Es genügt vielfach schon, wenn ein rätoromanisches Wort sich noch in einer anderen romanischen Sprache wiederfindet, ohne dafs Entlehnung aus diesem Dialekt stattgefunden haben kann. Ja, bei der eigenartigen ethnographischen und orographischen Abgesondertheit der einzelnen rätoromanischen Mundarten liegt alte Entlehnung sicherlich vielfach schon da vor, wo ein deutsches Wort in allen oder doch mehreren dieser Mundarten angetroffen wird.

Leichter und reichlicher lassen sich an etymologisch gesicherten Beispielen charakteristische Merkmale für junge Entlehnungen auffinden. Hier läfst sich meistens auch der abgebende deutsche Dialekt mit Sicherheit bestimmen. Für das Surselvische kommt ja naturgemäfs vorzugsweise das Hochalemannische in Betracht, wie auch Genelin mehrfach hervorgehoben hat. Doch auch das Bairisch-Tirolische hat, wohl vom Vintschgau her, eingewirkt. Es wäre nicht schwer zu zeigen, dafs fast alle Eigentümlichkeiten des Hochalemannischen sich in den surselvischen Lehnworten abgespiegelt finden. Wie seine Vorgänger, so hat auch Genelin

mit gebührendem Nachdruck auf die Wichtigkeit des hochalem. *ī, ū, ǖ* gegenüber dem bairischen *ai, au, eu* für die Erkenntnis rätoromanischer Lehnwörter aus dem Deutschen hingewiesen. Er hätte noch auf vieles andere hinweisen können. Wenn deutsches *k* in manchen surselvischen Lehnwörtern durch *h* wiedergegeben wird, wie z. B. in *harta*-Karte, *heigel*-Kegel, *hucla*-Kugel, *harmèr*-Krämer, sollte das nicht darin seinen Grund haben, dafs im Hochalemannischen *k* zu *ch* verschoben ist? Diese tief hinten gesprochene gutturale Spirans mochte dem Romanen wohl als eine Abart der ihm ebenfalls ungewöhnlichen Kehlkopfspirans *h* erscheinen. Jedenfalls wird ihm *h* leichter zu bilden als das schweiz. *ch*. Auch inlautendes *ch* wird ja zuweilen durch *h* wiedergegeben, wie in *béher*-Becher. Eine Reihe von Wörtern können erst aufgenommen sein, nachdem im Alemannischen und Bairischen das auslautende *e* nach Hochton geschwunden war, wie *blah*-Blache (grobes, leinenes Tuch), *caz*-al. Gatze (Schöpfgelte), *floc*-Flocke, *schand*-Schande, *strof*-Strafe. Interessant ist, dafs alle diese Wörter männlich geworden sind. Von hierher gehörigen Adjektiven zähle ich auf: *grad*-gerade, *bled*-übel, Magenweh (= *blöde*). Mit dem Ausfall des End-*e* läuft parallel der Schwund des *e* in den Vorsilben *be*- und *ge*- in denselben Dialekten: auch diese Erscheinung hat in den Lehnwörtern ihren Reflex; vgl. *grest* Gerüst, *guess* gewifs, *schuèn* geschwind, *guault* Gewalt (das allerdings nur Gartner als surselvisch aufführt), *pietigot* Abschied (= behüt d. i. *püt di got*). In der Endung von Adjektiven wie *heicli* heikel, *husli* arbeitsam (= häuslich), *hofli* höflich spiegelt sich ebenso genau hochalem. *-li* für mhd. *līch* wieder wie in *hisli* Abort (al. *hüsli*), *fessli* Fafs das al. Deminutivsuffix *-li* für mhd. *-elīn*. So weist *rin* Ring, Kreis, *gan* Hausgang auf die alem. Aussprache von *ng* am Ende, das ähnlich wie im Englischen klingt. So läfst sich auch die den schweizerischen Mundarten eigene Entrundung von *ö, ü, eu, üe* zu *ę, i, ei, ie* auf Schritt und Tritt in surselvischen Lehnwörtern verfolgen; ich führe nur an *bled* < *blöde, stebli* Kammer < *stübli, stecli* Musikstücklein, *hisli* Abort < *hüsli.* Am Schlusse hochtoniger Silben nach Vokal geht im Alemannischen *n* verloren, so dafs Stein *stei*, Mann *mā* heifst (in früherer Zeit mufs der Vokal nasaliert gewesen sein): man vergleiche damit surs. *na* nein, das auch Genelin als alemannisch erkannt hat.

Sehr wichtig für eine chronologische Sichtung deutscher Lehnwörter ist die Frage, ob zur Zeit der Aufnahme in der Anlautsgruppe *sk k* noch als Tenuis erhalten war, oder ob schon der Laut *sch* vorlag. Diese Frage ist von Genelin (S. 11, § 30) wohl angedeutet, aber nicht ausgebeutet worden. Eigentümlicher liegt die Frage bei inlaut. *st* und *sp*. Hier hat das Alemannische allgemein *št* und *šp* entwickelt. Aber auch das lat. *st* und *sp* ist, wie im Anlaut, so auch im Inlaut im Rätoromanischen zu *št* und *šp* geworden, s. *festa* > surs. *fiašta, vespa* > surs. *viašp.* Offenbar handelt es sich hier um eine Lautbewegung, die, wahrscheinlich vom Alemannischen ausgehend, auch das Rätoromanische ergriffen hat, wie ja auch der französische Nasalierungsprozefs über den Rhein hinweg weite Gebiete des Oberdeutschen in Mitleidenschaft gezogen hat. Wenn sich

nun im Surselvischen Wörter finden wie *list, lest* List, mit erhaltenem *s*, so können sie erst spät aufgenommen sein, und sie entstammen wohl der gemeind. Schriftsprache. Ein nicht minder wichtiges Kriterium alter und junger Entlehnung als *s* + *k* ist die verschiedene Behandlung des germanischen Accentes. In jüngeren Entlehnungen hat sich der deutsche Accent erhalten; sie werden nicht mehr dem romanischen Betonungsprincip unterworfen. Hier sind besonders die Wörter auf *-el* zu nennen, wie *verfel* Würfel, *schnabel* Schnabel, *schuebel* Schwefelhölzer, *frevel* Frevel. Der Grund für diese Beibehaltung des Suffixes ist die Unbetontheit desselben gewesen; denn in zusammengesetzten Wörtern, in denen ja der zweite Bestandteil einen Nebenton trug, rückt der Ton nach wie vor auf die zweite Silbe, s. *finderguòt* Fingerhut, *horèm* Chorhemd und vgl. *obercheit* Obrigkeit. Noch manches liefse sich zu dieser Frage sagen; ich will es unterlassen, um noch einige Bemerkungen über die Behandlung des germ. *w* zu machen.

Das altgerm. *w* war ein bilabialer Halbvokal; er wird im Surselvischen ganz passend durch *u* wiedergegeben, z. B. *uardar* schauen, *uiára* Krieg. Daneben finden sich aber auch einige Wörter mit *gu, g,* wie *guardia* Wache, *gudignar* gewinnen. Ich vermute hier italienischen Einflufs oder Beeinflussung durch solche rätoromanische Dialekte, in denen *gu* zu Recht besteht. Aus dem Halbvokal wurde allmählich eine Spirans. Daher, und nicht, wie Genelin meint, weil sich die Rätoromanen nach und nach an die Aussprache des *w* gewöhnten, steht in den jüngeren Entlehnungen *v*, wie in *vaht* Wacht, *vaffens* Waffen; vgl. frz. *vague, voguer,* it. (ven.) *valser* Walzer. In Norddeutschland ist *w* eine labiodentale Spirans geworden, in manchen Mundarten Mittel- und Süddeutschlands hingegen eine bilabiale Spirans. Im Bairischen wird seit dem 13. Jahrhundert für *w* nicht selten *b* geschrieben. Ein solches *b* für *w* findet sich nun auch in einigen surselvischen Wörtern, z. B. in *bor* wahr. Es ist dies ein bairisches Wort, wie auch nordit. (com.) *bóssar* Wasser, s. Bruckner S. 32.

Alles dies sind nur kurze Andeutungen. Sie werden aber zeigen, dafs die germanischen Bestandteile im Rätoromanischen noch weiterer Bearbeitung bedürfen. Wer es unternimmt, die Aufgabe zu lösen, wird die Arbeit Bruckners über die Charakteristik der germanischen Elemente im Italienischen (Programmabh. Basel 1899) zum Muster nehmen müssen.

Friedenau. E. Mackel.

Raymond Toinet, Quelques recherches autour des poèmes héroïques-épiques français du dix-septième siècle. Tulle 1899. XXXVI, 304 S. 12.

Dieses sehr willkommene Buch ist das dritte Stück einer *Notes pour servir à l'histoire littéraire du XVIIe siècle* überschriebenen Serie, deren erste Nummer *Les sonnets de Lazare de Selve, limousin* und deren zweite *La Climène et les poésies diverses du sieur de La Croix* betitelt ist.

Von dem Gedanken ausgehend, dafs uns genaue bibliographische

Arbeiten zu den verschiedenen *genres littéraires* not thun (S. XIII), bietet uns R. Toinet seinen Beitrag: eine Bibliographie des französischen Heldengedichts von der *Austriade* Deimiers (1601) bis zu Houdarts *Iliade* (1714), 94 Stück. Die Arbeit hält mehr als sie verspricht: sie ist nicht nur eine sehr genaue Bibliographie, sondern der Verfasser giebt, chemin faisant, mancherlei litterarische Belehrung. Er legt aus manchem dieser vergessenen Gedichte, zumeist nach eigenen Exemplaren, sehr willkommene Proben vor und weist uns auf dem dürren Felde dieser Epik einzelne Blumen; er giebt die Eindrücke wieder, die er aus eingehender Lektüre geschöpft hat. Nicht selten erweitert er die bibliographischen Angaben über das einzelne *poème héroïque* zu einer Bibliographie des Autors, z. B. für Jean Godard (S. 25), Le Noble (S. 281). Von Zeit zu Zeit finden sich im Text oder in den Fufsnoten förmliche Exkurse, wie z. B. S. 55 über die Vorliebe der Zeit für Vergil gegenüber Homer, über Claude Garnier, den Bekenner Ronsards (S. 76), über die Maria-Magdalena-Poesie (S. 110). Weit davon entfernt, es dem verdienstvollen und doch so bescheidenen Verfasser zum Vorwurf zu machen, dafs er, wie er sagt, *a battu les buissons d'alentour,* sind wir ihm für alle diese Erweiterungen und Zusätze besonders dankbar. Schade, dafs die Figur Desmarets ihn nicht auch zu einem Exkurs veranlafst hat (S. 181).

In der Einleitung skizziert R. Toinet die Geschichte der Heldendichtung des Jahrhunderts. Nachdem das Echo der Epik der Plejade in der *Franciade* N. Geuffrins (1623) — der fünften *Franciade* seit 1600 — und in der *Semaine* A. d'Argents (1632) — der dritten desselben Zeitraumes — verklungen, begann um 1650, wohl durch Chapelains vielversprechendes Beispiel angeregt, eine neue eifrige Thätigkeit auf den Spuren Vergils und Tassos. Diese mehr als ein Jahrzehnt erfüllende sterile Anstrengung (Scudérys *Alaric,* Lemoynes *St-Louis,* Desmarets' *Cloris,* Chapelains *Pucelle* etc.) illustriert aufs deutlichste die verhängnisvolle Wirkung des Regelaberglaubens. Der Modeerfolg der Epik wird auch von der Travestie (z. B. Scarron) ausgebeutet. Dann bricht er unter den Schlägen der Boileauschen Kritik (seit 1664) zusammen. Die folgende Zeit drängt das Heldengedicht vorzüglich auf die Behandlung alttestamentlicher Stoffe zurück (Jonas, Josua, Samson, David, Hiob, Esther, Tobias etc.), bis Houdart de la Motte seine ungeschickte Hand nach Homer ausstreckt.

Zu den Nachträgen, die er S. 293 ff. giebt, fügt der Verfasser in einer persönlichen Mitteilung noch die weiteren, dafs Ch. de Bouques' *Poème sur les merveilles de Jésus-Christ* (S. 197) wirklich schon 1642 erschienen ist, wie Goujet sagt, und dafs Le Nobles Epos von den Religionskriegen 1686 unter dem Titel *Charenton* (= der protestantische Tempel zu Charenton) *ou l'hérésie détruite* von Michallet verlegt worden ist.

Zwei Epen vermisse ich in R. Toinets Liste: J. de Schélandres *Stuaride* (1611), die ich nur aus den Bibliographien kenne, und A. d'Aubignés *La création,* die, wohl aus den Jahren 1620—30 stammend, nun in den *Œuvres complètes* p. p. Réaume et Caussade gedruckt vorliegt

(3500 Alexandriner). Die Vergleichung der *Semaine ou Création du monde* des Chr. de Gamon (1609) mit derjenigen Du Bartas', die R. Toinet (S. 89) vorzunehmen empfiehlt, hat H. Kaiser in einer Rostocker Dissertation unternommen und auch auf D'Aubigné ausgedehnt (Über die Schöpfungsgedichte des Gamon und D'Aubigné und ihre Beziehungen zu Du Bartas' Sepmaine, Bremen 1896). Mit dem Resultat würde R. Toinet freilich kaum zufrieden sein, da er Gamon als Poeten höher einschätzt — und wohl mit Recht —, als Kaiser dies thut. Gamon steht nicht weit von Du Bartas ab, während der alte D'Aubigné sich schon zu sehr ausgegeben hatte.

Zürich. H. Morf.

René Boylesve, La Becquée, roman. Paris, Éditions de la Revue blanche, 1901. 293 S. 8. Fr. 3,50.

'Ums tägliche Brot', den Titel eines im Augenblick in Deutschland viel gelesenen und in der That bemerkenswerten Romans, könnte man als Übersetzung der Überschrift des französischen Sittenbildes vorschlagen. Doch handelt es sich in den beiden Werken um durchaus verschiedene Dinge. Nicht allein dort um deutsches Leben, hier um französisches; dort um die Hauptstadt des Deutschen Reiches, hier um Grundbesitz in der französischen Provinz, von der wir auch nach Balzac, Sand, Flaubert, Zola, Theuriet immer wieder gern erzählen hören. Sondern, während dort um ein karges tägliches Brot mühselig und unter mancherlei Gefahr für Leib und Seele in harter Arbeit der Hände geworben wird, sehen wir hier eine bunte Schar wenigstens teilweise sehr wohl arbeitsfähiger, aber recht wenig arbeitslustiger Menschen ihre 'Atzung' aus der Hand einer wohlhabenden Verwandten erwarten und empfangen, die mit Umsicht und rühriger Tüchtigkeit ein einträgliches Gut bewirtschaftet, der Unbehilflichkeit der einen gern die Hand reicht, unverschuldeter Not anderer willig beispringt, dagegen keinen Spafs versteht, wo sie auf blofse Lust zur Ausbeutung oder auf unheilbaren Leichtsinn stöfst. Mit freundlichem Humor und höchster Glaubwürdigkeit werden die Inhaber der vielen hungrigen Schnäbel vorgeführt und durcheinander bewegt, die von der einen Hand ihre Befriedigung teils stürmisch verlangen, teils leise hoffen: der Projektenmacher, zwischen dessen Fingern auch nach den lehrreichsten Erfahrungen jedes Kapital in kürzester Zeit wiederum zu nichts zerrinnt; der wohlgenährte Landpfarrer, der samt seiner Haushälterin nicht müde wird, unter salbungsvollem Wohlwollen immer neue Gräben zu ziehen, durch die seinem Haushalt gemehrtes Behagen zuströmt; der liebenswürdige Künstler, dessen Weib und Kind man so gern etwas mehr äufseres Wohlsein gönnte, als er mit allem Talent ihnen zu verschaffen vermag; darüber die kranke, ihr Ende vor sich sehende Inhaberin des Vermögens, deren Klugheit man immer wieder, nicht am wenigsten aus Anlafs ihres Testamentes, volle Anerkennung zollen mufs. Viele andere Personen treiben sich dazwischen herum, manche nur mit wenig Strichen,

alle mit staunenswerter Anschaulichkeit gezeichnet. Das Ganze giebt sich als die Erzählung dessen, der als etwa achtjähriger Junge Zeuge und schliefslich als Universalerbe eine Hauptperson der berichteten Vorgänge geworden ist. In seinem Vortrage mischen sich aufs glücklichste die treue Erinnerung an alle äufseren Momente des Geschehenen, eine Erinnerung, wie man sie nur von Eindrücken früher Jugend zu bewahren pflegt, und das später gekommene Verständnis für das vor Jahren Wahrgenommene. Bisweilen freilich stöfst der Leser auf eine kleine Einzelheit, bei der er sich fragen mag, wie denn der kleine Beobachter ihrer habe gewahr werden können, auf Briefe, die ihm schwerlich vor Augen gekommen sind. Im ganzen aber empfängt man den Eindruck höchster künstlerischer Wahrhaftigkeit und an unzähligen Stellen den der selbst erlebten Anschauung. Schade, dafs um ein paar nicht eben wesentlicher Einzelzüge willen man das sonst so ansprechende Buch nicht gerade in jede Hand wird legen dürfen.

Sammlung französischer Gedichte. Zum Schulgebrauch zusammengestellt und mit einem Wörterbuch versehen von Dr. Fritz Kriete, Oberlehrer. Halle, H. Gesenius, 1901. VIII, 136 S. Anhang und Wörterbuch 51 S.

Der Wunsch der Verleger unserer gröfseren Sammlungen von Schulausgaben, der mehr oder weniger langen Reihe ihrer Prosawerke auch je ein Bändchen Gedichte hinzuzufügen, scheint weit häufiger der Grund für das Entstehen französischer und englischer Anthologien zu sein als das Bewufstsein der Verfasser, der Schule Neues und Wertvolles zugänglich machen zu können, sei es aus dem Schatze der älteren, anerkannten Dichtung der betreffenden Völker, sei es aus der kaum zu bewältigenden Fülle von Schöpfungen, die junge, noch um Anerkennung ringende Poeten alljährlich bringen.

Auch die vorliegende Sammlung ist dem Vorworte nach entstanden, 'um ein Seitenstück zu Gesenius' "Book of English Poetry" zu bilden.' Auch sie enthält, wenn man sie auch nur mit den beiden älteren Sammlungen, der von Gropp und Hausknecht und der von Benecke, vergleicht, zur guten Hälfte nur alte Bekannte, deren Zahl aber noch bedeutend vergröfsert wird, wenn man frühere Anthologien, wie die von Burtin, zum Vergleich heranzieht. Zuweilen stellen sich diese alten Freunde unter neuem Titel vor: Bei Mme Tastu (S. 19) kann ich nicht entscheiden, ob der von Kriete gegebene Titel 'Prière du dimanche' oder der mir geläufigere 'Prière d'un Enfant' (so z. B. bei Burtin S. 258) der ursprüngliche ist, neige aber des Schlusses der zweiten Strophe wegen (*la prière Que je vous dis matin et soir*) zu der letzteren Annahme. Chateaubriands Gedicht, S. 26, hier 'Souvenirs' betitelt, habe ich aber bisher immer als 'le Montagnard émigré' angetroffen (so bei Burtin, Benecke, Schlüter, auch bei Vinet u. a.). Was zu diesem sogenannten eisernen Bestande der meisten bisherigen Sammlungen hier noch als mehr oder weniger Neues hinzu-

kommt, ist nicht reichlich und nicht bedeutend genug, um dem Buche den Anspruch auf nennenswerte Eigenart zu sichern.

Von 'neueren' Dichtern werden als besonders berücksichtigt genannt: Aicard, Ratisbonne, Coppée und Theuriet. Dazu ist Leconte de Lisle mit einem, Sully-Prudhomme mit zwei Gedichten vertreten. Banville, José Maria de Heredia u. v. a. fehlen ganz. Wenn C. Mendès mit einer Probe (S. 70) vertreten ist, so hätte doch auch von den den Schülern als Prosaschriftsteller bekannten Daudet, Bourget, Maupassant u. a. gezeigt werden können, dafs sie sich auch als Lyriker bethätigt haben. Von noch Jüngeren wäre sicher Bouchor zu berücksichtigen gewesen, ein in französischen Schulen wohlbekannter volkstümlicher Sänger. Aber auch in den Werken anderer, in Frankreich schon sehr berühmter, bei uns noch wenig bekannter Dichter, wie etwa Vielé-Griffin und Henri de Régnier, um noch gar nicht von neueren und weniger verbreiteten zu sprechen, hätte der eifrig Suchende Passendes finden können, das wirklich eine neue Sammlung rechtfertigen und besser als die meist überreichlich berücksichtigten Erzeugnisse des oft prosaischen Coppée von dem dichterischen Empfinden unserer Nachbarn Zeugnis ablegen würde.

Kriete hat seinen Stoff nach dem Bedürfnisse der Unterrichtsstufen in drei Gruppen geteilt, so dafs sich manche Dichternamen in jeder der drei Abteilungen wiederfinden. Auch die kurzen, aber recht brauchbaren Anmerkungen zeigen dadurch, dafs sie sich oft wiederholen ('*encor* st. *encore*' steht z. B. auf S. 2 allein dreimal), dafs das Bändchen mehr einzeln zu verarbeitenden Memorierstoff bringen als einen Überblick über das dichterische Schaffen der Franzosen geben will. Ich hätte noch an manchen Stellen gern gesehen, dafs mir der Sinn ganz klar gelegt würde, z. B. *Midi, roi des étés* ... (S. 92); an anderen wäre den Schülern wohl eine sachliche Auskunft erwünscht, z. B. zu Nr. 45, wie noch im ersten Viertel dieses Jahrhunderts ein Franzose als '*captif au rivage du Maure*' möglich ist. Auch auf deutsche Lieder hätte hingewiesen werden können, wie von dem 'Sais-tu combien d'étoiles brillent au firmament? ...' Theuriets auf das deutsche 'Weifst du, wieviel Sternlein stehen?' von Wilh. Hey.

Der Druck ist sorgfältig überwacht worden; einige Kleinigkeiten finden sich am Schlusse berichtigt. Das Wörterbuch scheint mir vollständig zu sein.

Berlin. Theodor Engwer.

Prof. Dr. O. Ulbrich, Elementarbuch der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. Ausgabe B. Berlin, R. Gaertners Verlag (Hermann Heyfelder), 1901. VII, 218 S.

Da das Elementarbuch in der Ausgabe A bereits in der 15. Auflage vorliegt, so dürfte es zu bekannt sein, als dafs über seine Anlage, seine Methode, seine Stoffeinteilung hier noch zu reden nötig wäre. Mit der vorliegenden Ausgabe B ist Verfasser einem wohlberechtigten Verlangen der Lehrer neuerer Sprachen nachgekommen, indem er die bisher zum grofsen

Teile der Geschichte oder der Mythologie des Altertums entnommenen Lesestücke im Anfange seiner Kapitel durch solche ersetzte, die sich entweder auf Frankreich und seine Geschichte beziehen oder doch wenigstens den Wortschatz des gewöhnlichen Lebens darbieten. Jedem der zusammenhängenden Lesestücke sind französische Einzelsätze zugefügt, die den oben gelernten Wortschatz befestigen oder erweitern und die in jedem Kapitel zu erlernenden grammatischen Regeln durch weitere Beispiele erläutern sollen. Dann folgen wie in der Ausgabe A, nur in weit geringerer Anzahl, deutsche Einzelsätze, die, geschickt umgewandelt, dem bisher Gelernten entnommen und dazu bestimmt sind, den gewonnenen Besitz vollends zu sichern. Die französischen Fragen, die den Schlufs eines jeden Kapitels bilden, mögen für häusliche Arbeiten mit Erfolg verwendet werden, ersetzen aber hoffentlich in der Schule nirgends den lebendigen Wechselverkehr zwischen Lehrer und Schüler.

Der Anhang bringt, wie in der früheren Ausgabe, freie Umwandlungen der Lesestücke zum zusammenhängenden Übersetzen aus dem Deutschen und französische Beschreibungen der umliegenden Dinge und naheliegender menschlicher Einrichtungen, die sich vortrefflich zu Sprechübungen eignen. Die dann folgende Elementargrammatik ist nur geringfügig, aus methodischen Gründen, verändert worden. Ein methodisch und ein alphabetisch geordnetes Wörterverzeichnis machen, wie bisher, den Schlufs.

Verfasser erklärt ausdrücklich, bestrebt gewesen zu sein, alle Übungen nach Möglichkeit zu erleichtern und zu vereinfachen. Da mir in der Wahl der Lesestücke der Übergang von Leichtem zu immer Schwererem geschickt erreicht worden zu sein scheint, so wird sich das Werk bald einen Platz neben dem in der alten Fassung weiter bestehenden Elementarbuch A zu erwerben wissen.

Berlin. Theodor Engwer.

Französische Volkslieder. Ausgewählt und erklärt von Dr. Jakob Ulrich, Professor der romanischen Sprachen an der Universität Zürich. Leipzig, Renger, 1899.

Die verdienstvolle Arbeit bringt einem wirklichen Notstand Abhilfe; es existiert nämlich bis heute, wie der Herr Verfasser Einleitung S. XXV feststellt, keine kürzere Auswahl französischer Volklieder weder auf dem französischen, noch auf dem deutschen Büchermarkt, die zur Einführung in das Studium der Volkspoesie dienen könnte. Dabei wird das Bedürfnis einer solchen für Studierende wie für Freunde der schönen Litteratur lebhaft empfunden. Beide Arten von Lesern werden daher das Erscheinen der Sammlung mit Freude begrüfsen. Dies aus einem doppelten Grunde. Denn das Buch füllt nicht blofs eine Lücke in einer Handbibliothek für französische Sprache und Litteratur aus, in der — tant bien que mal — endlich auch das Volkslied ein Plätzchen findet, sondern es ist für einen weiteren Leserkreis, für Freunde und Liebhaber der Volkspoesie bestimmt, denen es ein poetischer Hausschatz sein soll, ein Buch zum Lesen, zum

Geniefsen, zur Erholung nach trockener Facharbeit. Gerade die Beschäftigung mit dem Volksliede verlangt und gewährt, wenn irgend eine, zu allererst eine lebendige Berührung mit der Volksseele, tauscht und verbindet Empfindung mit Empfindung, die eine ethische Befriedigung eher verlangt als sprachwissenschaftliche Erläuterung. Auch sind ausführliche Kommentare, abgesehen etwa von dialektischen Schwierigkeiten, kaum vonnöten; denn die Sprache des Volkes ist einfach und schlicht. Der angeschaute Gegenstand ist dem Sänger die Hauptsache; die Form seiner Darstellung ist nur eine irgendwie beschaffene Befreiung seiner Seele. Rem tenet, verba sequentur; denn da er für das Volk singt, für Individuen, die denken und fühlen wie er, wird er auch in mangelhafter Ausführung, in lückenhafter Andeutung verstanden werden oder ein beredterer Nachdenker seinem unvollständig geäufserten Gedanken vollendetere Gestalt geben. Diese aber, wo es erhalten, in ihrem Werden zu beobachten, wird die Arbeit und das Vergnügen des für den Text interessierten Lesers bleiben; dazu braucht er keine Kommentare. Aus diesem Grunde einerseits und andererseits weil das Buch sich nicht blofs an Studierende, sondern auch an Laien und Liebhaber nur der Stoffe wendet, kann man es nur billigen, dafs Ulrich die gelehrte Zugabe auf ein Minimum beschränkt; sie besteht in einer Einleitung von XXV Seiten und 16 Seiten Anmerkungen, die den Hauptteil des Buches, 160 Seiten Text ohne weitere Noten, einschliefsen. Doch enthalten die Überschriften Namen und Nummern der gröfseren Sammlungen, denen die vorliegenden Stücke entnommen sind.

Die Einleitung kann kaum kürzer und zweckmäfsiger gedacht werden. Mit Recht sucht Ulrich das französische Volkslied zunächst bei den Franzosen auf und führt deutsche Bücher nur gelegentlich an. So gewinnt der Anfänger eine Übersicht über den Stand der Forschung in Frankreich selbst. Aber auch hier zeigt der Verfasser eine weitere zweckmäfsige Beschränkung. Da nämlich bei den Sondersammlungen, die heute fast jede Provinz hat, die Gesamtlitteratur des Volksliedes ins Breite schiefst, wird die Litteratur nur für einen Teil, nämlich Nordfrankreich, aufgeführt und der Leser nicht durch übermäfsige und überflüssige Quellenaufzählung verwirrt. Wer sich genauer über Einzelforschungen belehren will, die Ulrich nicht berücksichtigt, kann die angeführten Hauptwerke selbständig befragen und seinen eigenen Weg gehen; für ihn hat die erste Einführung durch Ulrich dann bereits geleistet, was sie versprochen.

Die Einleitung handelt in VII Abschnitten: I. von der endlich auch in Frankreich angeregten Sammlung der Volkslieder; II. von den Hauptarten der Dichtungsstoffe; III. von verschiedener Behandlung desselben Gegenstandes; IV. von Verfassern; V. vom Reim und der Assonanz; VI. vom musikalischen Vortrag der chansons; VII. von Metrik und Grammatik; daran schliefst sich ein kurzes Glossar seltener oder überhaupt nicht litterarischer Wörter in den von Ulrich vorgelegten Texten.

Die in Frankreich lange mit einem 'dédain irréfléchi' vernachlässigte Volkspoesie erfreut sich seit dem Ministerium Fourtoul (1852) einer ver-

dienten Beachtung, auf persönliche Anregung des Prinzen Napoleon, wie man sagt, der die Lieder gesammelt wissen wollte. Für das mit dem ministeriellen Auftrag betraute Comité de la Langue, de l'Histoire et des Arts entwarf der Litterarhistoriker J. J. Ampère die für die Sammlung maſsgebenden Gesichtspunkte in seinen 'Instructions', Paris, Août 1853, die den Begriff der Zugehörigkeit zum französischen Volksliede nach Raum und Zeit feststellten. Das Resultat dieser Sammlung sind 6 Foliobände Manuskript, die in der Bibliothèque Nationale, Nr. 3338—43, aufbewahrt werden. Jedermann kann sie dort einsehen. Da nun ein Druck des Manuskripts nicht erfolgte, ist der auswärtige Leser auf das angewiesen, was einzelne Forscher in besonderen Sammlungen aus dem Manuskript der ministeriellen Kommission abzudrucken für gut befanden. So veröffentlichte Rolland, der Mitherausgeber der 'Mélusine', in 5 Bänden zahlreiche Nummern des Manuskripts Fourtoul. Doch hat dieses reiche Material eine kritische Gesamtausgabe bis jetzt nicht erfahren; nicht einmal ein Gesamtabdruck ist vorhanden, der der Forschung als Grundlage oder Ausgangspunkt dienen könnte.

Ist sonach der Nutzen der ministeriellen Untersuchung für die Förderung der eigentlichen Absicht derselben ziemlich gering, ein Gutes hat sie jedenfalls bewirkt: sie lenkte die litterarische Forschung auf ein lange mit Unrecht vernachlässigtes Gebiet und veranlaſste den privaten Sammelfleiſs zu lebhafter Bethätigung für das Volkslied. In dieser Hinsicht verdienen erwähnt zu werden: Eugène de Beaurepaire, Etude sur la poésie populaire en Normandie et spécialement l'Avranchin, Paris 1856, und Champfleury-Weckerlin, Chansons populaires des provinces de la France, Paris 1860. Seitdem beginnen die Sondersammlungen, die Ulrich für Nordfrankreich S. V—VI der Einleitung aufzählt. Aus ihnen stammt seine Auswahl 'französischer' Volkslieder. Sie führen diesen Titel also im eigentlichen und engeren Sinne; denn sie stammen aus Gebieten, die die provenzalische Sprachgrenze nach Süden nicht überschreiten und die von alters her im Besitz der französischen Zunge sind. Nächst den schon genannten Forschern Rolland, Beaurepaire, Champfleury sind also in Ulrichs Auswahl vertreten z. B. Puymaigre für Lothringen, Buchon und Beauquier für die Franche-Comté, Decombe für die Bretagne, J. Bujeaud für das Poitou, Trébucq für die Vendée, Fleury und Legrand für die Normandie, Carnoy für die Picardie, Tarbé für die Champagne, endlich Gagnon für Canada. Die 176 Proben, die Ulrich nun in seiner Auswahl vorlegt, zerfallen nach Inhalt und Form in VII Arten, die gruppenweise vereinigt sind, und zwar: I. Balladen; II. Romanzen; III. Soldaten- und Matrosenlieder; IV. Pastourellen; V. Liebes- und Ehestandslieder, Ronden; VI. Humoristisch-satirische Lieder; VII. Allerlei. — Die Anmerkungen beschränken sich, wie die Einleitung, auf notwendige Sachen; so zu I die Erklärung, was unter 'ballade' im Gegensatz zur deutschen 'Ballade' verstanden wird. Ferner enthalten sie Hinweise auf verschiedene Behandlung derselben Stoffe, mit genauer Angabe der Quellen, oder von Stellen, die Ähnlichkeiten oder Gleichheiten aufweisen oder zu Ver-

gleichungen heranzuziehen sind, oft mit Abdruck schwer zugänglicher Stellen: im ganzen eine wünschenswerte Beigabe, die zum verständnisvollen Lesen anleitet und, da sie hinter den Texten angefügt ist, nur von denen angesehen zu werden braucht, die nicht blofs geniefsen, sondern auch studieren wollen.

Nicht unerwähnt will ich lassen, dafs von deutschen Büchern Moriz Haupts treffliche Sammlung französischer Volkslieder (aus dem Nachlafs herausgegeben von Adolf Tobler, Leipzig 1877, mit sehr lesenswerter Vorrede und Quellenangaben), die in aller Händen ist, vielfach citiert wird, wie auch das anregende Buch von E. Pasqué und von Bamberg, 'Auf den Spuren des französischen Volksliedes'.

Allen Freunden der Volkspoesie seien Ulrichs 'Französische Volkslieder' aufs wärmste empfohlen.

Charlottenburg. George Carel.

Dr. Richard Bärwald, 1) Neue und ebenere Bahnen im fremdsprachlichen Unterricht. Eine methodische Untersuchung auf der Grundlage praktischer Unterrichtsversuche. Marburg, N. G. Elwert, 1899. 2) Eignet sich der Unterricht im Sprechen und Schreiben fremder Sprachen für die Schule? Marburg, N. G. Elwert, 1899.

Da sich die beiden Schriften ergänzen, ist eine gemeinsame Besprechung zulässig. Der Titel des ersten Werkchens von 139 S. 8. bezieht sich auf die Reform der Methodik des Sprachunterrichts, wie sie Graf Pfeil einschlägt. Ohne das Unreife, Übertriebene, Einseitige in den Anschauungen dieses Reformers zu verkennen, darf man manchen seiner Ideen Beachtung zollen, obgleich sie nicht den Unterricht in der Klasse berücksichtigen. Einen dieser Gedanken nimmt Bärwald zu kritischer Beleuchtung heraus und prüft seine Verwendbarkeit in der Klasse. Es handelt sich um rezeptive oder produktive Methode im neusprachlichen Unterricht; eine Erwähnung des Verfassers in dieser Zeitschrift scheint damit keiner weiteren Rechtfertigung zu bedürfen.

Pfeil ist ausgesprochener Feind der rein grammatischen Beschäftigung beim Sprachenlernen. Er verlangt, man solle sich erst in die Sprache einlesen, ehe man mit Sprechen und Schreiben beginnt. Bärwald verfolgt nun die Möglichkeit eines rein rezeptiven Verfahrens auch in der Klasse, sucht dessen Wert festzustellen und zieht die sich aus seiner Betrachtung ergebenden Schlüsse für die Praxis. Er beobachtet dazu das rezeptive Verfahren an einer mäfsig begabten Klasse einer Volksschule beim Anfangsunterricht im Englischen.

Lesen und Hören leisten im fremdsprachlichen Unterricht einen bestimmten Dienst, den Sprechen und Schreiben, die rein produktiv sind, nicht leisten können. Richtig wird hervorgehoben, dafs die produktive Thätigkeit eine Begabung und Fähigkeiten verlangt, die fast immer nur die besseren Schüler zeigen; die weniger begabten bleiben zurück. Wie

ist dem abzuhelfen? Zum Rezipieren durch Lesen und Hören sind alle Schüler befähigt. Daher verlangt Bärwald rezeptive Einführung in die Sprache und entwickelt den Nutzen des Verfahrens, auch für die Klasse. In dem ihm vorliegenden Text sieht der Schüler nur richtige Worte und Sätze, die er richtig aussprechen hört; das Vokabelnbehalten wird örtlich durch die Stelle, wo sie erscheinen, unterstützt; ebenso die Orthographie; endlich die Flexion. Syntaktisch ergiebt sich dem aufmerksam lesenden Schüler die Regel aus dem Zusammenhang des betrachteten Satzes (§ 7 bis 9). Das Lesen erweckt Sprachgefühl selbst da, wo es nur in geringem Mafse vorhanden ist. Der durch Lesen vorgeführte Wortschatz wird ohne besondere Arbeit und Anstrengung durch blofses Wiederholen des Lesestoffes auch dem schwachen Schüler vertraut. Induktive Befestigung der grammatischen Erscheinung wird ohne Quälerei vermittelt. Ausschliefsliches Herübersetzen ins Deutsche ist Forderung. Produktive grammatische Spekulation fällt ganz fort — wenigstens in diesem Stadium; die dadurch erzielte Zeitersparnis kommt dem rezeptiven Lesen zu gute; die Rezeption ermöglicht also intensiveren Sprachbetrieb.

Einwände. Die ausschliefslich von der Rezeption ausgeführte Betrachtung ist natürlich anfechtbar. Es sind namentlich vier Einwände, die Bärwald vorbringt und selbst zu entkräftigen sucht. 1) Keine Rezeption ohne folgende Produktion; sie unterstützen und ergänzen sich in der lebendigen Thätigkeit des Schülers. Die Produktion mufs also auch eintreten, weil sie das Lesenlernen unterstützt. 2) Ausschliefslich rezeptiv betriebene Grammatik ist aber in sich auch nur einseitige Erfüllung der Aufgabe, obwohl sie das rezeptive Extemporale und exakte Formenkontrolle ermöglicht. Hier bewilligt Bärwald dem Lehrer schon a) deutsche Fragen, die der Schüler in der fremden Sprache beantwortet; b) Umbildungen und Ergänzungen gegebener Sätze in der Fremdsprache. 3) In dem Schüler, der gut rezipiert hat, regt sich der Drang zu produzieren, gleichgültig, ob er je dazu kommt, in Wirklichkeit mit Menschen der fremden Zunge verkehren zu müssen. Diese Thatsache hat Bärwald meines Erachtens am schwächsten zu widerlegen versucht. Man lese nach, was er S. 46 im dritten und vierten Absatz darüber geäufsert hat. 4) Es entsteht, bei fortschreitender Sicherheit des Schülers im Verstehen, ein unnatürliches Gespräch, wenn er auf fremdsprachige Frage nur deutsch antwortet, weil er den natürlichen Drang der Produktion, zu der er nunmehr befähigt ist, unterdrücken mufs.

Resultat. Es ergiebt sich also, trotz der nicht immer glücklichen Beweisführung des Verfassers, dafs die Rezeption für den Anfangsunterricht recht innig zu wünschen ist. Freilich, eine andere Frage bleibt es, wie in den Lehrplänen das rezeptive Verfahren — bei bestimmter Stundenzahl und bestimmter Abstufung der Pensen — durchzuführen wäre.

Bei der zweiten Schrift kann ich mich kurz fassen. Sie steht vollständig auf dem Boden der ersten hinsichtlich der Wertschätzung der Rezeption und verficht deren Rechte bis zur äufsersten Konsequenz: 1) Der produktive Sprachunterricht soll für die Schule ganz fortfallen. 2) Fremd-

sprachlicher Schulunterricht und produktiver schliefsen einander aus. 3) Produktiver Schulunterricht ist unökonomisch, unlohnend, erregt nur Unlust — und schadet den Aufgaben der Rezeption.

Sapienti sat. Die bei manchen Mängeln recht ernst geführten Untersuchungen werden die Methodiker interessiren.

Charlottenburg. George Carel.

Sammlung ausgewählter Briefe an Michelagniolo Buonarroti. Nach den Originalen des Archivio Buonarroti herausgegeben von Dr. Karl Frey. Berlin, Karl Siegismund, 1899. VIII, 427 S. gr. 8. M. 12.

Die vorliegende Ausgabe hat vor allem den Zweck, noch unbekanntes urkundliches Material für die Biographie Michelagniolos, mit der der verdiente Herausgeber beschäftigt ist, zugänglich zu machen. Er hat eine Auswahl des Wichtigsten getroffen und bereits Veröffentlichtes nur dann ausnahmsweise aufgenommen, wenn das Verständnis des Zusammenhanges es erforderte oder wesentliche Irrtümer des früheren Herausgebers zu berichtigen waren. Die Sammlung ist trotzdem eine recht stattliche: sie umfafst 336 Briefe, die sich auf die Jahre 1500—1562 erstrecken. Die Briefe sind mit ganz geringen Ausnahmen an Michelagniolo selbst gerichtet, und auch die wenigen, die einen anderen Adressaten haben, gehen ihn doch sehr nahe an und sind ihm vom Empfänger gewifs zur Kenntnisnahme übermittelt worden. Die Verfasser gehören zu den verschiedensten Gesellschaftsklassen, vom Herzog, der Markgräfin, dem Kardinal, oder deren Schreiber, bis zum Handwerker; geschrieben sind die Briefe meistens in Rom oder Florenz, jedoch auch in Bologna, Carrara, Casteldurante (im Urbinatischen), Venedig, Pisa, Lucca, Piacenza, Ravenna u. s. w. Es bedarf demnach nicht erst hervorgehoben zu werden, dafs die vorliegende Sammlung, ganz abgesehen von ihrer historischen Bedeutung, auch sprachlich von grofsem Interesse ist. Besonders dankbar wird der Sprachforscher dem Herausgeber für die Sorgfalt sein, mit der er die Eigentümlichkeiten der Orthographie und der Worttrennung, die Accente und Apostrophe, ja teilweise auch die Interpunktion des Originals gewahrt hat; sogar *u* und *v* sind unverändert belassen. Die Briefe sind auch mit sehr dankenswerten Anmerkungen und Erklärungen des Herausgebers versehen, der in den betreffenden geschichtlichen Fragen gewifs wie kaum ein anderer zu Hause ist. Auch sprachlich kommt er dem Leser zu Hilfe, indem er, 'selbst auf Kosten des ästhetischen Eindrucks', hinter mehr oder weniger auffällige Schreibweisen, dialektische Formen u. s. w. die moderne Wortgestalt oder auch Verbesserungen, Zusätze zwischen Klammern und in Kursivdruck setzt. Ich mufs gestehen, dafs ich die eingeklammerten kursiven Erläuterungen am liebsten entbehrt hätte; jedenfalls sind sie zum gröfsten Teile leicht zu missen, ja überflüssig, nicht konsequent gesetzt und teilweise auch unrichtig. Dafür wenige Beispiele, die ich ganz zufällig heraushebe: Im ersten Briefe, wie in vielen anderen,

finden wir viermal chettu für che tu; war es da nötig, jedesmal in Klammern (*che tu*) dahinter zu setzen? Auf S. 2 finden wir in zwei aufeinander folgenden Zeilen addio geschrieben (*piacerra addio ... addio piacendo*); wozu jedesmal (*a Dio*) dahinter setzen, zumal dieses schon auf S. 1 desselben Briefes nach dispiacie addio gesetzt war? Auf Z. 2 des zweiten Briefes steht deto, dessen Verständnis der Herausgeber dem Leser zutraut; warum hält er es dann vier Zeilen weiter unten für nötig, hinter derselben Form die Erläuterung (*detto*) zu geben? In derselben Zeile 6 findet sich ferner die auch heutzutage ganz gebräuchliche Form di', die der Herausgeber dennoch durch (*dici*) erklären zu müssen glaubt. Und wem wäre nicht das Verständnis für häufig wiederkehrende Schreibungen wie tera oder affirenze, affare auch ohne jedesmal dahinter gesetztes (*terra*), (*a Firenze*), (*a fare*) aufgegangen? Dabei ist gar manches, was dem sprachlich Unerfahrenen wirkliche Schwierigkeiten bereiten mufs, ganz unerläutert geblieben, so z. B. gleich S. 1: *sun* für *sur*; *o ciercho e ... ciercho* für *ho cercato ... e cerco* u. s. w. Auf S. 5, Z. 8 steht alpreso, das der Herausgeber durch (*appresso*) erläutert; das ist aber in jeder Hinsicht unannehmbar: *alpreso* ist = *al prezzo*. Auf S. 16, Brief XIII, liest man: Io o stimato piu tempo fa, ch'egli m'intreuengha quello (*che*) m'è interuenuto, (*che*) pe mia pecchatj merito peggio. Die Hinzufügung des ersten *che* ist mindestens überflüssig; determinatives *quello* ohne *che* entspricht durchaus dem Sprachgebrauch jener Zeit — so heifst es auch beispielsweise S. 328, Z. 6 v. u.: quello mi scriueuj, wo der Herausgeber wieder (*che*) hinzufügt —; weshalb an der zweiten Stelle *che* zu ergänzen sei, ist nicht ersichtlich; *e* würde besser passen, aber es bedarf überhaupt keiner Ergänzung, man denke sich blofs eine gröfsere Pause, einen Gedankenstrich, hinter *interuenuto*. Auf S. 124 sagt ein Korrespondent von dem zuletzt empfangenen Briefe Michelagniolos: *la lettera mi schrivete*, und dazu bemerkt der Herausgeber in einer Notiz: 'besser *mi avete schritta*' (ein *che* vermifst er diesmal nicht). Wir sagen doch auch im Deutschen: 'was du mir schreibst', gerade so wie 'was du mir sagst', obwohl der Angeredete bereits geschrieben bezw. gesprochen hat; das ist eben Sprachgebrauch. S. 386, Z. 9 v. u. steht: reme(*te*)ssino; da aber drei Zeilen weiter unten remettisino überliefert ist, so würde doch an der vorhergehenden Stelle reme(*tti*)ssino zu ergänzen gewesen sein (vgl. von derselben Schreiberin auf S. 360, Z. 9 v. u. restarimo für resteremo). Ich meine, dafs für die immer wiederkehrenden Schreibungen und Formen (Zusammenschreibung zweier Wörter, deren erstes *tronco* ist und Verdoppelung des Anlautes des zweiten Wortes herbeiführt; Vereinfachung von Doppelkonsonanten; *scrivevi* für *scriverate* u. s. w.) ein paar allgemeine Vorbemerkungen (in Anbetracht der Leser, für die das Buch vor allem bestimmt ist) am Platze gewesen wären; was dann noch sprachlich zu erklären übrigblieb, war wenig und konnte leicht in gelegentlichen Fufsnoten angebracht werden, so dafs die unschönen Kursivzusätze in Klammern zum gröfsten Teile, wenn nicht ganz, weggefallen wären. Im übrigen schaden sie natürlich der Brauch-

barkeit der Sammlung für linguistische Zwecke nichts; erwünscht wäre es allerdings gewesen, wenn der Herausgeber die Zeilen jedes Briefes numeriert hätte. Nichtsdestoweniger sind ihm auch die Sprachforscher zu grofsem Dank verpflichtet, da er durch seine fleifsige Arbeit auch ihre Studien gefördert hat. Ein vollständiges und sehr nützliches Namenverzeichnis schliefst das schöne und interessante Buch.

Jena. W. Cloëtta.

Dantes Heilige Reise. Freie Nachdichtung der Divina Commedia von J. Kohler. Purgatorio. Berlin, Köln, Leipzig, Alb. Ahn, 1901. VIII, 224 S.

Dantes Göttliche Komödie gehört zu den unvergänglichen Kunstwerken, welche durch die vollendete Form der Darstellung und durch die Tiefe ihrer Gedanken hohe Bewunderung und Verehrung bei den Gebildeten aller Zeiten und Völker gefunden haben und noch finden. Die vielsinnige Allegorie, welche das moralische und das politische Element verbindet, birgt in ihrer Umhüllung Aussprüche umfassender Weisheit und zieht die schwierigsten Fragen des menschlichen Lebens in den Kreis ihrer Betrachtung. Der Dichter will den Menschen zu redlicher Arbeit an sich selbst führen, durch welche er allein innere Glückseligkeit erlangen könne.

Übersetzungen und Erklärungen in grofser Zahl suchen das Verständnis der unsterblichen Dichtung zu vermitteln. Wir wollen nicht näher auf einzelne Werke eingehen, sondern nur im allgemeinen auf die verschiedenen Methoden hinweisen, die hierbei befolgt werden. Die einen übersetzen den Urtext möglichst wörtlich, in ängstlichem Anschlufs an das Original; sie fürchten den Wert der Dichtung zu beeinträchtigen, wenn dunkle Stellen so aufgehellt würden, dafs sie ohne weitläufigen Kommentar verständlich wären. Andere wieder halten sich für berechtigt, ohne alles Bedenken Stellen auszuscheiden, die nach ihrer Ansicht der modernen Anschauungsweise widersprechen, und sogar eigenmächtige Zusätze einzuschalten. Die Rücksicht auf den Reim hat viele zu sprachwidrigen Verbindungen, undeutschen Wortformen und unklarer Darstellung verleitet. Eine Übersetzung, die sich immer noch als notwendiges Bedürfnis für das klare Verständnis erweist, soll zwischen sklavischer Wiedergabe des Textes und willkürlicher Umschreibung danach streben, die Worte des Dichters in seinem Sinne so zu übertragen, dafs er frei von aller Dunkelheit den wahren Inhalt dem ernsten Leser erschliefse. Als wesentlich fördernd werden sich Inhaltsangaben erweisen, wie denn auch Erklärungen über Personen, Zustände, Ereignisse u. dgl. geboten sind. Wer die Mühe scheut, in die Tiefe und Eigenartigkeit der Danteschen Dichtungen einzudringen und die dargebotenen Hilfsmittel zu benutzen verschmäht, wird auch niemals zum wirklichen Genufs gelangen.

Herr Professor Kohler, der das Purgatorio unter dem Titel 'Dantes Heilige Reise' in freier Nachdichtung bearbeitet hat, hält eine Über-

setzung teils für überflüssig, teils für unmöglich. Er ist nur seinem dichterischen Genius gefolgt; er hat unsympathische Mythologeme, Anspielungen auf uns fremde Personen, unseren Geschmack nach seiner Ansicht verletzende Darstellungen und andere von ihm als störend angesehene Einzelheiten stillschweigend übergangen. Er will 'Dantes Schönheiten in einer dem modernen Leben so angepafsten Weise nachdichten, dafs der Leser ohne Kommentar und ohne Studium (?) sie poetisch erfassen und in sich aufnehmen kann'. Ob dieses grofse Ziel auf diesem Wege erreichbar ist, bleibe dahingestellt. Jedem Gesang geht eine kurze Inhaltsangabe voraus, und eine alphabetische Namenerklärung ist dem Ganzen als Anhang beigefügt. Die Zusätze und Ergänzungen sind nicht immer frei von Unklarheit und entbehren der wünschenswerten Präcision; die Rücksicht auf den Reim hat zu mancher ungewöhnlichen Wortform und wenig üblichen Satzverbindungen gezwungen. Nur einzelne Stellen seien angeführt:

(I) 'Als ihr (d. h. die Musen) den Geist der Nacht
Im Kampfe scheuchtet aus der Welten Ringe.' (?)
Voller Pein lass ich die müden Augen bebend hangen.

(II) Sowie zum Boten, der von ferner Meile
Die bange Kunde bringt ins Heimatland.

(IV) Drum wer nach einer Richtung sich vergifst,
Den Geist nur hiernach lenkt, den scharfgespannten,
Dem stirbt der Welten Kreis zur selben Frist. (?)

Jetzt hebt er müd' und lahm den Kopf, der schier,
Indes er spricht, sich aufwärts reckt zur Rippe.

(V) Zu forschen, welch ein Schicksal sich erzeigt.
Mein Blut begofs die Runde.
Campaldinos Rasen begofs mein Blut.

(VII) Mich umflocht
Das düstre Reich mit strengem Machtgebote,
Vor dessen Pforte nie der Engel pocht.

(X) Es ist, als hört man seine Stimme sachte
Die Worte sprechen: Jungfrau, sei gegrüfst;
Und hell erklingt der Laut, der freudentfachte.

Ich sah die Lade, die den Frevler richtet. (?)

(XI) Rings um ihn scholl ein Hoch- und Preisgekling.

Jetzt wispert von ihm kaum ein Mäuschen dort. (!)

(XII) Arachne, bethört von Eigenminne.

(Troja) Verfallen bis zum Grund des letzten Kernes.

(XIII) Sapia hiefs ich, doch die Namen necken. (?)

(XVIII) Noch wollt' ich länger weilen auf der Bahn
Der Lehre, doch ich schwieg und dachte schweigend,
Ich werd' ihm lästig durch der Fragen Wahn. (?)
Doch er — — —
ermuntert mich zum Fragewort.

(XXI) Schon wollte mir das Wort von dannen eilen;
Ein Blick Virgil's — um meine Lippen strich
Ein Zug, wie von der Antwort toten Pfeilen (?)

(XXII) In einem Bette fliefst gezweite Flut.

(XXXI) Und doch hast du auf Erdentand gewettet.
Dich lockte Weibersucht und Flittersal.

(XXXIII) Wo die zwei Flüsse lüfteschauernd fliefsen,
Dem einen Quell entstammt nach Edens Brauch. (?)

Doch genug der Einzelnheiten, die leicht noch erheblich vermehrt werden könnten! Trotz aller Ausstellungen und meiner grundsätzlichen Bestreitung der Notwendigkeit und Möglichkeit einer vollwertigen Nachdichtung mufs ich doch bekennen, dafs der Verfasser eine in hohem Grade lesenswerte Arbeit geliefert hat. Die Gesänge 8. 9. 14. 15. 16. 17. 27 und 32 dürften zu den gelungensten gehören.

Gewifs wird mancher, dem das Original unverständlich ist und andere Hilfsmittel fehlen, um in Dantes Dichtung einzudringen, mit Genufs und teilweise auch mit Erfolg diese Nachdichtung lesen, aber des unsterblichen Sängers Eigenart wird ihm hierdurch nicht erschlossen; schöne, beherzigenswerte Schilderungen und Darlegungen werden ihre gute Wirkung nicht verfehlen, doch was auf diese Weise, sei sie auch noch so poetisch, dem grofsen Publikum zugeführt wird, ist eben nicht Dante.

Berlin. J. Arnheim.

Theodore W. Koch, Catalogue of the Dante Collection presented by Willard Fiske. Cornell University Library. Part I: Dante's Works. Part II: Works on Dante. Supplement. Indexes. Appendix. Ithaca, New York, 1898—1900. XVIII, 606 S. 4.

Im fünfundachtzigsten Bande des Archivs (1890) S. 362 ist von dem Kataloge gesprochen worden, den Herr William Coolidge Lane von den Dante-Sammlungen des Harvard College und der öffentlichen Bibliotheken Bostons herausgegeben hat, einem Kataloge, der seitdem in den Jahresberichten der amerikanischen Dante-Gesellschaft durch Herrn Lane regelmäfsig weitergeführt worden ist (zum letztenmal im siebzehnten Bericht, Boston 1900). Inzwischen ist im Laufe weniger Jahre, der Hauptsache nach von 1893 bis 1896, durch Herrn Willard Fiske eine zweite Sammlung der Dante-Litteratur zu stande gebracht und diese der Cornell Universität in Ithaca geschenkt worden, eine Sammlung, welche die erstere an Reichtum noch um ein Beträchtliches zu übertreffen scheint, indem sie über sechstausend Nummern umfafst, und von der wir nun ebenfalls einen vollständigen und zwar, wie man zu sagen pflegt, einen räsonnierenden Katalog aus der Feder ihres Verwalters besitzen. In einer kurzen Einleitung berichtet der Gründer und hochherzige Schenker der Sammlung in anmutiger Weise über seine Sammlerbemühungen, denen tüchtige

Kenntnisse, feiner Spürsinn, ohne Zweifel auch liebenswürdige Art, mit Menschen umzugehen, und ganz gewifs reichliche Geldmittel zu statten gekommen sein müssen (von letzteren ist aber nirgend die Rede), und giebt er allerlei anziehende Zusammenstellungen über die Beteiligung verschiedener Völker und Zeiten an der Dante-Litteratur, über das Mafs der Herausgeber- und Auslegerarbeit, deren Gegenstand andere Hauptwerke der Weltlitteratur geworden sind (Homer, Shakspeare, Milton); er charakterisiert seine Schöpfung in vergleichendem Hinblick auf verwandte Veranstaltungen, erwähnt auch einiger Desiderata, deren habhaft zu werden ihm noch nicht gelungen ist, und giebt manche willkommene Notiz, wie z. B. über die Stellen, wo man die ältesten Drucke der Commedia finden könne. Über die Anlage des Katalogs selbst giebt schon der oben mitgeteilte Titel Auskunft. Weiter ist darüber zu sagen, dafs die Litteratur über Dante nach der alphabetischen Folge der Verfassernamen geordnet ist; es ist dies ein Verfahren, das die Nutzbarkeit dieses Teiles darum weniger mindert, weil ein reichlicher *Index of Subjects* all die Gesichtspunkte verzeichnet, unter denen die hier nun abermals genannten Schriftsteller in Büchern, Abhandlungen, Zeitungsartikeln der Sammlung Dantes Leben, Werke, Bedeutung zum Gegenstande genommen haben. Ein *Index of Passages of the D. Commedia* läfst wieder mit Leichtigkeit in der Schriftstellerreihe die Verfasser und die Schriften finden, die sich mit dem oder jenem Gesange des grofsen Werkes, dieser oder jener einzelnen Stelle beschäftigen. Ein ikonographischer Appendix verzeichnet Bildnisse und Denkmäler des Dichters, die in Wiedergaben der Sammlung einverleibt sind, Wiedergaben von Bildhauerarbeiten, die sich sonst auf Dante beziehen, von altitalienischen Illustrationen der Komödie und neuen Werken zeichnender Kunst, die zu ihr in Beziehung stehen.

Schon die Benutzung dieses schön und sorgfältig gedruckten Katalogs wird in vielen Fällen den Dante-Studien in hohem Grade sich förderlich erweisen. Wie mufs erst dem hochsinnigen Stifter der Sammlung dankbar werden, wer die durch ihn zusammengebrachten Schätze an Ort und Stelle zur Verfügung zu haben in die Lage kommt!

Berlin. Adolf Tobler.

Il piccolo Italiano. Ein Handbuch zur Fortbildung in der italienischen Umgangssprache und zur Einführung in italienische Verhältnisse und Gebräuche verfafst und mit Aussprachehilfen versehen von Dr. O. Hecker, Lektor der ital. Sprache an der Universität Berlin. Karlsruhe, J. Bielefelds Verlag, 1900. VIII, 164 S. kl. 8. Geb. M. 2,40.

Wie sich Hecker in seinem vortrefflichen Buche 'Die italienische Umgangssprache' B. Schmitz' 'Deutsch-französische Phraseologie' zum Muster wählte, hat er sich für den 'Piccolo Italiano' der beiden bekannten Bücher Krons 'Le petit Parisien' und 'The little Londoner' als Vorlage bedient. Hier wie dort aber entnimmt er nur das bewährte äufsere Schema und

füllt es mit selbständigem Inhalte. Die fünfundzwanzig Abschnitte, in welche das Buch zerfällt — I. *In viaggio,* II. *Città,* III. *Monete, pesi e misure,* IV. *Compre e vendite,* V. *Posta, telegrafo, telefono,* VI. *Visite,* VII. *Tempo,* VIII. *Stagioni e tempo,* IX. *Corpo umano,* X. *Salute e malattie,* XI. *Famiglia,* XII. *Abitazione,* XIII. *Toelette,* XIV. *Pasti; a tavola,* XV. *Divertimenti privati,* XVI. *Divertimenti pubblici,* XVII. *Lavori femminili,* XVIII. *Campagna,* XIX. *Feste,* XX. *Società; professioni e mestieri,* XXI. *Commercio,* XXII. *Insegnamento,* XXIII. *Belle Arti,* XXIV. *Esercito e Marina,* XXV. *Amministrazione e Costituzione dell'Italia* — sind in vorzüglichem Italienisch geschrieben und vermitteln dem aufmerksamen Leser aufser reichem Sprachwissen auch eine Fülle Kenntnisse über Land und Leute Italiens. Für die Aussprachebezeichnung ist dasselbe System gewählt wie in der 'Italienischen Umgangssprache', das auch die Konsonantenverdoppelung im Anlaut stets berücksichtigt. Ein alphabetisches Verzeichnis der Hauptstichworte erleichtert die Benutzung des Büchleins ungemein. Nur einen Wunsch möchte ich noch für die nächste Auflage aussprechen: liefse es sich nicht ermöglichen, wenn nicht, wie wünschenswert, ein vollständiges italienisches Wörterverzeichnis beigegeben werden soll, um den Umfang des Bändchens nicht zu sehr anschwellen zu lassen, wenigstens für schwierigere und unbekanntere Worte und Ausdrücke, beispielsweise für solche, die sich in Heckers kleinem Wörterbuche nicht finden, ein Verzeichnis mit Übersetzung anzuhängen und anderes in Anmerkungen zu erklären? Ich glaube, das wäre selbst für Fortgeschrittenere von grofsem Nutzen. Einige bunte Beispiele mögen angeführt werden. S. 27 *palloccoli* findet sich nicht einmal in Rigutini - Fanfani, Rigutini-Bulle und Petrocchi (hier jedoch *palloccoro*). S. 76 *bucaruoli* und *chinesini,* von denen letzteres auch zu erklären wäre, fehlen ebenfalls in den angeführten Wörterbüchern; S. 78 *ghiotta* und *leccarda*; ebenda Unterschied von *cazzaruole* und *bastardelle*; S. 81 *caramella,* so in keinem der angeführten Wörterbücher; S. 99 *ago a modano,* das auch zu erklären wäre, zumal da nicht angeführt wird, was man damit fertigt; S. 101 *maglie volanti, tunisina* und die verschiedenen Stiche unten auf der Seite; S. 107 *sprillo = spillo*; S. 118 *masselli* u. s. w.

Unter den angeführten Sprichwörtern bedürfen einige auch der Erklärung, z. B. S. 82 *I panni rifanno le stanghe*; S. 107 *Carta canta e villan dorme.*

Ist S. 57 absichtlich *un poltiglio* geschrieben? Ich habe immer nur *una poltiglia* gehört, auch Petrocchi, Fanfani und Hecker selbst im Wörterbuch kennen nur die weibliche Form. Für Kinderwagen S. 70 ist mir *carrozzina* auch geläufiger als *carrozzino.*

Druckfehler sind mir aufser den vom Verfasser selbst berichtigten nur noch zwei aufgestofsen: S. 91 Z. 5 lies *Tressètte* und S. 132 Z. 1 lies *ampolloso.* S. 105 *sufine* statt *susine* ist doch wohl gewollt, da auch S. 107 *sufini* steht. Petrocchi, Fanfani, Maniucor und Hecker im Wörterbuch geben aber, wie ich für richtig halte, auch in der Mitte scharfes *s* an.

Ebenso vorzüglich wie die Durchführung ist auch der Druck des Buches, das somit allen Freunden der italienischen Sprache aufs wärmste empfohlen sei.

Halle a. S. Berthold Wiese.

Diego de Negueruela, Farsa llamada Ardamisa, réimpression publiée par Léo Rouanet, Madrid, Murillo, 1901. 77 S. 8. Pes. 4.

Als viertes Bändchen der bei Protat in Mâcon mit sehr schönen Typen auf trefflichem Papier gedruckten *Bibliotheca hispanica* erhalten wir hier den Neudruck einer *Farsa* eines einstweilen nicht weiter als durch dieses Werkchen bekannten Dichters. Zur Vorlage hat dem Herausgeber ein vor kurzem auf der Madrider Nationalbibliothek gefundener Druck ohne Ort oder Jahr gedient, der der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts anzugehören scheint und durch den Herausgeber, wie man ihm glauben darf, ganz getreu wiederholt ist, nur dafs er etwas Interpunktion hinzugefügt hat. Er hätte vielleicht etwas kräftiger eingreifen dürfen; und niemand würde ihm verdacht haben, wenn er die nicht seltenen, das geforderte Mafs nicht füllenden oder es überschreitenden Verse zu berichtigen nicht dem Leser überlassen oder wenn er noch mehr Druckfehler der Vorlage verbessert hätte. Auch an erklärenden Bemerkungen zu einem an mehr denn einer Stelle schwierigen Texte wäre etwas mehr als die gegebenen drei Seiten, die zum Teil von Cuervo herrühren, ohne Zweifel manchem willkommen gewesen. Was die eingehaltenen Formen für Vers und Reim betrifft, so herrschen, von einigen eingeschalteten Liedchen abgesehen, nur die zwei folgenden: 4a 8a 8b 8a 8b | 4c 8c 8d 8c 8d | ... und 11a 11b 11b 11a 11a 11c 11c 11a | 11d 11e 11e 11d 11d 11f 11f 11d | ... In den 1425 Versen der *Farsa* — denn was in weiteren 120 Versen darauf noch folgt, ist ohne jeden Zusammenhang mit ihr — sieht der Zuschauer die Dame, die dem Stück den Namen giebt, in einsamer Berggegend allein auf der Suche nach ihrem Geliebten; nacheinander begegnet sie einem Wasserträger, dann einem pathetischen Portugiesen (der die Sprache seiner Heimat spricht), einer Zigeunerin, die mit dem üblichen *ceceo* dem Portugiesen weissagt, was nicht ausbleiben kann (er werde leben bis zu seinem Tode u. dgl.), weiter einem gefährlichen *rufian,* dann dem ersehnten Geliebten, der sie von dem Zudringlichen befreit, ferner einem gutmütigen, aber etwas beschränkten Hirten und endlich einem Mönch, der in einer reichlich mit lateinischen Bibelsprüchen gespickten Predigt vor den Weibern warnt, aber nachher mit Hilfe des zurückgekehrten Portugiesen und des wieder lebendig gewordenen *rufian* gern die durch den Hirten in Sicherheit geleitete Ardamisa in seine Gewalt bringen möchte. Diese stellt jedoch zum Schlufs den Geliebten als den inzwischen mit ihr Vermählten vor.

Angehängt ist ein drolliger Zwiegesang zwischen einer Kupplerin und einem Trupp junger Leute, die ihre Dienste in Anspruch nehmen

möchten, von ihr jedoch abgewiesen werden, da sie, durch Rutenstreiche abgeschreckt, sich auf den Handel mit Lichtern und auf Quacksalberei zurückgezogen hat.

Berlin. Adolf Tobler.

Coleccion de Autos, Farsas y Coloquios del siglo XVI publiée par Léo Rouanet. Tome I

ist der Titel des ersten von vier Bänden, die als fünfter bis achter der *Bibliotheca hispanica* erscheinen sollen. Die Sammlung, die hier wiedergegeben wird und die seit 1844 der Madrider Nationalbibliothek angehört, ist seitdem öfter erwähnt und benutzt worden; es ist dankbar zu begrüfsen, dafs sie nunmehr in ihrem ganzen Umfang leicht zugänglich wird. Die 96 Stücke, die sie in sich begreift (etwa 50000 Verse), sind teils Dramatisierungen der biblischen Geschichte, teils solche von Heiligenleben, teils Unterredungen allegorischer Gestalten; die Stücke jener ersten beiden Arten sind *autos*, die der letzteren *farsas* genannt; dazu kommen noch zwei geistliche *coloquios*. Zwar zeigen die Stücke manche Übereinstimmung im Bau: zu Beginn die Anrede an die Zuhörer samt Bitte um Ruhe und kurzer Angabe des Gegenstandes; einen *villancico* am Schlufs; die Einschaltung derb komischer Zwischenspiele. Doch wird man darum nicht annehmen dürfen, sie rühren alle von dem nämlichen Verfasser her. Denn an bemerkenswerten Verschiedenheiten fehlt es auch nicht: den Zwischenspielen ist bisweilen nur ein Raum angewiesen, die Ausführung nicht zu teil geworden; einigemal ist die alttestamentliche Geschichte als symbolisches Vorspiel des Erlösungswerkes gedeutet, anderemale ist dergleichen unterlassen; die Redeweise, insbesondere die der einleitenden *loas*, verfällt leicht in pathetischen Stelzengang, anderwärts ist sie von angenehmer Schlichtheit. Mehrere Stücke lassen jede Einzelheit der Geschichte sich vor den Augen der Zuschauer vollziehen, andere überspringen Wesentliches, so dafs die Verständlichkeit des Zusammenhanges darunter leidet (so im dritten Stück, wo dunkel bleibt, worin die Plage der Ägypter bestehe, und die Verschuldung des Pharao nicht vorgeführt wird). Da die Tinte einen Teil der Papierhandschrift stark angegriffen hat und die Schädigungen durch unzulängliche Flick- und Neuschreib-Arbeit nicht gut gemacht sind, hat der Herausgeber für den Text viel zu thun gefunden. Am Schlufs des Abdrucks des gesamten Textes würden gewifs manche ein Glossar der veralteten oder durch seltsame Schreibung schwer erkennbaren Wörter dankbar entgegennehmen (natürlich mit Verweisen auf die Stellen, wo sie begegnen; Verweise, die leichter nutzbar sein würden, wenn in den noch ausstehenden Bänden zu dem Titel jedes Stückes auch seine Nummer in der Reihenfolge über die einzelnen Seiten gesetzt würde). Auch Versbau und Reim der Stücke mögen zur Berücksichtigung etwa in einem Nachwort empfohlen sein. Der verdienstlichen Unternehmung sei guter Fortgang und freundliche Aufnahme gewünscht.

Berlin. Adolf Tobler.

1) Manliu, J., Exercitii gradate de gramatica si compositiune. Partea etimologica. Editiunea 68. 68 p. 8. — Partea sintactica. Editiunea 44. 129 p. 8.
2) — — Curs practic si gradat de gramatica romàna pentru usul claselor secondare. Partea etimologica. Editiunea 7. 220 p. 8. — Partea sintactica. Editiunea 6. 220 p. 8.
3) — — Curs practic si gradat de stil si compositiuni. Partea I. 240 p. 8. — Partea II. 348 p. 8.
4) — — Antologia romàna. a) Prosa. b) Poesia. 348 p. 8.
5) — — Carte de cetire pentru scoalele secundare. Partea I. 328 p. 8. — Partea II. 416 p. 8. — Partea III. 544 p. 8.
6) — — Retorica si stilistica. Editiunea 2. 300 p. 8.
7) — — Curs elementar de literatura. 568 p. 8.
8) — — Poetica romàna. 252 p. 8.
9) — — Gramatica istorica si comparativa a limbei romàne. 474 p. 8.
10) — — Povatuitorul studiului limbei romàne. 710 p. 8.

Von den hier angeführten neu erschienenen Lehrbüchern des hochverdienten rumänischen Schulmannes Prof. J. Manliu sollen nur diejenigen ausführlicher besprochen werden, die für den Leserkreis des 'Archiv' von besonderem Interesse sein könnten. Wir übergehen also kurz die für den ersten Sprachunterricht berechneten grammatischen Übungen (1), die bereits in der 68. resp. 44. Auflage vorliegen, äufserst klar, dem kindlichen Verständnis angemessen abgefafst sind und in beiden Teilen die ersten Anfänge des sprachlichen Studiums — Grammatik, Lexikologie, Orthographie, Punktuation und Analyse — enthalten. Von gröfserem Wert ist der zweiteilige, für den Mittelschulunterricht bestimmte Kursus der rumänischen Grammatik (2), der eine ausführliche, aber nicht allzu weitläufige Behandlung des gesamten Stoffes, soweit er im Schulunterricht berücksichtigt werden soll, in stufenweiser, dem leichten Erfassen angepafster Reihenfolge bietet. Die Art, wie der Stoff behandelt ist, beweist, dafs der Verfasser neben gründlicher Kenntnis der Sprache auch noch ein eingehendes Studium der neueren philologischen Arbeiten aufweisen kann. Namentlich in diesem Kursus kommt Manliu wiederholt auf diejenigen sprachlichen Lücken zu sprechen, die in Rumänien selbst bei Gebildeten zu finden sind — seiner Ansicht nach ist dies darauf zurückzuführen, dafs man sich jahrelang darauf beschränkte, den Sprachunterricht nur in der Volksschule zuzulassen, während in der Mittelschule wohl fremde Sprachen, aber nicht das Rumänische eingehend gelehrt wurde. Manliu aber ist der Meinung, dafs gerade in den höheren Klassen ein rationeller Sprachunterricht Erspriefsliches leisten werde.

Von diesem Standpunkte ausgehend verfafste Manliu den von ihm so genannten Kursus der Stil- und Kompositionslehre (3), der mit verschiedenen Anhängen (Grundzüge der Mythologie, orthographisches Glos-

sarium etc.) ebenfalls bereits in neunter Auflage erschienen ist. Der Verfasser stellte sich die Hauptaufgabe, an der Hand ausgewählter Lesestücke die Analyse und die Synthese derselben darzuthun, wobei die Materialien des gesamten Sprachunterrichtes verwendet werden. Es kann dieses Lehrbuch besonders für diejenigen nützlich sein, die nach der Aneignung der ersten Elemente sich für die Lektüre der rumänischen Autoren vorbereiten wollen.

Für diese letztere Kategorie von Studierenden wäre aber aufser der in zwei Hälften zerfallenden, die poetische und die Prosa-Litteratur umfassenden Anthologie (4) noch das dreibändige Lesebuch (5) zu empfehlen, von dem ausgesagt werden kann, dafs es in mustergültiger Weise ein Gesamtbild der rumänischen Litteratur giebt, wie es seit Aron Pumnul ('Lepturariu romånesc') kein anderer bot.

Für bereits Fortgeschrittenere sind noch die Rhetorik und Stilistik (6) zu nennen, der Kursus der Litteratur (7), der auch noch darum wertvoll ist, da in einem Anhang Texte aus den ältesten Kirchenschriften (1560) reproduziert werden. Diesen Werken wäre schliefslich die Poetik (8) anzureihen, die aufser allgemeinen ästhetischen Grundsätzen sämtliche Formen der Dichtung auf das Eingehendste bespricht.

Für einen ausgewählteren Leserkreis bestimmt ist die historische und vergleichende Grammatik (9), die es verdient, des näheren gewürdigt zu werden. Diese Grammatik ist um so schätzenswerter, als sie den ersten Versuch darstellt, eine zusammenfassende Studie der rumänischen Sprachlehre zu liefern. Zwar haben Manlius Vorgänger versucht, die vorhandene Litteratur zu verwerten, allein keinem ist es gelungen, gedrängt alle unsere Kenntnisse gemeinfafslich darzustellen. Schon die Einleitung lehrt, dafs es dem Verfasser hauptsächlich darauf ankommt, neben der Feststellung der Gesetze des Rumänischen auch deren Entstehen zu verfolgen. Die allgemeine Einführung, die im besondern von dem Ursprung der Sprache handelt, mit besonderer Berücksichtigung der Arbeiten Max Müllers, ist von einer kurzen Schilderung der neulateinischen Sprachen begleitet, wobei Manliu mit besonderem Dank erwähnt, dafs es deutsche Gelehrte gewesen sind, die die lateinische Abstammung des Rumänischen nachzuweisen suchten (Diez, Kopitar), während die französische Philologie sich auch heute noch um die rumänische Schwester nicht kümmert. An das Wort Max Müllers anknüpfend, der den Gedanken aussprach, dafs jede Grammatik einer neulateinischen Sprache nur ein veränderter und verstümmelter Abklatsch der Ciceronianischen Grammatik sei, sagt Manliu, dafs eigentlich nicht von einer Geburt der rumänischen Sprache gesprochen werden kann; ist sie doch nur eine Fortsetzung der Muttersprache. Nach Manliu kann das Entstehen dieser Sprache in folgende Zeitabschnitte eingeteilt werden: aus der rustiken Lateinsprache entstand das Rumänische und zwar in jener Epoche, als in Dacien römische Kolonien gegründet wurden. Später entstanden bei den in Dacien ansäfsigen Legionen und Kolonisten Sprachabweichungen, die immer zahlreicher und immer bedeutender wurden. Die Gründe dieser Abweichungen wären sowohl in der Unterbrechung des

Verkehrs mit dem Mutterlande Italien, wie auch in einer Vermischung dieser römischen Sieger mit der dacischen Stammbevölkerung zu suchen. Auch Manliu ist der Meinung, dafs Trajanus nicht ein unbevölkertes, wüstes Land hätte kolonisieren wollen, sondern dafs es vielmehr seine Absicht war, die zahlreichen Dacier zu romanisieren. Es würde dies der Annahme Hâsdeus und anderer Forscher entsprechen, dafs das Rumänische das von den Daciern gesprochene Latein wäre. Die Verwaltungssprache dieser römisch gewordenen Provinz war zweifellos Latein; die Verbindung mit dem italienischen Mutterlande wird namentlich im sechsten Jahrhundert unterbrochen. Zu jener Zeit beginnen die romanischen Kolonisten in Dacien ein eigenes Volk zu bilden.

Der zweite Abschnitt beginnt nach Manliu mit dem Eindringen fremder Völker in Dacien. Es wären hier besonders die Bulgaren zu erwähnen, die zwar nicht so sehr die grammatischen Formen, umsomehr aber den Sprachschatz selbst beeinflufsten. Ihnen ist es zuzuschreiben, dafs zahlreiche lateinische Worte verloren gegangen und durch slavische ersetzt worden sind; gleichzeitig lieferten sie aber eine Menge neuer Worte, die dem Rumänischen einverleibt wurden. Darauf ist wohl die Thatsache zurückzuführen, dafs das Rumänische lange Zeit als slavische Sprache angesehen worden ist. Das konnte um so mehr geschehen, als während des ganzen Mittelalters und bis tief in die Neuzeit Kirche und Schule nicht nur unter slavischem Einflufs standen, sondern ganz und gar slavisch waren. Zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts beginnen infolge der Ernennung der aus dem Phanar stammenden Griechen als Fürsten der Walachei und der Moldau griechische Sprache und Sitte in den rumänischen Ländern Platz zu greifen.

Der dritte Zeitabschnitt beginnt zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit der Wiedergeburt der rumänischen Sprache, die von Siebenbürgen ausgegangen ist. In Rumänien begann dieser Prozefs viel später, erst im Jahre 1821, als die Macht der Phanarioten gebrochen war und der Wunsch sich äufserte, die griechischen Worte aus dem Rumänischen auszumerzen. Es ist erfreulich, aus dem Munde Manlius das allerdings harte, aber durchaus gerechtfertigte Urteil über Ion Heliade-Radulescu, Maxim, Laurian und Cipariu zu vernehmen, die die rumänische Sprache, sei es durch Italianismen, sei es durch Latinismen, zu heben meinten. Beherzigenswert ist noch die Mahnung Manlius, nicht an die Stelle der ausgewiesenen Fremdworte neue Fremdlinge, Gallicismen, zu setzen, die häufig genug geradezu geschmacklos sind.

Wie das Bulgarische und später das Griechische, so haben in verschiedenen Zeitabschnitten auch andere Sprachen, speciell das Ungarische, Türkische etc. den rumänischen Sprachschatz beeinflufst und bereichert, aber in viel geringerem Mafse. Eine kleine Anzahl Worte entstammt der deutschen Sprache.

In der Einleitung verfolgt Manliu weiter den erhaltenen und den verloren gegangenen Sprachschatz. Warum das Rumänische im Vergleich zum Lateinischen so arm ist, erklärt Manliu, auf Diez' Forschungen ge-

stützt, einerseits daraus, dafs die ackerbautreibenden Rumänen nur eine geringe Anzahl durchaus nötiger Worte behielten, andererseits aus der phonetischen Umwandlung der Worte selbst. Der Geist des Rumänischen war jenen im Lateinischen so vielfach vorkommenden Worten abgeneigt, die verschiedene Bedeutung haben können. Es blieben also eine Reihe Worte mit einzigem Begriff, während die anderen schwanden und später teilweise ersetzt werden mufsten. Interessant sind die Erklärungen Manlius, warum und wie slavische und andere Elemente, nur um Konfusionen aus dem Wege zu gehen, lateinische Worte verdrängt haben. Andererseits sind dem Sprachschatz eine Anzahl fremder Worte und Bildungen im Laufe der Jahrhunderte von Behörden, von der Kirche etc. förmlich aufgedrängt worden.

Heutzutage wird das Rumänische von etwa zehn Millionen Seelen gesprochen. Die Rumänen wohnen im Königreich Rumänien, in Siebenbürgen, in der Bukowina, in Ungarn, in Bessarabien, in der Dobrudscha, in Macedonien, in Thessalien, im Epirus, in Bulgarien und in Serbien, in Rufsland, in Istrien und in geringer Anzahl in Mähren. Die eigentliche Sprache ist das Dako-Rumänische, das auch die Litteratursprache geworden ist; nur wenige Schriften sind in jüngster Zeit in macedo-rumänischer Mundart erschienen. Es schliefst dieser Abschnitt des Lehrbuches Manlius mit einer Übersicht der ältesten Grammatiken und Wörterbücher der rumänischen Sprache.

Das eigentliche Lehrbuch beginnt mit der Lautbildung und Lauteinteilung. Der Verfasser schildert die Vokale, den Accent und die Umwandlung der Vokale in den aus dem Lateinischen stammenden Worten. Manliu kommt auf die von der Rumänischen Akademie festgesetzte Rechtschreibung, die, obwohl sie hauptsächlich die Etymologie berücksichtigt, doch auch der Phonetik gerecht wird, sowie auch auf den seit Jahren bestehenden Streit zwischen den moldauischen und den walachischen Schriftstellern zu sprechen. Schliefslich werden namentlich drei Punkte des näheren auseinandergesetzt: 1) die eigentliche Rechtschreibung, die von vielen moldauischen Schriftstellern vernachlässigt wird; 2) die schwankenden Formen der rumänischen Grammatik und 3) die neuen Wörter und Redensarten. In all diesen Fragen wird der Leser auf die richtige Bahn gelenkt.

In einem weiteren Abschnitt werden von neuem die verschiedenen Phasen der rumänischen Rechtschreibung besprochen, in Anknüpfung an das alte sogenannte Cyrillsche Alphabet, das bis zum Jahre 1860 auch das für das Rumänische einzig angewandte war und angeblich zugleich mit dem Christentume von den zwei slavischen Brüdern Cyrill und Methodius unter den Bulgaren und Rumänen verbreitet worden sein soll. Demgemäfs wird also angenommen, dafs die Rumänen das altslavische Alphabet im neunten Jahrhundert eingeführt haben. Nun behaupten andere Geschichtforscher, dafs die Rumänen das Christentum aus Italien mitgebracht hätten und dafs das Cyrillsche Alphabet erst im fünfzehnten Jahrhundert eingeführt worden wäre, und zwar infolge kirchlichen

Einflusses. Einige Autoren sind der Meinung, dafs das Slavische mit dem Metropoliten Teoctist dem Bulgaren, dem Nachfolger des zum Papsttum hinneigenden moldauischen Metropoliten Mitrofan, in die rumänischen Lande einzog, wie dies übrigens auch aus den Schilderungen des gelehrten moldauischen Fürsten Demeter Cantemir, der Mitglied der Preufsischen Akademie der Wissenschaft gewesen war, ersichtlich ist. So wären die ersten Spuren des Slavismus auf religiöse Bestrebungen zurückzuführen. Nun erinnert aber Manliu daran, dafs die Rumänen schon viel früher sich des Cyrillschen Alphabets bedient hätten, was sowohl aus einem 1392 datierten Dokument des Woiwoden Roman, wie aus dem an den Papst gerichteten Briefe des Kaiser Ioannitius (1204) zu schliefsen ist, der behauptete, die lateinischen Buchstaben nur schwer lesen zu können. Wahrscheinlich ist also, dafs das Slavische schon vor Anfang des elften Jahrhunderts bekannt war, aber erst seit 1439 die lateinischen Buchstaben resp. das Rumänische gänzlich verdrängt hat, indem es sowohl in der Kirche, in der Schule wie in der Verwaltung Verwendung fand. Ein grofser Teil der Schuld trifft also die Geistlichkeit. Erst im Jahre 1643, also nach zweihundertundvierjähriger Dauer, ist auf der Jassyer Synode beschlossen worden, das Rumänische wieder in den Gottesdienst einzuführen.

Im weiteren Verlauf studiert Manliu die eigentliche Cyrillsche Rechtschreibung. Das 43 Buchstaben zählende Alphabet ist 1828 von Heliade-Radulescu um 16 überflüssige Schriftzeichen gekürzt worden. Manliu bespricht des näheren die Rechtschreibung jenes bedeutenden kirchlichen Schriftstellers, des wahrscheinlich vor 1630 in der Moldau geborenen Metropoliten Dosofteiu, dem wir eine bedeutende Psalmenübersetzung verdanken. Der Minister Luca Stroici schrieb 1595 zum erstenmal das Vaterunser in rumänischer Sprache und mit lateinischen Schriftzeichen. Systematisch begannen um die lateinischen Schriftzeichen zu kämpfen Samuel Micul-Klein, Peter Major und T. Cipariu in Siebenbürgen, Aron Pumnul in der Bukowina, Vasile Alexandri, Michael Cogâlniceanu und G. Sion in der Moldau und Heliade-Radulescu und Demeter Bolintineanu in der Wallachei. Schliefslich hat 1860 der erste Fürst des geeinigten Rumäniens, Alexander Johann Cuza, angeordnet, dafs in allen Schulen die lateinischen Schriftzeichen eingeführt werden.

Allein die Einführung der lateinischen Schriftzeichen hatte mancherlei Irrungen und Wirkungen im Gefolge. Die rumänische Sprache verfügt über Laute, für die im Lateinischen Zeichen nicht vorhanden waren. Es entbrannte ein Kampf um die Rechtschreibung, wie er heifsblütiger wohl in keinem Lande der Erde gekämpft worden ist. Manliu beschliefst den ersten Teil seiner Grammatik mit einer ausführlichen, belegreichen Schilderung dieses gelehrten Streites und erläutert die Ansichten der verschiedenen Sprachforscher, die verschiedene Bahnen wandeln.

Die Morphologie der Sprache bildet den zweiten Teil der Manliuschen Grammatik, wobei gleich anfangs die Flexion der Worte besprochen wird.

Es folgt dann die Einteilung der Hauptwörter, deren Ursprung, die Entstehung der Familiennamen, das Genus nach Begriff, Endung und Form, das Zahlwort und dessen Entstehung, die Casus, die, wie Diez sich ausdrückt, bei aller fremden Einmischung in ihren Grundzügen doch romanisch bleiben. Der rumänische Artikel entstammt dem lateinischen Demonstrativ *ille* — *illa* — *illud* und ist sowohl enklitisch wie proklitisch; das Rumänische ist die einzige romanische Sprache, in der der Artikel am Ende des Hauptwortes angefügt wird, was sonst nur im Bulgarischen und Albanischen vorkommt. Hier giebt Manliu eine kurze geschichtliche Darstellung des rumänischen Artikels. Der historischen Entwickelung der Deklination folgt das Adjektiv und das Particip, darauf das Zahlwort, das im Rumänischen, Macedo-Rumänischen und Istrisch-Rumänischen bezeichnende Abweichungen zeigt. Darauf folgt das Pronomen, das im Vergleich zum Lateinischen des näheren auseinandergesetzt wird. Eingehend ist das Kapitel des Verbum, das nichts aufser acht läfst, das Adverbium u. s. w. Die Besprechung all dieser Kapitel ist derartig vollständig, dafs alle, absolut alle dieses Gebiet beziehenden Fragen in die lichtvolle Darstellung einbezogen sind.

Der dritte Teil ist der Lexikologie gewidmet und beginnt mit einer kurzen Schilderung der Wörter. Wichtig ist der Abschnitt, der vom rumänischen Diminutiv handelt; die Beispiele werden gröfstenteils aus der diminutivreichen Sprache des Volksliedes herangezogen. Es folgen dann die verschiedenen Suffixe, die teils rumänischen, teils slavischen, griechischen, türkischen und ungarischen Ursprungs sind. Ein weiterer Abschnitt handelt von der Wortfügung.

Bei der Besprechung des rumänischen Sprachschatzes unterscheidet Manliu zwischen den Wörtern, die das Rumänische direkt vom Lateinischen geerbt habe, die von anderen Völkern entliehenen und die gelehrten Worte oder die Neologismen. Der folgende Schlufsteil des Werkes handelt von dem Wortsinn und ist von unermefslichem Wert für alle diejenigen, die in den Geist des Rumänischen eindringen wollen.

Die Anleitung zum Unterricht in der rumänischen Sprache (10), die für die Lehrer der Volksschule bestimmt ist, enthält ein so wertvolles, gut gesichtetes und verständnisvoll verwertetes Material, dafs sie allen Interessenten auf das Wärmste empfohlen werden kann.

Bukarest. M. Hristu.

Verzeichnis

der vom 6. Mai bis zum 18. Juli 1901 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

The American journal of philology. XXII, 1, whole no. 85 [Report: Engl. Stud. herausgeg. von Kölbing, S. 97—101].

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. VII, 3, Juni [H. Ackert, Amtszeichen, Ladungszeichen und ähnliches im nördlichen Teile Böhmens. — D. Demeter, Die Juden in der Bukowina, Fortsetzung. — Kleine Mitteilungen, Chronik, Litteratur].

Rajna, Pio, Una questione d'amore (Estratto dalla Raccolta di studii critici dedicati ad Alessandro D'Ancona festeggiandosi il XL anniversario del suo insegnamento. Firenze, Barbèra, 1901). S. 553—568. [Es handelt sich um die Frage nach der wertvollsten unter mehreren gleichzeitig an verschiedene Werber verteilten Liebesbezeugungen. Sie wird hier durch viele Autoren von Jamblichos bis Goethe verfolgt, unter denen Savaric von Mauleon und Boccaccio besonders hervorragen. Die zeichnerische Darstellung durch J. M. Usteri, geb. 1763, gest. 1827, von der im Schweizerischen Museum, Jahrg. 1865, S. 82, die Rede ist, konnte ebenfalls erwähnt werden.]

Pillet, Alfred, Dr. phil., Privatdocent an der Universität Breslau, Das Fableau von Trois bossus menestrels und verwandte Erzählungen früher und später Zeit. Ein Beitrag zur altfranzösischen und zur vergleichenden Litteraturgeschichte. Halle a. S., Niemeyer, 1901. 100 S. 8.

Weston, J. L., The legend of Sir Lancelot du Lac. Studies upon its origin, development, and position in the Arthurian romantic cycle (Grimm library, no. 12). London, Nutt, 1901. XII, 252 S. Sh. 7/6.

Flachsmann, W., Irrwege in Lesebüchern für Volksschulen. In Urteilen Sachverständiger erläutert. Zürich, Speidel, 1900. IV, 127 S.

Litteraturblatt für germ. u. rom. Philologie. XXII, 5 (Mai).

Modern language notes. XVI, 4, April [A. Gerber, Helena and Homunculus. — C. F. Furst, Tennyson's 'Fair Rosamund' in Becket. — J. A. Walz, Heinrich's message in Hauptmann's 'Versunkene Glocke'. — F. M. Puddelford, Macbeth the thane and Macbeth the regicide]. — 5, May [O. M. Johnston, The French condition contrary to fact. — E. D. Hanscom, The sonnet forms of Wyatt and Surrey. — G. Hempl, The calf of the leg. — C. L. Osgood, Milton's classical philology. — A. Gerber, Helena and Homunculus. — Reviews etc.].

Publications of the modern language association of America. XVI, 2 [M. Calloway, The appositive participle in Ags.].

The modern language quarterly. III, 3 [Mod. lang. assoc.: programme and report of the annual meeting. — W. Greg, Giroldi Cintio and the

English drama. — Reviews etc.]. — IV, 1. May 1901 [H. F. H., The Elizabethan age. — W. W. Skeat, A 15th century charm. — Reviews. Modern language teaching. Recent publications].

Die neueren Sprachen ... herausgeg. von W. Vietor. IX, 1 [R. Lenz, Über Ursprung und Entwicklung der Sprache (Schlufs). E. Sieper, Studien zu Longfellows Evangeline. Berichte. Besprechungen. Vermischtes]. Supplementheft zu den Neueren Sprachen: Prof. Dr. Hans Heim (Darmstadt), Die amtlichen Schriftstücke zur Reform der französischen Syntax und Orthographie mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben. Marburg, Elwert, 1901. 59 S. 8. M. 1. [Umfafst auch die Erlasse vom 26. und 28. Februar 1901. Diese letzteren sind von dem gleichen Verleger auch gesondert gedruckt. 14 S. 8. M. 0,20.] IX, 2 [W. Münch, Der Betrieb der neueren Sprachen seit 1890. H. Klinghardt, Stimmhaftes *H*. Berichte. Vermischtes].

Mühlefeld, Prof. Dr. K., Französische und englische Gedichte in metrischer Übertragung (Programm des Realgymnasiums in Osterode am Harz über das Schuljahr 1900—1901. Ostende 1901. Programm Nr. 358. [Acht französische, sechs englische, zum gröfsten Teil den deutschen Schulen wohl vertraute Gedichte, der Urtext von einer im ganzen trefflich gelungenen Übertragung begleitet, die man im Unterricht mit Gewinn verwenden wird.]

Barten, J., A new commercial letter writer in English, German, Dutch, Spanish and French. 5 parts. 2. Teil: Deutsch. 2. Aufl. Hamburg, Kloss, 1901. 102 S.

Zeitschrift für deutsche Philologie. XXXII, 4 [A. Koppitz, Gotische Wortstellung. — F. Kauffmann, Zur deutschen Altertumskunde aus Anlafs des sog. Opus imperfectum. 2. Aus dem Volksleben. — A. L. Stiefel, Eine Quelle Niclas Prauns. — W. Friedrich, Die Flexion des Hauptworts in den heutigen deutschen Mundarten].

Nagl, J. W., und Zeidler, Jakob, Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte. 18. Lief. (erste des Schlufsbandes: Neuere und neueste Zeit). 48 S. M. 1.

Jühling, J., Die Tiere in der deutschen Volksmedizin alter und neuer Zeit. Mit einem Anhange von Sagen etc. Nach den in der Kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden vorhandenen gedruckten und ungedruckten Quellen. Mit einem Geleitworte von H. Höfler. Mittweida, Polytechnische Buchhandlung, 1901. VIII, 355 S. M. 6.

Panzer, F., Hilde-Gudrun, eine sagen- und litterargeschichtliche Untersuchung. Halle, Niemeyer, 1901. XV, 451 S. M. 12.

Herders Abhandlung über den Ursprung der Sprache, herausgegeben und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Th. Matthias. Leipzig, Brandstetter, 1901. 153 S. M. 1,20.

Türck, H., Eine neue Faust-Erklärung. 2. verm. Auflage. Berlin, Elsner, 1901. 150 S.

Ebrard, W., Allitterierende Wortverbindungen bei Goethe. 2. Teil. Beilage zum Jahresbericht des Kgl. Alten Gymnasiums in Nürnberg. Nürnberg 1901. 31 S.

Steig, R., Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe. Berlin und Stuttgart, Spemann, 1901. VIII, 708 S.

Hornesser, E., Vorträge über Nietzsche, Versuch einer Wiedergabe seiner Gedanken. 2. Aufl. Göttingen, Wunder, 1901. 122 S.

Das deutsche Volkslied, ausgewählt und erläutert von J. Sahr (Sammlung Göschen, 28). Leipzig, Göschen, 1901. 183 S. Geb. M. 0,80.

Kahl, W., Deutsche mundartliche Dichtungen, für den Schulgebrauch herausgegeben. Mit einer Karte. Prag, Leipzig, Freytag, 1901. XXVI, 201 S. Geb. M. 2.

Meyer, Heinrich, Die Sprache der Buren. Einleitung, Sprachlehre und Sprachproben. Göttingen, Wunder, 1901. XVI, 105 S.

Anglia. XXIII, 4 [F. Görbing, Die Ballade 'The marriage of Sir Gawain' in ihren Beziehungen zu Chaucers Wife of Bath's tale und Gowers Erzählung von Florent. — J. L. Haney, The color of Coleridge's eyes. — W. Dibelius, J. Capgrave und die engl. Schriftsprache. III. — G. P. Thistlethwaite, Über die Sprache in Tennysons 'Idylls of the king' in ihrem Verhältnis zu Malorys Morte d'Arthur and Mabinogion. — F. Holthausen, Zu ae. und me. Dichtungen. XIV. — N. W. Thoms, Zur Etymologie von Maske. — H. Suchier, Romanger. — G. Krüger, Zu 'A note of the concord of collectives and indefinites in English']. — XXIV, 1 [H. Füchsel, Die Sprache der northumb. Interlinearversion zum Johannes-Evangelium. — H. Meurer, Textkritik und Beiträge zur Erklärung von 'Die Rawleysche Sammlung von 32 Trauergedichten auf Francis Bacon, herausgeg. von G. Cantor'. — D. und M. Förster, Dialekt-Materialien aus dem 18. Jahrhundert]. — XXIV, 2 [Th. Eichhoff, Keats' Briefe in ihrem Wert für die Charakteristik des Dichters. — W. Dibelius, J. Capgrave und die engl. Schriftsprachen. IV. — F. Holthausen, Zu ae. und me. Dichtungen. XV.].

Beiblatt zur Anglia XII, 4, 5 (April, Mai).

Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, XXXVII [Dem Andenken des Grofsherzogs Carl Alexander von Sachsen. — Die Shakespeare-Gesellschaft 1900/1901. — E. v. Possart, Welches System der Scenerie ist am besten geeignet für die Darstellung verwandlungsreicher klassischer Dramen, insbesondere der Shakespeareschen? — L. Fulda, P. Heyse und A. Wilbrandt über die Schlegel-Tiecksche Shakespeare-Übersetzung, mitgeteilt von A. Brandl. — The wars of Cyrus, ein Drama aus Shakespeares Zeit, zum erstenmal neugedruckt von W. Keller. — Richard M. Meyer, Otto Ludwigs Shakespeare-Studium. — M. Friedlaender, Shakespeares Werke in der Musik, Versuch einer Zusammenstellung. — R. Fischer, Shakespeare und das Burgtheater, eine Repertoirestudie. — J. Cserwinka, Regiebemerkungen zum Shakespeare. III. Die Apothekerscene in 'Romeo und Julia'. IV. Die Erscheinungen in 'Richard III.'. — W. Bormann, Shakespeares scenische Technik und dramatische Kunst. — Kleinere Mitteilungen. — Nekrologe. — Bücherschau. — Zeitschriftenschau von W. Dibelius. — Theaterschau. — Shakespeare-Bibliographie 1900, von Richard Schröder. — Zuwachs der Bibliothek der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. — Mitglieder-Verzeichnis. — Wort- und Sachverzeichnis].

The English world, a monthly review. Nr. 1, Jan. Leipzig, Teubner, January 1901. M. 0,50 [Consolidation. — The British officer. — The story of Nicholson's Nek. — A tribute to de Wet. — The mineral wealth of the United States. — The coal famine. — Prices all rising. — Agricultural labourours. — A romance of Nigeria. — Then and now. — Some Suffolk superstitions. — The twopenny tube. — The depths of our popular literature. — A birthday baronetcy. — Nell Gwyn. — The master-christian. — Richmond. — The Briton abroad. — Patriotic names for children. — Where Germany excels. — The English lower class. — The regulation of the window. — Odds and ends of interest. — Our joke corner. — New books]. — Nr. 2, Febr. [The death of the Queen. — The proclamation of the King. — The Queen's funeral. — The mausoleum at Frogmore. — Sir Arthur Sullivan. — The pity of John Wyes. — Some glimpses of London. — The attack of Jacobsdal. — Trade disputes. — The cats'-meat men. — The Nicaragua canal. — Dawn of the era of electric tramways. — Ward-room yarns. — Last year's seaside songs. — Odds and ends of interest etc.]. — Nr. 3, March [Lord Rosebery, The British empire. — F. Sommer-

ville, Some glimpses of London. — Changes in manners and customs that the nineteenth century has witnessed. — John Ruskin. — A. Abbott, Wardroom yarns. — Openings of parliament. — The mirror of parliament. — An Englishwoman's love-letters. — The Marquess of Lorne, Windsor Castle. — Hit. — Surprised]. — Nr. 4, April [J. Burnley, A question of industrial supremacy. — W. Ward, No home. — H. B. Tristram, Durham cathedral. — Last year's foreign trade. — American museums and their treasures. — Modern ocean coal gluttons. — The census. — The great state coach. — W. E. Grogan, My youthful mater. — Poor whites at the Cape. — The happy valley. The Boer camp in Ceylon. — R. Pryce, A Sunday concert. — Devizes]. — Nr. 5, May [F. Sommerville, The Australian commonwealth. — The social future of England. — The coming problem. — A. White, The aims of England. — The testing of "B.-P.'S" recruits, by one of them. — De Wet. — Our Africans. — The Countess of Munster, The Crimson portrait. — W. N. D-k, Eton. — Army reform. — The West Kensington ghost. — The Yarmouth murder. — The new budget]. — Nr. 6, June [A. White, The decay of the government. — Why the war is not over. — A lifetime in South Africa. — The treatment of colonial troops, An incident at Warmbaths. — T. W. Birkdale, The union jack. — Shakespeare's patriotism. — The re-reading of Shakespeare. — Stratford-on-Avon. — Marlborough house. — Queen's memorial. — A wonderful present. — A. Forbes, A parish scandal. — M. R. Roberts, Rustic spots in London parks. — The German dream, by an unbeliever. — Colonial Germans. — The twilight of the Celts. — The misdeeds of a motor. — The silent city of Alaska. — Long Island healing place. — Scottish Gaelic. — Official English].

Köppel, E., Spelling-pronunciations; Bemerkungen über den Einfluſs des Schriftbildes auf den Laut im Englischen (G. u. F. 89). Straſsburg, Trübner, 1901. 71 S.

Muret-Sanders encyklop. Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil II, Lief. 22: Tropfen — verlieren. Berlin, Langenscheidt, 1901. S. 2017—2112 S. M. 1,50.

Müller, Rudolf, Über die Namen des nordhumbrischen Liber vitae (Palaestra IX). Berlin, Mayer & Müller, 1901. XVI, 186 S.

Görnemann, W., Zur Sprache des Textus Roffensis. Berlin, Mayer u. Müller, 1901. 57 S.

Wülfing, Ernst, Die Syntax in den Werken Alfreds des Groſsen. II. Teil, 2. Hälfte. Bonn, Hanstein, 1901. XIX, 712 S. M. 15.

Wroblewski, L., Über die ae. Gesetze des Königs Knut. Berlin, Mayer & Müller, 1901. 64 S.

Ysumbras, herausgegeben von J. Zupitza und G. Schleich (Palaestra XV). Berlin, Mayer & Müller, 1901. VII, 128 S.

The Dunbar anthology 1401—1508 a. d. edited by E. Arber. London, Frowde, 1901. 312 S.

The Cowper anthology 1775—1800 a. d. ed. by E. Arber. (Desgl.) [Die bisher erschienenen Anthologien beziehen sich auf Dunbar, Surrey und Wyatt, Spenser, Shakespeare, Jonson, Milton, Dryden, Pope, Goldsmith und Cowper, alle in gleichem Umfang. Im Dunbar-Bande sind noch ausgiebig berücksichtigt Henryson, Hawes und Feilde; im Cowper-Bande Blake, Coleridge, Wordsworth and Wolcot. Die Sammlung rückt eine Reihe bisher übersehener Dichter ins Licht der Litteraturgeschichte.]

Friedrich, J., W. Falconer: 'The shipwreck', a poem by a sailor 1762. (Wiener Beiträge zur engl. Philologie, XIII.) Wien, Braumüller, 1901. 79 S. M. 2.

Frey, E., William Morris. Eine Studie. Beilage zum Programm des Gymnasiums und der Industrieschule Winterthur. 139 S. [Einleitung. — W. Morris' Leben: seine künstlerischen und socialen Bestrebungen. —

W. Morris' Dichtungen: The defence of Guenevere and other poems. — The life and death of Jason. — The earthly paradise. — Love is enough. — Die Übersetzungen. — Die Geschichte Sigurds des Wölsingen und des Falls der Nibelungen. — Poems by the way. — Die Romane].

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3493: Charlotte M. Yonge, Modern broods.
„ 3494: F. C. Philips, Eliza Clarke, Governess etc.
„ 3495—7: J. and J. H. McCarthy, A history of the four Georges and of William IV, vol. 3—5.
„ 3498: D. Gerard, The supreme crime.
„ 3499: M. Pemberton, Pro patriâ.
„ 3500: Ouida, Critical studies.
„ 3501: Bret Harte, Under the redwoods.
„ 3502—3: H. Rider Haggard, Lysbeth.

Boerner, O., Neusprachliches Unterrichtswerk, nach den neuen Lehrplänen bearbeitet. Oberstufe zum Lehrbuche der englischen Sprache von O. Thiergen. Gekürzte Ausgabe C, bearbeitet von O. Schoepke. Mit 11 Bildern, einem Plane von London und einer Karte von Schottland und der Insel Wight. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1901. VIII, 256 S.

Gesenius-Regel, Englische Sprachlehre. Ausgabe B. Völlig neu bearbeitet von E. Regel. Unterstufe. 2. Auflage. Mit einer Karte der britischen Inseln. Halle, Gesenius, 1901. X, 182 S. — Oberstufe, mit einem Plan von London und Umgebung. 1901. VI, 166 S.

Barnstorff, E. H., Der englische Anfangsunterricht. Vortrag, gehalten auf der Versammlung von Lehrern und Lehrerinnen an mittleren Schulen zu Neumünster. Flensburg, A. Westphalen, 1901. 20 S. M. 0,40.

Vietor, W., und Dörr, F., Englisches Lesebuch, Unterstufe, 6th ed., part I: phonetic transcription by E. R. Edwards. Leipzig, Teubner, 1901. XVI, 76 S.

Gaspey, Th., Englisches Konversations-Lesebuch für den Schul- und Privatunterricht. Mit einem Wörterbuch. Neu bearbeitet von H. Runge. 6. Auflage. Heidelberg, Groos, 1901. VII, 298 S.

Freytags Sammlung franz. u. engl. Schriftsteller. Leipzig 1901:

Henty, G. A., Both sides the border. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von K. Münster. I. Einleitung und Text. II. Anmerkungen. 122 S. Geb. M. 1,50. Dazu ein Wörterbuch von K. Münster, 51 S., M. 0,50.

Mark Twain, A tramp abroad. Ausgewählte Kapitel für den Schulgebrauch herausgeg. von M. Mann. I. Einleitung u. Text. II. Anmerkungen. VI, 90 S. Geb. M. 1,20. Dazu ein Wörterbuch von M. Mann, 60 S., M. 0,50.

Adams, H. C., The cherry stones, partly from the mss. of the Rev. W. Adams. Für den Schulgebrauch herausgeg. von H. Ullrich. I. Einleitung u. Text. II. Anmerkungen. VIII, 95 S. Geb. M. 1,20. Dazu ein Wörterbuch von H. Ullrich, 56 S., 60 Pf.

Hengesbach, J., Readings on Shakespeare illustrative of the poet's arts, plots, and characters. Ein Lesebuch für höhere Schulen, insbesondere Gymnasien, und zum Selbststudium. Berlin, Gärtner, 1901. X, 207 S.

Dawe, C. S., Queen Victoria, her time, and her people, to which is added a chapter continuing the story from 1895 to 1901. Mit Anmerkungen für den Schulgebrauch bearbeitet und herausgeg. von A. Peter. Mit 6 Abbildungen (Schulbibliothek franz. u. engl. Prosaschriften, II, 38). Berlin, Gärtner, 1901. 144 S.

Greater Britain: India — Canada — Australia — Africa — the West Indies. Ausgewählt und für den Schulgebrauch erklärt von J. Klapperich. Mit 1 Karte und 4 Kartenskizzen (Schulbibl. von L. Bahlsen und J. Hengesbach, II, 37). Berlin, Gaertner, 1900. VIII, 142 S.

Meyer-Lübke, Dr. W., o. Professor an der Universität in Wien, Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft (Sammlung romanischer Elementarbücher herausgeg. von W. Meyer-Lübke. I. Reihe: Grammatiken. 1). Heidelberg, Winter, 1901. X, 224 S. 8. M. 5, geb. M. 6.

Revue des langues romanes. XLIV, 1, 2 [F. Castets, Description d'un manuscrit des Quatre fils Aymon et légende de Saint-Renaud. G. Thérond, Contes lengadoucians (suite). A. Vidal, Établissement du marché à Montagnac (Urkunde des 13. Jahrh.). — Bibliographie: A. Blanc, Le livre de comptes de Jacme Olivier, marchand narbonnais du XIVme siècle (A. Jeanroy). Delignières, Nouvelles recherches sur le lieu d'origine de Raoul de Houdenc (A. Jeanroy). Wulff, La rythmicité de l'alexandrin français (M. Grammont). Meyer-Lübke, Die Betonung im Gallischen (J. Anglade). Périodiques. Chronique].

Uppsatser i romansk filologi tillägnade professor P. A. Geijer på hans sextioårsdag den 9 april 1901. Uppsala, Almqvist & Wiksells, 1901. 302 S. 8 [C. Wahlund, De hel. Birgitta tillskrifna femton bönerna efter ett unikt franskt manuskript i National-Biblioteket i Paris. C. Svedelius, Was charakterisiert die Satzanalyse des Französischen am meisten? Åke W:son Munthe, Bemerkungen zu Baists schrift 'Longimanus und manilargo'. S. F. Eurén, Rousseau et le Misanthrope de Molière. M. Walberg, Sur *blou, bloi* en ancien français. K. H. af Segerstad, Sur l'âge et l'auteur du fragment de Bruxelles, Gormund et Isembard. Fr. Wulff, Petrarcas första redaktion af canz. 'Che debb'io far'. G. Lené, Om ett fall af bisats i hufvudsatsanvändning i romanska språk. Anna Ahlström, Remarques sur l'arrêté du 31 juillet 1900 relatif à la simplification de la syntaxe française. Augusta Ljungquist, Mirèio, Provençalsk dikt af F. Mistral. Första sången. Öfversatt till svenska. P. A. Lange, Über den Einflufs des Französischen auf die deutsche Sprache im 17. und 18. Jahrhundert. J. Collijn, Sur la vie de sainte Marie-Madeleine. E. Staaff, *desver* et *rêver*. Essai étymologique. K. F. Sundén, Quelques remarques sur la délimitation de la syntaxe. H. O. Östberg, Sur les pronoms possessifs au singulier dans le vieux français et le vieux provençal].

Suchier, Hermann, Kleine Beiträge zur romanischen Sprachgeschichte (aus der Miscellanea ling. in onore di G. J. Ascoli). 9 S. gr. 8 [Altre Martin, Stupere, Chaste, Ogre, Lai, Insenina].

Paris, Gaston, *Ficatum* en roman (aus der Miscell. ling. in onore di G. J. Ascoli). 23 S. gr. 8.

Die Bibliothek des Kgl. romanischen Seminars an der Universität Halle 1875—1900. Halle a. S. 1901. VIII, 52 S. 8 (Accessions-Katalog mit Einleitung von Dr. F. Heuckenkamp).

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgegeben von Dr. D. Behrens, Prof. an der Universität zu Giefsen. Bd. XXIII, Heft 2. Der Referate und Recensionen erstes Heft. [Sehr eingehende und lehrreiche Besprechung des Dictionnaire général von Darmesteter-Hatzfeld-Thomas durch den Herausgeber.]

Revue de philologie française et de littérature ... p. p. L. Clédat. XV, 1 [L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise. Le pronom neutre sujet. F. Baldensperger, A propos de l'"aveu' de la princesse de Clèves. L. G. Pélissier, Stendhalien Babillan. M. Blanchardon, Le patois de St. Haon-le-Châtel (suite). L. Clédat, Sur le traitement des voyelles atones et sémitoniques du latin. Sur le changement anormal du *v* initial en *f*. Comptes rendus]. XV, 2 [L. Clédat, La préposition et l'article partitifs. L. Clédat, Sur une forme elliptique de la proposition participe. É. Rodhe, La réforme de l'orthographe et de la syntaxe françaises. Comptes rendus].

Gerhards französische Schulausgaben, Nr. 5.

Perdue par Henry Gréville. Allein und ausschliefslich autorisierte Schulausgabe von M. von Metzsch. I. Teil: Text. II. Teil: Anmerkungen und Wörterbuch. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Gerhard, 1901. VII, 167, 8, 28 S. M. 1,50 u. 0,25.

Pitt Press Series. Cambridge, At the University Press. 1901. Kl. 8.

Waterloo by Erckmann-Chatrian edited with introduction and notes by Arthur R. Ropes, M. A., late fellow of Kings College, Cambridge. XVI, 318 S. Geb. Sh. 3.

Le Blocus, épisode de la fin de l'Empire by Erckmann-Chatrian ed. ... by Arthur R. Ropes ... XV, 271 S.

Siepmann's Elementary French Series. London, Macmillan and Co., 1901. 8. Geb.

Voyage du novice Jean-Paul à travers la France d'Amérique par George Lamy, ouvrage couronné par l'Institut, adapted and edited by D. Devaux, B. ès L., senior assistant master at St. Paul's school. XVIII, 148 S. Sh. 2.

Die ältesten französischen Sprachdenkmäler. Genauer Abdruck, Bibliographie und vollständiges Glossar besorgt von E. Stengel. Zweite Auflage. Inhalt: 1. Die Strafsburger Eide. 2. Das Eulalialied. 3. Das Bruchstück von Valenciennes. 4. Die Clermonter Passion Christi. 5. Das Leben des heil. Leodegar. 6. Sponsus. Marburg, Elwert, 1901. 58 S. 8 (Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie. Veröffentlicht von E. Stengel. XI).

Mélanges de musicologie critique. Lais et descorts français du XIII[e] siècle, texte et musique, publiés par Alfred Jeanroy, professeur à l'Université de Toulouse, Louis Brandin et Pierre Aubry, archivistes paléographes. Paris, Welter, 1901. XXIV, 171 S. 4 und 3 Bl. Lichtdruck. Fr. 30.

Voltairiana inedita aus den Königlichen Archiven zu Berlin herausgegeben von Wilhelm Mangold. Berlin, Wiegandt & Grieben, 1901. VI, 91 S. 8. M. 5.

Voretzsch, Dr. Carl, ao. Professor der romanischen Philologie an der Universität Tübingen, Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache zum Selbstunterricht für den Anfänger (Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Litteraturen). Halle a. S., Niemeyer, 1901. XIV, 258 S. 8.

Marchot, Paul, docteur ès lettres, professeur à l'Université de Fribourg (Suisse), Petite phonétique du français prélittéraire (VI[e] — X[e] siècles). Première partie: les voyelles. Fribourg (Suisse), librairie de l'Université (B. Veith), 1901. 39 S. 8. (La seconde partie paraîtra en 1902.)

Walberg, Em., Sur *blou, bloi* en ancien français (Särtryck ur Uppsatser i Romansk Filologi tillägnade Prof. P. A. Geijer på hans sextioårsdag 9 april 1901. S. 83—98).

Otto, Dr. Emil, und Runge, H., Gymnasialoberlehrer in Eisenberg, Kleine französische Sprachlehre, besonders für Elementarklassen von Real- und Töchterschulen sowie für erweiterte Volks-, Fortbildungs- und Handelsschulen. Siebente neubearbeitete Auflage. Heidelberg, Groos, 1901.

Svedelius, C., Was charakterisiert die Satzanalyse des Französischen am meisten? (Särtryck ur Uppsatser i Romansk Filologi tillägnade Prof. P. A. Geijer, 9 april 1901. S. 25—56).

Clédat, Léon, professeur à l'Université de Lyon, L'arrêté ministériel du 26 février 1901 sur la simplification de la syntaxe. Texte de l'arrêté suivi d'un commentaire et accompagné de la circulaire ministérielle du 27 avril 1891. Paris, Le Soudier, 1901. 36 S. 8.

Grammont, Maurice, Le Patois de la Franche-Montagne et en particulier de Damprichard (Franche-Comté). Extrait des Mémoires de la

Société de linguistique de Paris, tomes VII, VIII, X et XI. Paris, Bouillon, 1901. 272 S. 8.

Dobschall, Gertrud, Wortfügung im Patois von Bournois (Département du Doubs). Inaugural-Dissertation aus Heidelberg. Darmstadt, Otto's Hofbuchdruckerei, 1901. 98 S. 8.

Engelke, Dr. K., Oberlehrer an der Oberrealschule zu Flensburg, La classe en français. Ein Hilfsbuch für den Gebrauch des Französischen als Unterrichts- und Schulverkehrssprache. Gotha, Perthes, 1901. VI, 59 S. 8. M. 0,80.

Lagarde, Louis, professeur de français à Berlin, chargé des cours de conversation française à la 'Kaiser Wilhelms-Akademie', La clef de la conversation française. Berlin, Gaertner, 1901. VIII, 120 S. 8. Geb.

Dannheisser, Dr. Ernst, Entwicklungsgeschichte der französischen Litteratur (bis 1901) gemeinverständlich dargestellt. Zweibrücken, Lehmann, 1901. 216 S. kl. 8. Geb. M. 0,80 (erstes Bändchen einer Sammlung 'Lehmanns Volkshochschule. Herausgeber Dr. Ernst Dannheisser').

Gröber, G., Der Inhalt des Faroliedes (Estratto dalla 'Raccolta di studii critici dedicata ad Alessandro D'Ancona festeggiandosi il XL anniversario del suo insegnamento'. Firenze, Barbèra, 1901. S. 583—601). 8.

Novati, François, Le duel de Pépin le Bref contre le démon, contribution à l'histoire de l'épopée française (Extrait de la Revue d'histoire et de littérature religieuse, t. VI, 1901, n⁰ 1). Paris. 10 S. 8.

Kiefsmann, Dr. phil. Rudolf, Oberlehrer, Untersuchungen über die Bedeutung Eleonorens von Poitou für die Litteratur ihrer Zeit. Teil I. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Herzogl. Karls-Gymnasiums in Bernburg, Ostern 1901. Progr. Nr. 742. 26 S. 4.

Friedwagner, Mathias, Frau von Staëls Anteil an der romantischen Bewegung in Frankreich (Sonderabdruck aus den 'Verhandlungen des IX. allgemeinen Deutschen Neuphilologentages in Leipzig'). Hannover, Meyer, 1901. 14 S. 8.

Rodhe, Émile, docteur ès lettres, maître de conférence à la Faculté des lettres de Lund, Essais de philologie moderne. I. Les grammairiens et le français parlé. Lund, Gleerup, 1901. 183 S. 8.

Seeger, Prof. Alois, Ein österreichisches Institut für neufranzösische Sprache in Paris, Vortrag gehalten am 22. Februar 1901 im 'Wiener neuphilologischen Verein' (Separatabdruck aus der 'Zeitschrift für das Realschulwesen', XXVI. Jahrgang, VI. Heft). Wien, Hölder, 1901. 10 S. 8.

Vising, M. Johan, directeur de l'École supérieure de Gothenbourg (Suède), Le français en Angleterre, mémoire sur les études de l'anglo-normand. Mâcon, Protat, 1901.

Levi, dott. Ugo, I monumenti più antichi del dialetto di Chioggia. Venezia, Visentini, 1901. 81 S. 8.

Oberosler, Giuseppe, Nuovo dizionario tascabile tedesco-italiano e italiano-tedesco. Milano, Treves, 1901. XXVIII, 424, XIV, 380 S. 16. Geb. M. 2. [Jedem der zwei zusammengebundenen Teile geht eine kurze Formenlehre voran. Im zweiten wird bei den italienischen Wörtern die Tonsilbe bezeichnet, dagegen fehlt es an diakritischen Zeichen für e, o, s, z. Für das Deutsche ist nicht die derzeitige Schulorthographie angewandt.]

Fornasari, Laurenz, Edler von Verce, Sprachprofessor, Die Kunst, die italienische Sprache schnell zu erlernen. Siebente, verbesserte und vermehrte Auflage. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben (o. J.). VIII, 190 S. 8. Geb. M. 2.

Rajna, Pio, La lingua cortigiana. Estratto dalla Miscellanea linguist. in on. di G. I. Ascoli. Torino, Loescher, 1901. S. 295—314. [Darlegung der von Calmeta, Trissino, Castelvetro und anderen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts über den Gegenstand gethanen Äufserungen.]

Salvioni, Carlo, Etimologie. Estratto dalla Miscellanea linguistica in onore di Graziadio Ascoli. Torino, Loescher, 1901. 20 S. gr. 8.

Parodi, E. G., Il tipo italiano *aliáre aléggia* (aus der Miscellanea ling. in onore di G. I. Ascoli). 32 S. gr. 8.

Hecker, Dr. Oskar, Lektor der italienischen Sprache an der Universität Berlin, Die italienische Umgangssprache in systematischer Anordnung und mit Aussprachehilfen dargestellt. Zweite durchgesehene Auflage, vermehrt um ein italienisches Stichwörterverzeichnis. Braunschweig, Westermann, 1901. XII, 342 S. 8. Geb. M. 4. (Über die erste Auflage s. Archiv XCIX, 228.)

Giornale storico della letteratura italiana diretto da F. Novati e R. Renier. Fasc. 110—111 [Luzio-Renier, La coltura e le relazioni letterarie d'Isabella d'Este Gonzaga. 4. Gruppo veneto. V. Rossi, Per la cronologia e il testo dei dialoghi 'De poetis nostrorum temporum di Lilio Gregorio Giraldi. C. Salvioni, Lettere di Tommaso Grossi e di altri amici a Carlo Porta e del Porta a varî amici. — Varietà: E. Bertana, Pro e contro i romanzi nel settecento. — Rassegna bibliografica: Rassegna francescana (I. della Giovanna). The Isopo laurenziano ed. by M. P. Brush (E. Rostagno). Vita di B. Cellini per cura di O. Bacci (C. Voſsler). F. Bartoli, Fulvio Testi; E. Massano, La vita di F. Testi (A. Belloni). Carteggio fra A. Manzoni e A. Rosmini ed. da G. Bonola (P. Bellezza). — Bollettino bibliografico. Annunzi analitici. Pubblicazioni nuziali. Comunicazioni ed appunti. Cronaca].

Supplemento N° 4 [E. Bertana, Il teatro tragico italiano del secolo XVIII prima dell'Alfieri].

Rassegna critica della letteratura italiana pubbl. da E. Pèrcopo e N. Zingarelli. VI, 1—4 [E. Sànnia, Gli spiriti dell'Antinferno. E. Perito, Il 'Decamerone' nel 'Filosofo' di P. Aretino. G. F. Damiani, Intorno ai sonetti del Monti 'Sulla morte di Giuda'. Recensioni: P. Vigo, Le danze macabre in Italia, 2ª ediz. (A. Medin). L. Piccioni, Studii e ricerche intorno a G. Baretti (A. Moschetti). D. Mantovani, Il poeta soldato: I. Nievo (A. Medin). Bollettino bibliografico. Annunzi sommari ecc.].

Varnhagen, Hermann, Die Quellen der Bestiär-Abschnitte im *Fiore di Virtù* (Estratto dalla 'Raccolta di studii critici dedicata ad Alessandro D'Ancona festeggiandosi il XL anniversario del suo insegnamento). S. 515—538. 8. Firenze, Barbèra, 1901.

Kempe, Hermann, aus Loewen (Westfalen), Die Ortsnamen des Philomena. Inaugural-Dissertation aus Halle. Halle a. S. 1901. 71 S. 8.

Coleccion de autos, farsas y coloquios del siglo XVI publiée par Léo Rouanet. Tome II. Barcelona 'L'Avenç'; Madrid, Murillo, 1901. 544 S. 8. Pes. 15 (Bibliotheca hispanica, T. VI).

Estoria troyãa acabada era de mill et quatroçentos et onze annos (1373). Extraits du Ms. de la Bibliothèque de Madrid I-i-67 publiés par J. Cornu, professeur de philologie romane à l'Université allemande de Prague (aus der Miscell. ling. in onore di G. J. Ascoli). 34 S. gr. 8.

Hanssen, Federico, Notas de prosodia castellana (Publicado en los 'Anales de la Universidad'). Santiago de Chile 1900. 23 S. 8.

Wistén, Léonard, Les constructions gérondives absolues dans les œuvres de Cervantes (Thèse de doctorat). Lund 1901. XXVII, 96 S. 8.

Danteskes im 'Faust'.

Es begegnet mir von Zeit zu Zeit immer wieder, dafs ein älterer wohlmeinender Dilettant in der *Divina Commedia* den Schlüssel zu allen Geheimnissen des Goethischen 'Faust' gefunden zu haben wähnt und dann natürlich von keinen principiellen und besonderen Zweifeln gegen eine solche verborgene Weisheit etwas hören will. Diese Deutelei, als könne ein grofses Kunstwerk bis in jedes einzelne Motiv von einem anderen abgeleitet werden, ist nur ein harmloses Privatvergnügen gegenüber den gleifsenden und mit aller Macht der Reklame ausposaunten Sophismen, durch die neuerdings ein 'genialer Erklärer' Goethes Weltgedicht aus den Angeln hebt, um den sterbenden Faust zu einem der Magie, will sagen: der Genialität baren, gemeiner Sorge dahingegebenen, bankerotten Philister zu stempeln. Ich mag das Geflecht eines ruchlosen Scharfsinnes, dem es nirgend um die Sache zu thun ist, hier nicht zerpflücken; jeder unbefangene Leser mufs sich gegen die Zumutung empören, dafs Goethe 'der Weisheit letzten Schlufs' so jämmerlich verstanden und die Erlösung dann durch einen Salto mortale vollzogen habe. Ich will vielmehr, ohne den Anspruch jener gemütlichen stillen Adepten, Dantes Spuren im zweiten Teile nachgehn und bei einer Stelle einsetzen, die Herr Oberstleutnant z. D. Paul Pochhammer in Lausanne neu beleuchtet hat (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1898 Nr. 105 f.; Dantes Göttliche Komödie in deutschen Stanzen frei bearbeitet 1901 S. 411, 416).

Ariel mahnt die holden Naturgeister (V. 4622):

> Besänftiget des Herzens grimmen Straufs,
> Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
> Sein Innres reinigt von erlebtem Graus ...
> Erst senkt sein Haupt aufs kühle Polster nieder,
> Dann badet ihn im Thau aus Lethe's Fluth.

Keineswegs ist hier blofser Gedächtnisschwund gemeint, wie im 2. Aufzug (V. 6721) der Baccalaureus den Professor Mephistopheles anspricht:

> Wenn, alter Herr, nicht Lethe's trübe Fluthen
> Das schiefgesenkte kahle Haupt durchschwommen,
> Seht anerkennend hier den Schüler kommen ...

Nicht das Erlöschen jeder Lebenserinnerung, sondern die Ausschaltung des peinigenden Schuldbewufstseins wird bewirkt, damit Faust gestärkt ins neue gröfsere Dasein eingehe: 'Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig' und am Ende dieses form- und sinnschweren Monologs die Idee des Schlufschores vorwegnehme. Nun zeigt uns der 14. Gesang des Inferno die Höllenflüsse; doch zu seinem Staunen vernimmt Dante, nicht hier unten in der Hölle, vielmehr oben im 'irdischen Paradiese' des Purgatoriums fliefse die Lethe. Virgil, dessen Äneis 6, 704. 713. 741 vorschwebt, sagt (V. 136):

> *Lete vedrai, ma fuor di questa fossa,*
> *Là dove vanno l'anime a lavarsi,*
> *Quando la colpa pentuta è rimossa.*

Streckfufs, den Goethe las, übersetzt 1824 hölzern:

> Nicht in der Hölle fliefst der Lethe Fluth
> Dort siehst du sie beim grofsen Seelenbade,
> Wenn die bereute Schuld auf ewig ruht.

Auch wir erblicken hier die Einwirkung Dantes, die Düntzers flüchtiger Hinweis nicht als solche bezeichnen will, Pochhammer dagegen geradezu für den Angelpunkt des 'Faust' erklären möchte. Man bemerke noch das Bild vom letzten Seelenbad in dem Paralipomenon Nr. 209 (5. Aufzug):

> Badet in der reinsten Quelle
> Der bestaubte Wandrer sich.

Zunächst soll eine zweite einzelne Stelle betrachtet und mit Dante verknüpft werden. Für Fausts Abstieg in den Orcus

zur Gewinnung der idealen Frau waren dem Dichter alle antiken Vorgänger wohl bekannt: auf sie sollte sein deutscher Eindringling sich berufen, und die 'Achilleis' 1, 242 ff. hatte sie gemustert. Dafs ihn Manto — im Text Äsculaps, in der Skizze des Tiresias Tochter — geleitet, die menschenfreundlichste Sibylle, beruht auf dem neben der 'Nekyia' für Schillers Hades-Xenien so fruchtbaren 6. Gesange der 'Äneis'. Die freilich ganz anders sich gebärdende und rhetorisch äufsernde Sibylla Cumaea führt den Helden, der sich bei ihr auch auf Orpheus, Theseus beruft. Goethes Sibylle sagt am Eingang: 'Hier hab' ich einst den Orpheus eingeschwärzt' (V. 7493). Dem *antrum* bei Virgil entsprechen bei Goethe (Ankündigung der Helena, 15[2], 213) die 'thessalischen Bergklüfte' der 'dämonischen Sibyllen'. In der leider unausgeführt gebliebenen Skizze von 1826 heifst es (15[2], 210): 'Auf einmal deckt Manto ihren Beschützten mit dem Schleyer und drängt ihn vom Wege ab gegen die Felsenwände, so dafs er zu ersticken und zu vergehen fürchtet. Dem bald darauf wieder enthüllten erklärt sie diese Vorsicht, das Gorgonenhaupt nämlich sey ihnen die Schlucht herauf entgegen gezogen'; 'sie selbst wage es nicht anzuschauen', und hätte Faust es gar erblickt, 'so wär' er gleich vernichtet worden'. Ansätze zur Gestaltung dieses Motivs in Versen sind ja vorhanden (Paralipomenon Nr. 160. 161): 'was Riesenhaftes langes' kommt aus dem tiefen Gang heran —

Faust. Was hüllst du mich in deinen Mantel ein?
Was drängst du mich gewaltsam an die Seite?
Manto. Ich wahre dich vor gröfsrer Pein,
Verehre weisliches Geleite.

Virgil gedenkt 6, 289 nur aufs flüchtigste der Gorgonen unter der grausen Schar, in die Äneas, von Manto geführt, mit blofsem Schwerte tritt. Odysseus aber erzählt in der 'Nekyia' 11, 632:

ἐμὲ δὲ χλωρὸν δέος ᾕρει
μή μοι Γοργείην κεφαλὴν δεινοῖο πελώρου
ἐξ Ἀΐδεω πέμψειεν ἀγαυὴ Περσεφόνεια.

Verse, die Schiller so launig zur Verabschiedung der 'Xenien' nutzt:

Aber jetzt rath' ich euch, geht, sonst kommt noch gar der Gorgona
Fratze oder ein Band Oden von Haschka hervor.

während er von Narbonne ('Die Kinder des Hauses', Kettner 2, 104) mit grandiosem Ernst sagt: 'Er selbst hohlt sich das Haupt der Gorgone herauf'. Dante hat das antike Motiv, indem er den sterblichen Wanderer durch seinen Begleiter schützen läfst, so bereichert, wie Goethe es braucht, dessen Gestalten der 'Classischen Walpurgisnacht' anderseits den Höllenfiguren Dantes (Erichtho C. IX, Chiron C. XII, Manto C. XX) sehr fremd sind.[1] Als im 9. Gesange des Inferno die Erinyen das Medusenhaupt auf die Eindringlinge hetzen, ruft Virgil (V. 55):

'Volgiti indietro, e tien lo viso chiuso;
Che sè il Gorgon si mostra, e tu il redessi,
Nulla sarebbe del tornar mai suso.'

Così disse il Maestro; ed egli stessi
Mi volse, e non si tenne alle mie mani,
Che con le sue ancor non mi chiudessi.

Streckfufs 1824 (vgl. W. Schlegel, Horen 1795 III 52):

'Schnell mit geschlofsnen Augen wende dich.
Wenn Gorgo's Blicke deine Blicke fänden,
Verschlöss' auf ewig dir der Rückweg sich.'

Er sprach's, und eilte nun, mich umzuwenden,
Verliefs sich auch auf meine Hände nicht,
Und schlofs die Augen mir mit seinen Händen.

Das Einhüllen in den Mantel bei Goethe wirkt malerischer.

Während die Interpretation des ersten Teiles jüngst vor allem durch Minor erheblich weiter geführt worden ist, sind wir im Bereiche von 'Helenas Antecedentien' fünfzig Jahre lang nur wenig über Düntzers Hauptwerk (Goethes Faust. 1. Aufl. 1850, 2. Aufl. 1858) hinausgekommen, der das Gedicht zwar nicht 'vollständig erläutert', wie sein Titelblatt verheifst, aber doch die damaligen Hilfsmittel zu erschöpfen strebt und gelehrt den ursprünglichen Quellen nachgeht. Darin hat ihn Loepers unpräcise Belesenheit trotz manchem schönen Gewinn nicht ausgestochen; Schröers zu geschweigen, dessen mit Handbüchern wirtschaftender Kommentar den Kundigeren so gut wie nichts, dem weiten Kreis

[1] Doch dürfte die Bezeichnung 'der hohe Chiron' (V. 7212; 7337 'der grofse Mann') und die Rolle des Wegweisers auf Dante 12, 71 *il gran Chirone, il qual nudrì Achille* und 97 ff. zurückgehen.

aber seiner Käufer und Käuferinnen viel zu viel und viel zu wenig bringt. Für die kaiserliche Mummenschanz sind seit J. Bayers Fund die florentinischen *Trionfi* ausgebeutet worden. Um den Helena-Akt haben Morsch, Niejahr u. a. sich erfolgreich bemüht. Morris hat die Einwirkung Swedenborgs vom ersten Monolog im Studierzimmer bis in den mystischen Himmel genau dargethan (Euphorion 6, 509). Und die Übergangspartien des fünften Aufzugs sind nach L. Friedländers triftigem Hinweis durch Dehio (Goethe-Jahrbuch 7, 251) aus Lasinios Wiedergabe der Pisaner Fresken quellenmäſsig erklärt worden. Auch darf man hoffen, auf diesem Rain noch mehr Beiträge von Szanto und Wickhoff zu empfangen (Jahreshefte des österreich. archäolog. Institutes I 1898 S. 93, 105).

Sollen wir aber bei der bildenden Kunst stehen bleiben, die ja ihrerseits, wie Hettner, Thode zeigen, aus geschriebenem und gepredigtem Wort schöpfte? Man hat nicht genugsam beachtet und es zusammenhängend verfolgt, daſs Goethe 1826 Giotto und den vermeinten Pisaner Meister des *Trionfo della morte* Orcagna in einem Atem mit Dante nennt, sondern man hat sich auf ein paar Einzelheiten beschränkt. So erinnert Düntzer bei den rosenstreuenden Engeln an die lilienstreuenden des Purgatorio 30, 19 (das englische Spiel *Castle of perseverance* — Goethe-Jahrbuch 5, 319 — kannte Goethe gewiſs nicht), und kein Erklärer versäumt zu der Stelle: 'in dem Siedequalm des Hintergrundes Seh' ich die Flammenstadt in ewiger Gluth' (V. 11647) das Inferno 8, 68 zu citieren:

La città che ha nome Dite,

die Stadt des Dis (Pluto, Satan) mit dem feuerroten Gemäuer:

Il foco eterno,
Ch'entro l'affoca, la dimostra rossa.

Streckfuſs 1824 (vgl. W. Schlegel, Horen 1795 III 51):

'Bald wird sich, Sohn, dir jene Stadt enthüllen,'
So sprach mein guter Meister, 'Dis genannt,
Die schaarenweis' unsel'ge Bürger füllen'.

Und ich: Mein Meister, deutlich schon erkannt
Hab' ich im Thale jener Stadt Moscheen,
Gluthroth, als ragten sie aus lichtem Brand.

Drauf sprach mein Führer: 'Ew'ge Flammen wehen
In ihrem Innern, drum im rothen Schein
Sind sie in diesem Höllengrund zu sehen.'

Goethe hat sich einem 'Capitolo aus Dantes grauser Hölle', dem 'Modergrün aus Dantes Hölle', 'Dantes widerwärtiger, oft abscheulicher Grofsheit' scheinbar abhold gezeigt, und nicht schwer fällt die Erkenntnis dessen, was ihn von dieser ganzen Weltanschauung und Kunst des mittelalterlichen Sehers schied. Ist der Glaubensgenosse Winckelmanns doch in Assisi, unbekümmert um Franciscus und alle Franciscanerkunst, nur zu einem antiken Tempelchen gepilgert; heifst dem Verehrer der Renaissance und ihres grofsen schönen heiteren Lebens doch Savonarola blofs ein unreiner Enthusiast, ein fratzenhaftes phantastisches Ungeheuer, ein undankbarer störrischer fürchterlicher Mönch (Anhang des Benvenuto Cellini, W. 44, 347). Trotzdem war Goethe mit Dante wohl vertraut und hat der Bewunderung seines Gedichtes mehrmals lebhaften Ausdruck geliehen. Wann und wie — etwa gar aus Bachenschwanzens heilloser Prosa? — er die Commedia kennen lernte, steht dahin. Dafs er sie auf italienischem Boden in den Jahren 1786—88 las, ist nirgends bezeugt; auch nicht durch die spät berichteten oberflächlichen Litteraturgespräche (Hempel 24, 379) samt der Entgegnung: 'Mir komme die Hölle ganz abscheulich vor, das Fegefeuer zweideutig und das Paradies langweilig' (vgl. Schiller an Goethe, 27. August 1799: 'Dantes Himmel ist auch viel langweiliger als seine Hölle').

Dann kam die 'Entdeckung' Dantes durch den Charakteristiker und Dolmetsch W. Schlegel, der das selbstkluge achtzehnte Jahrhundert lehrte, zurückzutauchen in jenes 'mönchische Zeitalter' und Welf oder Waibling zu sein. Im 3. Stück der 'Horen' von 1795 und weiter, danach in Beckers 'Erholungen' setzte er die in Bürgers 'Akademie der schönen Redekünste' 1791 begonnene, mit reichen Proben ausgestattete Analyse fort, noch nicht den Mittelreim dieser Terzinen schlingend und seines Abstandes bewufst. Er sprach es bei der längst auch in Deutschland berühmten Ugolino-Episode (s. Montague Jacobs, Gerstenbergs U., Berlin 1898) offen aus, S. W. 3, 327; den Versen, die 1805 Goethe an der Spitze seiner Recension des dürftigen Böhlendorfischen Trauerspieles überschwenglich lobt (Hempel 29, 463):

'Wenn das aufserordentliche Genie etwas hervorbringt, das Mit- und Nachwelt in Erstaunen setzt, so verehren die Menschen eine solche Erscheinung durch Anschauen, Genufs und Betrachtung, jeder nach seiner Fähigkeit, allein da sie nicht ganz unthätig bleiben können, so nehmen sie öfters das Gebildete wieder als Stoff an und fördern, welches nicht zu leugnen ist, manchmal dadurch die Kunst. Die wenigen Terzinen, in welche Dante den Hungertod Ugolinos und seiner Kinder einschliefst, gehören mit zu dem Höchsten, was die Dichtkunst hervorgebracht hat, denn eben diese Enge, dieser Lakonismus, dieses Verstummen bringt uns den Thurm, den Hunger und die starre Verzweiflung vor die Seele. Hiermit war alles gethan und hätte dabei wohl bewenden können.' Niemand wird zweifeln, dafs eine noch höhere, reinere Teilnahme Goethes durch Schlegel dem Liebesleide Francescas und Paolos von neuem gesichert worden ist.

Schlegel mufste nach den Tendenzen der romantischen Schule von Dante zur Malerei hinüberblicken. Sein Gespräch 'Die Gemälde' 1798 giebt Andeutungen, deren grundsätzlich ungoethisches und antigoethisches Ziel zuletzt Walzel fein gewürdigt hat. Dafs aber die bildende Kunst der umschweifenden Einbildungskraft bestimmte Erscheinungen unterlege und die Poesie nicht zum unkörperlichen Phantom werden lasse, dafs der unschätzbare Vorteil eines von lange her malerisch organisierten mythischen Kreises den Katholicismus vor dem Protestantismus auszeichne (S. W. 9, 90. 98), dieser Gewinn leitet endlich auch den Faustdichter trotz allem Unmut der W. K. F. gegen neudeutsche religios-patriotische Kunst (49[1], 59 wehrt Meyer am Schlufs ein Danteskes Bild ab). Ein Jahr später, 1799, erhebt Schlegel (9, 118) den 'grofsen Propheten des Katholicismus', 'bald den Raphael und bald den Michelangelo der Poesie', wegen seiner plastischen Bildlichkeit hoch über Milton und die protestantische Armut, als er John Flaxmans Umrisse rühmlich bespricht (1828 mündet ein Zusatz in das Lob der Corneliusschen Faustblätter; 9, 156). Schlegels grofser römischer Kunstbrief an Goethe vom Sommer 1805 vergifst (9, 257) Kochs Enthusiasmus für Dante nebst einem Rückblick auf Flaxman nicht und schürzt wiederum das Band zwischen der Poesie und der Malerei Italiens, wie es vor allem 1817 in dem Aufsatz 'Johann von Fiesole' geschieht, mit

zarter Unterscheidung (s. besonders 9, 335; für Goethe noch S. 352).

Goethe selbst begann 1799 eine laue Besprechung der Flaxmanischen Umrisse (47, 245), und wie Cellini (44, 84) Dantes und Giottos Beziehungen erwähnt, so geht sein Dolmetsch im Anhang von Cimabue zu Giotto weiter: 'Orcagna hebt sich höher und schliefst sich an die Poesie, besonders an die Gestalten des Dante' (44, 305).

Auf diese Bahn wurde Goethe dann in derselben Zeit, da er endlich wieder an den 'Faust' ging, um ihn vom Mittelstück aus vorwärts und rückwärts zu runden, zurückgeführt durch Karl Streckfufs, dessen deutscher Dante, F. A. Wolf gewidmet, 1824 bis 1826 erschien. Die 'Helena' war vollendet, als Goethe im August und September 1826 (Tagebücher 10, 228. 237 f. 248) diese Übersetzung studierte. Sogleich erwuchs ihm aus dem Inferno 11, 98 ff. das nebst Dantes Urversen zu Zelter wandernde kleine Gedicht 'Naturphilosophie sei Gottes Enkelin' (Briefwechsel 4, 200); dann empfingen die Terzinen auf Schillers Schädel ihre prägnante Form. Dem raschen Lobe der Streckfufsischen Leistung (S. 199) folgte nach Zelters Wunsch einer Veröffentlichung (S. 203) am 6. resp. 10. September ein durch Briefworte (S. 212) sacht eingeleiteter Aufsatz oder vielmehr das Vorwort (S. 215) zu einem solchen, etwa für 'Kunst und Alterthum', und ein längerer Exkurs (S. 216) zum zwölften Gesang des Inferno. 'Das Gemälde des Orcagna' erwähnend, schilt Goethe die ganze mikromegische, mehr rhetorische als poetische Anlage der Hölle, preist aber den seltsamen Reichtum einzelner Lokalitäten und interpretiert, indem er sich den Weg zwischen Trient und Verona vergegenwärtigt, jene Schilderung des ungeheuren Berg- und Felsensturzes. Das Bedürfnis voller Anschaulichkeit wird befriedigt, auch philologische Klarheit gefördert. Dabei legt Goethe seinen venezianischen Druck von 1739 neben Streckfufs und liefert eine Übersetzung, die dem Berliner sowohl durch engen Anschlufs an ihn als durch eigenen, freilich zu kühnen Ersatz das Bessermachen zeigen soll (s. u.). Das Vorwort aber beginnt: 'Bei Anerkennung der grofsen Geistes- und Gemüts-Eigenschaften Dantes werden wir in Würdigung seiner Werke sehr gefördert, wenn wir im Auge behalten, dafs gerade zu seiner

Zeit, wo auch Giotto lebte, die bildende Kunst in ihrer natürlichen Kraft wieder hervortrat. Dieser sinnlich-bildlich bedeutend wirkende Genius beherrschte auch ihn. Er faſste die Gegenstände so deutlich ins Auge seiner Einbildungskraft, daſs er sie scharf umrissen wiedergeben konnte; deshalb wir denn das Abstruseste und Seltsamste gleichsam nach der Natur gezeichnet vor uns sehen.'

In schlagender Übereinstimmung mit diesem am 12. Gesang des Inferno exemplifizierten Bekenntnis sprach Goethe sich den 6. Juni 1831 Eckermann gegenüber so aus: 'Übrigens werden Sie zugeben, daſs der Schluſs, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, sehr schwer zu machen war, so daſs ich bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich sehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intuitionen durch die scharf umrissenen christlich-katholischen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätig-beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte.'

So bekörpert Goethe nun, auch mit Swedenborgischen Einschlägen, die zwei Tendenzen der höchsten Erkenntnis und der höchsten Liebe, des hellsten Lichtes und der glühendsten Wärme bis zum Wonnebrand der Ekstase, wie es die ganze Mystik nach den Cherubim und den Seraphim unterscheidet, um beides als Ideal zu vereinigen. Die geistliche Braut (Paradiso 11, 35 ff.) steht ja in zweier Fürsten Hut:

L'un fu tutto serafico in ardore,
L'altro per sapienza in terra fue
Di cherubica luce uno splendore.

Gemeint sind als groſse Repräsentanten Franciscus von Assisi und Thomas von Aquino — *ad un fine fur l'opere sue.* Ihnen entsprechen, doch ohne enge persönliche Bedeutung, der *Pater ecstaticus* und der *Pater profundus* Goethes; und in seinem mystischen Himmel finden wir die seit Dionysius Areopagita nach einzelnen Bibelstellen ausgebildete *coelestis hierarchia* (vgl. Paradiso 28), die in Dantes 'Ordnungen' der Engel mit den drei Unterstufen der noch unvollendeten Geister und in Swedenborgs Rängen fortwirkt. Von 'höheren Kreisen', 'höheren Sphären' wird uns Kunde.

Auch bei Dante steigen wir, wie das Inferno immer tiefer

in die Kreise und Bolgen des Höllentrichters hinabführt, so immer höher von Ring zu Ring des Purgatorio, von Sphäre zu Sphäre der neun ptolemäischen Planeten oder Himmel des Paradiso bis zu dem höchsten *primum mobile* und darüber dem Empyreum. Auch bei ihm hören und schauen wir die Engelchöre, die Reigen der leuchtenden seligen Geister, die frommen Väter, die Kindlein, die Büfsenden, die reinen Frauen, die himmlische Gloria. Im Glanze des Johannes verliert Dante das Gesicht, aber der 26. Gesang giebt ihm sein Augenlicht zurück durch Beatrice; so wird der blinde Faust hellsehend. Es mufste Goethe tief ergreifen, wie das Ewig-Weibliche, die Frühgeliebte, den Mann emporzieht ins himmlische Paradies. Schon anfangs (Inferno 2) künden das die drei gebenedeiten Frauen Maria, Lucia, Beatrice (*Amor mi mosse, che mi fa parlare,* V. 71), und der 30. Gesang des Purgatorio gesellt Beatrice zu ihm im reinsten lebendigen Glanz, so dafs sein Gemüt lang entwöhnten Liebesschauer spürt (*D'antico amor sentì la gran potenza,* V. 39). Das Paradiso preist sie, doch über allem Maria, deren Name (23, 111) in kreisender Melodie gleich dem süfsesten *Regina coeli* alles Licht durchschallt. Als gröfster Doktor Marianus und als Dantes letzter Führer zeigt ihm der greise heilige Bernhard (Ges. 30) auf dem obersten Mittelsitz des amphitheatralischen Rundbaus die Himmelsherrin:

E la Regina del cielo, ond' i' ardo
Tutto d'amor, ne farà ogni grazia,
Perocch' io sono il suo fedel Bernardo.

Er eröffnet den 33. Gesang durch sein herrliches Gebet an die jungfräuliche Mutter, und das letzte Wort der Göttlichen Komödie besiegelt die höchste, weiblich erscheinende Liebe:

L'amor che mosse il sole e l'altre stelle.

Beilage.

Dante, Inferno 12, 1—10:

Era lo loco, ove a scender la riva
Venimmo, alpestro, e per quel ch'ivi er'anco,
Tal, ch'ogni vista ne sarebbe schiva.

Qual è quella ruina, che nel fianco
Di qua da Trento l'Adice percosse
O per tremuoto o per sostegno manco:
Chè da cima del monte, onde si mosse,
Al piano è si la roccia discoscesa,
Ch'alcuna via darebbe a chi su fosse;
Cotal di quel burrato era la scesa.

Streckfuſs 1824:

Rauh war die Stelle, wo wir niederklommen,
Und meines Herzens Bangigkeit war groſs,
Ob dessen, den ich dorten wahrgenommen.
Dem Bergsturz gleich bei Trento, der den Schooſs
Der Etsch vordem dort ausgefüllt, entstanden
Durch Unterwühlung oder Erdenstoſs;
Wo man vom Berg, auf dem die Trümmer standen,
Am steilen Felsen keinen Pfad entdeckt,
Der niederleite zu den eb'nen Landen;
So jener Felsenschlund, der mich erschreckt.

Goethe 1826:

Rauhfelsig war's da wo wir niederklommen,
Das Steingehäuf den Augen übergroſs;
So wie ihr dieser Tage wahrgenommen
Am Bergsturz disseits Trento, der den Schooſs
Der Etsch verengte, Niemand konnte wissen
Durch Unterwühlung oder Erdenstoſs? —
Von Felsenmassen dem Gebirg' entrissen
Unübersehbar lag der Hang bedeckt,
Fels über Felsen zackig hingeschmissen,
Bey jedem Schritte zaudert' ich erschreckt.

V. 28—45:

Cosi prendemmo via giù per lo scarco
Di quelle pietre, che spesso moviensi
Sotto i miei piedi per lo nuovo carco.
Io gia pensando; e quei disse: Tu pensi
Forse a questa rovina, ch'è guardata
Da quell' ira bestial ch'io ora spensi.
Or vuo' che sappi, che l'altra fiata
Ch'io discesi quaggiù nel basso inferno,
Questa roccia non era ancor cascata.
Ma certo poco pria, s'io ben discerno,
Che venisse Colui, che la gran preda
Levò a Dite del cerchio superno,
Da tutte parti l'alta valle feda
Tremò si, ch'io pensai che l'universo
Sentisse amor, per lo quale è chi creda

Più volte il mondo in Caos converso:
Ed in quel punto questa vecchia roccia
Qui ed altrove tal fece riverso.

Streckfufs:

So gingen wir, von Trümmern rings umfafst,
Auf Trümmern durch den Pafs, und öfters wichen
Sie unter meinem Fufs der neuen Last.
Er sprach, da ich tiefsinnig hergeschlichen:
Denkst du an diesen Felsenschutt, bewacht
Von toller Wuth, die meinem Wort gewichen?
Vernimm jezt, als ich in der Hölle Nacht
Zum erstenmal so tief hereingedrungen,
War dieser Fels noch nicht herabgekracht.
Doch kurz vorher, eh' Er, herabgeschwungen
Vom höchsten Himmel, herkam, der dem Dis
So edler Seelen grofsen Raub entrungen,
Erbebte so die grause Finsternifs,
Dafs ich die Meinung fafste, Liebe zücke
Durchs Weltenall, und stürz' in mächt'gem Rifs
Ins alte Chaos neu die Welt zurücke.
Der Fels, der seit dem Anfang fest geruht,
Ging damals hier und anderwärts in Stücke.

Goethe:

So gingen wir, von Trümmern ringsumfafst
Auf Trümmern sorglich; schwankend aber wanken
Sie unter meinem Fufs, der neuen Last.
Er sprach darauf: in düstersten Gedanken
Beschauest du den Felsenschutt, bewacht
Von toller Wuth, sie trieb ich in die Schranken;
Allein vernimm: als in der Hölle Nacht
Zum ersten Mal so tief ich abgedrungen,
War dieser Fels noch nicht herabgekracht:
Doch kurz vorher, eh der herabgeschwungen
Vom höchsten Himmel herkam, der dem Dis
Des ersten Kreises grofse Beut' entrungen ...

u. s. w. wie Streckfufs, mit dem auch das spätere Citat V. 80—82 wörtlich übereinstimmt.

Berlin. Erich Schmidt.

Romantik, Neuromantik, Frauenfrage.

Neuromantik, ein vielumstrittener Begriff! Die einen leugnen sie völlig; sie sehen nur vereinzelte romantische Züge in der Gegenwart, die sie eines gemeinsamen Namens und der Würde einer historischen Erscheinung nicht für wert halten. Andere widmen diesen Zügen ein warmes Interesse, suchen sie bis ins Letzte zu begreifen und abzuschätzen, verwerfen aber entweder einen Zusammenhang zwischen Gegenwart und Vergangenheit oder verketzern, was sie an der Romantik von 1900 preisen, sobald das selbe ihnen die Jahreszahl 1800 weist. Wieder andere kämpfen hartnäckig gegen die alte und gegen die neue Schule und beweisen durch ihre Erbitterung am besten, wie eng sie den Zusammenhang der beiden Kulturmomente empfinden, und wie lebendig heute noch die Nachwirkungen der alten Romantik sind. Endlich ist eine letzte Gruppe bemüht, die Übereinstimmungen aufzudecken, das Verwandte herauszufühlen und den historischen Vorgang zu ergründen, durch den veranlaſst am Ende des Jahrhunderts die Tendenzen seines Anfangs sich erneuern.

Die Zahl dieser unvoreingenommenen Beobachter nimmt mehr und mehr zu. Wer Jahr für Jahr zu buchen hat, was zur Geschichte der Romantik auf deutschem Boden und anderwärts beigetragen wird, kann der Beobachtung sich nicht entziehen, daſs objektive Vergleiche von Einst und Jetzt auf diesem Felde mählich Mode werden. Kaum einer, der heute von deutscher Romantik spricht, läſst sich den Parallelismus entgehen. Ich darf wohl darauf hinweisen, daſs ich schon vor vielen Jahren

die Verwandtschaft älterer deutscher und neuerer französischer Romantik (damals hiefs sie Symbolismus) betont und in den 'Jahresberichten für neuere deutsche Litteraturgeschichte' von 1891 und 1892 Stimmen verzeichnet habe, die gleiches verkündeten. Ahnungen des Zusammenhanges hatte Theodore de Wyzewa bereits 1886 geäufsert; Brunetière, Thorel und viele andere folgten; Maeterlincks Übertragung von Novalis erhärtete 1895 die Vermutung. In Deutschland spürten Kritiker von der Art Felix Poppenbergs den Übereinstimmungen nach. Er und seine Genossen blieben nicht stehen, als auch in Deutschland den Naturalismus eine entgegengesetzte Richtung ablöste. Alfred Kerr, wie Poppenberg von Erich Schmidt auf romantischem Gebiete wissenschaftlich geschult, verkündete 1898 in der Vorrede seiner trefflichen Arbeit über Brentanos Roman 'Godwi': 'Künstler am Ausgang des Jahrhunderts schaffen mit verwandten Mitteln wie an seinem Beginn die Romantiker ... Spät erklingt, was früh erklang ... Noch ein Thor mufs erkennen, wie eng Beginn und Ausgang des Jahrhunderts im Grunde beieinander stehen.' Im gleichen Jahre 1898 begannen selbst die 'Preufsischen Jahrbücher', sonst der Tummelplatz eines der einseitigsten und engherzigsten Gegner alter und neuer Romantik, vorsichtig und behutsam, aber doch hoffnungsvoll die Frage der wiedererstehenden Romantik zu erörtern. Neuerdings begegnen auf Schritt und Tritt Vergleichungen. Im Jahre 1900 haben etwa Harry Mayne in der 'Vossischen Zeitung' (Sonntagsbeilage Nr. 9), dann August Herzog und A. Dresdner in der 'Nation' (28. April; 22. Dezember) das Thema mehr oder minder glücklich bearbeitet. Gedacht sei hier auch der im gleichen Jahre veröffentlichten Sammlung Friedr. von Oppeln-Bronikowskis und des allzu früh verstorbenen Ludwig Jacobowski 'Die blaue Blume. Eine Anthologie romantischer Lyrik' (Leipzig, Diederichs), die von Klopstock bis zur Gegenwart romantische Lyrica deutscher Dichter nachweisen will.

Niemand hat das Lied vom neuerstandenen romantischen Geiste heller und siegesstolzer erklingen lassen als die Dichterin Ricarda Huch. Ihre 'Blütezeit der Romantik'[1] ist freilich nicht eine mühsame Vergleichung von Einst und Jetzt. Von der neuen

[1] Leipzig, Verlag von H. Haessel, 1899. IV, 400 S.

Kunst und von der neuen Dichtung hören wir wenig. Wagner und Böcklin und Jacobsen sind gelegentlich genannt, die Münchener 'Jugend' wird einmal mit dem 'Athenäum' der Brüder Schlegel verglichen. Wohl sähe mancher gerne Hofmannsthal und Stefan George einbezogen. Einer ihrer Kritiker sagt: 'Es ist eigentlich wunderbar, dafs Ricarda Huch dieser edlen Enkel edler Ahnen so gar nicht gedenkt'. War es nötig? Nein! Und hätte es ihren Zwecken gedient? Nochmals nein! Sich selbst stellt sie, die neuromantische Künstlerin, der alten Romantik gegenüber. Und wie das ganze Buch mit ihrem Herzblut geschrieben ist, wie da auf jeder Seite kräftig das Bewufstsein geistiger Kongenialität pulsiert, so enthüllt sie dem staunenden Auge des Beobachters, wie ganz romantisch eine Frau von 1900 denkt, die vom Scheitel bis zur Sohle von modernem künstlerischem Fühlen durchdrungen ist. Sich selbst wirft Ricarda Huch in die Schanze, die alte Romantik zu retten. Hätte sie besser gethan, Hofmannsthal und Stefan George vorzuschieben? Wer weifs, ob sie dann nicht ihre besten Absichten zerstört hätte? Ist die Romantik gerettet, wenn ihre Verwandtschaft mit Hofmannsthal oder Stefan George nachgewiesen ist? Ich fürchte das Gegenteil. Das hiefse heute noch bei vielen den Teufel mit Beelzebub austreiben. Die mutige Kämpferin ist mit ihren eigenen Waffen in den Kampf gezogen.

Und es ist ein Kampf. Oder sind das nicht Kampfrufe? 'Das 19. Jahrhundert hat sich im Laufe seines Wachstums von denen, die seine Geburtshelfer und Taufpaten waren, undankbar und verkennend abgewandt' (S. 63). 'Die dunkeln Vorstellungen, die die meisten Menschen von der romantischen Poesie haben, als stehe sie in einem unversöhnlichen Gegensatze zu der sogenannten klassischen, als sei sie die überschwengliche, phantastische, verworrene, sind weit ab von der grofsartigen Idee, die den romantischen Ästhetikern vorschwebte: jedes unpoetische Element soll aus der Dichtung ausgeschieden werden, alles aber, was der Sinn aufnehmen, der Geist erkennen, das Gemüt ahnen kann, soll die allumfassende in sich begreifen' (S. 53). 'Der Adler-Optimismus mit der Devise "Ascendam" macht die Romantik so ewig jung und herrlich. Sie zweifelten nicht, dafs sie, wenn auch hundertmal geblendet und gelähmt, einmal das Ant-

litz der Sonne berühren würden' (S. 112). Endlich am Schlusse des letzten 'Tod' überschriebenen Kapitels: 'Ja, sie verschwanden spurlos, die stürmenden Eroberer, wie die glänzenden Gothen, die so herrlich und zuversichtlich begonnen hatten, wie die blonden Vandalen, die ihre heimische Kraft rasch unter glühender Sonne verschwelgten. In dem Kriege der Menschheit mit dem Schicksal hatte für diesmal das Schicksal gesiegt. Was darüber Tröstliches und Erhebendes gedacht werden kann, liegt alles in diesen Worten von Novalis: "Fortschreitende, immer mehr sich vergröſsernde Evolutionen sind der Stoff der Geschichte. Was jetzt nicht die Vollendung erreicht, wird sie bei einem künftigen Versuch erreichen oder bei einem abermaligen; vergänglich ist nichts, was die Geschichte einmal ergriff, aus unzähligen Verwandlungen geht es in immer reicherer Gestalt erneut wieder hervor".'

Novalis' Worte könnten als Motto dem Buche voranstehen; und nicht nur dem Buche, sondern der gesamten Neuromantik. Einer Neuromantik freilich, die sich nicht bloſs auf den Ästheticismus der Hofmannsthal und Stefan George beschränkt, die vielmehr alles zusammenfaſst, was immer im heutigen Geistesleben romantisch ist. Als Herold einer solchen, im höchsten und weitesten Sinne gedachten Neuromantik lehrt Ricarda Huch, daſs wir heute mitten in einer fortschreitenden, sich vergröſsernden Evolution der alten Romantik stehen. Was damals die Vollendung nicht erreicht hat, sucht heute in reiferer Gestalt sich zu erneuen.

Nicht in die Form einer Flugschrift hat R. Huch den Nachweis dieser Übereinstimmung von Einst und Jetzt gebannt. Vielmehr durchleuchtet der führende Gedanke eine ernst gedachte, auf eindringlichen Studien ruhende Darstellung der älteren Romantik. Freilich schreibt sie von dem genialen Kreise der Schlegel, Tieck, Novalis als eine kongeniale Interpretin. In diese schwer verständlichen, schwer faſsbaren Charaktere hat sie sich so tief eingelebt, daſs sie ihnen auf ihren verschlungensten Pfaden nachfolgt. Ihre rückhaltlose Hingabe hat man Kritiklosigkeit gescholten; man hätte gewünscht, da und dort ein schärferes, ablehnendes Wort zu vernehmen. Ich kann es ihr nicht zum Vorwurf machen, daſs sie ohne kleinliches Zagen die schönste Aufgabe des Historikers erfüllt hat; nämlich die, das innerste Wesen längst Entschwundener zu verstehen und zu deuten.

Eher wäre ein anderer Einwurf berechtigt. Nicht nur menschlich fühlt sich Ricarda Huch in das Wesen der älteren Romantiker ein; auch als Schriftstellerin ist sie diesmal fast ohne Rest in ihnen aufgegangen. Ihr Buch liest sich gelegentlich nicht wie eine zeitgenössische Arbeit; es trägt in Form und Ideenentwickelung den Charakter der frühromantischen Geistesprodukte. Insbesondere ist es auf einer Idee aufgebaut, die mir ein würdiges Pendant der kühnsten Ahnungen jener Epoche scheint. Soviel ich sehe, ist diese Idee und die Art, in der R. Huch sie zum Angelpunkt des Ganzen macht, noch von keinem ihrer immerhin zahlreichen Kritiker näher erwogen worden. So ist es wohl, obgleich seit der Veröffentlichung des Buches mehr als ein Jahr verflossen ist, noch immer an der Zeit, ein Wort über die ideelle Grundlage dieser jüngsten Geschichte der älteren Romantik zu sagen. Kann doch nur auf diesem Wege ein endgültiges, begründetes Urteil über ein sicher vielgelesenes und deshalb weithin wirksames Buch gewonnen werden.

*　　*
*

Den Eingang schmücken prächtige Miniaturbilder der beiden Schlegel und Carolinens. Keine wesentlich neuen Züge, aber wunderhübsch gefundene Worte leihen ihnen ihren Reiz. Ganz im Sinne der neueren wissenschaftlichen Betrachtung sieht auch Ricarda Huch in dem jüngeren Bruder den echteren Propheten, den wahren Pfadfinder, den Romantischeren. Wilhelm 'war kein Magier'. 'Es war nichts, gar nichts Dämonisches in ihm'. Ihm mangeln die feineren, aber wenig ausgiebigen Waffen seiner Genossen; und in diesem Mangel lag seine Stärke: 'Er zerfaserte nicht das Innere, wie es damals die Darstellungsweise der modernen Schriftsteller wurde, denen es dabei nur selten gelang, eine ganze Erscheinung lebendig vor die Augen zu stellen ... Das Kränkliche, Unbestimmte, ins Grenzenlose Ausschweifende der übrigen Romantiker lag nicht in seinem Wesen. Alles, was er schrieb, wenn es auch tiefer und bedeutender hätte sein können, war doch ein Ganzes, abgerundet, hatte Form.' Ihm steht Friedrich gegenüber als ein 'Mensch von imponierender, aber nur schwer beweglicher Masse, der erfüllt war von Gedanken und

Gefühlen, von sinnlich-geistigen Schätzen, die aber, allzu tief in den Grund seines Wesens eingewühlt, nur selten, nach den mächtigsten Erschütterungen, gegen die Oberfläche stiegen'. Trefflich sind seine, an den Bruder gerichteten Jugendkonfessionen verwertet, auf denen eine feine Parallele zwischen ihm und Hamlet sich aufbaut. Dagegen scheint mir auch hier seine Verherrlichung des Müssiggangs zu sehr betont. Er war, wenigstens zeitweilig, träge; er liefs gerne andere für sich arbeiten. Allein, ganz äufserlich zu rechnen, die lange Reihe von Bänden, die er hinterlassen hat, war doch kaum durch Faullenzen allein zu erbringen. Um so treffender charakterisiert die Verfasserin das Verhältnis der beiden Brüder, indem sie die spätere Entfremdung nur leise berührt: 'Mit ängstlicher Besorgnis hielten sie das Kleinod fest, das für sie einen Talisman bedeutete: den Glauben an die innere Notwendigkeit ihrer Liebe. Die romantische Schule selbst ist ein Denkmal dieser Liebe. Der gewichtige Friedrich war der Magnet, der die begabten Freunde anzog, Wilhelm der Rührige, Helle, Wache organisierte sie.'

Der Charakteristik Carolinens hat ein feiner Kritiker nachgerühmt, hier habe eine Frauenseele die andere so tief verstanden, so zart gedeutet, dafs er in den elysäischen Gefilden einst Zeuge sein möchte, wenn Caroline ihrer Interpretin entgegenschwebt und die schwesterlichen Seelen in einem ersten Kusse sich finden. Den Irrwegen dieses einzigen Frauenlebens ist Ricarda Huch teilnahmsvoll nachgeschritten; nicht die Handlungen, um derentwillen man sonst Carolinen schilt, sondern ihre Verbindung mit Wilhelm Schlegel macht sie ihr zum Vorwurf: 'Sich halb aus spielender Verliebtheit, halb aus Bequemlichkeit in die Liebe hineinzulügen, ist doppelt sündhaft für eine Frau, die sich das Recht nimmt, dem Instinkte ihres Herzens, wie wenn es eine heilige, unbestechliche Stimme wäre, sich anzuvertrauen, was auch das Urteil der Welt dagegen sagen möge'. Erst wenn sie Wilhelm verläfst und mit Schelling sich verbindet, wird sie in R. Huchs Augen wieder sich selbst treu.

Von den Menschen geht unsere Deuterin weiter zu der Keimstätte der Romantik, zum 'Athenäum'. 'Staunenswert ist für den Leser unserer Zeit, wie unveraltbar diese Blätter sind. Unzähligen Gedanken begegnen wir, die sich in unseren Tagen,

ihrer Neuheit und Vereinzelung bewufst, kaum so frei und mutig hervorwagen, wie sie dort ausgesprochen sind.' Scharf geschieden sind die Kennzeichen der Mitarbeiter: Novalis, dessen 'Aussprüche wie Leuchtkugeln aufschweben in schönem Schwunge, eine sanfte Helligkeit über den dunkeln Himmel verbreitend und still ausatmend, ehe man sich ihrer deutlich bewufst geworden ist'; Scheiermacher, schärfer und bestimmter; Wilhelm, voll zierlicher Geschliffenheit und Weltlichkeit des Inhalts; Friedrich in seiner anregenden, mitreifsenden Kraft. Die vorgetragenen Ideen, fast nur Wissenschaft und Kunst treffend, für gelehrte Künstler und künstlerische Gelehrte bestimmt, nehmen alles vorweg, was die Romantik bringen sollte: romantische Ethik und romantische Kunst, romantische Ironie und Naturphilosophie, orientalische Poesie und Frauenemancipation.

Schon sind wir tiefer ins Romantische eingedrungen; schon sind uns die herben, oft wie Peitschenschläge treffenden Schlagworte des Athenäums geläufig. Erst jetzt wagt das Buch den Schritt zu Novalis. Wieder trifft die Charakteristik sofort ins Schwarze: 'Er gehörte nicht zu jenen Idealisten, die die Augen an den Sternen hängend mit den Füfsen durch den Sumpf waten, im Gegenteil pflegte er nach Art des guten Realisten mehr zu leisten, als er versprach, indem seine Äufserungen über sich selbst sich immer nur mit dem Nächstliegenden beschäftigten, was er in sich erlebt hatte und wofür er einstehen konnte.' In jüngster Zeit erkannte auch die wissenschaftliche Forschung in der ganz eigenartigen Mischung von sachkundigem Realismus und mystischem Magiertum Hardenbergs innerstes Wesen. 'Gerade in der Art und Weise, wie er den Stoff, der ihm in äufseren Lebensumständen, zunächst im Beruf, geboten wurde, benutzte, bewies er, dafs der Mensch wirklich jener Magier ist, der sich seine Welt erschafft und Staub durch seine Berührung in Gold verwandeln kann.' So trifft auch Ricarda Huch auf den entscheidenden Punkt; und glücklich weist sie auf die Vorliebe hin, die dieser Phantasiebegabte, künstlerisch Veranlagte für Mathematik hegte.

Die Vorhallen sind durchwandert. Im nächsten Kapitel setzt die Darstellung der Idee ein, auf der das Buch die romantische Weltanschauung aufbaut; das Kapitel ist überschrieben: 'Apollo und Dionysos'.

Also Nietzche? Kein unnötiger Schrecken! Wir bekommen keine Charakteristik der Romantik vom Standpunkte Nietzsches. So diskret ist die für litterarische Kritik ungemein fruchtbare Antithese von dionysisch und apollinisch angewandt, dafs Nietzsches Name überhaupt nicht erscheint. Ja, ein fremdes Element ist da nicht in einen widerstrebenden Stoff hineingetragen; denn mit glücklichem Griffe holte sich Ricarda Huch aus F. Schlegels Abhandlung 'Über das Studium der griechischen Poesie' das Motto des Kapitels; 'Die leise Besonnenheit des Apollo und die göttliche Trunkenheit des Dionysos' hatte schon fast ein Jahrhundert vor Nietzsche der junge Romantiker im 'Gemüte des Sophokles gleichmäfsig verschmolzen' gefunden.[1] Sicherlich heifst es nicht an die Romantik einen ihr fremden Mafsstab legen, wenn die von ihrem Führer geprägte Antithese zum Ausgangspunkte gemacht wird.

Die leise Besonnenheit des Apollo und die göttliche Trunkenheit des Dionysos findet Ricarda Huch auch in den Romantikern vereint; wenigstens in den älteren.

'Man irrt sich, wenn man annimmt, es sei den Romantikern nur in unklarer Verworrenheit wohl gewesen ... Novalis nennt es im Gegenteil Folge einer krankhaften Konstitution, Einseitigkeit, dafs das Genie bisher meistens ohne sein Wissen wirkte: der Mangel an Bewufstsein sei schuld, dafs es immer nur glückliche Augenblicke hatte.' 'Mit unermüdlicher Rüstigkeit und Frische bekämpft Baader den Jacobischen empfindsamen Satz, dafs Denken dem Fühlen schade.' 'Die ersten Romantiker haben denn auch unermüdlich gelernt und das Erlernte denkend zum Besitz ihres Bewufstseins zu machen gesucht.' 'Das aber haben Schiller und viele andere auch gethan, und zwar gerade solche, deren ärgste Feinde die Romantiker waren. Wenn das Wissen und Bewufstwerden allein den Romantiker machte, wie wäre es möglich, dafs sie mit gutem Gewissen den grofsen Krieg gegen die Aufklärung hätten führen können, dafs jeder beim Worte Romantik an den geheimnisvollen lauschigen Wald des Märchens und der Sage denkt, in den sie die Menschen wieder eingeführt haben; dafs in ihrem Gefolge der Zauber, die Magie, das Rätsel,

[1] Fr. Schlegel 1794—1802. Seine prosaischen Jugendschriften, herausgegeben von J. Minor. Wien 1882. I 140, 29.

die Sehnsucht — alle die verschleierten Gestalten des Unbewufsten erscheinen? Das ist eben, was niemand vergessen darf, dafs das Bewufstsein des Romantikers mit dem Gehalte des Unbewufsten erfüllt ist.'

Diese Kardinalsätze auswählend und zusammenrückend, habe ich in den Worten der Verfasserin die Grundidee ihrer Anschauung der Romantik gegeben. Festgestellt sei vor allem: diese Idee (ich abstrahiere von der nicht unanfechtbaren Formulierung) ist richtig, ist implicite in allen wissenschaftlichen Darstellungen der Romantik enthalten, und es ist gut, dafs sie einmal eine eindringliche Erörterung erfährt. Denn sofort ergeben sich schlagende Konsequenzen. Immer wieder wirft man die Romantik mit dem Sturm und Drang in einen Topf. Wie einfach und klar stellt sich jetzt das Problem! Der Sturm und Drang ist aufs Instinktive gewandt wie die Romantik. Als Vertreter des Instinktiven predigt F. H. Jacobi, der Rousseauist, dafs Denken dem Fühlen schade. Die Romantik hingegen will das Gefühl unter die Lupe der Reflexion legen. Oder, wie Ricarda Huch andeutet: 'Es war die Entgegnung der Romantik auf die Lehre der Geniezeit, dafs die Poesie eine Blume sei, die sich nur des Nachts erschliefse und dufte. Nachdem eben die Einsicht gewonnen war, dafs nicht die Gelehrten, sondern das Volk die schönsten Dichtungen hervorgebracht hatte, fing man an, die Produkte eines gebildeten und unterrichteten Menschen mit Mifstrauen zu betrachten. Nicht denken, nicht lernen, damit die Unschuld des Instinkts nicht zersetzt werde. Diesem kleinmütigen Pessimismus, der dem Kulturmenschen nur die Wahl lassen wollte, entweder sein stolzes Erbe der Jahrhunderte oder die Kraft der Kunst aufzuopfern, schleuderte Novalis mit revolutionärem Übermut die Frage zu: Kann man Genie lernen? um sie zu bejahen.' Kein Mifsverständnis! Wird hier dem einseitigen Gefühlsprogramm des Sturmes und Dranges ein weiteres Credo gegenübergestellt, so war es doch nicht darauf abgesehen, den alten rationalistischen Aberglauben, Gelehrsamkeit könne Genie ersetzen, neu zu bestärken. Der frohe Glaube, dafs Wissen dem Genie förderlich sei, trat an seine Stelle.

Die Verfasserin hat sich einen Hinweis entgehen lassen, der, was sie vorbringt, in hellstes Licht setzt. Der Gegensatz zwischen

dem Sturm und Drang und der Romantik trat in der hier festgelegten Form unzweideutig zu Tage, als W. Schlegel im Jahre 1800 seinem einstigen Lehrer Bürger ein Denkmal setzte. Obgleich es auf eine Rettung des von Schiller überstreng verurteilten Sängers der Lenore angelegt war, wendet sich Schlegel scharf gegen Bürgers Satz: 'Popularität eines poetischen Werkes ist das Siegel seiner Vollkommenheit', eine These, die völlig im Sinne des Sturmes und Dranges dem Dichter gedankliche Vertiefung verbot. Die absichtsvolle Weisheit der Dante, Cervantes, Shakespeare wird von W. Schlegel gegen eine Gefühlsästhetik ins Feld geführt, die in kleinmütigem Pessimismus dem Gröſsten Schweigen gebieten will.

Bürgers Popularitätssucht hat ihn selbst auf Abwege geführt. Allein auch wo der Sturm und Drang sein Höchstes und Bestes leistet, tritt er vor dem Dilemma: Fühlen oder Denken in Gegensatz zur Romantik. Rousseau hatte in der Profession de foi du vicaire savoyard seines 'Émile' von Gott gesagt: 'L'aperçois Dieu partout dans ses oeuvres: *je le sens en moi,* je le vois tout autour de moi; *mais sitôt que je veux le contempler en lui-même,* sitôt que je veux chercher ou il est, ce qu'il est, quelle est la substance, *il m'échappe et mon ésprit troublé n'aperçoit plus rien.'* Rousseau will dem Gottesbegriffe gegenüber die Grenze des Gefühls nicht überschreiten; er verzichtet auf jede begriffliche Umschreibung seines Gefühlsinhalts. Und in fast wörtlicher Übereinstimmung kündet Goethes Faust:

Der Allumfasser
Der Allerhalter
Fasst und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst! ...
Erfüll davon dein Herz so gross es ist
Und wenn du ganz in dem Gefühle seelig bist
Nenn das dann wie du willst,
Nenns Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Nahmen
Dafür. Gefühl ist alles
Nahme Schall und Rauch
Umnebelnd Himmels Glut.

Die Romantik scheute sich nicht dem Gefühl einen Namen zu geben. Es war ihr nicht alles. Sie hoffte kühn genug, einen

Namen zu finden, der mehr als Schall und Rauch wäre, nicht Nebel, sondern Klarheit brächte.

Je mehr ich der Antithese Ricarda Huchs nachsinne, desto einleuchtender wird sie mir. Der Stürmer und Dränger enthüllt sich mir als temperamentvoller, von einem starken Gefühl beseelter jugendlicher Kraftmensch. Hingerissen von der Fülle seines Herzens wagt er keine Analyse seines Gefühls. Er ahnt tief; er bleibt aber bei seinen Ahnungen stehen. Er will sich seine Träume, die ihn wie Wirklichkeit umschweben, nicht deuten lassen. Ein Enthusiast, der fürchtet, scharfes Denken könnte ihm die Welt entzaubern!

Viel raffinierter, viel komplizierter ist der Romantiker. Analyse des Gefühlsinhaltes ist sein stetes Bemühen. Diese Analyse zerstört sein Temperament. Immer will er seinen Träumen eine gedankliche Deutung leihen. Von den kühnsten Ahnungen schreitet er zu noch kühneren Hypothesen vor. Seine Gefühle werden jederzeit durch den vorwitzigen Denkakt gedämpft. Alles wird feiner, wird durchsichtiger, aber auch wirkungsarmer. Dort ersteht eine Poesie, die mächtig auch auf den Mindergebildeten wirkt; sie hat die Kraft ungeschwächter Jugend. Hier treibt ein sublimiertes Dichten, das nur an eine stille Gemeinde auserwählter kongenialer Geister sich wendet, das nur feinste Effekte erzielen will, in feinsten Nuancen sich bewegt, wirksam nur, wo solche feinste Nuancen nachgefühlt und nachgedacht werden können.

Das Milieu des Stürmers und Drängers ist die ossianische Sturm-, Wolken- und Gewitternacht. Für einen Augenblick nur erhellt ein Blitz die stürmisch bewegte Natur. Der Romantiker fühlt sich am wohlsten in der stillen Mondnacht, wenn das grelle Tageslicht verschwunden ist und dem beschaulich staunenden Auge eine Fülle ungeahnter Blicke sich eröffnet. Nicht umsonst singt der echteste der älteren Romantiker in seinen 'Hymnen an die Nacht': 'Himmlischer als jene blitzenden Sterne dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht uns öffnet. Weiter sehen sie als die blässesten jener zahllosen Heere — unbedürftig des Lichts durchschauen sie die Tiefen eines liebenden Gemütes —, was einen höhern Raum mit unsäglicher Wollust füllt ... Mufs immer der Morgen wiederkommen? Endet nie des Irdischen

Gewalt? Unselige Geschäftigkeit verzehrt den himmlischen Anflug der Nacht.'

Ist der Romantiker der 'Nachtseite der Natur' zugewandt, so liebt der Klassiker die hellen, reinen Farben des südlichen Himmels, ihre scharfen und doch so harmonisch abgetönten Konturen. In Rom fühlt er sich wohl und will nichts mehr wissen von dem graulichen Tag, der ihn im Norden umfing, nichts von der nordischen farb- und gestaltlosen Welt. 'Nun umleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirne; Phoebus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.' Der Romantiker indes flieht in die mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält.

Alle Generalisationen auf dem Gebiete der Geistesgeschichte thun einzelnen Thatsachen Gewalt an. Viel zu kompliziert ist das Geistesleben und seine Entwickelung, um sich in mathematisch genaue Formeln pressen zu lassen. So auch hier! Gelegentlich gefällt sich die Romantik in einseitiger Verherrlichung des Gefühls, also in den Bahnen des Sturmes und Dranges, gelegentlich in einseitiger Betonung des Denkens, also in den Bahnen der Aufklärung. Ricarda Huch bringt Zeugnisse für dies, für jenes; und sie erklärt: 'Ob wir nun in der Romantik bald auf ein Ausschweifen in dunklen Gefühlen treffen, bald auf eine Vergötterung des Kunstverstandes und der Kritik, das möchte ich vor allem betonen, daſs das Ideal der romantischen Ästhetik eine Vereinigung von Fühlen und Wissen war.'

Auch hier unterläſst die Verfasserin, die Parallele aus der Gegenwart zu ziehen. Nur beiläufig sei hingewiesen, wie auch die Neuromantik sich nicht begnügt, feiner zu fühlen, sie will auch diese feinen Gefühle festhalten, beschreiben, deuten. Sie ist stolz auf ihre raffinierten Sensationen, aber sie bleibt bei ihnen nicht stehen, sie dichtet auch nicht unbewuſst aus ihnen heraus, sondern sucht sie wissentlich zum Kunstwerk auszugestalten.

* *
*

Bisher konnte ich den Ausführungen R. Huchs zustimmend folgen. Allein für ihre Beobachtung, die Romantik strebe nach Licht im Reiche des Instinktiven, sie verbinde dionysisches Ahnen mit apollinischer Klarheit, für diese wohl berechtigte These sucht

sie nach neuen Formeln, zu deren Verständnis weiter auszugreifen ist, die obendrein die Sache — wie mir scheint — wenig fördern.

In dem reichen Ideenschatze der Romantik wird eine Frau, die sich selbst als Vorkämpferin der geistigen Befreiung ihres Geschlechtes fühlt, die auf dem Felde der Kunst den Wettkampf mit dem Manne aufgenommen hat, kaum etwas Anziehenderes finden als die romantischen Bemühungen, das Weib auf eine höhere Stufe geistiger Entwickelung zu heben.

In seinen ersten Aufsätzen schon hat Fr. Schlegel, Carolinens leuchtendes Beispiel vor Augen, dieses Programm entwickelt. Gründlich und gelehrt, wie er ist, zugleich damals voll einseitiger Vergötterung griechischer Kultur, leitet er seine Anschauungen aus antiken Lehren ab. Sein Aufsatz über die 'Diotima' (1795) führt aus: Plato und die Stoiker forderten, dafs 'die Weiblichkeit wie die Männlichkeit der höheren Menschlichkeit untergeordnet sein soll'. Er verfolgt die Maxime des weiteren in der griechischen Ethik und kommt zu dem Schlusse: 'Die Richtung der griechischen Sitten ging auf das Notwendige; der unsrigen auf das Zufällige und Einzelne. Was ist häfslicher als überladene Weiblichkeit, was ekelhafter als die übertriebene Männlichkeit, die in unseren Meinungen, ja auch in unserer besseren Kunst herrscht?'

R. Huch spricht von diesen Gedankengängen in dem Kapitel 'Schiller und Goethe'. Ganz natürlich! Denn Fr. Schlegel und die Romantik treten mit solchen Anschauungen in schroffen Gegensatz zu Schiller, während sie sich Goethe auf diesem Felde verwandter fühlen. Die Verfasserin führt die wichtigsten Stellen aus dem Aufsatze über 'Diotima' an und verknüpft sie mit den fast wörtlich übereinstimmenden Sätzen des an Dorothea Schlegel gerichteten Aufsatzes 'Über die Philosophie' (1799).

Durchaus ficht Fr. Schlegel für eine geistige Annäherung und Ausgleichung der Geschlechter. Im Gegensatz zu Schiller, der das Weib auf ein weises Schalten im häuslichen Kreise beschränken will. Die Folgerungen, die sich aus Schlegels Programm für die Frau ergeben, hat am schärfsten Schleiermacher in seinem 'Katechismus der Vernunft für edle Frauen' (Athenäumfragment Nr. 364) formuliert. Dort wird neben anderem dem

Weibe geboten: 'Lafs dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre'. In diesen Worten sind die Tendenzen aller Emancipation der Frau, auch der heutigen, eingeschlossen.

Merkwürdigerweise wagt Ricarda Huch von solchen unzweideutigen und klaren Bekenntnissen einen kühnen Sprung zu Franz von Baaders Mystik. Schon einmal begegneten wir in ihrem Buche dem Naturphilosophen. Nur dankbar zu begrüfsen wäre eine eingehendere Berücksichtigung des Mannes und seiner mystischen Lehren; sie brächte manches Licht an dunkle Stellen der deutschen Romantik. Die besten Fortschritte, die neuerdings in der wissenschaftlichen Erforschung der Romantik erzielt wurden, danken wir einer vertieften Betrachtung ihrer Mystik, ihres Zusammenhanges mit der Naturphilosophie, ihrer Beeinflussung durch Jakob Böhme. Allein Ricarda Huch scheint sich hier mit Nachfühlen begnügt zu haben, läfst gerade hier eine schärfere gedankliche Erfassung vermissen. Unmittelbar an Fr. Schlegels Programmworte fügt sie den Satz: 'Die Lehre von der Androgyne wurde später von dem Philosophen Baader, der auch hier von Jakob Böhme ausging, wissenschaftlich begründet, und das Wort Mannweib, das in unserer Zeit so gesunken ist und einen schlechten Klang angenommen hat, bezeichnet danach die schönste und vollkommenste Form, in der der Mensch sich darstellen kann.' Ihr bezeugen schon Fr. Schlegels Worte, dafs aus den wogenden psychologischen Anschauungen der Romantiker sich immer deutlicher das Idealbild der Androgyne, des Ganzmenschen, emporgehoben habe.

An anderer Stelle macht sie Baaders Androgynenlehre zu einem Kardinalpunkt der romantischen Philosophie: 'Alles was da lebt und leibet, geht aus dieser Androgynenlust hervor', sagt Baader, 'sie ist die geheime, undurchdringliche, magische Werkstätte alles Lebens, das geheime Ehebett, dessen Rein- und Unbefleckterhaltung das selige, gesunde, dessen Verunreinigung das unselige, kranke Leben gebiert. Jede lebendige Kreatur in jeder Stufe und Sphäre des Lebens ist, wie die Alten sagten, solarisch und terrestrisch oder siderisch und elementarisch zugleich, und das Sakrament des Lebens wird ihnen allen nur unter diesen zweien Gestalten gereicht' (S. 171).

Durch den Ausblick zur Androgyne sind wir plötzlich aus ganz verständlichen Erörterungen ins tiefste Dunkel der Mystik versetzt. Mit vorschneller Hand hat Ricarda Huch eines der schwierigsten Probleme der Romantik berührt; und nicht zum Heile ihrer Arbeit. Denn ein weiter, weiter Weg führt von der romantischen Emancipation der Frau zu Baaders Androgyne. Ein so weiter Weg, dafs von Frauenfrage bei Baader kaum mehr die Rede ist; ebenso wie es den Fr. Schlegel und Schleiermacher fern lag, eine Androgyne im Sinne Baaders als erstrebenswertes Ziel weiblicher Bildung zu fassen.

Und doch: viel zu subtil, viel zu kompliziert sind die Gedankengänge, die Ricarda Huch beihin zusammenwirft, als dafs ich etwa behaupten dürfte, ein Zusammenhang bestände überhaupt nicht. Freilich, wer zusieht, wie Baader sich mit dem Nachweise abmüht, Adam sei vor der Erschaffung Evas androgyn gewesen, der wird möglicherweise den Zusammenhang ebenso leichthin leugnen, wie Ricarda Huch ihn leichthin behauptet. Allein wenn Baader hundertmal nur als mystischer Theologe von der androgynen Natur des biblischen Urmenschen redet, seine Anschauungen gehen schliefslich durch Vermittlung Jakob Böhmes und der Gnostiker auf denselben Plato zurück, der auch Fr. Schlegel vorschwebt, wenn er das Ideal menschlicher Bildung in einem Verzicht auf 'überladene Weiblichkeit' und 'übertriebene Männlichkeit' sucht. Platos Symposion bietet die uns geläufigste Form jenes Mythus, der von der androgynen Natur des Urmenschen fabelt.

Jedoch zwischen Fr. Schlegel und Baader liegt noch die Naturphilosophie Schellings, die 'Magie' Hardenbergs. Da wird lustig drauf los Geistiges nach physischen Gesetzen, Physisches nach Geistesgesetzen interpretiert. Der Parallelismus des Naturlebens und des Geisteslebens wird am kühnsten von Novalis, besonnener, aber doch auch mit starken Wagnissen von Schelling gepredigt. Wie nahe lag es diesen naturphilosophischen Sehern, das Geschlechtsverhältnis geistig zu fassen, geistig zu deuten! Hatte doch selbst das rationalistische 18. Jahrhundert mit solchen Analogien gespielt. Empfänglichkeit als weiblich, Selbstthätigkeit als männlich zu fassen, ist sogar dem Antipoden der Romantik auf dem Felde der Frauenfrage, ist sogar Schiller durchaus geläufig.

Neben Schiller, unter Schillers Leitung und mit seiner Zustimmung verfolgte Wilhelm von Humboldt den Antagonismus der Geschlechter in der organischen Welt und suchte das Princip der Zeugung für die Welt des Geistes durchzuführen. Schon Kant hat über diese mystischen Interpretationen des Geschlechtsverhältnisses bedenklich den Kopf geschüttelt.

Ich kann an dieser Stelle nicht näher erläutern, inwiefern dem ‘Dualismus’ der Schellingschen Naturphilosophie die symbolische Verwertung des Geschlechterverhältnisses wohl taugte und taugen mufste. Betont sei nur, dafs Baaders theologische Benutzung der Androgyne auf Schelling fufst. Dagegen stelle ich fest, dafs Ricarda Huch diese Zwischenstufen übersieht oder wenigstens viel zu wenig scharf charakterisiert. Dann aber, dafs sie zwar Humboldt nicht nennt, aber selbst ganz in seiner Weise mit dem Parallelismus des geistigen und des geschlechtlichen Lebens arbeitet.

Um nämlich das Aperçu, das wir oben eingehend betrachtet haben, zu erläutern, jene berechtigte Behauptung, dafs die Romantiker sich über ihre Gefühle durch Denken Klarheit verschaffen wollen: baut Ricarda Huch folgende Theorie. Sie scheidet den seiner Gefühle unbewufsten Menschen, der die Gefühle hat, sie aber nicht kennt; den seiner Gefühle bewufsten Menschen, der sie zwar kennt, aber nicht hat; und den harmonischen Zukunftsmenschen, der die Gefühle hat und sie kennt. Sofort wendet sie die Geschlechtsterminologie auf diese Scheidung an. Die Unbewufsten sind die männlichen, die Bewufsten sind die weiblichen Naturen; der harmonische Zukunftsmensch ist die anzustrebende Androgyne.

Ich frage zunächst: stimmt diese Scheidung mit unserer Auffassung männlichen und weiblichen Gefühlslebens? Oder haben die Romantiker jemals Mann und Weib nach diesem Gegensatze des Bewufsten und Unbewufsten geschieden? Ich glaube weder jene noch diese Frage mit Ja beantworten zu dürfen. Ferner sei gleich bemerkt: schon Humboldt schien nicht zu ahnen, dafs er nur Metaphern gebe; durch die Naturphilosophie ist allerdings die Metapher zu wissenschaftlichen Ansprüchen erhoben worden. Ricarda Huch indes deutet so wenig wie Humboldt an, dafs sie nur mit schillernden und zweideutigen Bildern arbeite, die weder

für die Stellung des Weibes innerhalb moderner Bildung etwas besagen, noch ihre psychologischen Scheidungsversuche erhellen oder wahrscheinlicher machen.

Dafs ich nicht zu hart urteile, bezeuge die weitere Darstellung von Ricarda Huchs Theorie. Statt einer Verdeutlichung neue Bilder, statt präeiser gedanklicher Fassung dunkle mystische Ahnungen!

'Man kann sich den Verkehr zwischen den beiden Welten (der Gefühlswelt und der Welt des Bewufstseins) etwa so vorstellen, als gäbe es eine Klappe, die die obere Welt von der unteren trennt.' Bei den gemeinen Durchschnittsmenschen öffnet sich die Klappe niemals von selbst, aufser im Traume. Das ist der männliche Typus. Beim weiblichen steht die Klappe immer offen. 'Es ist gerade, wie wenn ein Rifs in einer Dampfmaschine wäre, die nicht arbeiten kann, weil der Dampf ausweicht und keinen Druck mehr ausübt.' Beim mannweiblichen, harmonischen Typus ist die Verbindung zwischen den beiden Welten durch eine Feder geregelt. 'Ungestört geht die Entwickelung der Kräfte im Unterirdischen vor sich. Sind sie aber reif, so heben sie die Klappe und betreten das Lichtreich.'

Neben diesem Gleichnis steht noch ein zweites (S. 117 f.), das die Gegensätze und ihre Verbindung im Bilde der Kegelschnitte darstellt. Leider hat da einmal noch ein Druckfehler ('Kreises' für 'Kegels'; S. 118 Zeile 6) sich eingeschlichen. Ich abstrahiere aber lieber von dieser potenzierten Bildlichkeit und begnüge mich mit der primären Metapher, die dem Geschlechtsverhältnis entstammt:

Der m ä n n l i c h e Typus (Bauern- oder Römertypus) umfafst 'die einfachen, handelnden Menschen, die Arbeitstiere, aber auch solche, die im stande sind, heroische Thaten zu thun'.

Der w e i b l i c h e (oder artistische) Typus zeigt sich bei Menschen, die nicht grofs sind in ihren Handlungen; kaum giebt es überhaupt eine Aufsenwelt für sie, die ganz durch die unentdeckte Innenwelt in Anspruch genommen sind. 'Vorzüglich Musiker gehören hierher, Dichter, Schauspieler, alle Arten von Künstlernaturen und Talenten, nur nicht die ganz Grofsen, die das Bleibende schaffen. Auch Schwärmer, Idealisten und Kritiker, die alles besser wissen, aber nichts besser machen können, sind

unter diesen. Man kann sie auch Übergangs- oder Dämmerungsmenschen nennen.'

Die harmonischen, mannweiblichen Menschen brauchen nicht deshalb, weil sie wissen, auf das Handeln und Schaffen zu verzichten. 'Sie können zuweilen mit den Menschen der ersten Klasse verwechselt werden, wie denn das Genie auch oft aus primitiven Kreisen hervorgeht. Sie können einfach, ja unbedeutend erscheinen, und es kann das Ansehen haben, als brächten sie das Grofse, was sie leisten, nur zufällig hervor.'

Ich will nicht bestreiten, dafs einzelne richtige psychologische Beobachtungen hier mit unterlaufen. Ich kann auch noch zugeben, dafs die Romantiker dem zweiten Typus zugerechnet werden, dafs sie Dämmerungsmenschen waren. Allein die fatale Bildlichkeit! Wie wenig durch sie zu erzielen ist, beweise folgende Thatsache. Auch Jean Paul hat einmal versucht, die 'Dämmerungsmenschen' Ricarda Huchs in eine Gruppe zu vereinen. Seine 'Vorschule der Ästhetik' (§ 10) spricht von 'weiblichen, empfangenden oder passiven Genies', die zu den echten Genies und zu den Talenten in Gegensatz treten. Sie gebieten, reicher an empfangender als schaffender Phantasie, nur über schwache Dienstkräfte; im Schaffen fehlt ihnen jene geniale Besonnenheit, die allein von dem Zusammenklang aller und grofser Kräfte erwacht. 'Es sind Menschen, welche — ausgestattet mit höherem Sinn als das kräftige Talent, aber mit schwächerer Kraft — in eine heilige offene Seele den grofsen Weltgeist, es sei im äufseren Leben oder im inneren des Dichtens und Denkens, aufnehmen, welche treu an ihm, wie das zarte Weib am starken Manne, das Gemeine verschmähend, hängen und bleiben, und welche doch, wenn sie ihre Liebe aussprechen wollen, mit gebrochenen, verworrenen Sprachorganen sich quälen und etwas anderes sagen als sie wollen.'

Dieselben Menschen, die Ricarda Huch dem weiblichen Typus zuweist, sind hier charakterisiert. Ich lege keinen Wert auf Abweichungen im einzelnen, betone vielmehr, dafs auch hier mit der geschlechtlichen Terminologie gearbeitet und von weiblichen Genies gesprochen wird. Die Übereinstimmung ist so frappant, dafs ich mich frage, ob R. Huch nicht überhaupt von Jean Paul beeinflufst ist. Und doch zeigen gerade die aus gleichen Prämissen gezogenen gegensätzlichen Schlüsse Jean Pauls und

Ricarda Huchs, wie unzuverlässig diese geschlechtliche Terminologie ist, wie sie lediglich zu Verwirrung und Widerspruch führt.

Jean Paul wie Ricarda Huch suchen einen interessanten Typus menschlicher Begabung festzulegen. Beide sehen die wesentliche Eigenheit dieses Typus in den ans Weibliche gemahnenden Charakterzügen. Jean Paul weist diesem Typus, ebenso wie Ricarda Huch, die Romantiker zu; er nennt ausdrücklich Novalis. In aufsteigender Linie geht es bei Jean Paul vom Talent zu diesem Typus und endlich zum Genie empor; ebenso bei Ricarda Huch vom Manne der That zu unserem Typus und zuletzt zum Genie weiter. Allein während das Genie Jean Pauls das Weibliche des Übergangstypus wieder abgestreift hat, nimmt Ricarda Huch dieses selbe Weibliche für das Genie gleichfalls in Anspruch. Genau besehen ist mithin ihre höchste Entwickelungsform nicht eine Verbindung der ersten und zweiten Stufe, sondern nur eine Modifikation der zweiten. Denn 'Mannweiber' sind doch schon die Vertreter unseres Typus; und so nennt denn auch Jean Paul die Novalis und seine romantischen Genossen 'geniale Mannweiber'. Welche qualitative Differenz bleibt dann zwischen den Vertretern von Ricarda Huchs 'weiblicher' und 'harmonischer' Stufe übrig? Einen Unterschied zwischen 'weiblichen' Männern und 'mannweiblichen' Männern konstruieren, heifst das nicht überhaupt Haarspalterei treiben?

Wohlbemerkt: der logische Fehler liegt nur in der Anwendung der metaphorischen Geschlechtsterminologie. Die ursprüngliche romantische Anschauung, wie Fr. Schlegel sie vorträgt, ruht auf viel einfacheren Grundlagen: Mann und Weib als Extreme, Ausgleich der Geschlechtseigentümlichkeiten als Vorbedingung harmonischer Menschheit. Da sind die Dinge real erfafst, nicht bildlich. Ricarda Huch hingegen arbeitet, wie W. v. Humboldt und die romantischen Mystiker, mit einer geschlechtlichen Benennung geistiger Eigenheiten, die lediglich zu Widersprüchen und Unklarheiten führt. Von dem berechtigten Ausgangspunkte ihrer Betrachtung der Romantik, von der Antithese des instinktiv Gefühlmäfsigen und der gedanklichen Klarheit, gelangt sie durch das terminologische Spiel zu einer unheilvollen Verwirrung, in der die Begriffe Bewufst und Unbewufst mit den Worten Mann und Weib verhängnisvolle Kombinationen eingehen.

Begnügte sie sich, lediglich die romantischen Ansichten vom Geschlechtsverhältnisse als solche vorzutragen, ich hätte gewiſs nichts einzuwenden. Allein jetzt baut sie in bildlicher Verwertung des Gegensatzes der Geschlechter ein eigenes System, das da und dort mit romantischer Anschauung zusammentrifft, das das Problem der Frauenemancipation mit der einer ganz anderen Welt angehörenden Androgyne Baaders verknüpft und zuletzt immer noch die Frage offen läſst, ob es das Wesen des Männlichen, das Wesen des Weiblichen richtig erfaſst. Und — das Fatalste! — auf diesem System, auf dieser schwankenden Unterlage ist R. Huchs Darstellung der älteren Romantik errichtet!

Denn leider: was im folgenden über den romantischen Charakter, über romantische Philosophie und Religion gesagt wird, über romantische Liebe und romantische Ironie — alles oder fast alles ruht auf diesen unklaren Mysticismen vom Weiblichen, das sich des Unbewuſsten bewuſst, vom Männlichen, das des Unbewuſsten unbewuſst ist, und von der harmonischen Androgyne. Ich gebe nur die wichtigsten Belege.

Der romantische Charakter: 'Was ihm fehlt, ist Charakter und Harmonie, aber er hat, wenn man den Berührungspunkt des Unbewuſsten und Bewuſsten so nennen darf, Seele. Er hat einen Körper, in dem das ausgelassene Herz bald zu geschwinde, bald zu träge klopft, ein Gesicht, aus dem uns suchende, ahnende Augen voll Geheimnis ansehen.' 'In dem harmonischen Menschen entwickeln sich die beiden Wesenshälften, Mann und Weib, Tier und Engel, gleichmäſsig, so daſs sie in guter Kameradschaft nebeneinander aushalten können; ... der romantische Mensch ist eine personificierte unglückliche Ehe und Miſsheirat.' 'Das Bewuſstwerden, die beständigen Berührungen zwischen Natur und Geist, denen nie eine gänzliche Vereinigung folgt, die aufregenden Stelldicheine in der Dämmerung sind die Ursachen jener grenzenlosen Sehnsucht, jenes unersättlichen Verlangens, woran der Romantiker sich aufzehrt.' 'Das Unbewuſste ist wie eine Masse, die dem Menschen das nötige Gewicht giebt, seinen Ballast, damit er nicht den Winden und Wellen ein Spiel wird. Wenn es sich auflöst und wie ein berauschender Wein in den Kopf steigt, verliert er das Gleichgewicht und den Halt' ... In solchen künstlerisch geschauten, dichterisch gesagten Variationen

ihres Themas ergeht sich R. Huch. Sicherlich bleibt ein Rest, den der Forscher nutzen kann. Denn die Künstlerin verleugnet auch hier nicht ihre Kraft, den Menschen in die Seele zu schauen. Mag ihre Psychologie immerhin nur in lyrischen Bilderreihen sich ergiefsen, sie weifs doch, was des Menschen Brust bewegt. Wie fühlt sie sich in diese romantischen Dämmerungsmenschen ein, die ihre Schwäche ahnten, voll bitteren Schamgefühls unter ihr litten; die verblüfft staunten, wenn ein Naturmensch von starken Instinkten, wie Schelling, in ihren Kreis trat! Und die doch das Danaergeschenk ihrer eigentümlichen glücklich-unglücklichen Begabung nicht missen mochten und stolz waren auf das, was sie als Unheil empfanden: die leichte Beweglichkeit, die feine Reizbarkeit, die ungehemmte Produktivität. Wiederum hören wir da die Neuromantikerin sprechen, die weifs, dafs sie Fleisch vom Fleische, Bein vom Beine der alten Romantik ist.

Allein diese echt menschlichen Tiefblicke weichen immer wieder den Variationen des dunklen Leitmotivs. Im Kapitel 'Romantische Philosophie' spielt — wie wir schon sahen — Baaders 'Androgynenlust' ihre trübe Rolle. Hier wie bei der Erörterung der 'Neuen Religion' mündet die Betrachtung in das Thema vom Bewufsten und Unbewufsten. Nicht sei nochmals gesagt, wie das Kapitel 'Goethe und Schiller' zwar zunächst die Frage der Frauenemancipation im eigentlichen Sinne nimmt, dann aber sofort ins Mystische umschlägt. Auch in anderem Sinne erklingt hier noch das Leitmotiv; die Romantik trennt sich von Goethe — heifst es —, sobald er auf Kosten des Modernen das Antike zu verherrlichen beginnt; jetzt vermissen die Romantiker an ihm das Dionysische, er ist des Unbewufsten nicht mehr bewufst genug.

Den leichter geschürzten Abschnitt vom romantischen 'Leben' (er bietet nichts wesentlich Neues) überschlagend, finden wir in der 'Romantischen Liebe', nun ganz platonisch gefafst, die Lehre von der Annäherung der Geschlechter wieder: eine Mannes- und eine Weibesseele fühlen, dafs 'sie miteinander das verlorene Götterbild herstellen können'; so entsteht Liebe. Mann und Weib erziehen sich gegenseitig zu 'Androgynen'. Immerhin stehen wir gerade hier, wo von Mann und Weib nicht blofs metaphorisch die Rede ist, auf festerem Boden.

Allein die Theorie vom Bewuſsten und Unbewuſsten kommt auch in der 'Romantischen Ironie' zur Geltung, ebenso in der lehrreichen Charakteristik 'Romantischer Bücher'. Im 'Märchen' sieht der Romantiker mit Staunen und Entzücken jenes wogende Chaos, jene magische Verwirrung, also jenen 'weiblichen' Zwischenzustand, aus dem eine harmonische Welt entstehen kann. Und wieder klingt das Leitmotiv an, wenn die Symbolik der romantischen bildenden Kunst erörtert und der Unterschied symbolischer und allegorischer Behandlung gesucht wird: 'Kunst ist angewandte Mystik. Auf bewuſst angewandter Mystik beruht die Allegorie, auf unbewuſst angewandter die Symbolik'. So möchte R. Huch das romantische Glaubensbekenntnis umschreiben.

Die beiden Schluſskapitel zeigen, wie die ältere Romantik ausklingt und erstirbt. Die Lehre vom Bewuſsten und Unbewuſsten — so spinnt die Dichterin ihren Faden zu Ende — muſste eine schwere und gründliche Natur, die nicht nur spielen, sondern mit all den Stimmungen, Phantasien, Gedanken, Träumen Ernst machen wollte, dem Katholicismus zuführen. So erging es Friedrich Schlegel. Die letzte Konsequenz der romantischen Lehre ist in dieser Betrachtung R. Huchs dem leitenden Gedanken ihres Buches unterstellt.

* *
*

Mit strenger Folgerichtigkeit hat R. Huch ihren leitenden Gedanken durchgeführt. Respekt vor der Denkkraft einer Frau, die mit solcher Energie ihren Stoff an e i n e r Kette aufreiht! Wären nur die Glieder dieser Kette haltbarer! Und doch, wie begreiflich ist ihr Verfahren! Die Frau, die Vorkämpferin ihres Geschlechtes, muſste sich der romantischen Gedankenwelt dort am nächsten fühlen, wo die mutigen Streiter dem Weibe ein neues, höheres Ziel wiesen. Allein die kühnen, vielleicht phantastischen Kombinationen des Physischen und des Geistigen, die den älteren Romantikern schlieſslich zum Lieblingstummelplatze ihrer geistreichen Ahnungen wurden, haben auch diese ihre furchtlose Verteidigerin gewonnen. Sie denkt im romantischen Sinne weiter, sie entwirft sich ein System, das neben den Paradoxen der Novalis und Friedrich Schlegel im 'Athenäum' etwa keine

schlechte Rolle zu spielen berufen wäre; als Romantikerin hat sie die Romantiker und ihre Lehren gefafst und gedeutet. Sie liefert den schlagenden Beweis, dafs die Neuromantik ihrer Vorläuferin von 1800 nicht blofs in ihrer künstlerischen Art, auch in der ahnungsreich bildlichen Weise ihres Theoretisierens nachzufolgen befähigt ist. Sie geht bis ins letzte in dem ihr kongenialen Stoffe auf. Die Wissenschaft aber, die sich über ihren Stoff zu erheben bemüht, mufs ihm ferner treten, mufs sich ihm innerlich entfremden, um zu objektiverer Erfassung zu gelangen. Hier scheiden sich die Wege der Neuromantikerin und die der Forschung.

Aber auch nur hier! Es ist nicht blofs eine banale Schlufsverbeugung, wenn ich feststelle: R. Huchs Arbeit bietet jedem, der von der anfechtbaren Grundlage absieht, eine Fülle feinster Beobachtung und reichster Belehrung. Um wie viel greifbarer, plastischer es eine Reihe schemenhafter Erscheinungen romantischen Dichtens, Denkens und Lebens uns gemacht hat, dieser schönste Gewinn des Buches konnte in meiner Betrachtung nicht zur Geltung kommen, weil hier nur das gedankliche Gerippe, nicht der Reichtum der Ausgestaltung berücksichtigt ward.

Andere haben sich nur an diesen Reichtum gehalten und ihn dargelegt. Auf sie sei hier verwiesen. Sie haben die ideelle Grundlage zu einer Arabeske gemacht; sie haben das Buch gelesen, ohne seines Leitmotivs sich bewufst zu werden. Vielleicht ist es ein Vorzug der Arbeit, dafs man sie auch so geniefsen kann.

Die älteren Romantiker scheiden gerne zwischen esoterischer und exoterischer Darstellung, zwischen einer Darstellung für die verständnisvollen Genossen und einer für das gröfsere Publikum. Ricarda Huch verbindet beide Darstellungsformen. Dem rascheren Leser ein blütenreicher Garten, zeigt das Buch nur dem tiefer Nachgrabenden den komplizierten Apparat, den jene Blüten verhüllen. —

Ein romantisches Glaubensbekenntnis, seinem Inhalte, seiner Form nach; jede Seite, von der aus wir in das Buch einzudringen suchen, weist ein romantisches Gepräge. Ein Denkmal der Neuromantik, aufgebaut auf dem stolzen Bewufstsein, dafs Neuromantik eine neue, aber auch eine höhere Evolution der alten

Romantik ist. Nirgends kommt dies Moment stärker zur Geltung als in den Worten, die Ricarda Huch (S. 346) von den Programmen altromantischer bildender Kunst zu sagen weiſs: 'Wem', fragt sie, 'wem, der diese Phantasien über Malerei liest, drängt sich nicht Böcklins Name beständig auf die Lippen! Damals, vor hundert Jahren, färbten diese Gemäldeträume den morgendlichen Himmel des neuen Jahrhunderts; die Wende unseres Jahrhunderts schmückt die wundervolle Wirklichkeit, die Erfüllung.'

Bern. Oskar F. Walzel.

Zur Entstehungsgeschichte
der
Märchen und Sagen der Brüder Grimm.

An dem Märchenhause in Kassel, das ein Holzschnitt vor Albert Dunckers freundlichem Buche über die Brüder Grimm uns vor die Augen führt, ist eine Inschrift angebracht, auf der zu lesen steht, dafs in diesem Hause die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm einst ihre Kinder- und Hausmärchen geschrieben hätten. Das Wort 'geschrieben' wird manchem aufgefallen sein. Es kann sehr viel und sehr wenig bedeuten. Goethe hat den Faust 'geschrieben', von der Hand des Fräuleins von Göchhausen ist der Urfaust 'geschrieben' worden. Auch wer sich berechtigt hielte zu glauben, dafs die Märchen und Sagen von den Brüdern treu-gewissenhaft nach mündlichen Erzählungen aufgezeichnet oder aus älteren Quellen hervorgezogen worden seien, würde schwerlich in ihrer Thätigkeit nur die niedere Art des Schreibens erblicken wollen. Also nur im höheren, gestaltenden und dichtenden Sinne kann der Wortlaut der Kasseler Inschrift verstanden werden. Ich weifs nicht, wem die Formgebung zu verdanken ist. Das aber mufs ausgesprochen werden, dafs der, welcher sie vorschlug, bewufst oder unbewufst das Richtige getroffen hat.

Die Märchen und die Sagen sind in Wahrheit von den Brüdern, wie von Dichtern, litterarisch geschaffen worden. Sie haben auf Grund der Erfahrungen, die sie an den Liedern des Wunderhorns (ich gedenke einmal ihren Anteil festzustellen) und an den altdänischen Liedern gemacht hatten, der Überlieferung der Märchen, die ihnen roh und ungelenk zukam, dichterisch die Form gegeben, die sie für die Kunstform des Märchens hielten. Die Ansichten über das, was die Kunstform des Märchens sei,

gingen in ihrer Zeit weit auseinander: die Auffassung der Brüder Grimm allein ist durchgedrungen. Sie blieben auch nicht starr und unbeweglich bei der zuerst gestalteten Form stehen, sondern von Ausgabe zu Ausgabe fortschreitend waren sie bemüht, ihr Werk zu erhöhen und zu vervollkommnen. Als junge Talente, die dichterisch emporkommen wollten, wurden sie in ihren Anfängen dem deutschen Publikum bekannt; die gelehrte Thätigkeit, die sie begannen, war zunächst nur für sehr wenige Kenner und Gönner da. Noch 1815 konnte daher Eichhorn mit vollem Rechte Jacob Grimm dem Grafen Gneisenau (Pick S. 342) als den 'Gelehrten und Dichter' empfehlen, der mit deutschem Herzen nichts versäumen werde, in Paris das Verlorene wieder zu entdecken und die Herbeischaffung des Verlorenen zu bewirken.

Die deutsche Litteraturgeschichte betrachtet als eine ihr obliegende Aufgabe, die Entstehung und Wandelung ausgezeichneter Werke zu erforschen und darzustellen. Dafs Arbeiten dieser Art doch nur spärlich vorhanden sind, liegt an der Schwierigkeit, Feinheit und Unerschöpflichkeit der Aufgabe. Wer sie in grofsem Stile angreift, müfste nicht nur im Besitze alles hierzu nötigen geschichtlichen Wissens sein, sondern auch über ästhetische Kraft und allgemeine menschliche Erfahrung verfügen. Die Märchen der Brüder Grimm sind noch, wenn man Luthers Übersetzung der Bibel den Vorzug läfst, vielleicht das gelesenste Buch im deutschen Sprachgebiet aller Erdteile. Wieviel tausend und abertausend Exemplare sind, seit Goethe sie in die Kinderhände seiner Enkel und Bettina sie in die ihres kleinen Johannes Freimund legte, bis auf den heutigen Tag verbreitet worden. Welch ein froher Dank kommt immer noch zurück, so oft ungezählte Exemplare, als Geschenk im Sinne der Brüder, auch über unseres Reiches Grenzen hinaus den Weg in deutsche Häuser und deutsche Herzen finden, wo unser Volkstum nicht mehr schwinden wird. Die Grimmschen Märchen haben sich die deutsche Welt erobert.

Wenn man erwägt, welche wissenschaftlichen Bemühungen bei uns seit hundert Jahren eingesetzt worden sind, um die Entstehungsgeschichte der homerischen Dichtungen oder der Nibelungen oder der Edda zu erforschen, so kann es befremden, dafs für die Grimmschen Märchen und Sagen eigentlich noch nichts

Ähnliches versucht worden ist. Unsere neueste Kenntnis der Nibelungen und der Edda ist nicht viel älter als das erste Hervortreten der Märchen der Brüder Grimm. Hier liegt noch alles, was man ahnen darf, wissenschaftlich im Dunkel. Die Methode wird erst zu suchen sein. Den uralten Dichtungen gegenüber verfügen wir über ein verhältnismäfsig enges Überlieferungsmaterial: die modernen Märchengebilde der Brüder Grimm sind aus dem Zusammenstrom persönlicher, mündlicher, publizistischer, litterarischer, wissenschaftlicher Wirkungen individuell hervorgegangen, und wieviel davon unwiederbringlich für uns verloren sei, so ist doch noch eine ungeheure Stoffmasse da, die herangezogen werden mufs.

Es hat sich im Laufe der Zeit allmählich mancherlei bei mir angefunden, was zur Aufhellung der Entstehungs- und Wandelungsgeschichte der Grimmschen Sammlungen dienen könnte. Ich lege ausgewählte Stücke aus den Märchen und Sagen vor.

1. 'Machandelboom' und 'Fischer un sine Fru'.

Zu den besten Stücken der Grimmschen Märchensammlung sind immer, seit ihrem Hervortreten, die beiden plattdeutschen Märchen 'Vom Machandelboom' und 'Der Fischer un sine Fru' gezählt worden. Der Maler Otto Runge hat sie aufgeschrieben. Runge stammte aus Wolgast in Pommern, lebte aber damals, als die beiden Märchen aus seiner Hand ausgingen, nicht in seiner Heimat, sondern in Hamburg. Er hatte unter den Romantikern als Künstler und Farbentheoretiker die Stellung inne, die Novalis als Poet einnahm. Goethe erkannte, trotz seiner antiromantischen Neigungen, achtungsvoll das Streben Runges in seiner Farbenlehre an. Die Romantiker vergötterten ihn und erwarteten von ihm das Heil der neuen Kunst. Seine wundervollen Gebilde der vier Tageszeiten haben auf alle ihm gesinnungsverwandten Künstler und Kunstwerke tief gewirkt. Er starb, wie Novalis in jungen Jahren, 1810 schon an der Auszehrung und hinterliefs seinen Freunden die schmerzliche Sehnsucht nach Vollendung des Werkes, das in ihm vor der Zeit abgebrochen schien.

Runge hat auch, wenngleich mehr rezeptiv, an der zeitgenössischen Litteratur in weitem Umkreise teilgenommen. Seine

Schulzeit unter dem Dichter Kosegarten in Wolgast, sein Aufenthalt in Dresden und Verkehr daselbst mit Tieck, seine Freundschaft mit Perthes in Hamburg bildeten für ihn litterarische Centren, die alle neuen Erscheinungen an sich zogen. Die eigenen, mehr zufälligen Aufzeichnungen zeigen die Gabe Runges, das Geistige im Menschen mit dem Leben der ihn umgebenden Natur in Rapport zu setzen, das eine als bedingt durch das andere hinzustellen. Die naturphilosophische Weltanschauung eines Steffens, der sein innigster Freund war, tritt uns in Runge wieder entgegen. Sie ist das entscheidende, tiefsinnige Merkmal der bildenden Kunst, die er übte.

Unter diesem Zeichen stehen auch die Märchen 'Vom Machandelboom' und 'Vom Fischer un siner Fru'. Sie sind beide in der reinsten Kunstabsicht gedichtet worden. Kein Gedanke daran, dafs Runge sie blos nach dem unbeweglichen Wortlaut mündlicher Erzählung aufgezeichnet habe. Man fasse den Aufbau beider in das Auge. In dem einen Märchen nimmt der Wachholderbaum wie ein still Mitlebender an den Geschicken der Menschen teil, die den Bauernhof bewohnen; in dem anderen erscheint das Meer wie ein Bundesgenosse des Fischers beim Widerstande gegen den unbezähmbaren Frevelsinn seiner Frau. Wie ist im Machandelboom die durch die Monate aufblühende Erfüllung des einen Wunsches, den die schöne junge Frau in ihrem Herzen hegt, in die allmähliche Entfaltung der Natur um sie herum zart, genau und liebevoll hineingezeichnet; wie spiegelt die immer wachsende Bewegung der Wogen, der Luft, des wolkenbedeckten Himmels, so oft sich der Fischer wider Willen mit den Wünschen seiner Frau dem Ufer naht, die den sittlichen Menschen ergreifende Empörung ab. Dies alles ist so plan- und kunstvoll angelegt wie die Umrisse zu den tiefsten Gebilden, die Runge als Maler geschaffen hat. Seine Kompositionen, die künstlerischen wie die litterarischen, zeichnet die gröfste Einfachheit der Linie bei Unergründlichkeit des Gedankeninhalts aus. Beiderlei Gebilde seiner Phantasie sind eines Wertes, einer Herkunft und Kunstausübung.

In Runges Kunstauffassung mischt sich ein katholisierendes Moment. Man sieht das seinen Werken an, und es verbirgt sich nicht im 'Fischer'. Runge stammte aus niederdeutscher Gegend,

wo für das protestantische Volksbewufstsein der Begriff 'Papst' gewifs keine Hoheitsinstanz bedeutet. Trotzdem heben sich die Wünsche der Fischerfrau über König und Kaiser weg bis zum Papst und dann zum lieben Gott empor; und der Mann widersteht vergebens: 'Pobst is man eenmal in de Kristenheet'. Diese Stufenfolge der Gewalten kann nicht aus protestantischem Volksbewufstsein hervorgegangen sein. Erst der Künstler Runge hat sie in das Märchen hineingedichtet.

Die beiden Märchen sind plattdeutsch von Runge aufgeschrieben worden. Es liegt in der Anwendung des Volksdialektes wieder bewufste Kunstabsicht, nicht innere Notwendigkeit. Die Brüder Grimm haben Märchen und Sagen, die sie aus Bauernmunde hörten, dennoch in hochdeutscher Sprache vorgetragen. Runge verstand als einer der ersten, sich der Darstellungsmittel der plattdeutschen Mundarten litterarisch wieder zu bedienen. Er ist der Vorläufer der nach ihm einsetzenden norddeutschen Dialektdichtung geworden. Er handhabte leicht und geschickt das Platt seiner Heimat. In der Schilderung einer Fufsreise durch dänisches Land, 1800, hat er ganze Partien zu seinem und der Seinigen Pläsir in plattdeutschen Reimzeilen ausgeführt: man erhält fast einen Vorgeschmack des humorvollen Treibens, das in Reuters Gedichten steckt. Runge hatte viele Übung im Dialektschreiben bereits, als er seine plattdeutsche Mundart auch für die Märchen wählte. Er wufste, welche Wirkung er damit hervorbringen könne. Das Plattdeutsch des Vortrages hat sehr wesentlich dazu beigetragen, die Märchen, namentlich hochdeutschen Lesern gegenüber, mit dem frischen Dufte des Volkstümlichen zu umgeben.

Die Märchen sind niemals von Runge selbst publiziert worden, fremde Hände thaten ihnen diesen Dienst. Runge gehörte in Hamburg, wie bemerkt, zu den Hausfreunden des patriotischen Buchhändlers und Verlegers Friedrich Perthes und wurde dort mit Johann Georg Zimmer bekannt, der in Perthes' Handlung thätig war. Zimmer begründete dann in Heidelberg einen eigenen Verlag, und das erste Werk, das er verlegte, war Des Knaben Wunderhorn. Er schickte es 1805 auch Runge. Als Zeichen seiner Teilnahme an den neuen Heidelberger Bestrebungen übersandte Runge 1806 die beiden Märchen vom Machandelboom

und Fischer. Von Zimmer empfing sie 1808 in der Originalhandschrift Achim von Arnim. Er veröffentlichte das Märchen 'Von den Machandel Bohm' in einer Juli-Nummer seiner Einsiedlerzeitung. Über die Einzelheiten dieser Dinge, die ich nicht weiter verfolge, liegen uns in den Briefen der beteiligten Männer ausgiebige und leicht zusammenzubringende Nachrichten vor.

Arnims Veröffentlichung des Machandelbooms brachte den Freunden der deutschen Volkspoesie eine grofse Überraschung. Mit glücklicher Hand hatte er sofort den Punkt herausgehoben, in welchem das Märchen mit der gleichzeitig hervortretenden 'romantischten' Dichtung, die je geschrieben worden ist, dem Faust, in Wechselwirkung stand. Arnim that dar, dafs die Verse des Märchens, die der schöne Vogel singt, in Gretchens irrem Liede im Kerker wiederklingen. So stellte Arnim seine und seiner Freunde neue Erwerbungen in dem noch unentdeckten Märchenlande unter den Schutz und die Oberhoheit Goethes.

Wir haben hier dieselbe Erscheinung wie gleichzeitig bei der Leonore des Wunderhorns, die Arnim zu Bürgers Ballade in Beziehung setzte. Gerade diese Vergleichungsmöglichkeit wird für Arnim der bestimmende Grund gewesen sein, weswegen er den Machandelboom zuerst drucken liefs. Das Märchen vom Fischer und siner Fru hat er nicht mehr selbst veröffentlicht. Ein Blick in die Einsiedlerzeitung genügt, zu erkennen, weshalb es nicht geschehen konnte. Für die paar Juli-Nummern, die ausstanden, war anderes Material in Masse vorhanden. Dann trat, durch Arnims Reise bedingt, die grofse Lücke im Erscheinen bis zum 27. August ein. Und die beiden Nummern nebst der Beilage, die überhaupt noch gegeben wurden, befafsten sich mit Dingen, zwischen denen ein Märchen nicht mehr hätte atmen können.

Arnim hielt niemals karg mit dem zurück, was er besafs. Freigiebig teilte seine Hand den Freunden mit. Heimreisend von Heidelberg überliefs er die beiden Rungeschen Märchen seinen Freunden Grimm in Kassel, 1809, die sich zu ihren 'Märchen' und zu ihren 'Sagen' rüsteten. Schon begann sich damals, verschärft durch Wilhelm Grimms Arbeit an den altdänischen Liedern, ein Gegensatz zwischen Grimms in Kassel und Friedrich Heinrich von der Hagen in Berlin herauszubilden, den Arnims sachliche Behandlung der Dinge vorerst noch auszugleichen

suchte. Er nahm keinen Anstand, jetzt, 1809, auch Hagen beide Märchen mitzuteilen. Von diesem empfing sie für seine geplante Märchensammlung Johann Georg Büsching, Hagens naher Freund und gleichgearteter Arbeitsgenosse. Die Urschrift Runges gab Arnim in die Hände Clemens Brentanos, der damals auch mit der Absicht, Märchen erscheinen zu lassen, umging. Diese Absicht hatte keine Folge. Aber Büschings 'Volks-Sagen, Märchen und Legenden' und Grimms 'Kinder- und Hausmärchen' traten in dem einen Jahre 1812 hervor: jene früher, diese später. Beide Sammlungen enthielten die beiden Märchen Runges, dergestalt, dafs uns für den Machandelboom Arnims Einsiedlerzeitung als der erste Druck, für den Fischer Büschings und Grimms Märchensammlungen als die ersten Drucke zu gelten haben. Das Urmanuskript Runges ist nicht wieder aufgetaucht.

Was die Brüder Grimm mit ihren Sammlungen geleistet haben, das empfindet man erst dann, wenn man ihre Ausgabe und die Büschings, mit der sie einzelne Stücke sogar gemeinsam haben, in Parallele rückt. Es sinkt alsdann der Irrtum, als ob die Brüder Märchen und Sage so aufgeschrieben hätten, wie sie aus dem Munde der Märchenerzähler ihnen zugekommen wären. Grimms Verdienst bestand vielmehr in der kunstgemäfsen Stilisierung, in der litterarischen Wiedererschaffung längst vorhandener allgemeiner Stoffe. Das poetische Princip des Wunderhorns, nicht das wissenschaftlich-philologische, war geschäftig in ihnen. Sie erst gaben dem Märchen und der Sage ihre Form, wie Arnim und Brentano den zerfetzten Liedern aus dem Munde derer, die sie sangen. Der von ihnen geschaffene Stil beruhte auf dem Studium der älteren deutschen Poesie, deren unschuldige Weise sie dem modernen Empfinden anzupassen unternahmen. Es war der richtige Takt, von dem sie sich leiten liefsen. Bei Büsching ist keine Spur von alledem zu finden. Er hat keinen Stil für Märchen, für Sage oder für Legende. Er weifs die Gattungen nicht zu scheiden. Wie gut gewollt, aber schlecht gekonnt ist, was er über sich und seine Stoffe dem Leser zu eröffnen hat. Wie wendet sich dagegen Grimms Blick in alle Tiefen und Höhen der Märchenpoesie. Bei Büsching läuft das Verschiedenste bunt durch- und nebeneinander her. So sagenungemäfs z. B., wie sein Eingang zum 'Wunderring im Hause derer von

Alvensleben' (S. 200), ist niemals eine Sage begonnen worden. Die prächtig vorgetragenen Märchen Runges erscheinen bei Büsching innerhalb einer Gesellschaft, in die sie nicht gehören. In Grimms Sammlung stehen sie wie unter ihresgleichen. Kein greller Wechsel des Stiles und des Vortrages stört unser Empfinden, wenn wir sie mit den übrigen in einem Zuge lesen. Grimms waren sich des Unterschiedes zwischen ihrer Arbeit und der Büschings wohl bewufst; zu Görres (8, 350) hat sich Wilhelm darüber ausgesprochen, Jacob öffentlich in einer Recension (6, 130).

Dieses vergleichende Lesen der beiden Märchen trug mir nun aber die sonderbare Bemerkung ein, dafs die Texte des Machandelbooms an den drei Urstellen und die des Fischers an den zwei Urstellen formell und dialektisch ganz verschieden lauten, während sie materiell im wesentlichen sich decken. Ich suche diese Verhältnisse anschaulich zu machen:

a) Machandelboom.

Arnim hat das Märchen in zwei Nummern seiner Einsiedlerzeitung gegeben. Über dem ersten Teile steht die Überschrift 'Von den Mahandel Bohm', über der Fortsetzung jedoch 'Von den Machandel Bohm'; im Texte dagegen findet sich nur die Form 'Machandelboom'. Büsching überschreibt 'Von dem Mahandel Bohm' und normiert im Innern des Textes stets 'Mahandelboom'. Bei Grimms begegnet 'Van den Machandel-Boom' als Überschrift und nur 'Machandelboom' im Texte. Man sieht, wie Arnims ungleichmäfsiges Verfahren fortgewirkt hat. Wahrscheinlich, wie ich darthun werde, hatte Runge selbst keine Überschrift gesetzt, sie rührt wohl erst von Arnim her.

Um den Unterschied der dreifachen Schreibung und der Dialektfärbung zu zeigen, will mir kein anderes Mittel als die Gegenüberstellung der Texte als ausreichend erscheinen. Ich wähle die wundervolle Stelle gleich am Eingange des Märchens aus, wo erzählt wird, wie sich der schönen frommen Frau ihr heifsester Wunsch erfüllt. Sie steht im Winter unter dem Wacholderbaum auf ihrem Hofe und schält sich einen Apfel. Sie schneidet sich in den Finger, dafs das Blut in den Schnee fällt. Da wünscht sie sich ein Kind, so rot wie Blut und so weifs wie Schnee. Und nun heifst es weiter bei

Arnim:

... un ging een Maand hen, de Snee vör ging un twee Maand dar was dat groin, un Dree Maand da kemen de Bloimer ut de Erde, un Veer Maand dar drungen sik alle Boimer in dat Holt un de groinen twige weeren all in een anner wussen dar sungen de Vägelkens dat dat ganze holt schallt, un de Blöten felen von de Boimes dar was de fyfte Maand weg, unse stand ienner den Mahandelboom de rook so schoin do sprang eer dat hart vör freuden unse feel up eere knee un kande sik nich laten, un as de seste Maand vörby was dar ward en de früchte dik un stark da ward se gans still, un de söben de Maand da greep se nade Machandelbeeren un att se so nidsch, da ward se trurig un krank, darging de Achte maan hen, un se reep eeren Mann un weende un sed, wen ik starve so begrave my ünner den Machandelboom, da wurde se gans getrost un freute sik bett de neegte maand vorby was dar kreeg se een Kind so

Büsching:

... un ging een Maand hen, de Snee vör ging, un twee Maand dar was dat groin, un dree Maand, da kemen die Bloimer ut de Erde, un veer Maand, dar drungen sik alle Boimer in dat Holt, un de groinen Twige weeren all in een ander wussen. Dar sungen de Vägelkens, dat dat ganze Holt schallt, un de Blöten felen von de Boimes. Dar was de fyfte Maand weg, un se stand ünner den Mahandelboom, de rook so schoin; do sprang eer dat Hart vör Freuden, un se feel up eere Knee un konnde sik nich laten. Un als de seste Maand vörby was, dar warden de Früchte dik un stark, da ward se gans still. Un de söbende Maand, da greep se na de Mahandelbeeren un att se so nidsch, da ward se trurig un krank. Dar ging de achte Maand hen, un se reep eeren Mann un weende un sed: „wen ik starve, so begrave my ünner den Mahandelboom". Da wurde se gans getrost un freute sik, bett de neegte Maand vorby was, dar kreeg se een Kind, so

Grimms:

... un ging een Maand hen, de Snee vörging, un twee Maand, daar was dat grön, un dree Maand, daar kemen de Blömer ut de Eerde, un veer Maand, daar drungen sick alle Bömer in dat Holt, un die grönen Twige weeren all in een ander wussen; daar sungen de Vägelkens, dat dat ganze Holt schallt, un de Bleujten felen van de Bömer, daar was de fyfte Maand weg, un se stund ünner den Machandelboom, de rook so schön; do sprung eer dat Hart vör Freuden, un se feel up eere Knee und kunde sick nich laten, un as de söste Maand vörbi was, daar wurden de Früchte dick un stark, do wurd se ganz still, un de söwende Maand, do greep se na de Machandelbeeren un att se so nidsch, do wurd se trurig un krank; daar ging de achte Maand hen, un se reep eeren Mann, un weende un sed: wenn ick starve, so begrave my ünner den Machandelboom! Do wurde se ganz getrost un freute sick, bett de neegte Maand vörby was, daar kreeg se een Kind, so

witt as Snee un so rot as bloot un as se dat sah so freute se sik so dat se sturv.	witt as Snee un so root as Bloot; un as se dat sah, so freute se sik so, dat se sturv.	witt as Snee und so rood as Blood; un as se dat sach, so freute se sick so, dat se sturv.
Dar begrob eer Man se unner den Machandelboom.	Dar begrob eer Man se unner den Mahandelboom.	Daar begroof eer Mann se ünner den Machandelboom.

Man erkennt, daſs Arnim und Büsching, der letzte nur die Schreibung abgleichend, gegen den Text bei Grimms zusammenstehen. Büsching hat das Märchen, wie seine Anmerkung S. 451 besagt, direkt aus der Zeitung für Einsiedler entlehnt und thatsächlich auch Arnims Irrtum betreffs der Vornamen Runges (das Kindermärchen sei 'nacherzählt von Ph. D. Runge') unberichtigt beibehalten. Aber Grimms?

b) Der Fischer.

Brentano, der Runges Originalhandschrift in Händen hatte, nannte das Märchen Runge selbst gegenüber 'Buttje Buttje'. Bei Büsching heiſst es 'Von den Fischer und syne Fru'. Grimms bieten 'Von (Register: Van) den Fischer un siine Fru'. Ich glaube, daſs sowohl dies wie das vorige Märchen in Runges Manuskript keine Überschriften hatten: niemals werden in Briefen zwischen Runge, Zimmer und Arnim die beiden Märchen bei einer Überschrift genannt. Arnim erst gab, wie er bei den Volksliedern des Wunderhorns auch verfuhr, dem ersten Märchen bei der Veröffentlichung die Überschrift. Diese Annahme, wenn sie zutrifft, würde leicht erklären, woher es kommt, daſs die Schreibung des Titels (Ma[c]handel-Bohm) von der des Rungeschen Textes (Machandelboom) abweicht; und dann folgte daraus, daſs nur die Form 'Machandelboom' mit ch, nicht die erste (durch Druckfehler bei Arnim entstandene) Form 'Mahandelboom' mit h, die Büsching durchführt, der ursprünglichen Absicht Runges entspräche. Der so geformten Überschrift des ersten Märchens ist vielleicht schon von Arnim, vielleicht von Büsching die des zweiten nachgebildet worden, die in Grimms Sammlung überging. Büsching sagt in der Anmerkung S. 452 über das Märchen: 'Soll auch aus der Erzählung des verstorbenen Mahlers Runge aufgenommen sein und ward mir handschriftlich durch meinen Freund von der Hagen mitgetheilt.' Die

unklare Fassung des vorderen Satzes läfst erkennen, dafs Büsching über die Dinge nicht Bescheid wufste; den Inhalt des zweiten Satzes ergänzen die Brüder Grimm im Anhang ihrer Märchen (1812, S. X) dahin, dafs Arnim es von der Hagen überlassen habe. Eigentlich stehen sich also bei diesem Märchen von der Hagen und die Brüder Grimm gegenüber, als diejenigen, die von dem Original die Abschrift nahmen. Indessen citiere ich zu den folgenden Parallelstellen doch nur Büschings Namen.

Es war einmal ein Fischer und seine Frau, die wohnten zusammen im Pispott, und —

Büsching:	Grimms:
un de Fischer ging alle Dage hen, un angelt. So ging, un gin he hen, lange Tyd.	un de Fischer ging alle Dage hen un angelt, un ging he hen lange Tid.

Der Fischer safs einst am See (B: an'n See, Gr: an de See) und holte mit der Angel einen grofsen Butt heraus:

Dar sed de Butt to em: „ik bid dy, dat du my lewen lest, ik bin keenen rechten Butt, ik bin een verwünschter Prins, sett my wedder in dat Water, un laat my swemmen.“	de Butt sed' to em: „ick bidd di, dat du mi lewen lettst, ick bin keen rechte Butt, ick bin een verwünscht' Prins, sett mi wedder in dat Water und lat mi swemmen“ —

Der Fischer erfüllt die Bitte:

Dar sett he em wedder in dat Wader, un de Butt ging furt weg to Grunde un leet eenen langen Strichen Bloot hinner si.	Dar sett't he en wedder in dat Water, un de Butt ging fuurts weg to Grun'n un leet eenen langen Stripen Bloot hinne sich.

Der Mann erzählt (B: vortellt, Gr: vertellt) die Geschichte seiner Frau, und nun geht, auf ihren Antrieb, das Wünschen los. Er ruft den Butt herbei:

„Ach — sed de Mann — ik hev dy doch fungen hot;	„Ach! sed' de Mann, ick hev di doch fangen hätt,

und wünscht sich von ihm eine kleine Hütte. Der Wunsch ist, wie er heim kommt, schon erfüllt. Eine Stube, Kammer und Küche, und —

un der achter was een lütje Garn mit allerley Grönigkeeten un een hof, da weeren honne un Eenden.	und da achter was een lütte Gaarn mit allerhand Grönigkeiten un een Hoff, da weeren Höner und Aanten.

Als die Frau weiter drängt, erklärt der Mann zuerst:

„ik mag nu nich all wedder kam, den Butt mag et vordreeten.“	„ick mag nu nich all wedder kamen, den Butt mügt et verdreeten.“

Indes es nützt ihm alles nichts. Zuletzt wünschen und erhalten sie ein grofses Schlofs (B: groten Pallas, Gr: groten Pallast):

Mit das gingen se tosamen hein; dar weeren so veel Bedenten, un de Wende weeren alle blank, un goldne Stöhl un Dischen weeren in de Stuve —	Mit des gingen se tosamen herin, daar weeren so veel Bedeenters, un de Wände weeren all blank, un goldne Stööl un Dische weeren in de Stuw —

Die Frau ist aber noch nicht zufrieden:

„Na, dann will ik König syn — seyd de Fru — ge hen tun Butt, ik will König syn.“ —	na denn will ick König sin — (das Übrige fehlt)
„Ach Fru — sed de Mann — etc.	„Ach! Fru etc.

Der Mann widerrät auch seiner Frau des weiteren:

watt wist du Pobst waren; Pobst is man eenmal in de Kristenheet	wat wist du Pabst warden, Pabst is man eenmal in de Christenheit.“

aber vergebens, und zuletzt sind der Fischer und seine Frau wieder in ihrem Pispott angelangt:

Dar sitten se noch hüt up dissen Dag.	Daar sitten se noch hüt un dissen Dag.

Aus diesen Zusammenordnungen ersehen wir, dafs jede Partei, Büsching wie Grimms, in allem Formalen ungefähr sich gleich geblieben ist, beide aber gleich weit, wie beim Machandelboom, voneinander abstehen. Zwar schreibt Büsching wieder die Hauptwörter mit grofsen Anfangsbuchstaben, beläfst jedoch in ein paar Fällen, z. B. oben 'honne' und 'hof', die kleinen Anfangsbuchstaben, so dafs man schliefsen mufs, dafs der principlose Wechsel der Anfangsbuchstaben der Substantiva, den Arnims Druck des Machandelbooms aufweist, bereits in Runges beiden Urschriften vorhanden war. Arnims Druck des Machandelbooms und Büschings Druck des Fischers halten gleichmäfsig den Diphthong oi fest, wo bei Grimms ein ö begegnet, z. B. schoin und schön. Aber was zwischen den drei Druckstellen des Machandelbooms nicht der Fall war, tritt bei den beiden Druckstellen des Fischers hervor: es schleichen sich einzelne stilistische, darstellerische Differenzen

ein. An der ersten (oben ausgehobenen) Stelle neigt sich jedoch unsere Entscheidung zu Gunsten des Büschingschen Textes; denn das iterierende 'So ging un gin he' ist volksmäſsig, dem Stile beider Rungeschen Märchen gerecht und vortrefflich an seiner Stelle: Grimms bieten hier also den geringeren Text. Bei der drittletzten Probe oben fehlt Grimms ein Sätzchen, das Büsching bietet, das aber gerade so wie die anderen Aufforderungen der Frau: 'ga tum Butt, ik wull Kayser syn' oder 'ga hen tun Butt, ik will waren as de lewe Gott' berechtigt ist und später merkwürdigerweise wieder erscheint. Also auch hier hat Büsching den besseren Text. Den Büschingschen Schluſs 'noch hüt up dissen Dag' ziehe ich gleichfalls dem Grimmschen 'noch hüt un dissen Dag' vor; der Ausgang vieler Grimmschen Märchen, z. B. 'De Gaudeif un sien Meester', bestimmt mich dazu. Während also der Büschingsche Text des Fischers sich als der Urschrift näherstehend zu empfehlen scheint, behauptet der Anhang der Grimmschen Sammlung (1812, S. X) das gerade Gegenteil: Büsching erhält den Tadel, dies Märchen sei von ihm 'nicht ohne Fehler' abgedruckt worden.

Wir stehen wie vor einem Rätsel. Was berechtigte Grimms zu diesem Tadel? Warum verändert ihre Dialektbehandlung den beiden Märchen das ihnen von Arnim und Büsching gleichmäſsig verbürgte Äuſsere? Sprachwissenschaftliche Bedenken waren schwerlich das Motiv dazu. Denn in eine bewuſste Dialektforschung, die eine so weit ihnen abliegende Mundart, wie die pommersche, schon herbeigezogen hätte, waren die Brüder um jene Zeit nicht eingetreten.

Keine abstrakte Methode würde erschlieſsen können, was eine Quelle, die ich öffne, mühelos hervorbringt. Diese Quelle sind Briefe des Verlegers Georg Andreas Reimer an Wilhelm Grimm. Bei der Sichtung und Ordnung der Grimmschen Nachlaſspapiere, wie sie durch Vermächtnis der Erben, allein wissenschaftlichen Studien dienstbar, auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin verbleiben werden, nahm ich Reimers die Herstellung der ersten Märchenausgabe begleitende Briefe durch. Wilhelm Grimms Briefe an Reimer sind leider nicht erhältlich. Die groſse Nachlaſsmasse Reimers ist — durch Diebstahl, wie ich höre —

einst zerstreut und verzettelt worden. Hier und da tauchen noch immer einzelne Stücke auf, bei denen Reimers, als des Adressaten, Name entweder herausgeschnitten oder durch Federstriche unleserlich gemacht worden ist. Ich besitze selbst derartig mifshandelte Blätter von Arnim und von Heinrich von Kleist an Reimer, die noch nicht gedruckt sind. Es verschlägt indes nicht viel für unsere Frage, dafs Grimms Briefe aus dieser Zeit fehlen. Die Zeugnisse, die ich beizubringen vermag, reichen aus, um darzuthun, dafs die Dialektbehandlung der beiden Märchen nicht von Grimms herrührt.

Georg Reimer war ein Pommer von Geburt. Die Verlagsbuchhandlung, die er in Berlin begründet hatte, stand in hohem Ansehen. Er hing, vor den Freiheitskriegen, freundschaftlich mit denjenigen preufsischen Patrioten zusammen, die den Kampf gegen Napoleon wollten und der Kanzlerschaft Hardenbergs widerstrebten. Er war der Verleger von Werken E. M. Arndts, Achims von Arnim, Heinrichs von Kleist, und alle die Drangsale, die das Hardenbergische Regime nacheinander über 'seine Autoren' (wie Verleger sagen) brachte, hatte er schliefslich selber durchzukosten. Ein eben erschienenes Lebensbild aus der Feder seines Sohnes Hermann Reimer bringt uns gerade diese Verfolgungen wieder näher. Arnim vermittelte seinen Freunden Grimm in Kassel den Verlag der Märchen bei Reimer. Er benachrichtigte sie (13. Juni 1812), Reimer wolle ihre Kindermärchen drucken und sich so mit ihnen setzen, dafs er ihnen dann erst ein gewisses Honorar gebe, wenn eine bestimmte Zahl von Exemplaren verkauft sei, womit Wilhelm Grimm sich einverstanden erklärte.

Diese Dinge bilden die Voraussetzung für die Mitteilungen aus Reimers Briefen, die nun folgen sollen. Reimer, der im Sommer 1812 seine Geburtsstadt Greifswald besucht hatte, schrieb auf der Rückreise, in Anklam, an Wilhelm Grimm (17. September 1812): 'Ihren Brief vom 15. August habe ich erst vor wenig Tagen in Greifswald erhalten, lieber Grimm; er wurde mir dahin nachgesandt .. Es freut mich, dafs Sie meinen durch Arnim Ihnen gemachten Vorschlag annehmlich gefunden haben.' Auf sein Ersuchen schickten die Brüder Grimm sofort Manuskript ein, und der Druck begann. Reimer am 30. Oktober 1812: 'Ihre beiden

Manuscriptsendungen (die letzte heute) sind richtig bei mir eingetroffen, lieber Grimm. Der Druck war inzwischen so weit vorgerückt, dafs es an Manuscript zu fehlen beinahe anfing, indem schon elf Bogen gesetzt sind, ich Ihnen auch hiebei bereits Aushängebogen senden kann. Möchten Sie sowohl in Ansehung des Äufsern als besonders auch der Correctur sich für befriedigt erklären!' Da das Märchen vom Fischer und siner Fru, das bei Grimms zuerst kommt, in der Ausgabe von 1812 die Seiten 68 bis 77 umfafst, also auf dem fünften Bogen steht, so kam es den Brüdern auf den Aushängebogen, die sie jetzt erhielten, bereits im Reindruck zu. Reimer empfand, dafs ihnen die äufsere Gestalt desselben auffallen müfste, und fortfahrend in seinem Briefe gestand er zu seiner Entschuldigung und ihrer Beruhigung ein: 'Das plattdeutsche Märchen habe ich aber vor dem Druck selbst noch der Correctur unterwerfen müssen, und ich hoffe deshalb Ihre Verzeihung zu erhalten, da die Erzählung aus meinem Geburtslande stammt und ich also einige Einsicht darin zu haben glaube; auch habe ich mit aller Sorgfalt jeden zweifelhaften Ausdruck genau mit Dähnerts plattdeutschem Wörterbuche verglichen und überdies mich noch eines verständigen Freundes Rath und Hülfe bedient. Freilich kommen immer noch einige Ausdrücke vor, die eigentlich nur dem Hochdeutschen entlehnt sind, allein diese liefsen sich nicht ausmärzen, ohne ganze Perioden zu ändern. Wie erfeulich würde es mir seyn zu hören, dafs mein Verfahren Ihnen weder ungeschickt noch eigenmächtig erschienen sei, und Ihre Billigung erhalten habe.'

Also Reimer hatte eigenmächtig und ohne Auftrag gehandelt. Zwar Greifswald und Wolgast liegen nicht weit voneinander. Aber war Reimer mit dem Plattdeutsch wirklich so vertraut? Ich habe als die Regel erfahren, dafs Städter, selbst Kleinstädter, das Platt des umliegenden Landes nicht beherrschen; schon zwei benachbarte Dörfer können verschiedene Mundart sprechen. In Runges Person war uns eine Einheitlichkeit der mundartlichen Behandlung gewährleistet, die vielleicht, was ich nicht weifs, in Kleinigkeiten irren mochte. Reimer dagegen hob diese Einheitlichkeit auf. Den Rungeschen Wein verschnitt er nicht nur mit eigenem, sondern auch mit Dähnertschem Gewächse. Das 1781 erschienene Plattdeutsche Wörterbuch von dem Greifswalder Pro-

fessor Johann Carl Dähnert war 'nach der alten und neuen Pommerschen und Rügischen Mundart' zusammengestellt und sollte etwas wie ein gemein-pommerisches Platt, ohne örtliche Färbung der Mundarten, darstellen. Reimers unberufene Thätigkeit läfst sich jetzt von uns genauer kontrollieren und bestimmen. Abweichungen, innerhalb der oben gegebenen Proben, wie: Tid, bidden, daar, Water, Höner, Aanten, Dische als Plural entsprechen den Aufstellungen Dähnerts in seinem Wörterbuche. Hingegen die Veränderung des Rungeschen 'to Grunde', das auch nach Dähnert zu recht besteht, in 'to Grun'n' fällt allein Reimer zur Last; ebenso 'Bedeenters', ein Wort, das bei Dähnert überhaupt nicht begegnet. Dähnert bietet für 'werden' als zwei mögliche Formen 'waren' und 'warden', seine Beispiele enthalten jedoch nur die Form 'waren': Runges Form 'waren' ist aber stets von Reimer durch 'warden' ersetzt worden. Dagegen 'eenen langen Strichen Bloot' bei Büsching mag wirklich ein auf Schrift beruhender Irrtum für 'Stripen' sein, was Reimer einsetzte. Das wäre denn auch die einzige Verbesserung, die durch Reimer in die Überlieferung gekommen wäre. Alles übrige ist Trübung der ursprünglich reineren Lautgestalt des Märchens. Die Mundart in der Grimmschen Sammlung hat also nimmer existiert.

Derselben Behandlung unterwarf Reimer auch den Machandelboom. Z. B. Eerde, Bleujte, söwende ist nach Dähnert, begroof von Reimer. Das Märchen steht in Grimms Sammlung auf den Seiten 203—217, nimmt also ungefähr einen Bogen ein. Reimer hatte von dem früheren Abdruck in Arnims Einsiedlerzeitung keine hinderliche Ahnung. Aber als die Texte ausgedruckt waren, kamen die wissenschaftlich-litterarischen Nachweisungen des Anhangs an die Reihe. Jetzt geriet Reimer ins Gedränge. 'Ich bin genöthigt,' schrieb er am 1. Dezember 1812, 'meinem am vorigen Posttage an Sie erlassenen Brief diesen sogleich folgen zu lassen, lieber Grimm, weil mir bei der Correctur der Anmerkungen die die Erzählung vom Machandelboom betreffende ein grofses Bedenken gemacht hat. Es steht nemlich daselbst: es sei diese wörtlich nach mündlicher Mittheilung Runges abgedruckt, um damit die eigenthümliche Behandlung des Plattdeutschen darin zu rechtfertigen. Ich der ich diese Absicht nicht zuvor kannte, habe mich um so mehr berechtigt gehalten, die Aenderung nach den-

selben Principien vorzunehmen, wie bei der Erzählung vom Fischer, als die Abschrift viel correcter und den Regeln des Plattdeutschen zusagender war, als bei dem Fischer, und daher die Änderungen viel weniger und unbedeutender waren. Zudem war auch eine nicht unbedeutende Ungleichheit in der Schreibart, wie ich aus der Handschrift beweisen kann, die daher den ganz wörtlichen Abdruck schon nicht gestattete und Correcturen durchaus nöthig machte; sodann glaube ich auch, daſs es nicht rathsam sei etwas in einer Sprache drucken zu lassen, die nicht wirklich irgendwie einmal geredet worden, wie es z. B. Hagen anfänglich mit den Nibelungen zu vieler Miſsfallen gethan hat.' Lauter Scheingründe natürlich, die Reimer wie ein Redakteur, der ein schlechtes Gewissen hat, zur Bemäntelung eines verunglückten Übergriffes hervorsucht.

Eine ganz unerwartete Instanz, die Reimer noch für sich anführte, war — Ludwig Tieck. Schon am 28. November 1812 schrieb er an Wilhelm Grimm, die Kürze seines Schreibens entschuldigend: 'Ich erwarte in dieser Stunde Tieck, der einige Zeit hier bei mir wohnen wird.' Am 1. Dezember setzte Reimer nun hinzu: 'Endlich hat mir auch noch zu meiner gröſsten Beruhigung Tieck, dem ich die Sache mittheilte, gesagt, die Erzählung sei gar nicht so abgefaſst, wie er sie selbst häufig aus Runges eigenem Munde gehört habe, selbst in einigen Wendungen und Momenten der Entwickelung verschieden.'

Es ist, wie mir scheint, von weittragender Bedeutung, dies erst jetzt hervortretende neue Moment, daſs Tieck in die Grimmschen Märchen, noch während ihres Entstehens, schon Einsicht genommen hat. Denn beim Machandelboom allein wird er nicht stehen geblieben sein. Man bedenke: er lieſs 1812 den Phantasus erscheinen, in den er seine älteren und neuen Märchen einlegte. Man vergegenwärtige sich von den früheren den blonden Eckbert oder den dramatisierten Blaubart, von den neuen den Liebeszauber oder die Elfen, um zu erkennen, wie Tieck die Pflichten und Rechte eines Dichters dem Märchen gegenüber auffaſste. Er betrachtete das Märchen an sich als Stoff, als Material, und 'Jeder bearbeitet es auf eigene Weise und denkt sich etwas anderes dabei' läſst er eine der sich unterredenden Personen sagen. Wie hätte ihn da die Grimmsche Sammlung,

die ja aus der Arnim-Brentanoschen Gruppe, wie er wufste, kam, nicht zur Lektüre reizen sollen? Von dieser Gruppe stand er abseits, ob er gleich von ihnen, auch von Grimms zum Blaubart, Kater u. a., ehrenvoll genannt wurde. Grimms Art, Märchen zu erzählen, war eine andere als die Tiecks. Grimms litterarische Formgebung der Märchen machte fast da schon Halt, wo Tiecks Arbeit erst begann. Brentano selbst, als Grimms Märchen erschienen, äufserte sein Mifsbehagen an denselben: natürlich, da er die Märchen wieder auf seine Art behandelte. Und so sehe ich in dem, was Reimer als die Ansicht Tiecks hinschreibt, zuerst eine gewisse Nichtzufriedenheit desselben mit der Sammlung der Brüder. Tieck hat kein kritisches Wort öffentlich gegen Grimms gesagt, ebensowenig Clemens Brentano: aber darin, dafs beide an ihrer Manier festhielten, liegt eine unausgesprochene Kritik der Grimmschen Art verborgen. Die Widerstände selbst gegen ein Werk wie die Grimmschen Märchen waren ihrer Zeit viel stärker und zäher, als es heute, wo sie allgemein durchgedrungen sind, uns scheinen möchte. Die Angabe, dafs Tieck von Runge selbst die Märchen anders, als die schriftliche Gestaltung lautete, gehört habe, ist doch gar zu interessant für uns. Reimer hat sie nicht sich aus der Luft gegriffen; denn auch Steffens erzählte Wilhelm Grimm 1809 in Halle, von Runge, der sonst keine Märchen kenne, die beiden plattdeutschen öfters gehört zu haben. Ich glaube daher an die Richtigkeit der ganzen Reimerschen Aussage. Diesen Glauben erleichtert mir die allmähliche Ansammlung unvollständiger Varianten der beiden Märchen bei Grimms und ihren Nachfolgern und erschwert mir keineswegs der Brief Runges an Arnim vom 31. Mai 1808, worin er allzu bescheiden jedes Verdienst für seine Person ablehnte, 'da es blofs Zufall sei, dafs er die beiden Märchen vollständig zu hören bekommen habe'. Tiecks Erinnerung konstatiert nur das, was bei unbefangener Betrachtung des Aufbaus der Märchen sich ohnehin ergeben mufs.

Trotz Tieck fühlte sich Reimer doch noch immer in der Klemme. 'Inzwischen', fuhr er zu Wilhelm Grimm am 1. Dezember 1812 fort, 'sind alle diese Gründe bei weitem nicht hinreichend, um Ihrem Autorrecht nur die geringste Kraft zu entziehen, und ich bescheide mich gern, wenn Sie es verlangen, die

ganze Erzählung, welche gerade einen Bogen einnimmt, genau nach der Handschrift abdrucken zu lassen, wenn Sie aus irgend einem Grunde dies für besser achten. Verzeihen Sie sodann nur meinen Eingriff in Ihr Recht, der aber in der besten Absicht geschah. Billigen Sie hingegen, wie ich nach den Umständen doch kaum erwarte, mein Verfahren, so werde ich die angezogene Stelle der Anmerkung dahin ändern, daſs der Eigenthümlichkeit des Ausdrucks keine Erwähnung geschieht. Ihre kurze Antwort erwarte ich umgehend, damit der Druck und die Ausgabe des Büchleins nicht verzögert werde; vielleicht ist es möglich, sie mit der Abschrift des fehlenden Märchens ('Von den drei Schwestern', nach anderen Briefen) zugleich zu erhalten.'

Die Brüder Grimm werden von diesen Bekenntnissen nicht erbaut gewesen sein. Allein Weihnachten und das Weihnachtsgeschäft stand vor der Thür. Einspruch von ihrer Seite bedeutete Verzögerung und Verlust. Einige Ausstellungen allgemeiner Art scheinen sie gemacht zu haben. Am 20. Dezember 1812 sandte Reimer ihnen mit den noch übrigen Aushängebogen die geforderten Exemplare auf gewöhnlichem und Druckpapier. Er habe in möglichster Eile den Druck beendigen lassen, weil die Zeit höchst knapp geworden sei: 'So mag es wol gekommen seyn, daſs am Schluſs vielleicht einiges versehen worden, oder bei der Correctur die Sorgfalt weniger genau gewesen ist. Doch, denke ich, soll Alles ohne bedeutende Fehler abgegangen seyn, was ich jetzt nicht durchsehen kann, da selbst diese Revision Mangel an Zeit nicht gestattet.'

Und weiter dann in demselben Briefe: 'Ihrer Erlaubniſs gemäſs, sind also die plattdeutschen Märchen geblieben, wie ich sie anfangs habe abdrucken lassen. Die Abweichungen von dem landesüblichen Dialekt waren in der That nur aus Unkenntniſs oder Mangel an Gedächtniſs beim Erzähler entstanden, und da diese Abweichungen in sich nicht einmal consequent durchgeführt waren, wie ich aus vielen Stellen deutlich beweisen kann, so würden sie nur als Unvollkommenheiten erschienen seyn; deshalb halte ich die Aenderungen wirklich für eine Verbesserung.' Es bereitet einem ein psychologisches Vergnügen, zuzusehen, wie sich Reimer ganz unschuldig zu dem Bewuſstsein einer verdienstlichen That hinauftäuscht.

Nun werden wir die sonderbare Fassung der Anmerkungen im Grimmschen Anhang begreifen. Zum Fischer S. X: 'Dieses Märchen welches der seel. Runge aus der pommerschen Mundart treflich niedergeschrieben, theilte uns Arnim 1809 freundschaftlich mit, von demselben durch v. d. Hagen erhielt es auch Büsching und hat es in seiner Sammlung wiewohl nicht ohne Fehler abdrucken lassen.' Das Schlufssätzchen entstand so unter der Fassung Reimers. Über das Märchen vom Machandelboom heifst es nur noch S. XXIX: 'Dieses wunderschöne Märchen ist uns von Runge mitgetheilt worden,' alles Ursprüngliche ist von Reimer bis zur Wesenlosigkeit abgestreift worden.

Unter diesen Umständen hatten die Brüder Grimm vor dem eigenen Texte, den sie mit ihrem Namen deckten, keinen Respekt. Jacob trug am Rande des Handexemplares eine Reihe von Bemerkungen, Bedenken oder Berichtigungen ein. Zum Fischer z. B.: S. 69 hinner anstatt hinne, lüttje anstatt lütte; S. 70. 73. 76 tom Butt anstatt tum Butt. S. 75 in dem Satze 'Dar ging he recht vörzufft staan und sed' markierte Jacob durch Unterstreichen und Fragezeichen sein Nichtverständnis des Wortes 'vörzufft', wo Büsching 'vörtogtsten' darbietet: 'vörzufft' ist jedoch später beibehalten worden und wird durch einen Klammerzusatz bei Grimms durch 'verzagt' erklärt. Zum Machandelboom z. B.: S. 204. 205 in stund das d notiert; S. 205 in 'keene ruhige Stede' das Adjektiv 'ruhige' als mundartlich fehlerhaft unterstrichen, was nach Dähnert 'rauig' heifsen würde; S. 207 notierte er 'daröver vörschrak' anstatt 'daräver varschrak'; S. 216 strich er in dem Satze 'daar truck se de nien rooden Scho an' das Verbum 'truck', wofür er am Rande tog, toog oder treckt versuchte, als bedenklich an und traf damit unbewufst auf Büschings Lesart 'took'.

An die zweite Ausgabe der Grimmschen Märchen, von 1819 bis 1822, tritt man daher mit der Erwartung heran, dafs die Mifsverständnisse nun ins reine gebracht sein werden. Aber da irrt man sich. Die Fassung der Anmerkungen, jetzt zuerst gesondert im dritten Bande, zeigt zwar, dafs den Brüdern die Erinnerung noch nicht verloren war. Beim Fischer, S. 29, ist der ganze Passus über von der Hagen und den angeblich fehlerhaften Text bei Büsching fortgelassen. Der Machandelboom,

S. 79, erhält jetzt nur noch den Vermerk: 'Von Runge nach der Volkserzählung aufgeschrieben' — weiter nichts. Im übrigen aber ist der Text der ersten Ausgabe eine Macht geworden, die sich durch ihr Dasein behauptet und weiterfristet. Die Veränderungen sind minimal. Im Fischer die folgenden nur. 1819 S. 97: Von dem Fischer un siine Fru (1812 S. 63: .. den .. und ..); S. 98 hinner sich (S. 69 hinne sich) — stimmt, wenn nicht etwa bloſser Druckfehler, mit Jacobs Forderung; S. 98 Prins, daar hadd he (S. 69 .. doon ..); S. 104 der Schluſssatz: Daar sitten se noch hüt up dissen Dag — also wie die Betrachtung oben S. 289 als das Richtige ergeben hatte. Beim Machandelboom sind die Varianten fast noch geringfügiger. 1819 S. 231 toriden (1812 S. 206 toreden); S. 238 kamm de Vagel anflogen (S. 214 anflegen); S. 238 früdig (S. 214 freudig); S. 240 Weld (S. 216 Werld). Jacobs Bedenken sind also weder für den Fischer noch für den Machandelboom praktisch geworden.

Diese so zu stande gekommenen Texte bleiben nun fest bei Grimms bis zur kleinen Ausgabe, der fünften Auflage, vom Jahre 1841: nur daſs hier, S. 156, wieder die Wortform 'Werld' zu finden ist. Dann aber erscheint plötzlich eine ganz andere Gestalt der beiden Märchen, die in jedem Worte fast, mundartlich oder stilistisch, von der früheren abweicht.

Ich führe zur Veranschaulichung ein paar oben ausgehobene Stellen in der neuen Gestalt hier an, und zwar citiere ich nach der groſsen Ausgabe vom Jahre 1857. Aus dem Machandelboom:

1, 232 (vgl. oben S. 285) un't güng een Maand hen, de Snee vorgüng: un twee Maand, do wöör dat gröön: und dre Maand, do kömen de Blömer uut der Eerd: un veer Maand, do drungen sik alle Bömer in dat Holt, un de grönen Twyge wören all in eenanner wussen: door süngen de Vögelkens dat dat ganſse Holt schalld, un de Blöiten felen von den Bömern: do wöör de fofte Maand wech, un se stünn ünner dem Machandelboom, de röök so schön, do sprüng ehr dat Hart vör Freuden etc.

Aus dem Fischer:

1, 100 (vgl. oben S. 287): un de Fischer güng alle Dage hen un angeld: un he angeld un angeld.

Ebenda. Do säd de Butt to em 'hör mal, Fischer, ik bidd dy, laat my lewen, ik bün keen rechten Butt, ik bün 'n verwünschten Prins. Wat helpt dy dat, dat du my doot maakst? ich würr dy doch nich recht smecken: sett my wedder in dat Water un laat my swemmen'.

1, 103 (vgl. oben S. 288): 'Na', säd de Fru, 'wult du nich König syn, so will ik König syn. Ga hen tom Butt, ik will König syn.' 'Ach, Fru', säd de Mann etc.

1, 108: Door sitten se noch bet up hüüt un düssen Dag.

Die Erklärung dieses auffallenden Wechsels bei den Brüdern Grimm erbringt der Umstand, daſs inzwischen, 1840 und 1841, die Hinterlassenen Schriften Otto Runges erschienen waren, in denen die Texte in dieser Gestalt gedruckt sind.

Daniel Runge faſste bald nach seines Bruders Otto Tode den Entschluſs, die hinterlassenen Schriftstücke des letzteren zu sammeln und herauszugeben. Er hat sich, wie wir wissen, an Goethe, an Görres, an Tieck und an andere Freunde des Verewigten gewandt und deren thätige Mithilfe zu seinem Unternehmen sich erbeten. 1812 schrieb er auch an Arnim, welcher Brentano (S. 306) gelegentlich davon Mitteilung machte: 'Der Runge hat mir nochmals geschrieben wegen der Briefe seines Bruders an Dich. Weiſst Du, wo sie hier liegen? kann ich sie finden? Auch wünscht er das Originalmanuscript seines Bruders von den beiden Märchen, das ich Dir einst gegeben habe; kannst Du es ihm verschaffen?' Was Brentano darauf gethan oder geantwortet hat, darüber besitzen wir leider kein direktes Zeugnis. Es sind schlieſslich über der Sammlung an drei Jahrzehnte hingegangen. Wie das Werk vorliegt, enthält es Otto Runges Briefe an Brentano und Brentanos Nachruf auf Runge in Kleists Berliner Abendblättern vom Jahre 1810. Brentano selbst muſs diese Stücke hergegeben haben; er, Bettina von Arnim, Görres, Jacob Grimm gehören zu den Subskribenten, die das Erscheinen des Werkes möglich machten; ich benutze das Grimmsche Exemplar, das jetzt der Berliner Universitäts-Bibliothek gehört. Daſs aber das Originalmanuskript der Märchen mit zurückgekommen sei, wird nirgends gesagt oder angedeutet. Es ist auch nicht wahrscheinlich. Denn sonst würde das Schriftstück Wort für Wort abgedruckt worden sein, und man läse nicht 1, 372 die auffällige Anmerkung: 'Es sind die Plattdeutschen Stücke in diesem Abdrucke meist dem Hamburgischen Dialekte anbequemt worden; welches doch nicht vollständig hat geschehen können.' Also Daniel Runge gesteht auch wieder, eigenmächtig und nicht konsequent verfahren zu sein.

Die 'plattdeutschen Stücke in diesem Abdrucke' sind aber die oben schon besprochenen Reimereien Otto Runges in der Beschreibung seiner 'Fufsreise in Seeland' und aufserdem noch unsere beiden Märchen. Daniel Runge selber ist Zeuge dafür, dafs die Stücke ursprünglich in einer anderen Mundart, der pommerschen natürlich, abgefafst worden waren.

Aber ist sonst Treue gegen die Überlieferung beobachtet worden? Bei dem Machandelboom: ja. Ganz vereinzelt ist einmal ein kleines Wörtchen zugesetzt oder (wie in dem Liede des verwandelten Vogels) ein 'un' fortgelassen worden, offenbar in der Absicht, damit die Verse des Liedes je dreimal gleichmäfsig beginnen möchten. Also

ursprünglich bei Grimms:	bei Daniel Runge:
min Moder de mi slacht't,	Mein Mutter der mich schlacht',
min Vader de mi att,	Mein Vater der mich afs
min Swester de Marleeniken,	Mein Schwester der Marlenichen
söcht alle mine Beeniken	Sucht' alle meine Benichen,
un bindt se in een siden Dook,	Bind't sie in ein seiden Tuch,
legts unner den Machandelboom etc.	Legt's unter den Machandelbaum etc.

Im allgemeinen ist der anfängliche Bestand des Märchens durchaus bewahrt.

Anders steht es mit dem Fischer und siner Fru. Hier hat Daniel Runge so gründlich in die Textgestalt eingegriffen, dafs fast ein neuer Text entstanden ist. Die Verschiedenheit macht sich in dem Mafse geltend, dafs es nicht einmal möglich wäre, die Varianten neben dem ursprünglichen Texte zu notieren. Man müfste die Texte nebeneinander ausdrucken lassen. Die Beschreibung der Situationen ist voller gemacht worden, die Motive sind weiter ausgesponnen. Der Einschub der neuen Sätze zieht die Veränderung der alten nach sich. Durchweg hat eine Verschlechterung des ursprünglichen Märchenvortrages stattgefunden. Die Annahme etwa, dafs Daniel Runge auf dem Originalmanuskript oder auf einem wiedergefundenen Koncepte seines Bruders fufse, ist nach dem Befunde gänzlich ausgeschlossen.

Und vor diesen Texten beugte sich trotzdem Wilhelm Grimm. Zwar zeigt das Grimmsche Exemplar der Hinterlassenen Schriften Runges gerade zum Fischer einzelne Bleistiftnotizen von der Hand Wilhelms. Aber seine Bedenken waren doch, ich meine

immer noch im Gefühl des mundartlichen Zustandekommens der eigenen Texte, nicht stark genug, um sich der Aufnahme der neuen Texte zu widersetzen. Damit stimmt nun aber keineswegs die Fassung, die Wilhelm Grimm der Neubearbeitung des Anmerkungen-Bandes 1856 gab. Da heifst es (S. 28), das Märchen 'de Fischer un siine Fru' habe Runge zu Hamburg in der pommerschen Mundart trefflich aufgeschrieben: 'Es ist hernach auch in Runge's Werken abgedruckt worden.' Ja, Grimms Abdruck hatte aber jetzt den pommerschen Dialekt verloren! Zum Machandelboom (S. 77) wird jetzt nur noch bemerkt: er sei von Runge nach der Volkserzählung aufgeschrieben. In dieser letzten, von Wilhelm Grimm angenommenen Form stehen die beiden Märchen noch heute in unseren Ausgaben.

Ich fasse zusammen. Die bei Grimms von 1812 bis 1841 vorhandene Lautform der beiden Märchen ist unecht, durch Reimers Schuld. Die in Runges Hinterlassenen Schriften und bis heute in Grimms Märchen dafür eingetretene Form ist gleichfalls unecht, durch Daniel Runges Schuld. Niemals hat es diese beiden Sorten von Dialekt lebendig gegeben. Die wahre Form der beiden Märchen, wie sie aus der Hand Otto Runges mundartlich und stilistisch hervorgegangen ist, bietet uns, kleine Fehler abgerechnet, für den Machandelboom Arnims Einsiedlerzeitung 1808, für den Fischer und sine Fru Büschings Märchensammlung vom Jahre 1812.

2. Die Sage von Rodensteins Auszug.

In Grimms Deutschen Sagen, 1816 S. 244, wird die Sage von Rodensteins Auszug erzählt. Die Brüder Grimm berufen sich daselbst auf eine mündliche Quelle und laden ein, die Zeitung für die elegante Welt Nr. 126 vom 25. Juni 1811 und den Gothaischen Reichsanzeiger in mehreren Nummern des Jahres 1806 zu vergleichen.

Der Aufsatz der Eleganten Welt giebt erst die Sage selbst und läfst darauf eine Anzahl urkundlicher Belege folgen. Wie gänzlich andersgeartet die Sage bei den Brüdern Grimm zunächst auch scheinen möge, so lehrt eine Vergleichung dennoch ihre Abhängigkeit von der Darstellung in der Eleganten Welt: wie

sich das herausstellen wird. Ein Verfasser ist nicht genannt. Die Nummer der Eleganten Welt müfste uns somit für die gedruckte Urquelle der Grimmschen Sage gelten.

Indessen die anscheinend so einfache Lage der Dinge nahm für mich ein anderes Aussehen an, als ich die Sage vom Rodenstein, vier Monate früher als in der Eleganten Welt, in Heinrich von Kleists Berliner Abendblättern fand: in Nr. 42 vom 19. Februar 1811. Ebenfalls anonym und ohne Herkunftsbezeichnung. Übereinstimmend mit der Eleganten Welt und nur in kleinen Einzelheiten davon abweichend. Aber gerade aus einer einzigen Variante liefs sich erschliefsen, dafs die Abendblätter den besseren und richtigeren Text lieferten. Die Abendblätter citieren ordnungsgemäfs die 'amtlichen' Protokolle; die Elegante Welt dagegen die 'sämtlichen' Protokolle, was den Sinn verdirbt. Die 'sämtlichen' Protokolle bietet noch ein anderer Abdruck des Rodensteins, auf den ich in den Hamburger Gemeinnützigen Unterhaltungs-Blättern stiefs, in Nr. 43 vom 17. Juli 1811: der also wahrscheinlich nach dem Druck der Eleganten Welt veranstaltet worden ist.

Der Text der Berliner Abendblätter entzieht also, durch seine frühere Erscheinung und bessere Gestalt, der Eleganten Welt die Quellbedeutung für die Sage. Aber nun entsteht die Frage: ist Kleist wohl der Verfasser? oder wenigstens, ist der Text bei Kleist der erste Druck der Sage? Es hat immer seine schweren Bedenken, eine verhältnismäfsig kurze Darstellung, auf die blofse Sprache hin, einem Autor zuzusprechen oder abzusprechen. Kleist konnte den Stoff der Sage irgendwo selbst erhalten haben. Möglicherweise aber konnten auch seine Freunde und Mitarbeiter Arnim und Brentano, die den Odenwald durchstreift hatten, die Sage und die urkundlichen Belege dazu mitgebracht haben. Arnims und Brentanos anregende Teilnahme an Grimms Märchen und Sagen ist bekannt. Aber auch Kleist und seine Schriften, darunter die Abendblätter, stehen, wie ich an anderem Orte zeige, nicht aufser Zusammenhang mit den nachfolgenden Märchen- und Sagensammlungen der Brüder, sind ja auch Übersetzungsproben nordischer Sagen von Wilhelm in Kleists Abendblätter hineingeraten. Arnim war eben der Mittelsmann. Wie sollte ich mich da entscheiden?

Ein glücklicher Zufall kam mir zu Hilfe. Ich nahm für andere Zwecke den in Nürnberg damals erschienenen Korrespondenten von und für Deutschland durch, den mir hierher zu leihen das Germanische National-Museum so freundlich war. Ein wundervoll gedrucktes, klug redigiertes, gesinnungsloses Rheinbundsblatt. Das schöne Folio durch einen Strich in zwei verschiedene Regionen abgetrennt. Über dem Striche liest man die im Napoleonischen Sinne zurecht gemachten Politica, für welche die Leser unter dem Striche durch allerlei amüsante, inhaltsreiche und belehrende Literaria eingefangen werden mufsten. Im südlichen Deutschland wurde der Korrespondent sehr eifrig gelesen und hatte grofsen Einflufs. Kleist hat 1809 auf einen seiner politischen Aufsätze, um ihn als vaterlandslos zu brandmarken, in einem (von Köpke zuerst aus der Handschrift veröffentlichten) satirischen Briefe die Antwort eines deutschen Patrioten gesetzt, worüber noch einmal gesprochen werden mufs. 1810 und 1811 benutzte Kleist, wie viele andere Blätter, so auch den Korrespondenten für seine Berliner Abendblätter.

In diesem Nürnberger Korrespondenten, in Nr. 37 vom 6. Februar 1811, erscheint nun zuallererst die Sage vom Rodenstein. Von hier also, sehen wir jetzt, hat Kleist sie in seine Abendblätter (vom 19. Februar 1811) übernommen, nichts verändernd, kaum ein Wort hinzufügend. Auch dort ist der Name des Verfassers nicht genannt, noch irgendwie die Herkunft der Sage angedeutet. Aber wir werden es im Korrespondenten mit einem Originalartikel zu thun haben. Die rationalistische Auffassung von Sage und Aberglauben pafst trefflich in das 'aufgeklärte' Rheinbundsblatt. Ein Nürnberger Blatt konnte wohl dergleichen Beiträge aus dem nicht fernen Odenwalde, der so reich an volkstümlicher Litteratur war, unmittelbar an sich ziehen.

Nachdem wir so an den Anfang dieser Überlieferung der Rodensteinsage gelangt sind, fragen wir zunächst, ob und in welchem Verhältnisse die Grimmsche Sage zu ihr stehe? Es wird nötig sein, beide Fassungen zur Veranschaulichung nebeneinander zu setzen. Ich wähle aber, da auch Kleinigkeiten mitsprechen, die Textgestalt der Eleganten Welt, die die Brüder ja allein benutzten, und füge nur hier und da ein paar Varianten an:

Elegante Welt 1811.

Der Rodenstein.
(Eine Volkssage.)

In dem Odenwalde herrscht eine Sage, welche von Generation zu Generation übergehet, und durch ihr Alter, bei der in der Aufklärung noch etwas zurückstehenden Volksklasse dieser Gegend, den höchsten Grad der Glaubwürdigkeit erhalten hat. Nahe an dem, zum gräfl. Erbachischen Amte Reichenberg gehörigen, Dorfe Oberkainsbach, liegen auf einem Berge die Trümmern[1] eines vom Alter zerstörten Schlosses, Schnellerts genannt. Gegen über, eine Stunde davon, in einer schauerlich-romantischen Gegend, in der grofsen Rodensteiner Mark, lebten ehemals gewisse Herrn[2] von Rodenstein, deren Geschlecht in der männlichen Linie erloschen ist. Noch sind die Ruinen der alten Burg zu sehen, ein mächtiges Raubschlofs, dessen letzter Besitzer, durch Reichthum und Menge seiner reisigen Knechte, über die Gegend ein gewisses furchtbares politisches Uebergewicht behauptete, und die Nachbarn weit umher befehdete. Er war durch ritterliche Thaten das Wunder der Gegend geworden;

Grimms deutsche Sagen 1816.

Rodensteins Auszug.

Nah an dem zum gräflich erbachischen Amt Reichenberg gehörigen Dorf Oberkainsbach, unweit dem Odenwald, liegen auf einem Berge die Trümmer des alten Schlosses Schnellerts; gegenüber eine Stunde davon, in der rodsteiner Mark, lebten ehemals die Herrn von Rodenstein, deren männlicher Stamm erloschen ist. Noch sind die Ruinen ihres alten Raubschlosses zu sehen.

Der letzte Besitzer desselben hat sich besonders durch seine Macht, durch die Menge seiner Knechte und des erlangten Reichthums berühmt gemacht; von ihm geht folgende Sage.

[1] Korr. und Abendbl.: Trümmer. [2] K: Herren.

sein Andenken lebt noch bis auf den heutigen Tag fort; sein Schicksal hat ihn bestimmt, zu gewissen Perioden unsichtbar aus der Geisterwelt hervor zu treten, der Verkündiger von Krieg und Frieden zu werden, und im Reiche des Aberglaubens Erwartungen der Dinge, die da kommen sollen, zu erregen. Droht Kriegsgefahr, und der Tempel des Janus [1] ist geschlossen, so zieht Rodenstein von seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, Schnellerts, bei grauender Nacht, mit Rossen und Hunden in Gefolg seines Hausgesindes und unter dem Schmettern der Trompeten,[2] von der verfallenen Burg. Er nimmt seinen Weg durch Hecken [3] und Gesträuche, durch die Scheuer Simon Daums [4] zu Oberkainsbach nach dem Rodenstein, um, wie die Legende sagt, „gleichsam als ob er flüchten und das Seinige in Sicherheit bringen wolle.“ Dorten [5] verweilt er;

Wenn ein Krieg bevorsteht, so zieht er von seinem gewöhnlichen Aufenthaltsort Schnellerts bei grauender Nacht aus, begleitet von seinem Hausgesind und schmetternden Trompeten.

Er zieht durch Hecken und Gesträuche, durch die Hofraithe und Scheune Simon Daum's zu Oberkainsbach bis nach dem Rodenstein, flüchtet gleichsam, als wolle er das seinige in Sicherheit bringen. Man hat das Knarren der Wagen und ein ho! ho! Schreien, die Pferde antreiben, ja selbst die einzelnen Worte gehört, die einherziehendem Kriegsvolk vom Anführer zugerufen werden und womit

[1] KA: der Tempel Janus [2] K: mit Rossen, Hunden, in Gefolge seines Hausgesindes und dem Schmettern der Trompeten — A ebenso, hat jedoch noch: und unter dem Schmettern [3] KA: durch die Hecken [4] KA: durch die Scheune des Simon Daums [5] KA: Rodenstein, „gleichsam (wie die Legende Legende sagt) als ob er flüchten und das Seinige in Sicherheit bringen wolle“; dort

beginnen aber Hoffnungen zum Frieden, so kehrt er in eben dem Zug, jedoch in ruhiger Stille nach dem Schnellerts zurück. So lächerlich und abentheuerlich die Sage auch klingt, so ist sie doch einmal so tief in die Gemüther eingewurzelt, daſs es eine Art politischen Unglaubens geworden ist,[1] die Wahrheit derselben[2] zu bezweifeln, die das Alter geheiliget, und der Aberglaube zum Volksglauben gemacht hat. Ehedem hielt es sogar die Obrigkeit ihrer Aufmerksamkeit nicht unwürdig, der Sache näher auf den Grund zu sehen. Bei dem gräfl. Erbachischen Amt Reichenberg, zu Reichelsheim, wurden viele Personen abgehört; ihre Aussagen bezeichnen so genau den Geist der Zeit, daſs sie, als Belege der damaligen Denkungsart und des Grades der Aufklärung, hier vermerkt zu werden verdienen. Die sämmtlichen Protokolle,[3] welche Einsender vor sich liegen hat, fangen mit dem Jahr 1742[4] an, und endigen mit dem Jahr 1764. Im erstgenannten Jahre deponirte Simon Daum, Einwohner zu Oberkainsbach: „Sein Vater

ihm befohlen wird. Zeigen sich Hoffnungen zum Frieden, dann kehrt er in gleichem Zuge vom Rodenstein nach dem Schnellerts zurück, doch in ruhiger Stille und man kann dann gewiſs sein, daſs der Friede wirklich abgeschlossen wird.*

Bei dem erbachischen Amt Reichenberg zu Reichelsheim hat man viele Personen deshalb abgehört;

die Protokolle fangen mit

dem Jahre 1742 an und endigen mit 1764.

* (Das Folgende ist Anmerkung in Grimms deutschen Sagen:)

[1] 'ist' fehlt in K [2] nur A: Wahrheit derselben [3] KA: Die amtlichen Protokolle [4] A: 1741

selig, welcher Jeremias Daum geheiſsen, seye des Orts Schultheis gewesen, und ein alter Mann geworden, habe diesen Geisterzug von Schnellerts ab- und wieder zurück gar vielmalen gehört, und es hernachmalen wieder erzählet, Deponent könne auch auf sein gut Gewissen sagen, daſs er dieses Wesen gar vielmalen von Schnellerts auf- und abziehen hören, aber noch niemals etwas gesehen, es bestünde allezeit in einem groſsen Getöse und Geräusche, gleich vielen Fuhrwerks-Pferden, und dergleichen, es komme gemeiniglich eine Stunde nach eingetretener Nacht, oder eine Stunde vor Tag, gerade durch Deponentens Hof, und zwar zu der Zeit, wenn Krieg und Völkermärsche sich ereignen wollten. Wie denn Deponent es damalen,[1] als der König von Preuſsen vor 2 Jahren den Krieg in Schlesien angefangen, gar eigentlich gehört, daſs es von Schnellerts ab- und nach dem Rodenstein gezogen; es seye zu der Zeit ein halbes Jahr auſsen geblieben,[2] und hernach wieder zurückgezogen; und wie der jetzige Kaiser Karl VII zu Anfang dieses Jahres in Frankfurt gekrönt worden, seie

[1] KA: Wie dann sogar es [A: er] damalen [2] KA: ausgeblieben

es wieder abgezogen, aber gleich, und zwar nach zweien Tagen, wieder zurück gekommen.“ 1763, den 3. Februar, zeiget Johannes Weber von Oberkainsbach an: „Am letztverwichenen Dienstag vor 14 Tagen seie bekanntlich der Geist ausgezogen, und von seinem Nachbarn, dem Johannes Hartmann, gehört worden; den folgenden Donnerstag, als den 20. letztverflossenen Monats Januar, nach ungefähr 8 oder 9 Uhr, habe er, Deponent, da er eben in seine Scheuer[1] gehen wollen, ein starkes Getöse wahrgenommen, als wenn einige Chaisen den Berg hinauf gingen, und gegen das Schnellerts-Schloſs zu führen, immer Ho! Ho! rufen hören, wie man insgemein zu rufen pflege, wenn man die Pferde, welche eine groſse Kutsche[2] zu führen hätten, antreiben wollte; weil der Geist auf diese Art einzuziehen pflege, wenn es ruhig werde, so werde insgemein dafür gehalten, daſs jetzo alles still und ruhig bleiben werde.“ Der letzte Auszug Rodensteins soll im Monat Juli 1792 geschehen seyn.[3]

Im Juli 1792 war ein Auszug.

Die Abhängigkeit der Grimmschen Fassung von der gedruckten Vorlage, die die Brüder hatten, ist evident. Zugleich

[1] KA: Scheune [2] eine groſse Last [3] KA: geschehen, der Rückzug aber noch nicht erfolgt seyn.

jedoch gewahren wir, dafs sie daneben einer anderen Quelle folgten, die sie als 'mündliche' bezeichneten. Aber wie haben sie verstanden, den reinen Sagengehalt aus beiden Quellen herauszuheben und, befreit von jeder fremden Zuthat, wieder zu neuer Sageneinheit zu verbinden. Grimms wollten mit ihren Märchen und Sagen auf die lebendige Gegenwart einwirken. Eine Beziehung auf die Zeitverhältnisse, aber eine rationalistische und sagengegnerische, war freilich schon im Nürnberger Korrespondenten gegeben; namentlich den Schlufssatz, dafs der letzte Auszug Rodensteins 1792 geschehen, der Rückzug aber noch nicht erfolgt sei, legte sich ein echter Rheinbundsgeist 1811 natürlich in dem Sinne aus, dafs die Ära der Napoleonischen Kriege und Siege noch andauern werde. Ein Kleist dagegen in Berlin, als er den Schlufssatz mit abdruckte, meinte sicherlich, dafs für Preufsen die Kämpfe, die die Folgen der französischen Revolution erdrücken würden, nach dem Ratschlusse höherer Gewalten in naher Zukunft stünden. Dafs der Schlufssatz im Zeitsinne eine Bedeutung hatte, zeigt das Verfahren der weichmütigen Zeitschrift für die elegante Welt, die ihn einfach strich und fortliefs. Er kam daher auch den Brüdern Grimm nicht vor die Augen. Trotzdem liefsen sie, die ihrer Vorlage alles Sagenfeindliche, Antiromantische wieder abstreiften, ihre Sage in das Vaterländische auslaufen. 'Ehe (schlossen sie, 1816) Napoleon im Frühjahr 1815 landete, war bestimmt die Sage, der Rodensteiner sei wieder in die Kriegsburg ausgezogen.'

Die von den Brüdern ferner angezogenen Nummern des Gothaischen Reichsanzeigers 1806 haben keinen unmittelbaren Einflufs auf die Gestaltung der Sage ausgeübt. Der Reichsanzeiger hielt eine ständige Rubrik für litterarische Anfragen, Antworten und Auskünfte offen, deren Vermittelung die Redaktion besorgte. Die Brüder Grimm haben sich dieses Vorteils, den der Reichsanzeiger bot, des öfteren bedient, in viel gröfserem Mafse, als die beiden Sammlungen ihrer Kleineren Schriften es bezeugen. Die Verbindung mit dem Reichsanzeiger gestaltete sich dadurch so bequem für sie, dafs sie durch ihre Tante Zimmer, die in Gotha lebte, jederzeit den litterarischen Zugang zum Regierungsrate Geisler (dessen Frau Benedicte Nauberts Tochter war), zu Friedrich Jacobs und zu Zacharias

Becker haben konnten. Diese Männer, die zunächst Brentanos und Arnims Bekannte waren, lernten sie bei gelegentlichem Besuch in Gotha persönlich damals kennen. Darum citierten sie auch den Reichsanzeiger.

Hier also finden wir 1806 auf eine litterarische Anfrage über den Schnellertsgeist eine ganze Anzahl ziemlich weit zurückliegender und neuerer Äufserungen über die Sage vom Rodenstein vereinigt. Der erste und beste Bericht gründet sich, wie der anonyme Verfasser ausdrücklich bemerkt, auf die Akten über Zeugenverhöre von 1742 bis 1766, ohne dafs die Akten selbst im ganzen Wortlaut mitgeteilt würden. Da dies jedoch dieselben Akten sind, die der Mitarbeiter des Nürnbergischen Korrespondenten auch benutzte, so sind von vornherein Übereinstimmungen zwischen den beiden Schriftstücken gegeben, die sich natürlich bis in die Gestaltung der Grimmschen Sagen forterstrecken. Man kommt unwillkürlich auf den Gedanken, dafs der, der 1806 die Beantwortung in den Reichsanzeiger sandte, und der, der 1811 das vollständige Schriftstück in den Korrespondenten lieferte, identisch sind.

Unabhängig von und gleichzeitig mit Grimms Deutschen Sagen, 1816, erschien nun ein Büchelchen von Theodor von Haupt, betitelt: Aehrenlese aus der Vorzeit. Haupt, der mit einer Reihe von Schriften und dramatischen Dichtungen seiner Zeit hervorgetreten ist, war Mitarbeiter an zahlreichen Journalen und Zeitungen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Ich habe Beiträge von ihm an noch viel mehr Stellen gelesen, als im Neuen Goedeke beispielsweise verzeichnet sind. Immer geht etwas wie ein rationalistischer Zug durch seine Schriftstellerei, der seiner Vorrede zur genannten Aehrenlese auch nicht mangelt. Ein besonderer Abschnitt dieses Büchelchens bringt nun unter der Überschrift 'Der Schnellertsgeist (Ritter Rodenstein) als Kriegs- und Friedensherold nach amtlichen Berichten und Zeugenaussagen', S. 281—316, erst den Aufsatz aus dem Reichsanzeiger, dann, leise überarbeitet, die Darstellung des Nürnberger Korrespondenten; eine Abbildung der Ruine Rodenstein im Odenwalde ist beigegeben. Man ziehe in Betracht, dafs Theodor von Haupt seit 1805, auf ein paar Jahre, Amtsadvokat in Erbach war, und halte die oben bezeugte Thatsache daneben, dafs aus

Erbachischen Akten sowohl für den Reichsanzeiger wie für den Korrespondenten geschöpft worden ist. Darum wird mein Schlufs berechtigt sein, dafs Haupt selber die beiden früheren Darstellungen verfafst und sie nachher für seine Aehrenlese als sein Eigentum, über das er frei verfügen könne, zurückgenommen hat.

So entstand Grimms Sage von Rodensteins Auszug thatsächlich nur aus zwiefacher Quelle: aus einer mündlichen, die sie selber gefunden hatten, und aus dem aus Aktenmaterial geschöpften Berichte Theodors von Haupt. Wir haben nun für den Bericht den Autor fest. Die Brüder Grimm sind aber über ihn hinausgegangen. Haupts übrige Arbeiten sind verschollen: nur was er einst für die Sage vom Rodensteiner gethan hat, ist durch die Brüder Grimm, ihnen selber unbewufst, gerettet worden. Was echt in Sage und Märchen ist, lebt unverloren im Besitz des Volkes fort.

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

Zum altenglischen Nicodemus-Evangelium.

Die altenglische Version des Evangeliums Nicodemi gehörte zu den ersten Werken, deren sich das rasch aufstrebende Studium des Altenglischen im 17. Jahrhundert annahm. Schon der deutsch-französische Bibliothekar des Earl of Arundel, Francis Junius, wie er meist genannt wird, hatte zwischen 1620 und 1670 eine Abschrift davon (jetzt Ms. Jun. 74) nach zwei Handschriften angefertigt, die dann auch von dem Oxforder Professor Edward Thwaites (1667—1711) in seiner bekannten Sammelausgabe 1698 veröffentlicht wurde. Lange hat aber die Wissenschaft auf einen zuverlässigen Text warten müssen, der uns jetzt endlich von einem amerikanischen Gelehrten dargeboten wird: W. H. Hulme, The Old English Version of the Gospel of Nicodemus = Publications of the Modern Language Association of America, Vol. XIII, S. 457—542, Baltimore 1898. Freilich ist auch dies keine einigermafsen abschliefsende Ausgabe, weder was die Behandlung litterarischer und grammatischer Fragen, noch was die Textgestalt angeht. Aber immerhin liefert sie uns einen diplomatischen Paralleldruck zweier Handschriften sowie einige Bemerkungen über die Entstehung des Nicodemus-Evangeliums und seine Geschichte in England — wobei ein Hinweis auf die siebente Blickling-Homilie (Arch. XCI, 182 f.) vermifst wird —, weiter knappe Angaben über die Handschriften und Drucke und zum Schlufs eine Vergleichung mit dem lateinischen Original, die leider meist nur die eine altenglische Handschrift berücksichtigt und darum kein zuverlässiges Bild der Übersetzer-Thätigkeit giebt, sowie einen Vergleich der Cambridger und der Cottonianischen Handschrift des ae. Textes.

Die älteste Handschrift, die uns den ae. Nicodemus überliefert, ist ohne Zweifel die der Cambridger Universitäts-Bibliothek Ii. II. 11 (fol. 344ᵇ—383ᵃ), im folgenden mit *A* bezeichnet. Hulme hat sie ohne nähere Angabe in das 11. Jahrhundert gesetzt. Wir können aber auf Grund äufserer Anzeichen hinzufügen, dafs die Handschrift wohl in der ersten Hälfte[1] des 11. Jahrhunderts geschrieben ist, da sie laut Eintragung auf dem ersten Blatte zu jenen Handschriften gehört, die der Bischof Leofric († 1072), als er 1050 seinen Sitz von Crediton nach Exeter verlegte, der aller Bücher und Kirchengeräte beraubten Peterskirche zu Exeter geschenkt hat. Die noch erhaltene Schenkungsurkunde (Auct. D. II. 16, fol. 1 ff.) führt unsere Handschrift als *'.I. englisc Cristes-boc'* auf, und dies mit Recht, da sie aufser dem Nicodemus-Evangelium und der Veronica-Legende (ed. Afsmann, Ags. Heiligenleben S. 181 ff.) die westsächsische Evangelien-Übersetzung enthält, welche sieben Achtel des Bandes (344 von 402 Blättern) füllt. Nach Exeter weist auch die Freilassungsurkunde, welche, von einem *Aluric se canonica of Execestre* ausgestellt, im 12. Jahrhundert (?) auf das letzte Blatt der Handschrift eingetragen ist. Nicht unter Heinrichs VIII. Säkularisations-Akte fallend, verblieb die Handschrift hier in Exeter, bis im Jahre 1566 der damalige Dechant G. Dodde im Einverständnis mit seinem Kapitel sie dem eifrig sammelnden Erzbischof Parker schenkte, der sie 1574 der Cambridger Universitäts-Bibliothek überwies. Ob sie in Exeter auch geschrieben ist, wie man vermuten möchte, dafür weifs ich keinen Anhalt. Der sehr reine, gleichmäfsig durchgeführte westsächsische Dialekt weist jedenfalls nach dem Südwesten.[2]

Nicht so gut wissen wir über die zweite Handschrift Bescheid, die heutzutage, mit der viel älteren Beowulf-Handschrift zusammengebunden, als ein Teil des bekannten Sammelkodex Vitellius A. XV in der Cottonischen Sammlung erscheint. Hulme setzt unseren Teil (fol. 57ᵃ—83ᵇ) in das 11. Jahrhundert, doch bemerkt er selbst, dafs Sprache und Schrift *'a striking simi-*

[1] Wanleys *circa tempus conquisitionis Angliae* (S. 152) ist etwas zu spät.

[2] Die andere rein westsächsische Evangelien-Handschrift, Nr. 140 des Corpus Christi College zu Cambridge, ist bekanntlich in Bath geschrieben (s. Skeat, Gospel acc. to St. Mark p. V).

larity' mit der unmittelbar vorhergehenden ae. Soliloquien-Version aufweisen, deren Schrift Hulme selbst in seiner Dissertation (Die Sprache der ae. Bearbeitung der Soliloquien Augustins, Darmstadt 1894, S. 3) unter Berufung auf Napier u. a. in den 'Anfang des 12. Jahrhunderts oder höchstens in das Ende des 11. Jahrhunderts' gesetzt hat. Was von den Soliloquien gilt, gilt natürlich erst recht von dem nach den Soliloquien eingetragenen Nicodemus-Evangelium, das, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, ursprünglich zu derselben Handschrift wie die Soliloquien gehörte. Die Cottonische Niederschrift der Nicodemus-Version dürfen wir also wohl eher in den Anfang des 12. Jahrhunderts setzen. Dies stimmt auch besser zu der fortgeschrittenen Sprache und der ungemein verwahrlosten Textgestalt, die uns die Handschrift bietet. Denn zahlreich finden sich sinnstörende Auslassungen von Wörtern und Sätzen, noch zahlreicher sinnlose Verschreibungen, nicht selten Substitutionen von Synonymen u. dgl. m.

Die genannten beiden Handschriften hat Hulme nun in einem diplomatischen Abdrucke ohne Regelung der Interpunktion und des Gebrauches von Kapitalen, mit Angabe der ursprünglichen Zeilen- und Seitentrennung nebeneinander gestellt. Störend ist dabei, dafs er bei der Cambridger Handschrift eine mit 1 beginnende neue Zählung nach Seiten eingeführt hat, statt die handschriftliche Blätterzählung[1] anzugeben: 'P. 1' bei ihm ist also = fol. 344^{b}, 'P. 2' = fol. 345^{a} u. s. w. Der Abdruck scheint zuverlässig zu sein; auf den drei ersten Seiten der Handschrift *A*, wo ich eine eigene Abschrift vergleichen konnte, fand ich nur folgende Kleinigkeiten: die Handschrift liest S. 471^{16} *leui* (st. *levi*); 471^{19} steht der den Seitenanfang bezeichnende Punkt fälschlich hinter *-don,* statt davor; S. 471^{30} unterblieb die Angabe des Zeilenschlusses in *adryfeđ*; S. 471^{32} ist er fälschlich als *adryfe ac* statt *adryfe* | *ac* angegeben; S. 471^{31} liest Hulme *þu,* meine Abschrift *đu,* ohne dafs ich für die Richtigkeit meiner Lesung einstehen möchte.

Eine dritte Handschrift desselben Textes, Vespasian D. XIV, fol. 87^{b}—100^{a} — ich nenne sie *C* —, hat Hulme zwar erwähnt,

---

[1] Laut S. 464 beginnt das Nicodemus-Evangelium in unserer Handschrift auf 'p. 344'; dies ist natürlich in fol. 344^{b} zu ändern.

aber nicht benützt, wohl weil er darin eine andere Version des Nicodemus-Evangeliums vermutete, wie auch ich es anfangs that, verführt durch Wülkers Worte im Grundriſs S. 497: 'Nicht zu verwechseln mit dieser Übertragung ist ein Auszug aus dem Pseudevangelium Nicodemi in der Handschrift zu London, Cotton. Vesp. D XIV.' Hulme nennt die Fassung dieser Handschrift: *'a sort of resumé of the contents of the Gospel of Nicodemus, i. e., of Part II ..... in the form of a homily by Aelfric,'* eine Angabe, die, wie wir unten sehen werden, mehrfache Irrtümer enthält. Richtiger hatte bereits Skeat (Gospel according to S. Mark p. VI) das Verhältnis unseres Textes zu den beiden anderen Handschriften bestimmt, wenn er ihn *'an abbreviated copy'* nannte. In der That stellt unser Vespasianscher Text dieselbe Übersetzung dar, wie die beiden anderen Handschriften, nur in einer leicht überarbeiteten Gestalt, wie sie allen Stücken dieser Handschrift eigen ist. Der in Frage kommende Hauptteil der Handschrift[1] (163 von 169 Blättern), dem noch sechs gleichzeitige Hände einzelnes nachgetragen haben (Napier, Academy XXXVII, Vol. I, 133), ist im Anfang des 12. Jahrhunderts, vermutlich im mittleren Süden Englands, aus sehr bunt gemischten Vorlagen von einem Kopisten zusammengestellt, bei dem wir schon kräftig das Wehen der neuen Zeit in seiner geringen Achtung vor der Überlieferung verspüren. Nirgendswo[2] bietet er uns nämlich von seinen Vorlagen einigermaſsen wortgetreue Abschriften, wie wir sie noch von den Schreibern des ausgehenden 11. Jahrhunderts stets gewohnt sind. Sondern, wie

[1] Ich sehe hier davon ab, daſs diese altenglische Handschrift mit einer älteren aus Italien stammenden lateinischen Handschrift (= fol. 170—224) des 9. Jahrhunderts zusammengebunden ist.

[2] D. h. soweit uns bis jetzt ein Vergleich möglich ist: abgesehen vom Nicodemus, wo mir eine eigene Abschrift zur Verfügung steht, bei der Veronica-Legende verglichen mit Aſsmanns Text (Ags. Heiligenleben S. 180 ff.), der Phœnix-Homilie vgl. mit der älteren Cambridger Form (beide Engl. Studien VIII, 475 ff.), dem Cato vgl. mit der älteren Fassung (s. den Paralleldruck bei Müller, Collectanea Anglo-Saxonica S. 28—48) und allenfalls noch den Jahreszeiten-Prophezeiungen (Angl. XI, 369) vgl. mit dem Junius-Text (Leechdoms III, 164 [25] ff.). — Von den sich am besten für unseren Zweck eignenden Ælfric-Homilien ist leider noch nichts aus dieser Handschrift gedruckt.

auch andere Kopisten des 12. und beginnenden 13. Jahrhunderts,[1] verfährt er mit der allergröfsten Freiheit und Selbständigkeit in der Wiedergabe seiner Vorlagen. Nicht nur dafs er in lautlicher und flexivischer Hinsicht ohne Bedenken das ihm Geläufige einsetzt; auch in Wortgebrauch und Syntax folgt er ganz seiner eigenen Gewohnheit, gebraucht also andere synonyme Wörter oder Phrasen[2] oder ändert die ganze Konstruktion.[3] Ohne Zaudern streicht er Wörter wie ganze Sätze,[4] die ihm für den Sinn entbehrlich scheinen. Zahlreiche zu eng sich an das Latein anschliefsende Sätze sind stilistisch umgewendet,[3] und zwar stets

---

[1] Vgl. Morris' Old English Homilies.

[2] Z. B. *syndonissce hræigle* 482^{14} st. *scytan, þruge* 482^{15} st. *byrgene,* 482^{16} *ahwylfde* st. *awylte,* 482^{26} *gedoht* st. *geþeaht,* ib. *wid* 'mit' st. *mid,* ib. *ferrædden* st. *mæssepreostum & myd þam diaconum,* 482^{28} *mihten* st. *woldon,* 484^{10} *wurden* st. *wæron,* 484^{15} *beforen sægde* st. *foresæde,* ib. *sceawiged* 'schaut' st. *gescod,* ib. *hwar* st. *þa stowe þe,* 484^{26} *ansyne* st. *gesyhde,* 484^{29} *weardmænn* st. *cempan,* 486^{5} *æteowid* st. *syllon ge,* ib. *cwarterne* st. *clusan,* 486^{13} *þiss cuđ byđ* st. *þeos spæc to wyde spryngd,* 486^{15} *sceatt* st. *feoh,* ib. *geafon* st. *sealdon,* 488^{4} *hælsodan* st. *gehalsodon,* 488^{15} *þegnes* st. *cnyhtas,* 488^{16} *forstælen* st. *awey namon,* 488^{28} *gefinden* st. *gemetan,* 490^{7} *wæron … swyde blide* st. *gefægnodon hig,* 490^{9} *gemot* st. *gemett,* 490^{14} *an gewrit* st. *ane cartan,* 492^{20} *byrigeles* st. *byrgene,* 492^{34} *rihtwisen* st. *eadegan,* 494^{5} *inne* (Präp.) st. *on,* 494^{8} *faren* st. *gan & cuman,* 494^{9} *bidden* st. *halsian,* 494^{20} *sinode* st. *gesomnunge,* 494^{26} *arærde* st. *awehte,* 494^{30} *blæc & federe* st. *cartan & call þæt đærto gebyrede,* 494^{34} *sode* st. *godcundan,* 496^{16} *lihte* st. *beorhtnysse,* 496^{21} *wæter* st. *ea.*

[3] Z. B. 484^{11} *geherdan þone ængel cweden* (st. *cwedende*), 484^{21} *scolden healden* st. *heoldon,* 484^{28} *beo ure scyppende* (Schwur) st. *swa us dryhten lybbe,* 486^{13} *wurden heo calle afyrhte* st. *aforhtodon hig,* 486^{24} *wæs gehaten* (Wechsel des Subjekts vermieden) st. *his nama wæs,* 486^{28} *þone hælend, þe onhangen wæs* st. *þone onhangena hælend,* 486^{30} *hēt heo faren* (indirekt) st. *beođ farende,* 488^{15} *wæron … cumen* st. *comon,* 490^{17} *ongean* (nach *synigan*) st. *on,* 490^{27} *nolde þæt min blod wære gespillod* (moderne Bedeutung!) st. *m. blod nolde lætan ageotan,* 490^{30} *ferde* st. *wæs farende,* 490^{32} *cwædon* st. *wæron … cwedende,* 494^{18} *gemetten … on gebedan liegende* st. *gemetton on gebede liegan,* 496^{7} *on þære deopen helle* st. *on þære hellican deopnysse,* 496^{26} *mid blisse* st. *heom callum geblyssigendum* (Abl. abs. ohne Anhalt in dem vorliegenden lat. Texte!), 486^{17} *þaþa heo slæpende wæron* st. *cow slæpendum.*

[4] Z. B. ein Relativsatz Seite 484^{4}, 484^{14}, 484^{26}, 488^{24} u. s. w.; mehr 484^{29-30}, 484^{32}—486^{4} (dafür rekapitulierender neuer Satz), 486^{6-7}, 486^{26-27}, 486^{32}—488^{6} (doch rekapituliert), 488^{9-12}, $^{19-21}$, 490^{20-23}, 494^{27-29}, 496^{1-4} u. s. w.

zu ihrem Vorteile. In dem oft erkennbaren Streben nach Deutlichkeit sind mehrfach kleine Zusätze[1] gemacht Eine besondere Vorliebe hat der Schreiber für indirekte Rede, die er sehr häufig an Stelle der direkten eintreten läfst.[2] Bei den rein erzählenden Stücken (den Legenden), so namentlich auch beim Nicodemus, finden wir öfter breit ausmalende Abschnitte in einen einzigen Satz straff zusammengefafst. Wie bei der Veronica-Legende[3] können wir auch bei dem Nicodemus die Beobachtung machen, dafs der Kopist im Anfang sich enger an die Vorlage hält und je mehr nach dem Ende zu, desto freier mit ihr umspringt, so dafs seine Niederschrift am Schlusse freilich mehr einem Auszuge als einer Kopie ähnelt.

Ich wüfste kein besseres Mittel, eine Vorstellung von der Thätigkeit des Redaktors zu geben, als wenn ich nebeneinander ein Stück aus dem Anfange und aus der Mitte dem Leser darbiete, wobei ich die Cambridger Handschrift, wo nötig, durch Vitellius korrigiere, die wichtigeren Varianten der letzteren unter dem Text angebe und Interpunktion wie Kapitale regele:

A S. 480^{23} ff.:

Þa wæs hym þær[4] neh su*m* wer standende, se wæs Iosep genemned; wæs god wer & ryhtwys, & næs næfre hys wylles, þær man þone hælend wregde[5] on nanu*m* gemange. He wæs of þære ceastre, þe ys genem-

C fol. 87^{b}:

þa wæs þære neh sum were standende, se wæs Ioseph genæmned; & he wæs god were & rihtwis, & næs næfre his willes, þær me þone hælend forwreigde on nanen gemange. He wæs of þære ceastre, þe is genæmned Bari-

[1] Z. B. nach *cwædon* 484^{21} eingeschoben: *Hwar is se hælend, þe eow betæht wæs?* (Frage nach Christus fehlt *AB* und dem Latein, die sofort nach den Frauen fragen); ähnlich nach 486^{14}; 486^{28}; 490^{20}; 484^{23} deutlicher *þa wif, þe þider comen* st. *hig,* ebenso 484^{25} *we wæron onfyrhte, þæt we þær lagen, swylce we deade wæron* st. *we wæron swylce we deade wæron* u. s. w.

[2] Z. B. 484^{5-9}, 486^{16}, 486^{29-30}, 488^{23}, 490^{1-4}, 490^{11-12}, 492^{3}.

[3] Da die ersten 27 Zeilen (bei Afsmann) den Wortlaut der älteren Version nur wenig kürzen und verändern, dann aber Z. 27—51 eine völlig freie, auch inhaltlich abweichende Nacherzählung folgt, so halte ich es für möglich, dafs der Vespasianische Kopist eine etwas abweichende Form der volleren Übersetzung vor sich hatte.

[4] Fehlt B [5] *wrengde* B

ned Arimathia. & he geanbidiende[2] wæs[3] Godes ryces, ođ-*þæt*-đe Cryst wæs ahangen[4]. & he[5] æt Pilate þa Crystes lychaman abæd[6] & hyne of þære rode genam & on clænre scytan befeold & hyne on hys nywan þruh alede, on þære-þe nan oder man ær on ne læg. Þa đa Iudeas *þæt* gehyrdon, *þæt* Iosep hæfde þæs hælendes lychaman abeden, þa sohton[7] hig hyne & þa twelf cnyhtas, þe sædon, *þæt* he nære of forligere[8] acenned, & Nichodemus & mænige ođre, þe ær myd þa*m* hælende spæcon & his godan[9] weorc geswutelodon[10]. Ealle hig þeh hig sylfe bedyglodon, þær đær hig woldon[11], buton Nichodemus sylfa, for-þa*m*-đe he wæs[12] an ealdor on þa*m* Iudeiscan folce. Þa co*m* he to hym, þær þær hig heora gesomnunga[14] hæfdon[15] & cw*æđ*[16] to hym: "Hu come ge hyder on þas gesomnunga, *þæt* ic hyt æror nyste?"

mathia.[1] He onbad on Ier*u*-*sal*em forđ *þæt* se hælend wæs ahangen. & to þan æfene he eode to Pilate & abæd æt him Cristes lichame & hine of þære rode genam & on clæne scete bewand & hine on his neowe þruh aleigde, on þære-þe nan ođer mann on ne læg. Þa þa Iudees *þæt* geherdan, *þæt* Ioseph hæfde þæs hælendes lichame abeden, þa sohten heo hine *[fol. 88ᵃ]* & þa twelf cnihtes, þe sægden, *þæt* he nære on derne legere acænnod, & Nichodem*us* & manega *o*đre, þe ær mid þan hælende spæcen & his gode weorc gesegen & on hine gelefden. Ealle *þær* heo heom sylfen bedigeledan & behyddan, buten Nichodem*us* ane, for-þan-þe he wæs an ealdor of[13] þan Iudeisce folca. Þa com he to heom, þær þær heo heora samnunge hæfdon & cw*æđ* to heom: "Hwy comen ge hider on þysser gesamnunge, *þæt* ic hit ærre nyste?"

A S. 498[15] ff.:

Nu secge ic þe, Seth, ne þearft þu swincan byddende ne þyne tearas ageotende, *þæt* đu þurfe biddan þone ele of þam treowe þære myldheortnysse, *þæt* đu Adam þynne fæder myd smyrian mote for his lichaman sare. For-þa*m*-đe gyt ne syndon gefyllede

C fol. 94ᵇ f.:

Nu secge ic þe, Seth, ne þeart[17] þu swincan biddende ne þine teares geotende, *þæt* þu þurfe bidden þone ele of þan treowe þære mildheortnysse, *þæt* þu Adam þinne fæder mide gesmerigen mote for his lichames sare. For get ne synden gefyllede fif þusend wintre

[1] stets so in C [2] *geandbidigende* B [3] *wæs* hinter *he* B [4] *ônhangen* B [5] fehlt B [6] B ist von *abæd* auf das folgende *abeden* übergesprungen, so dafs mehrere Zeilen (*abæd* bis *lychaman*) fehlen [7] *sohte* B [8] *forlyre* B [9] *goda* B [10] *swutelodon* B [11] *wolde* B [12] *wæs* hinter *ealdor* B [13] dies *of* (st. *on*) ist eine syntaktisch interessante Änderung in C [14] *somnunga* B [15] *hæfodon* B [16] Hier wie sonst löst Hulme aus mir unauffindbarem Grunde die Abkürzung *cw* mit *cwæt* auf.

[17] Wegen des unterdrückten *f* vgl. die Präteritalform *þurte* (bei Stratmann-Bradley).

þa fif þusend wyntra & þa fif hund wyntra, þe sceolon[1] beon agane, ær he gehæled wurðe. Ac þonne cymð se myldheortesta Cryst, Godes sunu, & gelæt þynne fæder Adam on neorxna-wang to þa*m* treowe þære myldheortnysse. Þa ðys wæron eall[2] gehyrende ealle þa[3] heah-fæderas & þa wytegan & ealle þa[3] halgan, þe þær on þa*m* cwicsusle wæron, hig wæron swyðe geblyssigende & God wuldrigende. Hyt wæs *þa*[4] swyðe angrislic, þa-ða Satanas, þære helle ealdor & þæs deaðes heretoga, cwæð to þære helle: "Gegearwa þe sylfe, *þæt* ðu mæge Cryst onfon, se hyne sylfne gewuldrod hæfð & ys Godes sunu & eac man, & eac se deað[6] ys hyne ondrædende. & myn sawl ys swa unrot, *þæt* me þincð, *þæt* ic alybban[7] ne mæg. For þig he ys mycel wyðerwynna & yfel-wyrcende ongean me & eac ongean þe. & fæla, þe ic hæfde to me gewyld & to atogen, blynde & healte, gebygede & hreoflan, ealle he fra*m* þe atyhð. Seo[9] hell þa swiðe grymme & swyðe egeslice *and*swarode þa*m*[10] Satanase þa*m* ealdan deofle & cw*æð*: "Hwæt ys, se-þe[11] ys swa strang & swa myhtig, gif he man ys, *þæt* he ne sig þone deað ondrædende, þe wyt gefyrn beclysed hæfdon.

& þa fif hundred, þe sculen beon agane, ær þone he gehæled wurðe. Þa cw*æð* Adam: "Nu heo synden gefyllde & agane & forð gewitene."

Hit wæs þa swyðe grislic & egeslic, þa Sathanas, þære helle ealdor, cw*æð* to helle: "Gearca þe, helle, *þæt* þu muge Crist onfon, se-þe hine sylfne gewuldre*d*[5] hæfð & is Godes sune & eac mann, & ec is hine ondrædende. & ic eam swa unroth, *þæt* me þincð sar min lif, *þæt* ic forneh dea*d*[8] eam.

He is wiðerwinne ongean me & ongean þe. & feale, þe ic hæfde to me atogen, bisne & healte, lame & reoflen, ealle he heo fra*m* me ateah. Þa seo helle egeslice & grislice andswerede Sathanas þan ealden deofle & cw*æð*: "Hwæt is se, *þæt* seo swa strang & swa mihtig, gyf he man is, *þæt* he ne seo deað ondrædende, þe wyt gefyrn beclysd hæfdon.

Besonderes Interesse darf in dem letzten Stücke die Einsetzung von *bīsne* (*C*) an Stelle von *blínde* (*AB*) beanspruchen. Bisher ist das Wort in altenglischer Zeit nur aus der Lindis-

[1] *sceolde* B [2] fehlt BC und wohl auch dem Original [3] fehlt B [4] *þa* BC, fehlt A [5] *gewuldred* C [6] *se dead* AB, offenbar irrtümlich in C ausgelassen [7] *libban* B [8] *dead* C [9] *Ðeo* B [10] *dam* B, *þa* A, fehlt C [11] *þe-þe* B

farneschen Glosse (drei Belege bei Cook) bekannt. Der Gebrauch im Me. sowie in den ne. Dialekten (s. *bisson* bei Wright) zeigt aber, dafs es auch im Mittellande weit verbreitet war. Für sein Bekanntsein im Süden kenne ich den einzigen Beleg aus Owl and Nightingale (V. 243), zu dem sich nun auch obige Stelle gesellt. Dafs man die Heimat von Owl and Nightingale in oder um Dorset sucht, würde gut passen zu dem mutmafslichen Entstehungsorte unserer Handschrift, den ich im mittleren Süden — aufs Geratewohl habe ich an Winchester (?) gedacht — suchen möchte.

Bisher unbelegt[1] scheint auch das Kompositum *hogelēas* (vgl. *hog(a)fæst* u. a. neben *hygefæst, hygelēas*), das als Substitut von *orsorge* (Hulme 486[19]) erscheint in dem Satze: *gyf hit cuđ byđ Pilaten, we byđ for eow & eow hogelease gedođ* (*C* fol. 90[a]). Auch Owl and Nightingale braucht *hoȝe* (V. 701) und *hoȝful* (V. 537) bezw. *hohful* (1289), *howful* (1293), nicht *hūȝe, hiȝe.*

Man beachte auch *gespillod* in der modernen Bedeutung 'vergiefsen' an Stelle von *āgēotan* (s. die Stelle S. 315, Anm. 3).

Wer die oben nebeneinander abgedruckten Texte vergleicht, wird erkennen, dafs bei aller Freiheit die Vespasiansche Handschrift ein sehr wichtiger Faktor für die Textkritik ist. Im allgemeinen steht sie *A* näher, da sie nicht die zahlreichen Auslassungen und sinnlosen Verschreibungen *B*s teilt. Gelegentlich stimmt sie aber auch zu *B* und erweist dadurch, dafs sie unabhängig von den beiden anderen Handschriften entstanden ist. So schiebt sie z. B. S. 492[19] vor *ac* ein *Ne eam ic na Elias* ein in Übereinstimmung mit *B,* wo ein Blick in die Quelle lehrt (*non sum ego Elias*), dafs der Fehler auf seiten von *A* liegt. S. 483[17] lesen *B* und *C on rode ahengon, A* nur *ahengon,* u. s. w. Eine künftige kritische Ausgabe wird meiner Ansicht nach am besten thun, auf der einen Seite einen leicht gereinigten oder, wenn man dies vorzieht, einen kritischen Text auf Grund von *A* mit den Varianten von *B* am Fufse der Seite und daneben auf der anderen Seite einen Abdruck von *C* zu geben. Die Sinnvarianten von *C* könnten der Bequemlichkeit halber auch noch in den Variantenapparat aufgenommen werden.

---

[1] Auch nicht im Oxford Dictionary.

Dafs *A* zur Grundlage des Textes gemacht werden müfste, ergiebt sich, abgesehen von anderen Gründen, schon daraus, dafs sie die einzige vollständige Handschrift ist. Denn *B* sowohl wie *C* entbehren des Anfanges. In *B* ist dies nur Zufall der Überlieferung; ein Blatt (= S. 471^{1-33}) fehlt, so dafs fol. 57^{a} mitten im Satze mit *hyne* einsetzt. In *C* dagegen ist vom Kopisten (?) der ganze erste Abschnitt = S. $471^{1}-480^{23}$, d. h. ein Viertel des Ganzen fortgelassen, und zwar mit Absicht, da der Text mit eigener Überschrift und neuen Eingangsworten mitten auf der Rückseite von Blatt 87^{b} beginnt: *De Resurrectione domini: Ðæs dæiges, þe ure hælend for ure alesednysse geðolede pine on þær halgen rode, þa wæs þær neh sum were* u. s. w. wie oben S. 316. Unrichtig ist es aber, wenn Hulme behauptet, dafs *C* nur den zweiten Teil des Nicodemus-Evangeliums, d. h. den *Descensus Christi ad inferos* enthalte.

Wenn weiter Hulme meint, die redigierte Fassung in *C* gehe auf Ælfric zurück — so glaube ich wenigstens seine Worte *'in the form of a homily by Aelfric'* verstehen zu müssen —, so ist auch dies nicht haltbar. Denn die gleichmäfsige Behandlung aller in *C* überlieferten Stücke lehrt, dafs der Kopist selbst der Redaktor war. Das blofse Vorkommen zwischen Ælfricschen Homilien in *C* beweist natürlich für die Verfasserschaft gar nichts, zumal der Band nachweislich Nicht-Ælfricsches zur Genüge enthält.

Wann die altenglische Übersetzung des Evangelium Nicodemi entstanden ist, bleibt immer noch eine offene Frage. Hulme reproduziert Ten Brinks Datierung 'in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts'. Das mag richtig sein. Wenigstens widerspricht dem nicht das Alter der ältesten Handschrift, die, wie wir oben sahen, spätestens um oder kurz vor 1050 entstanden sein wird. Doch wüfste ich nichts, was dagegen spräche, wenn man die Übersetzung noch weiter zurück in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts rücken wollte. Vorsichtiger würde man daher sich wohl ausdrücken, wenn man die altenglische Nicodemus-Version 'etwa zwischen 950—1050' entstanden sein läfst.

Der Vergleich mit der Quelle bestätigt Wülkers Resultat, dafs dem altenglischen Übersetzer eine lateinische Handschrift vorlag, die zu Tischendorfs Gruppe *D* gehörte. Indes scheint

das von Tischendorf benutzte Handschriften-Material für unsere Zwecke nicht zu genügen. Wünschenswert wäre daher, wenn der künftige Herausgeber andere lateinische Handschriften besonders aus englischen Bibliotheken[1] heranziehen könnte.

Zum Schlufs will ich noch erwähnen, dafs das Shirley-Ms. Add. 16165, fol. 94^{b}—114^{b} eine Prosa-Version des Nicodemus-Evangeliums enthält, die dem fruchtbaren Übersetzer John Trevisa[2] beigelegt ist. Es scheint das dieselbe zu sein, welche 1509 (und öfter) von W. de Worde sowie ca. 1620 von John Cousturier in Rouen gedruckt ist und als Volksbuch (s. J. Ashton, Chap-Books of the Eighteenth Century, London 1882, S. 30 f.) bis zum 18. Jahrhundert seine Beliebtheit behauptet hat. Eine Abschrift aus einem solchen Drucke ist höchst wahrscheinlich die Prosa-Version, welche sich in einer Cambridger Papier-Handschrift der Universitätsbibliothek (Mm. I. 29, fol. 8^{a}—19^{a}), einem Collektaneum eines Thomas Earl, Minister of S. Mildreds (in Minster, Kent?) 1564—1600, befindet.

[1] Z. B. University Libr., Cambridge, Ff. VI. 54, f. 61—118; Ff. II. 8, f. 10—12 (Fragm.); Ff. II. 20, f. 80—90; Mm. VI. 15, f. 87—105; Oo. VII. 48, f. 1—7 (unvollst.); Pembroke Coll. C. 5. 8.

[2] Unter Trevisas Namen läuft auch eine Prosa-Übersetzung von des Vegetius' De re militari, erhalten in MS. Digby 233 und Lansdowne 285. A propos! Wer schafft uns Licht in die mittelenglischen Vegetius-Versionen? Aufser Trevisas Übersetzung giebt es noch eine unter John Newtons Namen (vollendet am 25. Okt. 1459, erhalten im Laud MS. 416, fol. 182^{a}—226^{b}), sowie eine andere von W. Caxton (gedruckt 1489; wohl aus dem Französischen der Christine von Pisa [?]; s. Blades' Caxton S. 335 ff.). Mittelenglische Prosa-Versionen, vermutlich identisch mit einer der genannten, finden sich auch in MS. Douce 291 und MS. 30 des Magdalen College zu Oxford. Vgl. auch Warton.

Würzburg. Max Förster.

Zur

Geschichte der altnordischen Diphthonge im Englischen.

Das reiche Material in Björkmans Buch über die skandinavischen Lehnwörter im Mittelenglischen gewährt auch mancherlei Ausbeute für lautgeschichtliche Fragen. Was ich im folgenden vorlege, sollte ursprünglich einen Teil meiner Besprechung des Buches bilden (vgl. unten S. 412); da sie aber über den üblichen Rahmen weit hinausgewachsen wäre, habe ich mich entschlossen, diesen Studien die Form eines eigenen Aufsatzes zu geben, obwohl ich nicht alle Gedankengänge, zu denen die Prüfung des Materials führt, bis in ihre letzten Ausläufer verfolgen konnte. Möge man mir dies zu gute halten!

1.

Zupitza hat erkannt (Angl. VII Anz. 154), dafs das an. *ǫu/au* im Mittelenglischen drei verschiedene Reflexe findet: *ǭ, ou* und *au.* An. *lǫuss* z. B. erscheint in den Formen *loos, lous* und *laus,* von denen die erste das ne. *loose* geliefert hat. Ich glaube indessen, dafs die Zahl der Entsprechungen noch gröfser ist.

Ich habe Angl. XVI 497 darzuthun gesucht, dafs im Englischen vom 13. bis zum 17. Jahrhundert das Gesetz gilt: sobald ein Diphthong auf *-u̯* vor Labial zu stehen kommt, wird das *u̯* absorbiert und die erste Komponente gelängt. Solche Fälle ergeben sich 1) in Lehnwörtern, 2) bei der Diphthongierung des me. *ū* und 3) im Frühneuenglischen bei der Vokalisierung des *l.* Typische Beispiele sind: 1) me. *sāve, chāmber, rēme, cōpe* 'kämpfen'[1] aus afrz. (norm.) *sauve,*

[1] Nach der glücklichen Deutung dieses Wortes im NED., aus frz. *couper* (älter *colper*), ist es als Beleg für die Entwicklung von *ǫu* + Lab. > *ǭ* + Lab. den a. a. O. vorgeführten Fällen anzufügen.

chaumbre, reaume, coupe; 2) me. *roum* > ne. *room*; 3) ne. *calf, Holborn.* Dieser Vorgang ist, wie ich jetzt hinzufügen möchte, nicht allen Dialekten eigen. In Windhill z. B. heifst es wohl *seəv, tšeəmə,* mit dem Laut, der sonst me. *ā* wiedergiebt; aber *rām* 'room' mit der normalen Entsprechung des ne. [*au*] aus me. *ū* (Wright § 171), und *koəf, oəf* 'calf, half' (§ 62) mit dem Diphthong, der sich aus me., früh-ne. *au* entwickelt hat. Der *u̯*-Schwund wäre also nur in der frühesten Schichte der hieher gehörigen Fälle eingetreten. Man möchte daher bezweifeln, ob er überhaupt auf rein lautlichem Wege zu stande gekommen ist, ob nicht etwa die vorauszusetzenden Grundformen *sāve, chāmber* aus anderen Dialekten oder der Schriftsprache stammen, oder vielleicht die heutigen Formen nur lautgetreue Übersetzungen aus der Schriftsprache sind. In der That finden wir, dafs in einem Fall, der *chamber* ganz analog liegt, eine andere Entsprechung gilt: *džoəm* 'side post of a door or chimney piece' (vgl. ne. *jamb*) aus afrz. (norm.) *jaumbe* (vgl. nfrz. *jambe* 'Pfeiler') zeigt die normale Wiedergabe des me. *au* (Wright § 225, 63). Da nun in diesem Falle Beeinflussung durch die Schriftsprache völlig ausgeschlossen ist, werden wir gewifs die lautgesetzliche Entwicklung vor uns haben. Somit ergiebt sich, dafs im Windhiller Dialekt der *u̯*-Schwund vor Labialen nicht eingetreten ist. Ähnliches zeigt sich auch in anderen Dialekten des Nordens und im Schottischen.

Wo aber dieser Lautwechsel eintritt, ist zu erwarten, dafs auch in den nordischen Lehnwörtern me. *ou* und *au* vor Labial zu *ō, ā* übergehen, und zwar, da dieses *ou* mit dem sonstigen me. *ǫu* zusammenfällt, genauer zu *ǭ, ā*. In der That läfst sich dies meines Erachtens nachweisen.

Sicher hierher zu stellen ist me. *lope* neben *loupe* (an. *hlaupa, hlaup*), mindestens als Substantiv, da es bei Gower I 310 auf *hope* reimt (vgl. Mätzner s. v.) und dieser Dichter sich schwerlich die Bindung von *ō* und *ǭ* gestattet haben wird. Ferner früh-ne. *gopin(g)* aus me. *goupin* (an. *gaupn*), neben dem gewöhnlichen ne. *gowpin* (vgl. NED.). Die Form ist allerdings halbdialektisch; aber die Schreibung mit *o* bei Ray und vor allem die Verkürzung zu *goppen* weisen ziemlich deutlich auf eine me. Basis *ǭ*.

Nicht ganz so sicher ist me. ne. *cope* 'handeln' aus älterem me. *coupe* (an. *kaupa*), das von Lydgate an mit *o* belegt ist (vgl. NED.). Die früh-ne. Schreibung *cope* und die heutige Lautung [$\bar{o}^{u}$] sind be-

weisend für me. *ǭ*. Kluge und Murray haben das Wort aus dem Niederländischen ableiten wollen, und da es in dem Beleg bei Lydgate in Verbindung mit Vlaemen auftaucht, so ist diese Annahme auf den ersten Blick sehr verlockend. Es fragt sich, ob sie lautlich zulässig ist. Das niederländische *oo* aus germ. *au* hat heute in der Schriftsprache geschlossenen Laut, und ein sicheres Lehnwort aus dem Niederländischen mit demselben Vokal, ne. *boom* 'Spiere', zeigt die Entsprechung des me. *ǭ*. Danach würde man als Reflex des ndl. *koopen* eher ne. **coop* erwarten. Indessen wird ndl. *oo,* wie J. te Winkel so gütig war, mich zu belehren, dialektisch noch heute vielfach als *ǭ* gesprochen (z. B. in Amsterdam), und diese Lautung hatte wohl früher noch weitere Verbreitung, speciell im eigentlichen Holland. Somit ist die Lautung von *cope* mit der Annahme Kluges und Murrays nicht unvereinbar. Da aber me. *coupe* nur aus dem Nordischen stammen kann, wird man vorziehen, die Form *cǭpe* daran anzuknüpfen, wenn dies lautlich möglich ist, und dies zeigen die vorhin angeführten Fälle. Aus ähnlichen Gründen hat ja Zupitza a. a. O. die Ableitung von *loose* aus dem Niederländischen abgelehnt.

Andere Belege sind vorläufig noch nicht mit Sicherheit anzusprechen. Auch hinter manchen modern-dialektischen Formen, die Wall Angl. XX 78 anführt, wie *soam, oamly,* wird sich me. *ǭ* bergen. Doch sind sie ohne genauere Einsicht in die Lautgeschichte der betreffenden Dialekte nicht zu deuten, zumal vielfach (wie in der Schriftsprache) me. *ǫu* und *ǭ* zusammengefallen sind.

Auf der anderen Seite ist zu bemerken, dafs das *o* in derartigen Lehnwörtern mit anderen Konsonanten als Labial, wie me. *gōk, hōgh,* sich zumeist durch Reime als *ọ̄* erweist.

Für die Entsprechung me. *ā* weifs ich vorläufig keinen anderen Beleg als die von Wall Angl. XX 101 aus Yorkshire beigebrachte Form *gapen* (an. *gaupn*), für welche er die Lautung [*ē*] angiebt. Diese würde nach den aus Ellis zu ersehenden Lautverhältnissen in Yorkshire (vgl. meine 'Untersuch.' § 210 und 220) eher auf me. *ai* zurückweisen, das aber ganz unerklärlich wäre. Ich vermute, dafs [*eə*] gemeint ist, das an einigen Punkten die dialektische Aussprache des geschriebenen *a* in *late, came* darstellt, und somit in diesem Worte ein me. *ā* zu Grunde liegt. Mit Wall Beeinflussung durch das Verbum *gape* anzunehmen, ist nicht nötig.

Dafs sonst kein *ā* bis jetzt konstatiert worden ist, wird seinen

Grund darin haben, dafs seine Vorstufe, *au,* als Wiedergabe des skandinavischen Lautes überhaupt seltener ist.

Dafs endlich neben den so entstandenen *ǭ* und *ā* die diphthongischen Entsprechungen weiter bestehen und in den lebenden Mundarten ihre Reflexe finden, ist nach dem, was oben S. 323 über die geographische Ausdehnung des *u̯*-Schwundes gesagt worden ist, nicht zu verwundern.

Scheinbar hat ja das nordische *ǫu au* noch eine andere Entsprechung. Wir finden in der Schriftsprache und wohl auch in manchen Dialekten in *gowk* und *gowpen* den [*au*]-Diphthong, der die normale Wiedergabe des me. *u* bildet. Doch ist schwerlich daraus auf eine solche Basis zu schliefsen. In die Schriftsprache sind diese Wörter ziemlich spät aus den Dialekten eingedrungen (vgl. NED. s. v.), und in diesen ist öfter me. *ou* zu demselben Diphthong geworden wie me. *u,* oder doch zu einem *au, əu* (vgl. Untersuch. § 52 f.). Übrigens kann auch einfach eine von der Schrift ausgehende Aussprache vorliegen, eine Erscheinung, die, wie eben Koeppel gezeigt hat, im Englischen eine so grofse Rolle spielt.

2.

Ein dem oben behandelten entsprechender Schwund der zweiten Komponente tritt auch bei dem me. *ai* auf, welches an. *æi/ei* sowie *øy/ey* wiedergiebt. Ich habe bereits Untersuch. § 366 f. darauf hingewiesen, dafs me. *ai* vor *st* seine zweite Komponente verliert. Das Material B.s bietet weitere Belege. Me. *traiste, fraiste* erscheinen in gewissen Texten als *traste, fraste* (S. 65, 42). Auch *gnaiste, gnaste* 'to gnash, fremo, strido' (S. 55) wird wohl hierher gehören. B. weist die Anknüpfung an an. *gneista* 'sparkle' wegen der Bedeutungsdifferenz ab und will es von dem Substantiv an. *gnastan* 'gnashing' herleiten. Die häufige Schreibung mit *ai* sei schwer zu erklären, könne aber dem folgenden *st* zu danken sein. Ich halte es indessen für wahrscheinlicher, dafs das englische Wort die Form von an. *gneista,* die Bedeutung hauptsächlich von an. **gnasta* bezogen hat, zwischen denen eine Berührung der Bedeutung nach immerhin denkbar ist.

Nach diesen Fällen ist es möglich, das erst seit dem 16. Jahrhundert belegte *baste* 'schlagen' an das an. *beysta* anzuknüpfen (S. 67). Ist dies richtig, so haben wir zugleich einen Beleg für die Quantität des me. *a,* das sich bei diesem Vorgang ergiebt: es ist lang, wie ich

a. a. O. angenommen habe. In dem anderen noch ins Neuenglische ragenden Fall eines solchen *i̯*-Schwundes vor *st*, in *master*, kann die Kürze, auf welche die heutige Lautung zurückweist, infolge des *-er* sekundär entstanden sein.

Aus dem Material B.s geht nun weiter hervor, daß derselbe *i̯*-Schwund, wie zu erwarten, auch vor anderen *s*-Verbindungen eingetreten ist. Sicher ist *baisk* > *bask* (an. *beiskr* S. 40), möglich *gaispen* > *gaspen* (an. *geispa* S. 53). Kluge möchte letzteres, das allerdings im Me. nur einmal mit *ay* und dreimal mit *a* belegt ist, auf ein ae. *ȝáspian* zurückführen: dann müßte *gayspande* MA 1462 eine umgekehrte Schreibung sein. Das *ă*, auf welches die heutige Lautung zurückweist, erklärt sich in jedem Fall als Verkürzung vor *sp* (während *st* bekanntlich alte Längen bestehen läßt).

Es zeigt sich also, daß vor allen *s*-Verbindungen me. *ai* seine zweite Komponente verliert, wobei sich offenbar zunächst *ā* ergab, das sich aber nur vor *st* halten konnte. Im ausgehenden Me. scheint der Vorgang allgemein vollzogen zu sein.

Danach ist zu erwarten, daß andere Diphthonge auf *-i̯* vor solchen *s*-Verbindungen sich mindestens ähnlich verhalten. In Betracht kommen me. *oi* und *ui* (vielfach auch *oi* geschrieben), und daß das zu Erwartende für sie gilt, lehren die Belege für *boist, boistous, boisterous* im NED. Nur ist der Schwund hier nicht allgemein geworden. Die entsprechenden Erscheinungen vor *š, tš* und *dž* sind Angl. XIV 299 und XVI 505 ff. dargelegt.

3.

Schwieriger liegen die Verhältnisse, wo der Diphthong *ai* zu spät-me. *ę̄*, ne. *ea*, d. i. [ī], zu führen scheint. Zwei Fälle mit *s*, das im 15. und 16. Jahrhundert je einmal belegte *maise*, gegenüber dem heutigen *mease* 'eine Zahl von fünfhundert' (von Häringen), zu an. *meiss* 'a wooden box or basket to carry fish' (S. 58), ferner das me., früh-ne. *qua(i)si*, neben ne. *queasy*, zu norw. dial. *kweis* (eb.), möchte ich von vornherein beiseite stellen. Bei letzterem scheint sich, wie B. im Anschluß an Behrens andeutet, ein romanisches Wort eingemengt zu haben. Bei ersterem möchte ich die Frage aufwerfen, die B. in anderen Fällen mit Recht gestellt hat, ob nicht etwa das altnordische Wort auch ins Normannische eingedrungen und durch dieses Medium neuerlich ins Englische gelangt sei. Die direkte Entlehnung würde

maise, die aus dem Normannischen *mease* ergeben haben. Wenn Belege im Normannischen fehlen, so ist dies bei einem so speciellen, im engsten Kreis gebrauchten Fachausdruck der Fischerei nicht so auffällig.

Dagegen ist in einer anderen Gruppe eine Sonderentwicklung deutlich. Man kann sagen: sämtliche Fälle von *ai* vor *k,* die nicht im Me. aussterben, zeigen vom 15. oder 16. Jahrhundert ab die Lautung und Weiterentwicklung des me. *ę̄*.[1] Völlig klar sind me. *bleyk, blayk* > ne. *bleak,* me. *weyk, wayk* > ne. *weak* (B. S. 41, 52). Nicht völlig sicher ist me. *steyke, steke* > ne. *steak* (S. 59, 63), da es nur einmal im Promptorium mit *ey* belegt ist und in diesem Texte, worauf erst B. aufmerksam gemacht hat, *ey* auch als Bezeichnung des *ē* erscheint. Die heutige Lautung dagegen ist eine spätere Ausweichung, die unser Problem nicht berührt (vgl. Untersuch. § 323). Aufserdem ist aber wohl anzureihen ne. *bleak* 'Bleihe', welches zu Ende des 15. Jahrhunderts auftaucht und gut zum nordischen Namen des Fisches, *bleikja,* stimmen würde, während der heimische ae. *blǽȝe* me. ne. *blay* ist (vgl. NED. s. v.); ferner ne. *feake* 'twitch, jerk, pull smartly', das im 16. Jahrhundert auftaucht, ohne sich in der Schriftsprache halten zu können, und bei dem Murray (NED. s. v.) wohl mit Recht an das an. *feyka* 'blow, drive away, rush' erinnert.[2] Im übrigen fällt auf, dafs es mehrere neuenglische Wörter auf *-eak* giebt, für die im Me. keine rechten Belege da sind: *freak* 'Laune', *sneak, squeak, tweak.* Vielleicht läfst eines oder das andere eine ähnliche Anknüpfung zu. Die mir zur Verfügung stehenden Wörterbücher der skandinavischen Sprachen sind so kümmerlich, dafs ich diese Frage nicht entscheiden kann: ich empfehle sie Björkman.[3]

Nun sind ja für die angeführten Fälle Einzelerklärungen mög-

[1] Ich habe dankend anzuerkennen, dafs Pogatscher mich auf diesen Zusammenhang aufmerksam gemacht hat.

[2] Im Dialekt von Windhill giebt es ein Subst. *fəək* 'trick, deception', das auf ein me. **faik* zurückgehen mufs und von Wright von an. *feikr* hergeleitet wird. Sollte dies verwandt sein? (Übrigens findet sich bei Cleasby-Vigfusson kein *feikr.*)

[3] Auch ne. *streak* ist im Auge zu behalten. Denn ae. *strica* würde ne. **strick* oder **streek* erwarten lassen. Die Entwicklung ae. *i* > *io* > *eo,* die allerdings zu me. *strę̄k,* ne. *streak* führen würde, ist vor *c* nur im Kentischen möglich (Sievers § 107, 160, 164). Das heutige Wort müfste also ein Kenticismus sein.

lich und auch bereits vorgebracht worden. In *bleak* adj. könnte der Vokal aus dem Verbum ae. *blǽcan* me. *blę̄chen* bezogen sein. Bei *weak* denkt Morsbach (vgl. Björkman, Zur dialekt. Provenienz etc. S. 28) an Beeinflussung durch ae. *wǽcan.* Hier aber ergiebt sich die Schwierigkeit, daſs wir für die mittelenglische Fortsetzung dieses Wortes, **wēchen,* soviel aus unseren gewöhnlichen Hilfsmitteln zu ersehen ist, keinen Beleg haben. Stratman-Bradley führen ein *weken* aus Troil. IV 1144 an, aber die bisher bekannten Handschriften bieten an der Stelle *wayken, woken* (erst die gedruckten Ausgaben aus dem 16. Jahrhundert *weaken*), also klärlich Neubildungen zu me. *wayk* (ne. *weak*) und me. *wǭk* (aus ae. *wác*) und keineswegs die Fortsetzung von ae. *wǽcan* (vgl. Chauc. Soc. I. Ser. 44 65 S. 212 und 63/64 S. 210; Skeat, Chaucer II 339). Bei *bleak* 'Bleihe' müſste man ein nicht belegtes ae. **blǽce,* me. **blę̄che* ansetzen und das *k* als nordenglische Bewahrung des Gutturals auffassen. Der Bestand dieser Form neben der überlieferten, *blǽʒ,* ist aber unwahrscheinlich. Bei den übrigen, freilich weniger sicheren Fällen sind derartige Erklärungen noch schwieriger.

Eine andere Möglichkeit scheint auf den ersten Blick das Skandinavische zu bieten: man möchte an die ostnordische Monophthongierung des alten *ai* denken. Aber deren Ergebnis ist geschlossenes *ē,* wie es thatsächlich in ein paar Fällen schon im Früh-Me. vorliegt (B. S. 61). Zudem wäre es merkwürdig, daſs die ostnordischen Formen gerade in den Wörtern mit *k,* und zwar erst vom 15. Jahrhundert an, auftreten sollten.

Es wird daher kaum etwas anderes übrigbleiben, als an einen Lautwandel auf englischem Boden zu denken, und die nächstliegende Annahme wäre dann, daſs im späteren Me. *ai* vor *k* zu *ę̄* wurde. Diese Art Monophthongierung ist anders als die vorhin besprochenen und auch die spätere allgemeine Vereinfachung des me. *ai*: es handelt sich nicht um Schwund der zweiten Komponente mit Ersatzdehnung der ersten, sondern um gegenseitige Assimilation der beiden Komponenten, so daſs das Ergebnis ein mittlerer Laut ist. Diese Sonderstellung ist ohne Zweifel etwas auffällig. Man könnte daher eine andere Möglichkeit in Erwägung ziehen: daſs vor *k,* das nach dem -*i̯* des Diphthongs zweifellos palatal war, der englische Reflex des nordischen Diphthongs nicht wie sonst *ai,* sondern *æi* oder *ei* gewesen und dieses durch *i̯*-Schwund vor *k* zu *ǣ, ę̄* geworden wäre,

wenigstens auf einem kleineren Gebiet, von dem aus dann die ę̄-Formen Verbreitung gefunden hätten. Ob die gelegentlichen *ei*-Schreibungen in diesen Wörtern etwa in diesem Sinne zu deuten wären, erscheint sehr fraglich. Auf alle Fälle haben wir aber eine Sonderentwicklung vor uns, die an das *k* gebunden ist.

Ob etwa die Schreibung *weker* 'schwächer' in der Cotton-Hs. des C. M. v. 832, auf welche B. aufmerksam macht, ihre erste Spur andeutet oder nur einen Schreibfehler darstellt, ist schwer zu entscheiden.

Dafs dieser Lautwandel aber im heimischen Material und den romanischen Lehnwörtern nicht zu Tage tritt, erklärt sich einfach daraus, dafs da *ai* vor *k* nicht vorkommt. Vor *g* fand es sich allerdings im Normannischen, und in solchen Lehnwörtern finden wir in der That me. *ę̄*, ne. *ea*: vgl. *eager, eagle, meager.* Indessen zeigen hier schon die ersten Belege (von Robert von Gloucester an) *ę̄* und weisen auf eine frühere Monophthongierung, die wohl wie die vor Dentalen (ne. *feat* u. dgl.) zu erklären sein wird (vgl. Behrens S. 130).

Auch diese Sonderentwicklung ist nicht gemeinenglisch; der Dialekt von Windhill z. B. hat *weək* 'schwach', *leək* 'spielen' (an. *leika*) (§ 127), mit demselben *eə*, welches sonst me. *ai* wiedergiebt (§ 65), während me. *ę̄* zu *iə* geworden ist (§ 137, 179).

Graz. Karl Luick.

Die eingeschobenen Sätze im heutigen Englisch.

I.

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort.

Dieses mephistophelische Wort kann man auch auf eine Anzahl der Regeln anwenden, welche in heutigen englischen Grammatiken über syntaktische Verhältnisse der englischen Sprache gegeben werden, welche aber dem heutigen thatsächlichen Sprachgebrauche nicht mehr entsprechen. Und die Möglichkeit dieser Anwendung erklärt sich unschwer, da man wohl behaupten darf, dafs niemals so viele Grammatiken über eine Sprache geschrieben worden sind, deren syntaktische Verhältnisse so wenig im einzelnen erforscht waren, wie die der englischen.

Um nur ein Gebiet zu erwähnen, so liegt die Moduslehre vollkommen im argen; es existiert keine grundlegende Arbeit über den modalen Gebrauch der Hilfszeitwörter, so unbedingt notwendig eine solche Arbeit wäre. Man hilft sich auf diesem Gebiete fort mit Auskünften, welche die eine Grammatik von der anderen übernimmt, und die auch für die Zwecke des Schulunterrichts ausreichen mögen. Aber Gründliches, Sicheres weifs man darüber nicht.[1]

Ich habe mir im Laufe einer ziemlich ausgiebigen englischen Lektüre eine Reihe von syntaktischen Fragen notiert, über welche die Grammatiken keine Auskunft geben. Und in Bezug auf andere

---

[1] Das Beste über den modalen Gebrauch der Hilfszeitwörter enthält der zweite Teil von Gustav Krügers 'Ergänzungs-Grammatik' (1898), welche nach der von Immanuel Schmidt die wertvollste Leistung auf dem Gebiete der englischen Grammatik ist.

ist es mir aufgefallen, dafs die Grammatiken Angaben machen, die dem allerneuesten Stande der englischen Sprachentwicklung nicht entsprechen. Um auch in dieser Beziehung ein Beispiel anzuführen, so scheint mir die Satzstellung des gegenwärtig geschriebenen Englisch eine viel freiere zu sein, als es die gegenwärtig geschriebenen Grammatiken anerkennen. Ich habe von diesem umfangreichen Gebiet eine kleine Parzelle, die Satzstellung in denjenigen eingeschobenen Sätzen, welche die direkte Rede unterbrechen oder ihr nachfolgen, einer eingehenden Betrachtung unterzogen und gedenke zu zeigen, dafs die Regel, welche überall in den Grammatiken gegeben wird, auf das gegenwärtige, ja, man darf sagen, auf das Englisch des 19. Jahrhunderts nicht anwendbar ist.

Immanuel Schmidt, den seine gründliche Kenntnis der englischen Sprache und ein während eines fast zehnjährigen Aufenthalts in England erworbenes sicheres Sprachgefühl befähigten, eine der solidesten grammatischen Arbeiten zu liefern, welche wir besitzen, sagt in seiner 'Grammatik der englischen Sprache' (3. Aufl., Berlin 1883) über den vorliegenden Fall:

> In eingeschobenen Sätzen ... bedient man sich gewöhnlich der Inversion; unbedingt notwendig ist dieselbe nicht.

Dafs man in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich gewöhnlich der Inversion bedient, ist nicht richtig. Das geschieht nur in bestimmten Fällen; in anderen Fällen bedient man sich der Inversion gewöhnlich nicht. — Ferner heifst es:

> Die Inversion findet meistens nicht statt, wenn eine adverbiale Bestimmung oder eine Ergänzung bei dem Verb steht.

Beispiele: *he once exclaimed* — *he called out to the servant* — doch auch: *cried he to the girl.*

Diese Behauptung ist nur richtig mit Bezug auf das Objekt. Das Adverb dagegen und selbst eine längere adverbiale Bestimmung haben keinen Einflufs auf die Stellung des Subjekts.

Ähnlich spricht sich Krüger aus: die regelmäfsige oder umgestellte Wortfolge findet statt in eingeschobenen Sätzen, die nur aus Subjekt und Prädikat bestehen; die erstere tritt allein ein, wenn der Satz Erweiterungen hat, und wenn er der Rede folgt. Die letzte Behauptung ist ebensowenig haltbar wie die vorausgehende, welche

bei Schmidt ebenfalls, aber nicht bedingungslos auftritt: die Nachstellung des für gewöhnlich in die Rede eingeschobenen Satzes ändert nichts in seiner Wortstellung.

Die umfangreichste Arbeit über englische Satzstellung ist von Albert Verron, die, soviel mir bekannt, leider nicht in Buchausgabe, sondern in drei Programmen der Realschule erster Ordnung in Münster (1877—79) erschienen ist. Die Arbeit ist sehr verdienstvoll und sollte von keinem, der eine englische Syntax schreibt, unbeachtet gelassen werden. Leider aber entnimmt sie ihr massenhaftes Beispiel-Material nicht blofs Schriftstellern aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sondern auch solchen aus der ersten Hälfte und selbst aus dem 18. Jahrhundert.[1] Sie geht also von der stillschweigenden unrichtigen Annahme aus, dafs die englische Satzstellung im Laufe von zwei Jahrhunderten sich nicht geändert habe, und ist daher für den gegenwärtigen Sprachgebrauch nicht unbedingt mafsgebend.

Bei ihm heifst es über die eingeschobenen Sätze:

> To give any positive rules as to when the subject is and when it is not inverted, in these sentences, is next to impossible. With some writers the inversion almost amounts to a rule, with others non-inversion is almost as frequent as inversion. I most cases, therefore, it is a mere matter of taste, in some, euphony will decide whether the subject is to be inverted or not. Thus much, however, may be said:
>
> a) Inversion decidedly prevails when the subject is a substantive.
>
> b) Non-inversion is as frequent as inversion when the subject is a personal pronoun.
>
> c) Inversion is very rare, when the verb of the sentence is compound.

(Mit dem letzteren Ausdruck meint Verron nach seinen Beispielen zusammengesetzte Verbalformen, wie *he had said, he would say, he ventured to say.*)

Von der einleitenden Bemerkung mufs man sagen, dafs der Gebrauch der Inversion in eingeschobenen Sätzen bei gleichzeitigen

---

[1] Sogar Bunyan, Milton und Shakspere werden wiederholt herangezogen.

Autoren nicht so willkürlich verschieden ist, wie Verron annimmt; dafs ferner die Kriterien des englischen 'Geschmacks' und des von englischen Ohren empfundenen 'Wohlklanges' für den Ausländer nicht verwendbar, dafs sie auch für den Engländer ziemlich schwankende Principien sind und man besser thäte, dafür das Princip der Betonung einzusetzen.

Von den Einzelbehauptungen Verrons sind a) und c) richtig, b) dagegen ist entschieden falsch. Aufserdem fehlen Feststellungen über die zusammengesetzten Verba des Sagens, wie *go on, put in, call out* u. a., und über die eingeschobenen Sätze, die ein Objekt in sich fassen.

Nachdem meine Lektüre mir ganz sichere Anhaltepunkte darüber gegeben hatte, dafs die von allen Grammatiken gegebenen Regeln über die eingeschobenen Sätze viel zu unbestimmt und zum Teil falsch waren, und zwar nicht blofs für das heute geschriebene und gesprochene Englisch, habe ich eine Anzahl von in jüngster Zeit geschriebenen Romanen nach Beispielen durchsucht und werde im folgenden die Resultate meiner Untersuchung nach den verschiedenen Formationen der eingeschobenen Sätze zusammenstellen.

Die Romane, von denen ich alle einschlägigen Beispiele zusammengestellt habe, sind ein amerikanischer und drei englische:

Mary Johnston: The Old Dominion. Westminster, Archibald Constable and Co., 1899.

Walter Besant: The Fourth Generation. London, Chatto and Windus, 1900.

Mrs. Humphry Ward: Eleanor. Vol. I. Leipzig, Tauchnitz, 1900.

Anthony Hope: Quisanté. Leipzig, Tauchnitz, 1900.

Hinsichtlich der Ausnahmen gegen die nach diesen Schriften festgestellte Gebrauchsregel und der seltener vorkommenden Satzformationen habe ich nachträglich noch die folgenden Romane durchgesehen.

Anthony Hope: The King's Mirror. Vol. II. Leipzig, Tauchnitz, 1899.

Marie Corelli: The Sorrows of Satan. Vol. I. Leipzig, Tauchnitz, 1896.

Theodore Watts-Dunton: Aylwin. Vol. II. Leipzig, Tauchnitz, 1899.

Hall Caine: The Son of Hagar. Vol. I. Leipzig, Heinemann u. Balestier, 1892.

I. Der eingeschobene Satz besteht aus einem persönlichen Fürwort und einer einfachen Verbalform: *he said*

Besant hat 121 Fälle, in denen nur die reguläre Satzstellung stattfindet.

Mrs. Ward hat neben 40 Fällen mit regulärer Satzstellung nur ein *said he.*

Miss Johnston hat neben 140 Fällen mit regulärer Satzstellung nur einmal das altertümliche *quoth he.*

Am reichlichsten gebraucht Hope die Inversion in diesen Sätzen: er hat 13 *said he,* 3 *said she* gegenüber 251 Fällen mit regulärer Satzstellung.

Die Regel ist also, daſs in diesen Sätzen die reguläre Satzstellung stattfindet; die Inversion wird — je nach der Liebhaberei des betreffenden Schriftstellers — verschieden gehandhabt, ist aber auch bei dem, welcher sie am häufigsten anwendet, sehr selten und nur üblich bei dem Verbum *say.* Das Gesamtverhältnis ist 552 : 18.

Eine interessante Ergänzung hierzu giebt Hopes Ich-Roman 'The King's Mirror'. Im allgemeinen weicht er von der hier gegebenen Regel nicht ab: so hat er 15 *said he* und 6 *said she* neben weit überwiegendem *he said, she said* und gegenüber der Voranstellung der Fürwörter bei allen anderen Verben ohne Ausnahme. Dagegen braucht er mit entschiedener Vorliebe ***said I*** und verhältnismäſsig selten *I said*: 72 : 11. Alle übrigen Verba haben das *I* immer vor sich: *I asked, I objected, I answered, I cried,* etc.

Watts-Dunton braucht in seinem 'Aylwin' mit Vorliebe das Verbum *say* in seinen eingeschobenen Sätzen; die anderen Verba sind verschwindend diesem gegenüber. So erklärt sich wohl auch, daſs die Nachstellung des Fürwortes hinter dieses Verb bei ihm häufiger ist als bei Hope und anderen. Er braucht 4 *said I* und 1 *says I* gegenüber überwiegendem *I said* und anderen Verben mit vorausgehendem *I* (192); 18 *said he* und 1 *says he* gegenüber überwiegendem *he said* und anderen Verben mit *he* (41); 30 *said*

she, 1 *says she* gegenüber überwiegendem *she said* und anderen Verben mit *she* (48) und 1 *said it*. Das Verhältnis der regulären zu der irregulären Stellung ist auch hier 281 : 56. Er weicht also in der Nachstellung des *I* bei *say* von Hope sehr wesentlich ab.

Hall Caine und Marie Corelli folgen der Regel. Bei dem ersteren finden sich 3 *says I*, 1 *said he*, 2 *says she*; bei der letzteren nur *replied he*.

II. Der eingeschobene Satz besteht aus einem Substantiv (oder substantivisch gebrauchten Wort) und einer einfachen Verbalform:

asked the lady
said the other

Das Substantiv tritt regulär hinter die Verbalform, was immer geschehen mufs, sobald das Verbum des eingeschobenen Satzes *to be* ist:

was the question — was Miss Quisanté's next observation — was her hostess's immediate retort — was the cold reply.

Das Substantiv geht allerdings relativ häufiger dem Verb voraus, als das persönliche Fürwort dahinter tritt; das geschieht aber vorzugsweise bei gewichtigeren Verben des Sagens:

stammered, corrected, commanded, whispered, returned, remembered, murmured, suggested u. a.

sehr selten bei *said*.

Miss Johnston 234 : 7; Mrs. Ward 43 : 2; Besant 76 : 13; Hope 168 : 27; im ganzen also 521 : 49.

Hopes 'King's Mirror' hat nur 13 abweichende Fälle (niemals bei *say*); Watts-Duntons 'Aylwin' 3; Hall Caines 'The Son of Hagar' 11 und Marie Corellis 'The Sorrows of Satan' 3.

III. Der eingeschobene Satz besteht aus Subjekt, einfacher Verbalform und einem Adverb:

he said proudly
repeated Leonard softly

Ist in diesem Falle das Subjekt ein persönliches Fürwort, so wird es von allen Schriftstellern vorangestellt (290); nur bei Hope habe ich gegenüber 47 Fällen dieser Art zwei gefunden, in denen Inversion des Subjekts eintritt:

said he absently — said he seriously.

Ist das Subjekt ein Substantiv, so wird es meistenteils nachgestellt; die Fälle, in denen es vorantritt, sind indessen in ihrer Gesamtheit zahlreicher als in der einfachsten Form des eingeschobenen Satzes (s. II). Das Verhältnis ist je nach den einzelnen Schriftstellern verschieden, und wiederum gestatten sich Besant und Hope diese Freiheit am häufigsten (7 : 7 und 14 : 42); Miss Johnston viel seltener (16 : 182) und Mrs. Ward gar nicht (0 : 40); im ganzen also 37 : 271.

Anthony Hope in 'The King's Mirror' hat wieder die Abweichung, dafs er auch vor dem Adverb gewöhnlich *said I* sagt (12 : 1).

Miss Johnston setzt in diesem Falle ein paarmal das Adverb voran, ohne die Stellung des Substantivs zu ändern:

then said the Indian — again loudly called Landless — gallantly demanded Governor.[1]

IV. Der eingeschobene Satz besteht aus Subjekt, einfacher Verbalform und adverbialer Redensart:

he said with cheerfulness
murmured the lady with a sigh

Ist das Subjekt ein persönliches Fürwort, so wird es immer vorangestellt (178 : 3); nur Hope wiederum erlaubt sich gegenüber 47 Fällen regulärer Satzstellung dreimal die Inversion bei dem Verbum *say*:

said he with a quiet certainty — said he with restrained intensity — said he with a nod.

Ist das Subjekt ein Substantiv, so tritt Inversion ein (145 : 15). Mit der Voranstellung des Substantivs als Ausnahme verhält es sich genau so wie unter III. Am häufigsten ist sie bei Besant (5 : 4) und bei Hope (6 : 43), viel seltener bei Miss Johnston (4 : 69), gar nicht vorhanden bei Mrs. Ward (0 : 29).

Einmal finde ich die adverbiale Redensart von Miss Johnston vorangestellt bei regulär placiertem Substantiv-Subjekt:

at length said Godwin.

[1] Die Abweichungen von der regelrechten Subjektstellung in den Specialitäten der eingeschobenen Sätze III—VI habe ich in den anderen Romanen nicht besonders registriert, sondern unter I und II mitgezählt.

V. Der aus Subjekt und einfachem Verb bestehende eingeschobene Satz erhält als Ergänzung einen Attributiv- oder Adverbialsatz (resp. deren Verkürzung durch Particip oder Gerundium):

said Leonard, who laid down the book
said her father, as she turned to leave the room
he cried, apparently infuriated
he asked, turning suddenly on Landless

In diesen Sätzen sind die Ausnahmen gegen die reguläre Voranstellung des persönlichen Fürworts und die Nachstellung des Substantivs äufserst selten; sie kommen nur bei Hope und Besant vor. Hope sagt zweimal:

said he, lighting a cigarrette — said he, smiling

gegen 35 der Regel folgende Fälle und zweimal:

May whispered, withdrawing her hand — Dick added, correcting himself

gegen 54 reguläre Fälle. Besant setzt niemals das persönliche Fürwort nach, aber zweimal das Substantiv voran:

Leonard said, shaking the dust from it — the boy replied, not venturing to …

gegenüber 18 regulären Fällen.

VI. Der eingeschobene (aus Subjekt und Verb bestehende) Satz ist verbunden mit einem koordinierten Hauptsatze durch *and, but, then* etc.

she asked, and came in
whispered the Dean, but Marchmont made no answer

Nur Hope setzt in diesem Falle zweimal das persönliche Fürwort nach gegenüber drei regulären Fällen:

said he, but he was grave — said she, and she turned away.

Das Gesamtverhältnis ist 2 : 14. Hope und Besant setzen je einmal das Substantiv voraus (gegenüber 4 und 0 regulären Fällen):

Foster began, and he went on to … (Hope).

Leonard groaned, and sprang to his feet (Besant).

Das Gesamtverhältnis ist 2 : 22.

In eingeschobenen Satzverbindungen steht also ebenfalls das Subjekt des eingeschobenen Satzes voran, wenn es ein persönliches Fürwort, nach, wenn es ein Substantiv ist.

(Schlufs folgt.)

Grofs-Lichterfelde. Hermann Conrad.

Wiederum zu Jaufre Rudel.

Die Liste derjenigen, welche sich mit den Schicksalen Jaufre Rudels poetisch beschäftigt haben, bedarf seit einigen Jahren der Hinzufügung eines neuen und hervorragenden Namens. Durch die Princesse lointaine Edmond Rostands ist die romantische Liebe dieses Trobadors auch zum Gegenstand eines Dramas geworden. Was die ursprüngliche Legende von ihr erzählte, schien freilich wenig geeignet zu dramatischer Behandlung. Wie konnte ein Liebeshandel, der nur e i n äufseres Ereignis kennt, die erste Begegnung in der letzten Stunde des Liebenden, je zum Gegenstande eines Bühnenstückes werden? So hat denn auch der Philologe bei diesem Drama Rostands nicht diejenige Art von Freude, welche ihm den Cyrano de Bergerac so anziehend erscheinen läfst: im Verfasser eine Art von Berufsgenossen zu entdecken, der mit eingehendster Kenntnis dessen, was wir vom Leben und von den Werken des Bühnenhelden wissen, versucht hat, sich ein verhältnismäfsig getreues Bild der historischen Persönlichkeit zu schaffen, wenn er sich auch hernach die Freiheit nahm, dieses Bild mit romantischer Phantasie umzuzeichnen.

In der Princesse lointaine hat Rostand den weitgehendsten Gebrauch von dem Recht gemacht (welches ihm hier auch nicht bestritten werden soll), alte Namen von geringem Inhalt als Träger sehr moderner Empfindungen zu benutzen. Er bekümmert sich denn auch nicht viel um die Frage nach den besten Quellen für die Geschichte seines Helden, sondern hat frischweg sein Drama aus den Fabeleien des unzuverlässigen Nostradamus erwachsen lassen. Er konnte sich um so mehr ein Recht zu solcher

Willkür beimessen, als seinem ausgedehnten Wissen sicher nicht entgangen ist, dafs der älteren sogenannten Biographie durch die bekannte glänzende Untersuchung Gaston Paris' jeder Anspruch auf geschichtliche Wahrheit entzogen ist. Hatte er auch Kenntnis von dem Artikel Monacis, der an die Stelle der Gräfin von Tripolis als der geliebten Dame Jaufres eine andere, wirklich historische Persönlichkeit setzen will? Es könnte einen modernen Dichter wohl reizen, die Gestalt einer Eleonore von Poitiers poetisch zu beleben. Aber der Geschichte wäre Rostand gewifs nicht treuer geblieben, hätte er dem Prinzen von Blaya die Fürstentochter von Poitou zur Geliebten gegeben. Die Hypothese Monacis gründet sich auf eine einzige Strophe des Dichters, eine Strophe, deren Lesung nicht einmal ganz sicher steht. Und wenn auch dort *gens Peitavina De Beiriu e de Guiana S'esgau per leis e Bretanha* zu lesen ist, so führt uns die Stelle keineswegs mit irgend welcher Gewifsheit auf Eleonore, da weder vor noch nach ihrer Verheiratung mit Ludwig VII. die Bretagne zu *tutto il paese, ove si estendevano i suoi dominj* gehörte. Monaci macht denn auch kaum einen Versuch, seine schnelle Vermutung ernsthaft zu stützen.

Und schwerlich wird man eine andere historische Gestalt in jener rätselhaften Geliebten erraten dürfen. Die Liebe Jaufres hat mehr wunderbare Seiten, als man an ihr hervorzuheben pflegt. Sie ist nicht nur die Liebe zu einer Dame, die in der Ferne weilt (*Lanquand li iorn,* durchgehend, *Quan lo rius* v. 8 u. s. w.), und die der Dichter nie gesehen hat:

que·l cors joi d'autr'amor non a
mais d'aissella que anc non vi
No sap chantar, v. 10,

ja, die er vielleicht nie sehen wird:

mas non sai coras la veirai
Lanquand, v. 24,

nulhs hom no·s meravilh de mi,
s'ieu am so que no veirai ja
No sap chantar, v. 8,

wie sie vielleicht nie ihn:

ni ja de mi no·s jauzira
ni per son amic no·m tenra
ib., v. 26.

Eigentümlich ist schon, dafs der Dichter trotzdem von der Dame ganz so spricht, als kenne er sie, ihr Wesen sowohl wie ihre äufsere Erscheinung:

A! cum son siei dich amoros
e siei fach son doutz e plazen!
qu'anc non nasquet sai entre nos
neguna c'aja·l cors tan gen,
grailes, fresca, ab cor[s] plazen;
e non cre genser s'en senha
ni no·n vi hom ab tant plazer

Quan lo rossinhols, v. 36 ff.

s. ib. v. 12 f., v. 31.[1]

Merkwürdiger ist noch, dafs auch sie ihn und seine Liebe kennt. Bald scheint sie mit seiner Huldigung einverstanden zu sein:

ves l'amor qu'ins el cor m'enclau,
ai bon talant e bon albir,
e sai qu'ilh n'a bon escien

Pro ai del chan, v. 30,

bald will sie nichts davon wissen:

car ieu l'am tant, e liei no·n cau

ib., v. 38.

Das eine Mal hofft er ihre Gunst alsbald zu erringen:

tost veirai ieu si per sufrir
n'atendrai mon bon jauzimen

ib., v. 39,

dann zweifelt er wieder daran (*No sap chantar*, v. 26 f., s. oben). Jedenfalls aber kann er nur mit ihrem Einverständnis zu ihr gelangen:

greu er qu'oimais i atenha,
s'amors no la·m fai remaner

Quand lo rossinhols, v. 27,

e s'a l i e i s p l a i, albergarai
pres de lieis, si be·m sui de lonh

Lanquand, v. 17.

Aber er rechnet auch darauf, von ihr gerufen zu werden:

e non puosc trobar meizina,
si non vau a l s i e u r e c l a m[2]

Quan lo rius, v. 10.

---

[1] Dieses Gedicht wird auch von denen auf die ferne Geliebte getrennt. Die Gründe, welche hierzu zu zwingen schienen, werden sich aber, glaube ich, nachher als nicht stichhaltig erweisen.

[2] Es thut nichts zur Sache, wenn *reclam* hier zunächst nur ein bildlicher Ausdruck ist.

Nicht glänzend, als der Prinz, der er ist, und als Ritter will er dann vor ihr erscheinen, sondern als Pilger, in demütigem, ärmlichem[1] Gewande:

ai! car me fos lai pelleris,
si que mos fustz e mos tapis
fos pels sieus bels huolhs remiratz
Lanquand, v. 33.

Welcher Art ist dann aber der Liebesgenufs, den er von ihr erwartet?

adones parra'l parlamens fis
quand drutz lonhdas er tant vezis
e'ab bels digz iauzira solatz,
ib., v. 19.

et aurai ja tant d'ardimen
que'l aus dir, per sieu mi tenha?
pois d'als non ll'aus merce querer.[2]
Quand lo rossinhols, v. 33.

Ist schon in diesen Stellen des Auffallenden genug enthalten, so kommt anderes, noch Merkwürdigeres hinzu: vom Gatten der Geliebten ist bei den Trobadors kaum je die Rede. Hier erfahren wir von ihm:

Lucnh es lo castelhs e la tors,
ont elha jai e sos maritz
Pro ai, v. 17;

und zwar scheint er keine Eifersucht bei Jaufre zu erwecken. Er ist nicht der *gelos*, als welcher der Gatte, wenn überhaupt, in der Trobadorlyrik auftritt. Aber nicht nur ihm gegenüber fühlt Jaufre keine Eifersucht. Auch andere scheinen an der Liebe der Dame teilnehmen zu können:

ben es cel pagutz de mana,
qui ren de s'amor gazanha.
Quan lo rius, v. 20.

Er hält auch seine Liebe nicht geheim. Andere wissen davon; ja, er gebraucht Ratgeber, um sich die Liebe der Dame zu erwerben:

[1] Das ungefähr mufs doch *tapî* bedeuten. Vgl. Ben. Ducs de Normandie II 31600 *Puis lor comença a mostrer Qu'en Jerusalem vont aler, Nuz piez, a langes, a tapin, Cum funt autre saint pelerin.* Vgl. ital. *tapino* 'kümmerlich, ärmlich'.

[2] Für sich allein hat dieser Gemeinplatz natürlich keine Bedeutung. Er wird sich aber der Gesamtheit einfügen.

mas sa beutatz no·m val nien,
car nulhs amicx no·m essenha
cum ieu ja n'aja bon saber,
Quand lo rossinhols, v. 19.

e si per bos cosselhadors
cosselhan no sui enantitz ...
alres no·i a mais del murir
Pro ai, v. 19.

Mout mi tenon a gran honor
tug silh, cui ieu n'ei obeditz,
quar a mon joi sui revertitz,
e laus en lieis e dieu e lor,
qu'er an lur grat e lur prezen,
e que qu'ieu m'en anes dizen,
lai mi remanh e lai m'apais.
Belhs m'es, v. 22.

Diese Züge lassen sich mit dem gewöhnlichen Minnebegriff der Trobadors schwer vereinen. Handelt es sich also etwa nur um ein jeu d'esprit, wie Gaston Paris es nennt, ohne eine reale Grundlage für die ausgesprochenen Empfindungen?[1] Vielleicht gelangt man auf den rechten Weg zum Verständnis der Dichtungen Jaufres, wenn man die eigentümliche Rolle berücksichtigt, welche Gott bei dieser Minne zu teil wird. Auch andere Trobadors führen nicht selten den Namen Gottes im Munde, wo er nach unserem Urteil wenig hingehört. Schwerlich aber geschieht es in irgend einem Liebesgedicht so oft und mit solchem Nachdruck wie in *Lanquand li iorn*:

v. 16 *Be·m parra iois, quan li querrai*
per amor Dieu l'albere de lonh.

v. 28 *mas tot sia cum a Dieu platz.*

v. 29 *Ben tenc lo Senhor per verai,*
per qu'ieu veirai l'amor de lonh.

v. 37 *Dieus, que fetz tot quant ve ni vai,*
e formet cest'amor de lonh,
mi don poder, que·l cor eu n'ai,
qu'en breu veia l'amor de lonh.

[1] So ist doch wohl zu verstehen, was Gaston Paris, Revue hist. 53 p. 247, sagt, und Schultz-Gora hat es doch wohl so verstanden, Archiv XCII 223.

So heifst es auch, allerdings weniger auffallend, an der oben angeführten Stelle *Belhs m'es l'estius*, v. 25:

e laus en lieis e Dieu e lor.

In diesen Zusammenhang gehört denn auch die so merkwürdige Verbindung der Liebe des Dichters mit der Kreuzzugs- oder Pilgerfahrtsidee. In den gleichen Zusammenhang ist vielleicht auch der eben citierte Vers zu stellen:

ben es eel pagutz de mana,
qui ren de s'amor gazanha.

Um es kurz auszusprechen: ich vermute, dafs die *amors de terra lonhdana* nicht nur eine 'Liebe in fernem Lande', sondern auch eine 'erdenferne Liebe' ist, dafs wir es hier mit der ältesten und merkwürdigsten Übertragung der Anschauungen und Bilder irdischer Minne auf die himmlische Geliebte und Herrin, auf die Jungfrau Maria, zu thun haben.

Oft genug ist das ja in der Folge geschehen. Aber die Beispiele, die wir kennen, sind aus einer meist sehr viel späteren Zeit, kaum früher als aus dem 13. Jahrhundert.[1] Lanfranc Cigala, Folquet de Lunel, Guiraut Riquier, Bernart d'Auriac haben so die Liebe zu Maria in den Formen der Minnedichtung sprechen lassen. Und die Lieder Lanfranc Cigalas (282, 10, Inedita 184) und Bernart d'Auriacs (57, 1, Mahn Werke 3, 168) sind der hier in Betracht kommenden Art von Marienlyrik noch nicht ganz gleichzusetzen. Sprechen sie auch von der Jungfrau ähnlich, wie es die Dichter von der irdischen Geliebten thun, so ist man doch bei ihnen keinen Augenblick im Zweifel, von wem die Rede ist, wie denn auch das Gedicht Lanfranc Cigalas mit der Anrufung *Gloriosa sainta Maria* beginnt. Anders aber bei Folquet de Lunel (154, 6, 7). In *Si con la fuelha el ramel* (Eichelkraut S. 21) wird von einer zunächst ungenannten Dame mit allen Ausdrücken der Liebespoesie geredet. Erst die Tornada giebt die Lösung:

Reyna maire piussella,
filha de paire piusselh,
vos tene ieu per ma gensor.

In *Tant fin' amors* (Eichelkraut S. 22) wird uns der Name gar nicht genannt; nur aus dem Inhalt erraten wir, dafs es sich um

[1] S. Lowinsky, Das geistl. Kunstlied S. 61 ff.

die Jungfrau handelt. Ähnlich bei Guiraut Riquier, der auch in mehreren seiner Lieder den Namen der Maria nicht nennt, wohl aber sie gelegentlich mit dem Versteeknamen *Belh Deport* bezeichnet (s. 248, 27, 47, 88, Mahn Werke 58, 72, 75). Und im 14. Jahrhundert mufs Ramon de Cornet ein Liebeslied des Bernat de Panasac erst mit ausführlichem Kommentar versehen, um den Zeitgenossen gegenüber die Bedeutung als Marienlied aufser Zweifel zu stellen (Deux Manuscrits p. 56). So ist der späteren Lyrik das jeu d'esprit, welches ich Jaufre Rudel zuschreibe, keineswegs fremd. Wir würden es aber bei ihm um ein Jahrhundert früher finden und in so versinnlichter Art durchgeführt, dafs er, wenn nicht die Zeitgenossen, doch schon die frühen Nachkommen und alle Späteren in die Irre geführt hat.

Hält nun meine verwegene Hypothese den Gedichten gegenüber die Probe aus? Man wird kaum gegen sie geltend machen dürfen, dafs Jaufre die Körpereigenschaften der Jungfrau wie die einer irdischen Dame rühmt:

> *que·l cors a gras, delgat e gen,*
> *e ses ren que·i descovenha*
> *Quand lo rossinhols*, v. 13,

denn von der *gran beutat* der Maria, von ihren *belas faysos* ist oft genug die Rede.

Eingehender noch als Jaufre, aber freilich in mehr allegorischer Art, spricht Bernat de Panasac von ihrem Körper und ihrer Kleidung (Deux manuscrits S. 57 Str. 21):

> *Precios cors, blanx e lis, netz e clars,*
> *Cogitan vey mot soen de travers*
> *Vostras fayssos dins un mantel de pers*
> *Estelat d'aur, foldrat de menutz vars.*

Dem *non ere genser s'en senha* Jaufres (*Quand lo rossinhols*, v. 41) entspricht genau Folquet de Lunel: *aug dire qu'anc no·s seys Plus franex cors* (Eichelkraut *coms*) *ni plus adreys* (*Si quon la fuelha*, v. 6). So geht Jaufre doch in dieser Ausdrucksweise nicht viel weiter, als auch andere gegangen sind.

Wenn Jaufre einst eine Erwiderung seiner Liebe bei der Jungfrau voraussetzt:

> *mas tart mi ve e tart mi ditz:*
> *«amicx, fas elha, gilos brau*
> *an comensat tal batestau*

que sera greus a departir,
tro qu'abdui en siam jauzen
Pro ai del chan, v. 44,

so stimmt er überein mit Guiraut Riquier, der behauptet (248, 88, v. 15):
Quar amatz suy per lieys, sol que·m captenha
Vas lieys aissi co fin' amors essenha,

oder (248, 47, v. 24):

Quar manens de totas rietatz
Serai, si suy per lieys amatz;

und wenn Jaufre an jener Stelle vom *jauzir* spricht, welches er von seiner Liebe erwartet, so sagt Peire Guilhem de Luzerna (344, 1, v. 30, Guarnerio p. 38):

Ben sai, domna, qui·us a en sorinenza
e de bon cor si don'a vos servir,
si mezeis serf, car sertz es del iauzir;

und dem *parlamens fis* und *ab bels digz iauzira solatz* (*Lanquand*, v. 19, 21) entspricht Bernart d'Auriac (27, 1 Str. 2, Mahn Werke 3, 168):

... ela·n pot mout bon guizardon rendre,
que non es ioys, plazer, solatz ni ris
que non agues totz hom que la servis.

Gar nicht zu passen scheint aber für meine Deutung die siebente Strophe von *Belhs m'es l'estius*:

Mais d'una re soi en error
e'n estai mos cors esbaitz:
que tot can lo fraire·m desditz,
aug autreiar a la seror.

In der That spricht, glaube ich, nichts besser für meine Hypothese. Es ist wohl hier das einzige Mal in der Trobadorlyrik, daſs von einem Bruder der geliebten Dame die Rede ist, und wie es scheint von einem Bruder, der von dem Verhältnis des Sängers zur Schwester Kenntnis hat, wenn er es auch nicht billigt, während die Schwester als entgegenkommend erscheint. Es handelt sich aber vielmehr hier um eines der vielen Spiele, mit denen die Scholastik den Namen Mariae umgab. Wir finden sie ja unendlich oft zwischen ihren Vater und mystischen Gatten und ihren Sohn gestellt, so daſs sie als ihres Vaters Mutter oder ihres Sohnes Tochter, also als ihre eigene Groſsmutter oder ihre eigene Groſstochter erscheint: proprii filii mater fit filia, pater

matris hodie filius fit filiae, propriae filiae fit filius und ähnliche Wendungen kehren unendlich oft wieder, s. Polyanthea Mariana, opera et studio Hippolyti Marraccy, Lucensis, Coloniae Agrippinae MDCLXXXIII unter mater und unter filia, Anselm Salzer, Die Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Litteratur und lateinischen Hymnenpoesie des Mittelalters, Linz 1888 ff., S. 109 f. So auch im Provenzalischen: Guiraut Riquier 248, 73 (Mahn Werke IV 100), v. 19:

Prega ton filh e ton paire
que'ns fassa sos elegitz,

derselbe 248, 7 (Mahn Werke IV 16), v. 40:

lo salvaire
fon filhs de vos, vostre paire,
don etz sa mair'e sa filha

und unendlich oft.

Aus diesem verwickelten Verwandtschaftsverhältnis werden aber nun weitere Konsequenzen gezogen. So sagt Konrad von Würzburg, Goldene Schmiede 1868: *Jêsus dîn vater und dîn veter und du sîn muoter und sîn base* (Salzer a. a. O. S. 102), was nur durch eine sehr komplizierte Rechnung herauskommt.[1] Gegen solche Rechnungen erscheint es einfach, wenn Maria und Christus als Geschwister bezeichnet werden, denn, sagt der Idiota, Contemplationes de B. Virgine Maria, parte 14, Contempl. 3: Maria = soror Christi, quia Christus filius est Dei Patris per naturam, & ipsa specialis, imò specialissima filia est ejusdem Patris per gratiam ut tanto sit speciosior soror Christi, quoniam ambo unus sanguis, & una caro effecti sunt (Polyanthea Mariana unter: soror), und diese ausführliche Auseinandersetzung des 10. Jahrhunderts wird uns später mehrfach wiederholt; aber schon vom 4. Jahrhundert an wird Maria häufig soror Dei, soror Christi

---

[1] Guiraut Riquier sagt 248, 7, v. 52 ff.:

lo rey glorios
qu'es paires e filhs de vos,
filha del vostre filh maire,
del vostre paire comfraire.

Die Bedeutung von *comfraire* ist mir hier nicht recht klar. Es scheint doch einen Verwandtschaftsgrad zu bezeichnen; 'Bruder' aber paſst schwerlich; eher könnte man mit 'Schwager' oder 'Vetter' zurechtkommen, wenn *comfraire* das heiſsen könnte; oder ist es einfach 'Genosse'?

genannt (l. c.). Diese Anschauung liegt hier vor, und nun steht Maria wieder in ihrer wesentlichsten Rolle, der als Vermittlerin zwischen dem reuigen Sünder und dem zürnenden Gott. Zwar kann sie, was der Bruder versagt, nicht aus eigener Machtvollkommenheit gewähren, es sei denn das Gehör für reuige Gebete; aber sie ist doch diejenige, welche die Gewährung des Bruders erlangt, und so mittelbar die Gewährende.[1]

Schwierig ist die zweite Strophe von *Quan lo rius*:

Amors de terra lonhdana,
per vos totz lo cors mi dol;
e non puosc trobar meizina,[2]
si non vau al sieu reclam
ab atraich d'amor doussana
dinz vergier o sotz cortina
ab dezirada companha.

Das scheint in sehr realistischer Weise auf eine durchaus irdische Liebschaft zu deuten. Geht aber *dezirada companha* in der That mit *amors de terra lonhdana* auf ein und dieselbe Person? *Companha* heifst ja auch 'Gesellschaft'. So kann es hier etwa dieselben bezeichnen, von denen *Pro ai*, v. 25 spricht: *Totz los vezis apel senhors Del renh on sos jois fo noiritz*, d. h. die Scharen der Seligen im Paradiese oder etwa auch die Mitglieder einer irdischen, dem Dienst der Maria sich widmenden Genossenschaft. *Dinz vergier o sotz cortina* aber hat der Dichter eingefügt, um, freilich in recht bedenklicher Weise, sein doppelsinniges Spiel durchzuführen, wie er in *Lanquand*, v. 41 von *cambra* und *jardi* spricht, die man etwa direkt als Klosterzelle und Klostergarten als *locs aizis* für diese Liebe deuten könnte.[3]

---

[1] Die folgenden Verse freilich werden mir auch bei dieser Deutung nicht recht klar.

[2] Man denkt hier an die immer wiederkehrende Bezeichnung Mariens als *meizina*, s. Stössel, Bilder und Vergleiche der altprov. Lyrik § 86; Lowinsky, Das geistliche Kunstlied S. 57; Salzer S. 513, u. s. w.

[3] Oder, wenn *cambra* und *jardi* nur allgemein den Ort der Zusammenkunft mit der Geliebten (dann nach dem Tode) bezeichnen, würde man bei den Versen *si que la cambra e·l jardis Mi resembles totz temps palatz* daran zu denken haben, dafs die Dichter das Paradies ganz gewöhnlich einen *palatz* nennen, s. Lowinsky S. 47, Deux manuscrits S. 58 v. 17. *Lo bels palaytz on vos* (*Dona* = *Maria*) *etz, de .VII. murs Grans e sobriers es veramen totz claus.*

Keine eingehende Erklärung vermag ich für das nächtliche Abenteuer *Belhs m'es* v. 36 ff. zu geben. Wer aber wollte eine so dunkle Stelle überhaupt zu deuten unternehmen?[1]

Viel leichter als zu den jetzt genannten Stellen wäre es nun, zu den meisten anderen einen Kommentar in der Art Ramon de Cornets zu liefern.

Der merkwürdige Widerspruch zwischen den ersten sechs und den letzten zwei Strophen des Liedes *Quand lo rossinhols* scheint jetzt gelöst. Das ganze Gedicht ist in seiner Stimmung einheitlich. In den ersten Strophen besingt der Dichter den *amor divino,* seine Marienminne; mit dem Beginn der siebenten nimmt er vom *amor profano* Abschied, wobei er denn freilich durch die doppelte Verwendung des Begriffes *amor* wieder sein Spiel mit dem Hörer treibt.

Deutlich wird nun auch, wie seine Liebe ihn aus vergangenem tiefem Leid erlöst:

Lonc temps ai estat en dolor
e de tot mon afar marritz,
qu'anc no fui tan fort endurmitz,
que no·m rissides de paor;
mas aras vei e pes e sen
que passat ai aquelh turmen,
e non hi vuelh tornar ja mais,
Belhs m'es, v. 15 ff.

ie·m tenc per ric e per manen,
car soi descargatz de fol fais
ib., v. 55.

plus es ponhens qu'espina
la dolors que ab joi sana
Quan lo rius, v. 26,

und wie er die Geliebte als Helferin in der Not kennt:

ieu la sai bona tot aitau
ves son amic en greu logau
Pro ai del chan, v. 13.

[1] An das eine aber kann man bei den Worten *Mielhs mi fora jazer vestitz Que despolhatz sotz cobertor* wieder nicht umhin zu denken, dafs nämlich die Mitglieder geistlicher Orden gehalten waren, bekleidet zu schlafen, während man bekanntlich im Mittelalter für gewöhnlich nackt schlief.

Aber freilich mufs er auch fürchten, dafs *cobezesa* ihm ihre Liebe entzieht:

e cre que volers m'engana,
si cobezesa la·m tol

Quan lo rius, v. 24,

denn *cobezesa,* die Begierde, ist ja die Wurzel aller Sünde.

Ganz natürlich ist nun auch mit dieser Minne der Wunsch verbunden, um der Geliebten willen im Reich der Sarazenen Schweres zu erdulden (*Lanquand,* v. 12—14). Wenn der Dichter dann in demselben Gedicht v. 22 sagt:

Iratz e gauzens me·n partrai,
quan veirai cest' amor de lonh,

so geht dies wohl auf die Stunde seines Todes, in welcher er Schmerz und Freude zugleich empfinden wird.

Aber freilich kann er nicht gewifs sein, je Mariens Liebe zu erlangen:

qu'enaissi·m fadet mos pairis
qu'ieu ames e non fos amatz,

wie Peire Espanhol (342, 1, Zts. X 161, v. 27) die zur Hölle verdammten Sünder *li chaitiu malfadat* nennt.

Jedenfalls hat er auf diese Liebe nicht allein Anspruch (s. oben S. 341), wie denn auch Guiraut Riquier von den anderen Liebhabern seiner Dame spricht: *Gilos non suy, qui s'amor vol aver De lieys qu'ieu am, ans n'ay mot gran plazer* 248, 88, v. 45 (Mahn Werke IV S. 76).

Hält man dies alles zusammen, so wird man, denke ich, mir beipflichten, dafs die *amors de terra lonhdana,* nach welcher Jaufre Rudel sich sehnt, sehr wohl diejenige bezeichnen kann, zu der Lanfranc Cigala betet (282, 2, v. 68, Pariser Inedita S. 176):

Ara vos prec e·us clam merce
que no·m siatz lunhdana.[1]

[1] Entsprechend betet der Verfasser des *Tractat dels noms de la mayre de Dieu* (Daurel et Beton p. CIV) Str. 13:

Mayre de Dieu, sertana, gloriosa e pia,
Siatz de mi propdana, quar l'enemicx m'espia.

Das kürzlich von Bertoni abgedruckte, bisher unbekannte Gedicht Jaufre Rudels ist mir zu unverständlich, als dafs ich es irgendwie heranzuziehen wagte. Neues Material für die Entscheidung unserer Frage scheint es mir nicht zu bringen.

Breslau. C. Appel.

Die Auslassung oder Ellipse.

I.

Es giebt auch in der Wissenschaft Moden. Anschauungen und Ausdrücke treten in den Hintergrund, nicht immer weil sie als irrig und unbrauchbar abgethan worden sind, sondern zuweilen auch weil sie viel, gar zu viel gebraucht und so abgegriffen wurden. So ist es dem in der Erklärung der Sprachen gebrauchten Begriff 'Ellipse' ergangen. Man will von ihr nicht mehr recht etwas wissen. Sie scheint nicht mehr als echt wissenschaftlich zu gelten. Und doch ist, soweit ich Kenntnis habe, noch von niemandem unternommen worden, ihr wissenschaftlich den Garaus zu machen mit dem Nachweis, daſs es keine Ellipse giebt, und daſs das, was man früher damit zu erklären versucht hat, anders erklärt werden muſs. Zuzugeben ist aber ohne weiteres, daſs man mit ihr Miſsbrauch getrieben hat. Ganz nach subjektivem Belieben haben ältere Grammatiker und Lexikographen sie oft da angenommen, wo sie etwas vermiſsten. Poitevin[1] sieht Auslassungen in *conseiller à la cour de cassation, hôtel à la boule d'or* (wo man gar nicht einsieht, was denn ergänzt werden soll), *poisson à l'eau,* wo *cuit* fehlen soll, *Dieu laissa-t-il jamais au besoin,* sc. *exposés*; *une atteinte aux vices,* sc. *faite. Les objets ci-dessus, les vers ci-après* lassen sich verstehen auch ohne Annahme von Auslassung, mag es daneben auch *les objets ci-dessus nommés* geben; Gegenstand und Ort sind dort unmittelbar nebeneinander gestellt. Aber der Miſsbrauch hebt den Gebrauch nicht auf. Es war also nicht recht, das Kind mit dem Bade auszuschütten, sondern man hätte lieber nach einer festen Begriffsbestimmung

[1] Vgl. Poitevin, Nouv. Dict. d. l. Langue Française (Paris, Didot, 1862).

suchen sollen, die es verhinderte, den Begriff der Ellipse ungebührlich zu erweitern.

Wenn uns Redensarten wie *à la Saint-Jean, aux environs de la Noël* entgegentreten, so fragen wir naturgemäfs, wie das Femininum zu erklären sei, da doch *Saint-Jean* der Name eines Heiligen ist und es nur heifsen kann: *nous célébrâmes un joyeux Noël.* Wir müssen uns sofort sagen, dafs hier ein Etwas vorhanden gewesen sein mufs, das diese Sprachform herbeiführte, dafs aber dieses Wirkende verschwunden ist, da nunmehr eine unkorrekt erscheinende Form vorliegt. Die Anomalie kann demnach in einem früheren Sprachstande nicht vorhanden gewesen, vielmehr erst eingetreten sein, als die ehemals vollständige Form durch Auslassung eines Elements verkümmerte. Wir schliefsen hier wie der Naturforscher, der von einem heute unbrauchbar gewordenen Gliede aus der Entwickelungsgeschichte nachweist, dafs es notwendig und nützlich gewesen. So verstehen wir die obigen Formen, sobald wir *fête* ergänzen, von denen *Saint-Jean* und *Noël* als Genitive abhängen. Die Ellipse ist also diejenige Erscheinung in der Sprache, deren grammatischer oder syntaktischer Bau ein Element zu ergänzen zwingt, ohne welches jener Bau nie so hätte werden können. Im Bewufstsein der grofsen Menge ist freilich sein Fehlen nicht; ihr macht es nichts, ob der Sinn in einen regelrechten oder formwidrigen, ja sinnwidrigen Ausdruck gekleidet ist; was daher kommt, dafs die Zwischenglieder ganz allmählich ausgefallen sind und eine ununterbrochene Überlieferung die Bedeutung der betreffenden Formel gesichert hat.

Ist auch Wappen und Inschrift, ja sogar die Wertbezeichnung der Münze abgegriffen, so geht sie doch gültig von Hand zu Hand, weil sie keinen Augenblick aufgehört hat, in Kurs zu bleiben. Und wie wir an den Münzen die verschiedensten Grade der Abnutzung beobachten, von der ersten Trübung des Glanzes bis zu dem Punkt, wo nur noch eine charakterlose Metallscheibe sich darbietet, so ist es mit den Redensarten, weshalb man passend von leichten und starken[1] Ellipsen redet. Die Überlieferung, wie gesagt, überhebt

---

[1] Wie stark sie sein können, zeigen russische Sprüche: kak s-gússa wadá, wörtlich: wie von der Gans das Wasser (abläuft, so läuft von ihm Schelte ab, d. h. er ist ein dickfelliger Patron). — ne to schto w-rot, a to

uns des Grübelns, was eine an sich ganz rätselhafte Formel meint; wenn sie aber fehlt, so geraten wir sofort in Verlegenheit, wie sich zeigt, wenn wir einer z. B. altfranzösischen oder altenglischen Ellipse gegenüber geraten.

Es ist damit wie mit den berühmten Scherzfragen: wer die Antwort darauf kennt, der beantwortet sie eben, und die anderen können sich tot raten, ehe sie die Lösung finden. Man kann sie auch mit Signalen vergleichen, deren Sinn nur der Eingeweihte kennt; und wie diesem einmal ursprünglich hat mitgeteilt werden müssen, was sie bedeuten, so mufs es mit der Bedeutung elliptischer Redensarten geschehen. Wie soll ein vernünftiger Mensch darauf haben kommen können, seine Tochter 'Schmerzen' oder 'Empfängnis' zu taufen? Wohl aber konnte er sie nennen nach der Mutter Gottes von den Schmerzen oder nach der Jungfrau von der unbefleckten Empfängnis.[1] Die Hauptsache ist hier schliefslich weggeblieben.

Aber andererseits mufs ich ebenso betonen, dafs nach meiner Ansicht der Sinn derartiger elliptischer Sätze nur deshalb vollständig, weil er durch Überlieferung gesichert ist. In den alten Handschriften werden zahlreiche Abkürzungen gebraucht, der Kundige löst sie so glatt auf, und wer viel mit ihnen zu thun hat, merkt kaum noch ihr Vorhandensein. Man hat ihm entweder einmal gesagt, was sie bedeuten, oder er hat auf Grund seiner Sprachkenntnis sich selbst gesagt, dafs eine bestimmte nur das und nichts anderes bedeuten könne. Jetzt stelle man sich aber einen Neuling davor: dem wird das Dasein eines unaufgelösten, ihm dunklen x peinlich fühlbar werden. Es kommt also auf einen Wortstreit hinaus, wenn man leugnet, dafs die Ellipse unvollständig sei; es ist darauf zu sagen: nicht mehr, aber früher. Man verzeihe mir noch einen Vergleich. In einem gutgeordneten Staat nimmt jeder Papiergeld für voll, und nur die Minderzahl hat sich klar gemacht, dafs zwischen ihm und Gold ein Unterschied ist. Und doch hat es nur so lange seinen Wert, als es durch eine entsprechende Menge von diesem edlen Metall ge-

---

schto iž-rtu, nicht was in den Mund (eingeht), sondern was aus dem Munde (ausgeht, ist böse). Überhaupt liebt die russische Sprache dieses Mittel; sie sagt: Feldwebel (ist) dort; ich werde das Pferd mit der Peitsche (schlagen); es wird dich mit dem Fufse (treten).

[1] Dolores; Concepción.

deckt ist; das Stück Papier gilt das, was der Aufdruck besagt, nur weil wir es jederzeit mit Gold eingelöst erhalten können. Und so gilt die Ellipse nur, weil sie auf Wunsch jederzeit mit dem entsprechenden vollständigen Satz aufgelöst werden kann. Die fehlenden Glieder können uns einmal mitgeteilt worden sein; Hand- oder Körperbewegungen, der Ton der Stimme können sie ergänzen. Bei *la charité, monsieur* zeigt uns das ganze Gehaben und die Haltung des Bettlers, was er will, auch wenn er die Hand nicht ausstreckt; so ist es, wenn der Schaffner ruft 'Fahrscheine (bitte)!' Die meisten Befehle werden in elliptischer Form gegeben und nicht blofs ebensogut, sondern besser verstanden, als wären sie vollständig, da so das Ohr durch keinen Nebenlaut irregeführt werden kann. Wer gedient hat, weifs aber, wie umständlich die Bedeutung der Befehlrufe erklärt wird. Für den Eingeweihten ist dann jedes Zeichen recht, es mag ein Wort, ein Ton, ein inartikulierter Laut, ein Zeichen mit dem Degen sein, vorausgesetzt, dafs es im gleichen Falle immer das gleiche bleibt. Wo aber die Situation selbst einen Zweifel läfst, tritt sofort der Fall ein, dafs die elliptische Form allein nicht ausreicht, wodurch sich ihre im Grunde doch vorhandene Unvollständigkeit offenbart. Nehmen wir einmal an, dafs eine Anzahl Leute Wasser zupumpen sollen nach einer Stelle hin, die ihnen verdeckt ist. Sie pumpen, plötzlich ertönt der Ruf: *Plus d'eau!* Sollen sie jetzt weiter pumpen oder aufhören? Mit anderen Worten sollen sie *donnez* oder *ne donnez* ergänzen? Der Ruf *Fire!* kann ganz verschiedenes besagen. Stürzt jemand angstvoll aus einem Hause und ruft dies die Strafse entlang, so weifs man, es brennt; er hat sagen wollen, dafs dort Feuer ist; ertönt es aus dem Munde eines Offiziers an seine Leute, so wissen sie, dafs sie schiefsen, dafs sie Feuer geben sollen. *Three feet six* ist dem Engländer ebenso natürlich wie *three pounds ten,* hier mufs doch jeder zugeben, nicht blofs dafs er etwas ergänzt, sondern dafs er verschiedenes ergänzt, im ersten Falle *inches,* im zweiten *shillings.* Alle diese Ergänzungsprozesse verlaufen so schnell und in der Dämmerung des Halb- oder Unbewufsten, dafs man leicht versucht sein kann, sie zu leugnen.

In einzelnen Fällen aber empfindet jeder, dafs er etwas, das nicht ausgedrückt ist, mitdenkt. Wenn jemand vom Kriege von 70 erzählt, so ordnet er und jeder Zuhörer die Zahl in das richtige Jahrhundert ein; wenn der Engländer *two and six* hört, so ergänzt er

unfehlbar *shillings* und *pence*; *Did you tell him that I am here?* Antwort: *I did.* Auch hier ist unschwer das Vorhandensein des in *tell* enthaltenen Begriffs festzustellen.

In sehr vielen Fällen wird aber überhaupt nichts mehr in der Vorstellung ergänzt. *Lord Pembroke* ist ein englischer Adliger, der *Pembroke* heifst. Aus der Geschichte aber wissen wir, dafs er im Mittelalter *My Lord of Pembroke* hiefs; er war der Herr von Pembroke, und die ihn anredeten, erkannten ihn als ihren Herrn an. Dies Sachverhältnis ist vollständig aus dem Bewufstsein der Jetztlebenden geschwunden, aber es hat bestanden, als der volle Ausdruck entstand, und der jetzige erklärt sich nur durch Verkümmerung. *Send it the first opportunity* läfst sich nicht konstruieren und kann, als es zum erstenmal so gesprochen wurde, nicht verstanden worden sein; es wurde sicher mit *by* eingeführt, wie es in sorgfältiger Rede noch heute lautet. Sobald man aber über den Sinn klar war, warum sollte die Präposition nicht fallen, die ja in der schnellen Rede so wie so sehr tonlos war? *The first opportunity* sagt dann genau so viel wie *as soon as possible.* — Geben Sie mir anderthalben Liter ist für neunundneunzig Leute von hundert = einen Liter und noch einen halben; sie erwägen gar nicht, dafs sie nur von dem anderen halben sprechen, ohne den notwendig vorhergegangenen einen ganzen erwähnt zu haben, ebenso ist es mit russ. *pol-tora,* aus *polwtorawo,* eigentl. halb des andern, und mit *return ticket,* einer Fahrkarte, die ja nicht etwa blofs für die Rückfahrt, sondern auch für die Hinfahrt dient; auch wir jetzt: *Rückfahr(t)karte.*

Der Infinitiv an sich besagt weiter nichts als den abstrakten Begriff einer Thätigkeit oder eines Zustandes, ohne welche Beziehung auf ein Subjekt oder Objekt. Andererseits finden wir ihn in sehr verschiedener Verwendung mit solchen Beziehungen.

Voir page cent; *s'adresser au concierge*; = *man sehe* etc. drückt eine Aufforderung aus;

Mund halten! Stillstehen! drückt Befehl aus;

Épouser un tel homme! Me join the blooming salvation army! Ich mich schonen! = *Ich soll ...,* drückt eine entrüstete Frage aus;

Il a de quoi payer ce luxe, er hat Mittel, mit denen er zahlen kann, drückt ein Können aus.

Das alles kann doch nicht in dem Infinitiv, sondern mufs in den ursprünglich mit ihm verbundenen und noch jetzt hinzugedachten Modalverben liegen. Der Zusammenhang, die jeweilige Lage lehrt, das Richtige zu ergänzen, ebenso wie die Person und die Zeit: *a word to the wise is enough.*

So kann auch *Stillgestanden!* nur dadurch zu einem Befehl geworden sein, dafs ursprünglich 'es wird' damit verbunden war.

Natürlich kann ein solcher Behauptungssatz an sich keinen Befehl ausdrücken; man ist aber des Gehorsams der anderen Partei so sicher, dafs man das, was erst geschehen soll, ruhig als sich vollziehende Thatsache ansieht oder sich wenigstens den Anschein davon giebt.

Dies beantwortet, wie ich meine, genügend den Einwand, dafs ein Satz, auch wenn grammatisch nicht vollständig, doch seiner Wirkung nach es ebenso sei wie ein mit allen von der Grammatik erforderten Gliedern versehener. *Un première Paris,* am Schalter zum Fahrkartenverkäufer gesprochen, lasse beim Angeredeten nicht den geringsten Zweifel und sei deshalb ein Satz, dem n i c h t s f e h l e. Auch die Betonung der Wörter, die Gesten, spielen im Satz, hebt man hervor, eine grofse Rolle und vervollständigen einen äufserlich unvollendeten Satz. Darauf habe ich folgendes zu sagen: Dem S i n n e nach sagen wohl die allermeisten Ellipsen, mindestens alle die der Sprache einverleibten, ebensoviel, wie wenn sie vervollständigt würden; sonst wäre ja gar nicht denkbar, dafs sie sich ihrer in so reichem, immer mehr zunehmendem Mafse bediente. Ja, gerade da thut sie dies, wo sie jedes Mifsverständnis zu vermeiden bemüht ist. Um jeden Irrtum auszuschliefsen, betone ich deshalb, 1) dafs Ellipse nicht d i e sprachliche Ausdrucksform ist, der etwas am S i n n e, sondern der etwas an der F o r m fehlt; 2) dafs es nicht darauf ankommt, was heute der Redende denkt, sondern wie jene Form, so wie sie ist, hat werden können. Wie hätte von Anfang an *un* neben *première* geraten können? Wie *la* neben *Toussaint*?

Ich will also auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen und langweilig zu werden, noch einmal hervorheben, dafs das Bewufstsein, dafs etwas fehle, auch bei einer von mir als elliptisch angesprochenen Form bei den meisten, die sie brauchen, sicherlich nicht vorhanden ist, dafs also vom heutigen Sprachbewufstsein aus ebensowenig etwas fehlt als bei einer vollständigen. Für mich ist ausschlaggebend ihr

Zustandekommen; Ellipse ist da vorhanden, wo eine bestimmte Erscheinung nur hat zustande kommen können, wenn noch andere Sprachglieder sie zusammensetzten und sie ihrem Äufseren nach auf keine andere Weise hätte zustande kommen können. Wer heute sagt: *Ich habe den Kürzeren dabei gezogen,* meint genau dasselbe wie wenn er sagt: *ich bin dabei schlecht weggekommen* oder *bin unterlegen.* Nur die Vorstellung des Nachteils oder der Niederlage ist vorhanden, keine des *Kurzen* oder *Kürzeren.* Wenn sie aber nicht da ist, wie kommt sie in die fragliche Sprachform hinein? Ist dies heute nicht geschehen, so mufs es früher geschehen sein. Da nun die Vorstellung eines 'Kürzeren' allein hier nichts sagt, so mufs sie einst vergesellschaftet gewesen sein mit einer anderen, und die mufs damals jedem so selbstverständlich und gegenwärtig gewesen sein, dafs man sie ruhig weglassen konnte, weil man sicher war, dafs der andere sie richtig hinzudenken würde, genau so wie wenn ich sage: Willst du den roten Bleistift oder den schwarzen? Leute, die mittels Auslosen durch Grashalme allerlei zu entscheiden gewohnt waren, sagten ebenso ruhig: *Ich habe den kürzeren gezogen,* weil jeder Hörer ergänzte: *'Halm'.*

Dafs neben einer kürzeren auch eine vollere Form sich findet, ist mir allein nicht entscheidend. *He slackened speed* ist ebenso verständlich wie *his speed*; *steward, assist me on deck* wie *in getting on deck*; *to be long* bedeutet *sich verspäten, lange mit etwas machen*; wie ich es erkläre durch Vermischung von einer persönlichen Konstruktion wie *to delay, to be late* oder so etwas und *something is long.* Nun kann man ebensogut sagen *What makes you so long?* als *Wh. m. y. be so long?* Dafs aber *to be* im ersteren Falle ausgefallen sei, möchte ich nicht behaupten; im Eigenschaftswort liegt schon der Begriff des Seins. Wenn ich aber *coat armour* gegenüberstehe, so mufs ich fragen, was ist *armour* syntaktisch? In Zusammensetzungen wird ja die Beziehung auch meist nicht ausgedrückt, das bestimmende Wort steht aber im Englischen wie im Deutschen voran; läge also eine solche vor, so müfste es *armour coat,* wie Wappenrock, heifsen. *Coat armour* kann also nur entstanden sein, wenn die die besondere Beziehung ausdrückende Präposition dem *armour* vorherging, und das kann nur *of* gewesen sein. Also ist *coat armour* Ellipse von *coat of armour,* wofür auch *coat of arms* spricht. *C'est un homme de six pieds* ist ebenso ausreichend wie *haut de s. p.,* und wenn es

neben *j'en fus quitte pour une forte somme* auch einfach *j'en fus pour u. f. s.* giebt, so läſst sich dies so verstehen: ich war davon, nahm Teil daran für (mit) eine(r) groſse(n) Summe. In *When I was a boy of eighteen* beweist nicht etwa bloſs das Vorhandensein der vollen Form *of eighteen years,* daſs letzteres Wort weggefallen ist, sondern wir können förmlich das Mitdenken des Begriffes 'Jahre' fühlen. Wie hätte jemand wagen können, von vornherein ihn unausgedrückt zu lassen; hätte doch der andere nicht gewuſst, ob er Tage, Wochen, Monate oder Jahre meine; erst dann konnte er es unbedenklich, wenn die vollständige Form so oft ausgesprochen worden war, daſs man jenem die richtige Ergänzung zutrauen durfte. So ist es mit den englischen Wendungen *you would think those children were exactly the same age*; *it is no use, water the colour of peasoup, a town the size of Liverpool* (s. Ellinger, Zeitschr. f. d. Realschulwesen, XXVI. Jahrgang, III. Heft, S. 138 ff., und meine Engl. Ergänzungsgrammatik § 276). Da noch heute in allen diesen *of* gebraucht werden kann, so ist zwar die Wahrscheinlichkeit eine hohe, daſs es dort weggefallen ist, indessen ist andere Entstehung nicht ausgeschlossen. Man fragt jemanden, dem irgend etwas fehlt oder mit dem etwas los ist: *What is the matter with you?* Was ist mit, an Ihnen die Sache, nämlich die Sie in den auffälligen Zustand versetzt? Diese feste Formel hatte sich so dem Gehör eingeschmeichelt, daſs man sich hat verleiten lassen, mechanisch sie nachzubilden und zu sagen *Is there anything the matter with you* und *There is nothing the matter with me,* ohne zu bedenken, daſs ohne *what* das folgende *the matter* keinen Sinn hat, man müſste logisch sagen *is there anything wrong with you, nothing is wrong with me.* Es haben sich also zwei Ausdrucksweisen gemischt. So kann es auch mit den obigen Phrasen geschehen sein; es kann sich gebildet haben aus *What is the colour of his eyes? — His eyes are the colour of hazelnut,* und dies neben dem logischen *Of what colour are his eyes* nebenher gegangen sein, ebenso *it is no use* und *of no use.* Mir persönlich scheint es natürlich, hier Ellipse anzunehmen. Wer aber zum erstenmal schmerzlich ausrief: Wer das könnte! der muſs einen Nachsatz im Sinn gehabt haben, sonst hätte er unmöglich zu dieser Stellung der Wörter kommen können. Ob heute jemand noch die Lücke spürt oder nicht, das ändert an dem Sachverhalt ebensowenig als ob der, welcher von einer Schreibfeder spricht, noch weiſs, daſs sie

mit der Vogelfeder zusammenhängt, oder ob ein Mann, der Krüger heifst, weifs oder nicht weifs, dafs er eigentlich einer ist, der einen Krug, eine Schenke hält. Der Ahnherr aber, von dem er seinen Namen geerbt hat, war ein solcher Biedermann, und das ist die Hauptsache. — Weil der Laie die ursprüngliche Bedeutung nicht eines einzigen Wortes kennt, giebt es darum keine Etymologie?

Man macht uns Ellipsen-Leuten den Vorwurf, wir sähen die Sprache mit der Brille des Schulfuchses an; wo etwas nicht zu den eingelernten Begriffen der Schulgrammatik stimme, da vermifsten wir etwas.

Was er nicht konstruieren kann,
Das sieht er als Ellipse an.

Durchaus nicht. Ich erkenne an und betone selbst, dafs die Sprache ein Gebilde ist, welches nicht der Logik, sondern den wunderbar verschlungenen Regungen der Seele gehorcht. Der gröfsere Teil der sprachlichen Ausdrucksweisen ist logisch sehr anfechtbar. Nicht auf die Logik kommt es ihr an, aber sicher auf die Verständlichkeit. Sobald man sich geeinigt hat, was eine bestimmte Formel bedeuten soll, so ist es gleichgültig, wie unsinnig sie ist. Aber man kann unmöglich von Anfang an etwas Unverständliches mit Absicht gesagt haben.

Wenn wir versuchen, uns bewufst zu werden, wie wir etwas denken, so fühlen wir sofort, dafs wir den nicht in Worte oder Wortbilder eingekleideten Gedanken gar nicht fest zu fassen vermögen; wir empfinden ihn nur noch als Regung. Deshalb geben die verschiedenen Sprachen denselben ganz verschieden wieder. Sodann ist jede Hauptvorstellung von Nebenvorstellungen begleitet. Natürlich können diese nicht bei einer Aussage alle zum Ausdruck kommen. Eine Ellipse in diesem Sinne liegt deshalb bei sehr vielen Aussagen vor. Die Sprachen haben die natürliche Neigung, sich immer kürzer zu fassen. Als überflüssig gilt vieles, was früher als zur völligen Wiedergabe für nötig erachtet wurde. Wir sprechen deshalb heute fälschlich von Pleonasmus, wo nach der alten Auffassung keiner bestand. Mit Leib und Seele bei etwas sein, *se vouer à une chose corps et âme,* scheint uns nicht m e h r zu sein, als sich ganz einer Sache widmen. Nur dem oberflächlichen Blick aber scheint das so. Wenn wir alle jene anmutigen, lebendigen Redensarten, die vielfach durch Reim oder Anklang oder Stab gebunden sind, durchgehen, so

werden wir sehen, dafs jeder ihrer Bestandteile etwas Besonderes besagt. Vor Tag und Tau sagte eben mehr als vor Tagesanbruch, Kind und Kegel mehr als die ganze Familie und Knall und Fall mehr als plötzlich. Wenn wir nun sehen, dafs unser Denken fortwährend sinnliche Elemente fallen läfst, auch wenn sie die Sprache äufserlich noch bewahrt, so könnte man ja eine Art Ellipse darin erblicken wollen. Einer solchen Ausdehnung des Begriffs, die ja, wenn man folgerichtig ist, jede Änderung einer Sprachform umfassen würde, bin ich abhold. Wo nie etwas gestanden hat, kann auch nichts ausgefallen sein. Stellt man sich ferner auf den rein logischen Standpunkt, so erwartet man oft, dafs mehr hätte gesagt werden sollen, als die sprachliche Form aufzeigt. Man kann ohne Keckheit behaupten, dafs wir bei der Mehrzahl der Sätze, die wir aussprechen, mehr denken als wir sagen. Die agglutinierenden Sprachen setzen bekanntlich Stämme verbindungslos nebeneinander; wie die beiden Begriffe logisch zueinander stehen, machen sie äufserlich nur durch die Wortstellung und den Ton, in dem die Elemente gesungen werden, kenntlich. *Schang* bedeutet im Chinesischen — losgelöst vom Zusammenhang — 'oben', *ma* 'Pferd'; *schang-ma* oben-Pferd = das Pferd besteigen; *ma-schang* Pferd-oben = auf dem Pferde, zu Pferde. Sicher haben doch die Leute, als sie so stenographisch ihre Gedanken ausdrückten, im ersten Fall die Person, die Thätigkeit und die Richtung hinzugedacht, also der Mann steigt (oben) aufs Pferd, im zweiten die Person und ihren Zustand, also der Mann sitzt auf dem Pferd. Mit unserer Wortzusammensetzung ist es nicht anders. Frauenmilch und Kindermilch sieht sich gleich an, ebenso wie Feuerspritze und Wasserspritze, und doch wird noch heute in jedem Falle von uns der Zusammenhang zwischen den einzelnen Elementen oder, wenn wir es grammatisch ausdrücken, werden die Präpositionen, dort von, hier für, klar mitgedacht. Um aber festen Boden zu gewinnen für den Nachweis der Ellipse, ist es ratsam, jene Art von Auslassung vorläufig beiseite zu lassen und Ellipse nur da anerkennen, wo ein Element, das zweifellos vorhanden gewesen ist, verschwunden ist. In *hôtel-Dieu* ist nie eine Präposition vorhanden gewesen, da *Dieu* der alte Genitiv ist, aber *vers la fin janvier* geht nicht auf die alte Sprache zurück, noch heute findet sich daneben die volle Form *de janvier,* wie bei uns neben 'gegen Ende Januars' und 'Ende des Januar' die nach-

lässige Rede sich 'Ende Januar' erlaubt. *On board a ship* entspricht desgleichen keinem alten Sprachstande, es hat sich erst aus dem noch lebenden *o. b. of a ship* verkürzt. Dagegen *toujours est-il, si tant est que* lassen sich auch ohne *vrai, tout fait ventre,* alles sättigt, auch ohne *plein* verstehen.

Ich gebe noch einige solche Erscheinungen, die nur entstanden sein können, indem eine Nebenvorstellung vorgeschwebt hat. *It is all but complete* heifst 'es ist fast vollständig', wörtlich 'alles aufer v.'. Zu fast hat das nur kommen können, indem hinzugedacht wurde: aber der Unterschied ist sehr klein; dachte man aber hinzu: er ist recht grofs, so ergab sich das Gegenteil, nämlich *he is anything but a gentleman,* er ist alles andere als ein Gentleman. Wie *all but* mufs sich *tantum non* entwickelt haben. Bei uns ist eventuell so viel wie vorkommenden Falls, im Englischen aber ist *eventually* = schliefslich. Dort mufs vorgeschwebt haben: wenn das bewufste Ereignis eintritt, hier: als es endlich eintrat. Auch hier sehe ich so lange keine Auslassung, als ich nicht sprachliche Reste davon entdecken kann. Wenn wir von der Alten Welt sprechen, so haben wir gewöhnlich im Sinn: die bis zur Entdeckung Amerikas bekannte; *an old-world spot* ist aber ein friedliches altfränkisches Plätzchen, noch so wie die alte Welt, die vor uns gelebt hat, es kannte. Wer will entscheiden, ob, wenn man einen Geigenspieler *violon,* einen Flötenbläser *flûte,* den Hausknecht, der die Stiefeln putzt, *boots,* den Laufburschen der Geschäfte und Hotels wegen seiner kurzen Jacke mit den blanken Knöpfen *buttons* und den Kastagnettenschläger einer negro minstrelsy band *bones* betitelt (wahrscheinlich weil er mit seinen derben Knöcheln ordentlich aufhaut), ob dabei ursprünglich gestanden hat: der Mann mit ... wie *l'homme au parapluie,* oder ob man unmittelbar die Person nach einem hervorstechenden Merkmal benannt hat? Wenn man sagt: *the animals never arrived until after the opening of the exhibition* = sie kamen erst nach Eröffnung der A. an, so mufs hinzugedacht worden sein: *but then they arrived,* denn sonst hiefse es ja, sie kamen niemals an; aber braucht dies je ausgesprochen worden zu sein?

Es ist leider in den meisten Fällen nicht möglich, das Übergangsglied, *the missing link,* zu zeigen. Wo vollständige Form, da eben keine Ellipse, und wo fertige Ellipse, da vielfach keine Spur des vorhergegangenen Prozesses. Indessen sind wir doch in der Lage,

nicht selten den Werdegang aufweisen zu können. Wir finden *to stand for a club* und *st. candidate* etc.; *to score* neben *to score success* gut abschneiden; *after the trial he became a different*[1] *man* neben *a d. man from what he was before*; *in a crack* und *cr. of the finger,* im Nu; *to recruit* sich erholen und *r. one's strength,* was auch *to recover* im selben Sinn erklärt; *to give notice, warning* kündigen neben *g. w. to quit, leave*; *a coach and six* früher *and s. horses*; *second-hand* gebraucht, antiquarisch; neulich fand ich aber: *you can sell the trunk to the second hand*; *we open the book (at) haphazard.* In den Kriegsberichten über den Burenkrieg habe ich immer gefunden *to be dismissed on parole*; in Captain Marryat's Peter Simple heifst es auch so, aber einmal vollständig *on parole of honour.* In Oxford hat sich für das amtliche *viva voce examination,* die mündliche Prüfung, unter den Studenten die Abkürzung *the viva voce* und kürzlich sogar *the viva* gebildet; das wirft ein Licht auf die Art, wie Wörter wie *omnibus, rebus,* ursprünglich oblique Fälle, haben zu Nominativen werden können. *When Mary ascended in 1553* hat noch nicht das vollständige *to ascend the throne* verdrängt. *At last she came to* und *came to herself, came to consciousness again. Tell the coachman to put to,* er soll anspannen, ist gewifs eine aufs knappste zusammengezogene Formel, in der das *to* noch wie ein Stümpfchen herausragt; bei *tell him to put the horses to,* was ebenso üblich ist, wird schon klarer was fehlt, und bei *tell him to put the horses to the carriage* steht der Satz voll und vernünftig vor uns.[2] So findet sich *it is not the thing* neben *the proper thing*; *we beg to announce* neben *we beg leave to a.*; *this custom has gone out* neben *g. o. of fashion*; *to pick up with some one,* jemandes Bekanntschaft machen, neben *p. u. acquaintance with*; *go to Smith's* neben *Smith's house*; *to resign* neben *r. one's office*; *to be engaged,* verlobt sein, neben *eng. to be married*; *cattle* neben dem etwas seltenen *neat cattle*;[3] den

[1] *different* erfordert eine Beziehung so gut wie Zeitgenosse; im Englischen hat sich wegen der dort beliebten Vorwegnahme des Adjektivs die Verkürzung um so leichter gemacht.

[2] Hätte man nicht diese volle Form, so brauchte man keine Ellipse anzunehmen, denn *to* kommt auch als Adverb vor, *he banged the door to, the door is to.*

[3] Eigentlich Rindvieh-Besitz; die Hauptsache, die natürliche Bezeichnung, ist weggefallen und nur die vom Gesichtspunkt des Besitzes hinzugefügte geblieben; vgl. *live stock* und unser 'lebendes Inventar'.

Empfang eines Briefes bestätigen heifst jetzt gewöhnlich *to acknowledge a letter*; in einem 1831 geschriebenen Briefe des Marquis of Cleveland (Notes and Queries, 8th S., IX 118) aber steht *Sir, I have to acknowledge the Receipt of Your Letter and Petition* etc. Heute heifst es zwar *five o'clock ...,* aber im 18. Jahrhundert noch *at five of the clock.* Wir sagen 'Morgen' und 'Mahlzeit' neben ich wünsche guten M., gesegnete M.

'Einen umbringen' erklärt sich leicht aus der noch vorhandenen volleren Form 'einen um die Ecke bringen',[1] einem ursprünglich ebenso scherzhaft gemeinten Bild wie 'in das Gras beifsen müssen'.

So *mouiller* neben *mouiller l'ancre, il fait courir* und *c. des chevaux, savoir* nämlich neben *à savoir* und dem ursprünglichen *c'est à savoir*; *les ci-devants* und *ci-devant maîtres,* die Adligen nach 1789; *au plaisir* neben *au pl. de vous revoir,* wo freilich immer noch ungesagt bleibt, was bis zum Wiedersehen geschehen soll, wahrscheinlich *Deus vous gart* oder *je vous recommande à Dieu*; *il a de quoi* neben *de quoi vivre.* So findet sich afrz. *ains feste saint Martin, a feste saint Jehan, entor feste toz sains,* neben *quinte nuit devant la seint Pierre* (entnommen aus A. Tobler, Vermischte Beiträge zur frz. Grammatik II, 102, 103).

So *d'autant que,* das in der Form keinen Sinn giebt, neben *d'autant plus que.*

So *cosa* was? neben *che cosa*; *visita bagagli* neben *v. de' b.*; *caffè-latte* neben *c. con l.*; *buca lettere* neben *b. da l.*

Da sich neben *vert-pomme* auch *vert de pomme* findet, so darf man wohl auch in *vert-bouteille, vert-perroquet, bleu-saphir, bleu-faïence, blond-filasse* Ellipse annehmen.

Dies sind nicht erweiterte neben einfachen, sondern unvollständige neben vollständigen Formen, und man hat ein Recht, erstere aus letzteren abzuleiten, solange nicht ihre Entstehung befriedigender erklärt werden kann; ja, man darf sich, auf sie gestützt, selbst das

---

[1] Vom entgegengesetzten Standpunkt aus ist das englische *to bring a p. round* entstanden, 1) einen wieder zum Bewufstsein bringen, 2) einen wieder gesund machen, vom Arzt; 3) einen zu der eigenen Meinung bekehren, überzeugen; wir blicken von uns in die Ferne, vom Diesseits ins Jenseits, den Engländer führt der Weg um die Ecke zum erwünschten Port.

Recht nehmen, überall da Auslassung zu vermuten, wo die Form sie wahrscheinlich macht. Auch wenn wir in der alten Gerichtssprache nicht mehr finden, dafs jemand verurteilt wird, dafs seine Glieder auf dem Rade gebrochen werden, dürften wir bei radebrechen argwöhnen, dafs ein Dativ 'Rade' vorliegt, und wenn es schlechthin nicht mehr möglich wäre zu sagen, in der Kirche (von) Sankt Marien, es auch keine Analogien aus anderen Sprachen, wie *la (fête) St. Jean, St. Paul's (Cathedral, Church)*, gäbe, so müfsten wir doch folgern, dafs der alte Genitiv 'Marien' von etwas regiert wird oder worden ist. Ja, man wird noch einen Schritt weiter gehen dürfen und die Ellipse als Erklärung da einführen, wo noch keine bessere gegeben worden ist. *Deux chevaux porteront cela du fort au faible*, im Durchschnitt; da etwas die Präpositionen regiert haben mufs, war es vielleicht *comptant*? Ein besonnener Mensch wird freilich in solchen Fällen immer ein Fragezeichen setzen. Der Verteidiger der Ellipse wird es immer mit Dank begrüfsen, wenn die Sprache ihm die vollere Form noch irgendwo aufgehoben hat, aber das Verlangen zu befriedigen, er solle in jedem Falle sagen, was ausgefallen sei, dazu ist er nicht verpflichtet.

Lange ist mir der Genitiv in Ausdrücken wie *Of all the lame, halt and stumbling excuses!* Eine erbärmlichere Entschuldigung giebt es nicht; *Of all the foolish girls!*; *Well, of all the unjust things!*; *Margate, of all towns!* rätselhaft geblieben. Der Sinn ist: 'Nein, so ein albernes Mädchen; eine solche Ungerechtigkeit ist aber doch stark! solch eine lahme Ausflucht; na, Margate wäre die letzte Stadt, wo ich wohnen, wohin ich gehen möchte.' Zufällig fand ich in einer kleinen Geschichte 'The twisted sign-post' (The Royal Monthly, Dec. 1900, p. 107):

> *'Of all obstinate, red-tape-bound officials,'*
> *I declared, 'you're the worst.'*

Ich hatte die Phrase schon mit der ersten Reihe beendigt geglaubt und fand nun in der zweiten die lange gesuchte Ergänzung. So kann man jeden Tag das Verlorengegangene wieder zu entdecken hoffen. Mögen doch die Gegner der Ellipse Formeln wie *A d'autres!* die dem Argot angehörigen *dont auquel* = unvergleichlich, *jusqu'à plus soif*, in der Soldatensprache = bis zum Äufsersten oder, wie unsere Studenten sagen, 'bis zur Erschlaffung, bis

Erbrechen erfolgt'; *all of a sudden; well, I never, did you ever?* ihrerseits mit ihren Mitteln erklären.

Oft mufs man, obwohl man aus der Form Ellipse erkennt, darauf verzichten, die Ergänzung vorzunehmen, den Torso zu vervollständigen, weil der Möglichkeiten zu viele sind.

Ob bei *défense d'entrer* vor dem Hauptwort *il y a* oder hinter ihm *a été faite* oder *est faite* zu ergänzen ist, weifs ich nicht. Dafs aber etwas anderes zu ergänzen ist und auch immer ergänzt wird bei 'Hilfe! *au secours! help!*'[1] sieht man aus dem Handeln des Angeredeten, bezw. Angerufenen.

Als die Griechen des Xenophon beim Wiedererblicken des Meeres entzückt *Θάλασσα! Θάλασσα!* riefen, schwebte es ihnen jedenfalls als Subjekt vor, ebenso wie wenn die Kinder sich freuen: *'Der Vater! der Vater!'* Bei *il mare, la mer, the ocean!* könnte jedoch auch Objekt eines Ausdrucks wie *ecco, voilà, see there* sein.

Ist es nun etwas verhältnismäfsig Leichtes, das Vorhandensein einer Auslassung festzustellen, ist es auch nichts verzweifelt Schweres, die Ergänzung vorzunehmen, entweder mit Hilfe einer vollständigen Form, welche ein älterer Sprachstand uns aufbewahrt hat, was wissenschaftlich natürlich am wertvollsten ist, oder indem man aus den vorhandenen Resten rekonstruiert, so kommen wir zu einer aufserordentlich schweren Aufgabe, sobald wir uns fragen, was denn in der Vorstellung desjenigen, der eine solche Formel braucht, zugegen ist. Wir geraten dann sofort in die tiefsten Tiefen der Psychologie und können das Dunkel nur durch fortwährendes Selbstbeobachten, gleichsam Selbstbetasten, aufzuhellen hoffen. Denken wir nur so viel, als die in der elliptischen Wendung vorhandenen Worte enthalten, oder mehr? Ist letzteres der Fall, so ist die Ellipse nur vom geschichtlichen Gesichtspunkt aus da, man hat dann zwar früher etwas ausgelassen, aber die Wunde hat sich geschlossen und ist vernarbt; für das moderne Bewufstsein ist der Satz so vollständig wie ein anderer. Zwischen ihnen und von Anfang an vollständigen Sätzen besteht jedoch der Unterschied, dafs die Bedeutung einer jeden solchen Redensart besonders verraten werden mufs.

Es wirft vielleicht jemand auch die Nebenfrage auf, welches

---

[1] *Help* kann freilich auch der Imperativ des Zeitworts sein; dann wäre von Ellipse nicht zu reden.

Element im Satze der Unterdrückung am ausgesetztesten ist. Darauf läfst sich, glaube ich, nur antworten: Es kann das jedem Satzteil geschehen; verschont bleibt, nach meiner Ansicht, dasjenige Element, welches je im Einzelfalle das in der Vorstellung vorwiegendste ist.

Was die Ausdehnung dieser sprachlichen Erscheinung betrifft, so kann man sagen, dafs sie mit dem Alter der Sprachen zunimmt. Im kindlichen Alter lieben sie volle Ausdrücke und behagliche Breite; allmählich bekommen sie es eiliger und begnügen sich mit Andeutungen. Da heifst es dann: *A bon entendeur peu de paroles!* Zu einem grofsen Teile sind sie erstarrt zu stehenden Phrasen und damit Sprachgut geworden; daneben entstehen fortwährend neue, vom Volk oder von einzelnen geprägt; man kann sie gelegentliche nennen. So nennt Grant Allen sein Buch, in dem die Heldin sich weigert, sich heiraten zu lassen, weil sie die Ehe für unsittlich hält, *'The Woman Who Did'*, die Frau die es that, nämlich den unerhört kühnen Schritt. Man kann die Auslassung die Kurzschrift der Sprache nennen.

Unter den Sprachen selbst herrscht wieder eine ziemliche Verschiedenheit bezüglich des Grades der Vorliebe für Ellipse; so übertrifft das Englische gemäfs seinem Drange nach Kürze sowohl das Deutsche wie das Französische in dieser Hinsicht bei weitem.

Es wird nun im nachstehenden eine Sammlung von elliptischen Wendungen gegeben, wobei der Einfachheit wegen die Redeteile als Einteilungsprincip benutzt worden sind; es mufs aber hervorgehoben werden, dafs in vielen Fällen sich nicht entscheiden läfst, wie der betroffene Redeteil syntaktisch steht, da, wie schon erwähnt, die Ergänzung sich mehrfach vornehmen läfst; z. B. *défense d'entrer*; *prière de s'adresser au bureau*; *le moyen de rester tranquille!* Liegt hier Subjekt oder Objekt vor? Da ja bei Sprachen, welche die Kasus nicht durch besondere Endungen erkennen lassen, nur das Verbum und die Stellung der Hauptwörter die Rolle derselben im Satze angiebt, wer kann den Ausruf: *horse, a horse, a Kingdom for a horse!* unanfechtbar konstruieren? In anderen Fällen freilich giebt der Sinn doch vollen Aufschlufs: *Chacun son goût!* denn dafs hier *chacun* Subjekt ist, unterliegt keinem Zweifel, mag nun *a son goût* oder *fait à son goût* ergänzt werden. Wenn im folgenden mit dem Zeichen sc. Ergänzungen versucht werden, so sind sie immer cum grano salis zu nehmen; sie sollen nur sagen, wie möglicherweise die volle Wendung ausgesehen haben kann. *Sarebbe!* Das wäre! Hier

fehlt das Subjekt, Prädikatsnomen und der ursprünglich auch dagewesene Bedingungssatz. Genau läfst sich das nicht ergänzen. Die Satzteile haben mir also nur als Nägel gedient, meine Waren daran aufzuhängen.

Subjekt.

Ist dessen Auslassung vorhanden, wo, wie im Altfranzösischen und Altenglischen, bei den sogenannten unpersönlichen Zeitwörtern überhaupt kein Subjekt gesetzt wird, von dem die Aussage geschieht? Auch wir können noch heute sagen, mich hungert, dürstet, friert. Wenn man von Jupiter tonat ausgeht, wo ein klar vorgestelltes Wesen das Gewitter hervorbringt, und die anderen Sprachformen daneben stellt, die, gemäfs der fortgeschrittenen Denkweise der Völker, die mannigfachen Naturerscheinungen nicht mehr einzelnen Göttern zuschreibt, sondern dafür unbekannte Mächte in ihnen wirken sieht, so kann man der Folgerung zuneigen, dafs hier immer ein Wirkendes vorgestellt worden ist, bestimmt oder unbestimmt, ausgesprochen oder unausgesprochen. Indessen scheint es mir möglich, eine Aussage zu machen ohne Subjekt. Der Vorgang allein besteht dann in der Vorstellung, das Fahren des Blitzes und das Rollen des Donners, weiter als dies Geschehen ist dann nichts im Bewufstsein vorhanden — erst das spätere Nachdenken sucht nach der Ursache. Die obige Erscheinung wäre dann gar nicht zu vergleichen mit amat, *παιδεύει, i,* wo ein Subjekt mitgedacht, wenn auch nicht ausgesprochen wird. — In *s'adresser au bureau de ce journal* thut man besser, dies als den Träger der Aussage und das weggelassene (*il*) *faut* als diese selbst anzusehen.

Weggeblieben ist das Subjekt aber in *donnant donnant,* wenn meine Auffassung, dafs dies gleich sei einem 'wenn der eine giebt, giebt der andere' und das Participium oder Gerundium des ersten das Präsens des zweiten Satzes beeinflufst hat, richtig ist. *Craint la pluie!* Vor Nässe zu bewahren! *So here goes!* So, nun geht es los; ich hab's gewagt; ist *ball* zu ergänzen? *rest you fair* (sc. *God*), Shakespeare, M. of V. I, 2. *confound it* (*God*), vgl. afrz. *Deus te confonde,* Cligès 5798; *bless you,* ebenso.

Objekt.

Mes lèvres jettent schlagen aus (sc. *des excroissances*); *il n'y a pas* (sc. *moyen + de le faire*); *mettre à la voile* unter Segel gehen (sc. *le*

navire, was auch noch vorkommt); *se donner des talons dans le derrière* sehr schnell laufen, sc. *des coups*; man schlägt sich thatsächlich dabei mit den Fersen fast ans Gesäfs; *le bœuf donne de la corne* stöfst, sc. *des coups*; *l'ennemi donna* = *attaqua,* sc. *assaut*; *le soleil donne* sticht (was giebt sie?); *donne dans la vue* blendet, sc. *ses rayons*; *la pratique donne* geht gut, sc. *un bon revenu*; *donner à q. sur les doigts, sur les oreilles,* sc. *des tapes*; *prenons par la forêt,* sc. *notre chemin*; *cela prête, donne à rire, au ridicule, à penser,* sc. *sujet, occasion*; *cela laisse à desirer*; *elle a bien rencontré en se mariant,* wo *bien* so etwas wie *un bon sort* vertritt; *il rencontre heureusement* er hat glückliche Einfälle, *on ne rencontre pas tous les jours*; *il tient de son père* er hat viel von seinem Vater; *voilà qui fait contre vous* das beweist gegen Sie, sc. *preuve*; *reprendre* 1) weiter gehen, sc. *son chemin,* 2) weiter arbeiten, sc. *son travail,* 3) erwidern, sc. *son discours*; *les affaires commencent à reprendre* sich zu bessern; *c'est lui qui fait tenir quand je suis absent* er giebt Karten ...; *tendre aux bécasses,* sc. *des filets*; *Bazin, aubergiste, loge à pied* = *loge des gens voyageant à pied*; daraus erklärt sich *ici on loge à pied et à cheval,* wo *loge* ebenfalls transitiv; *cela promet* das kann noch gut werden sc. *une jolie fin* oder *de devenir joli*; *un tenente* = *luogo tenente, tenente il luogo del capitano.*

J'ai trouvé à y ajouter; *la singularité ajoute toujours au prestige du génie*; *j'ai trouvé à compléter cet ouvrage*; *il lui a refusé à manger.* Wollte man auch sagen, dafs *à manger, à compléter* die Objekte wären, so bliebe doch zu ergänzen ein Etwas zum Essen etc.

Rien n'y fit (sc. *effet*), nichts half.

J'ai vu mieux, ich habe noch Besseres gesehen, statt *quelque chose de mieux*; *tenir pour q.,* auf jemandes Seite stehen, vgl. jemandem die Stange halten; — *il a bien à tirer pour attraper le bout de l'année,* man sagt auch voller *à t. la courroie*; das Bild ist von einem Riemen oder Gürtel hergenommen, den man um einen umfangreichen Körper oder Gegenstand sich zu legen bemüht, wie andere Wendungen zeigen: *il a bien de la peine à joindre les deux bouts, he has much to do to make both ends meet*; *de l'année* stammt wohl von einem späteren Bilde her, dem von den Jahresenden.

Je veux être pendu si j'ai bu que de l'eau, sc. *quelque autre chose.* Es giebt eine Redensart *se manger le blanc des yeux* sich grimmig

ansehen, sich gegenseitig auffressen wollen; dann auch *ils se mangeaient* (Zola, La Terre S. 221).

A promising youth. | *Never tell me!* So was darfst du mir nicht sagen, keine Entschuldigung! | *to lay one on the face* einen ohrfeigen! hier ist *one* Dativ und zu erg. *blows* | *he takes after his parents* (sc. *his way?*) er artet nach ... | *I am not willing quite to give up,* die Flinte ins Korn zu werfen | *In many cases this system may answer* (sc. *its purpose, the expectations*), dienlich sein; ähnlich *that will do* (sc. *duty*) | *this is a redeeming incident,* das macht vieles wieder gut | *to put to sea* (sc. *the ship*) | *to strike* neben *to strike work* die Arbeit niederlegen | *to open upon one* (sc. *the fire*) | *to take off* ausreifsen, erg. *oneself,* wie wir für das heutige *get out of my sight* Genesis 31, 13 finden *get thee from this land* | *to stick up for one* für jemd. eintreten, das Panier aufpflanzen | *to give in* nachgeben, wohl *the head,* von dem Tiere, das seinen Nacken dem Joch beugt, gesagt, so mufs auch *yield* in der Bed. nachgeben ein Objekt gehabt haben | *to hold forth* eine Rede halten, ein Langes über etwas reden | *to hang out* wohnen (wohl *one's sign-board,* sein Schild aushängen); *in Bloomsbury, where I once hung out* | *shut up* halt's Maul (sc. *your mouth*) | *he is picking up wonderfully* = *recovering* (sc. *fresh strength*) | *to take up with one* 1) bei einem sich einquartieren (sc. *one's lodgings*); 2) mit einem in Verkehr treten (sc. *intercourse*) | *to knock off* Feierabend machen (sc. *work*) | *to cast about for s. th.* nach etwas herumspähen (sc. *one's looks* | *to light up* sich eine Pfeife anstecken (sc. *a pipe*) | *he bears up bravely* er nimmt sich brav zusammen (sc. *his head* oder *courage*) | *the weather gives* ändert sich (sc. *change*) | *to subscribe to a circulating-library* (sc. *one's name*) | *to lay at one, into o.* auf einen loshauen | *to put up for a place* als Kandidat für eine Stadt auftreten (sc. *one's name, candidateship*) | *I let go at him* ich feuerte auf ihn (sc. *the shot*[1]) | *to put up* einkehren (sc. *the horses at an inn* die Pferde einstellen) | *the jury found for the petitioner on all the issues* gab ihm Recht (sc. *judgment*) | *he carries on with some one else* er hält es mit einer anderen (sc. *intercourse*) | *to detract from* verringern; *the novel will not detract from his name* | *to add to* vermehren; *the incident added to his being in favour* | *I shall settle for the dinner* es bezahlen (sc. *the account*)

[1] Vgl. unseren Jägerausdruck ich machte Dampf, ich rifs Funken.

to perform on an instrument etwas vortragen | *I shall make up for it* (sc. *the loss*; und *for it* stammt aus der anderen Vorstellung *to compensate for, to pay for* her) | *to make up to one* sich an einen heran machen (sc. *one's way*) | *to take to one's heels* (*one's recourse*).

I cannot afford it ich kann es mir nicht leisten, fehlt der eigentlich unentbehrliche Dativ.

Ich mufs einnehmen, sc. Medizin; auf einen anschlagen, sc. das Gewehr; das Gewehr trägt weit, sc. das Geschofs, ebenso *the gun carries far*; nicht jedes Mädchen hält so rein, sc. ihre Stube.

Hauptwort.

Aus der unendlichen Fülle nur einige Proben. *Une impériale* ist 1) die Kaiserkrone, sc. *plante,* 2) eine Pflaume, sc. *prune,* 3) ein Kartenspiel, 4) das Verdeck eines Omnibus oder Strafsenwagens, und *une impériale* ist der Kinnbart à la Napoléon III.; *a casual* 1) ein gelegentlich verwendeter Arbeiter, sc. *labourer,* 2) gelegentliche Unterstützung empfangender Armer, 3) gelegentlich Obdachloser, 4) Asyl für solche = *c. ward*; *casuals* 1) Verunglückte im Polizeibericht, 2) Nebeneinkünfte = *casual profits. ars* ist zu erg. bei *la technique, rhétorique, statuaire*; *l'avenir* = *le temps à venir*; *un garni* = *hôtel g.*; *offrande* = *offerenda dona*; *un liquide* sc. *corps*; *les spiritueux* = *liquides sp.*; *des combustibles, comestibles,* sc. *matériaux*; *ses antécédents* = *les faits a. de sa vie*; *des anodins, adoucissants* sc. *médicaments*; *le perce-neige*; *c'est un faut-le-faire* Notlage; *de l'aplomb* Festigkeit, Unverfrorenheit, eigentlich das nach dem Blei Gerichtete; *du bouché* Flaschenwein, im Gegensatz zum *vin tiré*; *la sieste* eigtl. die sechste Stunde, von 6 Uhr morgens an gerechnet, ergänze der Schlaf der ...; *le menuet,* eigtl. *les menuets,* sc. *pas,* weil man bei diesem Tanz kleine, abgemessene Schritte machte; *il prit le plus long,* sc. *chemin*; *piquer des deux* sc. *pieds* oder *éperons*; *payer comptant,* statt *argent c.,* wobei der ursprüngliche Sachverhalt wohl der, dafs *comptant* Particip des Präsens und *argent* Objekt dazu ist; *c'est un vieux de la vieille,* sc. *garde*; *c'est dans les possibles,* sc. *cas*; *faire gras, maigre,* sc. *jour*; *il chante des mieux,* sc. *chantants*; *à la française,* sc. *mode*; *piove a buono* es regnet tüchtig; *è un uomo alla buona* ein biederer Mann; *la legittima* das Pflichtteil, sc. *parte.*

Äufserlich sehen *l'avant-cour* und *l'après-midi* sich gleich; aber jenes ist *la cour qui est avant,* dies *le x qui vient après midi*;

x = temps. Oft ist nicht blofs ein Hauptwort, sondern weiteres damit Verbundene abgebröckelt. *A la fin courant = du mois c.*; *le Père la Chaise,* sc. *le cimetière de ...*; *à la Louis Quatorze, à la Pompadour, être mis à la diable = à la mode, façon de ..*; *équipé en chasse = en habit d. ch.*; *ne suis-je pas dans les dames seules = dans le compartiment des d. s.*; *les bras retroussés,* sc. *de chemise*; *il a une loge aux Italiens*; *le six mars*[1] = *le sixième jour de mars,* auch wir sagen jetzt unlogisch der 6te März, früher aber des März, und so sagt das Englische noch heute; *du damas = drap de Damas*; *des caoutchoucs = soques de caoutchouc*; *le garde-fou le x qui garde les fous de tomber*; *un pays-chaud = rastaquouère,* ein Exotischer; *un en-tout-cas = un parapluie qui peut servir en tout cas*; *des faire-parts* Familienanzeigen von Geburten, Hochzeiten, Todesfällen; derartige Briefe fangen gewöhnlich an: *j'ai* (*nous avons*) *l'honneur de vous faire part du mariage* etc., daraus entwickelte sich die Formel *des lettres de faire-part* (*à*) und schliefslich die obige; *au pis aller* heifst im schlimmsten Fall, eigtl. beim schlimmeren Gehen, Verlauf; daraus — ganz unlogisch — *c'est un pis aller* das ist ein Notbehelf, = *c'est un remède pour ...*; *lettres de bonne année* schriftl. Neujahrswünsche, eigtl. *d. l. contenant des souhaits de b. a.*

So *dénoncer* in der Bed. aufkündigen; *dén. l'armistice* statt *la fin de l'arm.,* denn *dénoncer* war urspr. = ankündigen; *être hors de page* statt *hors de l'état de page*; *un lever de rideau,* ein kleiner Einakter (*qu'on joue avant le lever du r.*); *les menus plaisirs = l'argent pour les m. pl.*; *le fusil = le mousquet à fusil* das Feuersteingewehr; *un aparté, paroles qu'un acteur prononce aparté, à part soi*; *une pochette* kleine Taschengeige, Stockgeige = *violon de p.* (wie sie die Tanzmeister brauchten); *la guerre = le ministère de la guerre*; *la récréation* die Schulpause, wohl = *temps de r.*; *une flanelle = un gilet de fl.*; *une ordonnance,* Reiterordonnanz, statt *homme d'ord.*; *collo* statt *di collo,* Ballen, den man am Halse trägt; *la diligence,* die Postkutsche, eigtl. *voiture de d.* Eilwagen; *une suspension* die Hängelampe, eigtl. *lampe de s.*; *un vapeur* aus *un bâteau à vapeur*; *un pré-salé,* Hammel, der auf den Meeresstrandwiesen geweidet hat; *la Sûreté = la police de sûreté,* wie bei uns 'die Sitte'; *des tabacs = des débits de tabac,* Tabaks-

---

[1] Nach Professor Toblers Erklärung rührt diese Form, also auch die Kardinalzahl, aus der Art, das Datum zu schreiben, her.

läden; *une campagne = une maison de c.*; *les mars = blés de mars*; *un opéra* in dem veralteten Sinne von *chef d'œuvre,* siehe Molière, Bourg. gentilh. IV, aus *capo d'opera*; *un va-te-laver* (Argot) eine gehörige Ohrfeige; *un ne m'oublie pas,* ein Vergifsmeinnicht, *a forget-me-not*; *un rendez-vous,* ein Stelldichein; *un pince-sans-rire,* ein heimtückischer Spötter; *un haut-à-bas,* ein Tabulettkrämer (*celui qui fait le commerce de haut en bas, dans tous les étages*); *un huit-ressort,* ein Wagen mit acht Federn; *un quinze-vingt,* Blinder aus dem Pariser Blindenhospital des quinze-vingts; *un gendarme* (= *un des gens d'armes*; log. *homme d'armes*); *le haut-pendu,* kleine schwarze Sturmwolke (könnte ebensogut Galgenschwengel bedeuten); *un sous-bande,* Kreuzbandsendung; *de l'entregent = des bonnes manières*; *un reçu* Quittung.

Un notre-Dame-de-Lorette, ein Marienbild; *un soprapporto,* Giebel über der Thür.

Was könnten nicht alle derartig gebildeten Wörter, dem blofsen Wortsinn nach, bedeuten! Ein Spafsvogel könnte, wenn er an Schiller denkt, einen Dichter *Gagne-petit* nennen.

To do one's constitutional (sc. *walk*), gesundheitshalber spazieren gehen | *my Sunday best* (eigtl. *my best suit for S.*) | *small Germans* für *German sausages,* Wiener Würstchen | *a terrier* ist 1) ein Schliefer (sc. *dog,* canis terrarius, der in die Baue der Kaninchen, Füchse, Dachse dringt), 2) Lehnbuch (sc. *book,* das die von einem Herrn abhängigen Lehen verzeichnet) | *porter,* eigtl. *porter's* (sc. *beer,* das so stark ist, dafs es Lastträgern Kräfte giebt, vgl. unser Ammenbier) *in calf = in calf-leather,* in Kalbs(leder)band, und *half-bound* (sc. *half in calf*), Halbfranz | *an eight-day,* Uhr die acht Tage geht | *He has a fine hand(writing)* Er schreibt eine schöne Hand(schrift) | *the reds,* 1) die roten Lichter in der Malerei, 2) die Demokraten | *to draw on one,* auf einen ziehen (sc. *a bill*) | *the upper ten* (sc. *thousand*) *stock = stock gilliflower,* Levkoje | *a gladstone* (*bag*), eine lederne Handtasche | *a button-hole,* Sträufschen fürs Knopfloch (sc. *sprig*) *a news-agent = newspaper-a.* | *the Force* nennt sich die Polizei, wie der Buchhandel *the trade,* und in Berlin die Sitte = Sittenpolizei *to smoke a clay = clay-pipe* | *capital,* 1) Hauptstadt (sc. *town*), 2) Kapital (sc. *money*), 3) grofser Buchstabe (*letter*) | *an imperial* (sc. *beard*), Knebelbart | *the blues,* slang für *the blue devils,* Katzenjammer | *plate,* Blech, eigtl. Platte für *tin-plate* | *it is not the thing*

to ..., es schickt sich nicht, ist nicht fein (sc. *proper*) | *I should be a soft* (sc. *head*), sl. = Idiot | *a general,* Mädchen für alles,[1] das man mit dem anderen *general* (*officer*) vergleichen möge | *study,* wie *étude,* Studierzimmer (sc. *room, d'étude*) | *to breathe one's last* (sc. *breath*).

Oft haben wir noch die volle Form neben der verkürzten, *private soldier* n. *private, commercial traveller* n. *commercial, staple-commodities,* die Haupterzeugnisse eines Landes, eigtl. seine Stapelwaren, n. *staples.*

A lean-to, Anbau (*a building that leans to another*); *a pull-to,* Deckel einer Lade, ein 'Ziehe-zu'; *a set-to,* Schlägerei, ein 'Packe an, Setze zu'; *a whip-horse,* Reitpeitsche, wo *h.* Accusativ ist; *I have not wherewithal to satisfy him,* die nötigen Mittel, eigtl. *all the means with which ...*

Geben Sie mir einen Korn(schnaps); vorgestern, eigtl. der Tag vor gestern; Flinte für Flinten(= Feuerstein)gewehr; es hat voll geschlagen, die volle Stunde.

Es ist ein Hauptwort nach Adjektiv gefallen in *il faut que vous ayez toujours le dernier* (sc. *mot*); *à la première belle* (*occasion*), *attendre sa belle* (*occasion*), *elle était dans ses bonnes* (sc. *humeurs*); *vous en verrez de belles* (sc. *choses*); *la pluie recommença de plus belle* (sc. *manière*). — Ist ein Hauptwort erwähnt worden, so nimmt man in einem gleich darauf folgenden Satze mit einem Fürwort darauf Bezug.

Ein neues Jahr ist gekommen; ich wünsche, es möge Ihnen glücklich sein ..., *je vous la souhaite bonne et heureuse.* Diese Formel ist so oft wiederholt worden, daſs sie stehend wird, auch ohne daſs *année* ausdrücklich vorher genannt ist. So *je vous la serre* (sc. *la main*); 'Sie kennen seine vielen Thorheiten; er hat wieder eine gemacht', *il a fait des siennes;* sein Leben war recht vergnügt; daher *la faire courte et bonne,* darauf los leben, so daſs Gesundheit und Vermögen bald zu Ende sind; *vous me la baillez belle,* du hast mich zum Besten, urspr. *la balle,* du schenkst mir da einen Ball ein, den ich unmöglich schlagen, oder wirfst ihn so, daſs ich ihn nicht fangen kann. Er hat es toll getrieben, d. h. seine Lebensweise, damals als

[1] Es ist nicht gesagt, daſs bloſs Drang nach Kürze hier gewirkt hat; es kann auch das Bedürfnis, der Eitelkeit des Sprechenden nicht genehme Wörter unausgesprochen zu lassen, gewesen sein. So klingt es vornehmer, wenn man sagt *my mother is a companion* als *a lady's c.,* wie sie diese Damen auch bei uns gern 'Stütze' schlechtweg titulieren.

die drei W eine Rolle bei ihm spielten. Überall hat hier ein Thatbestand vorgelegen, auf den nunmehr nur verschwommen angespielt wird, entweder weil man ihn vergessen hat, oder weil man aus Wohlanständigkeit oder Zartgefühl ihn nicht näher bezeichnen will.[1] *Tu l'avais encore?* (Zola), du warst noch Jungfer? (sc. *le pucelage*); *le faire* = *f. le coït*; *en être,* zur geheimen Polizei gehören;[2] *come porta, signore,* fragt der italienische Schneider, wenn er Hosen anmifst: wünschen Sie den Schritt links oder rechts? *C'est un de plus,* dem setzt auch seine Frau Hörner auf. Allmählich ist jene Vorstellung so verblafst, dafs sie für uns gar nicht mehr da ist und man deshalb eher geneigt wäre, von Pleonasmus zu sprechen als von Ellipse: *il y regarde de près* 'er ist sehr genau' sagt uns nicht mehr als *il regarde de près*; *egli la fa male* 'es geht ihm schlecht' nicht mehr als *egli fa male*; wo *la* wohl *la vita* ist, wie in *se la passer, couler douce* gemächlich dahinleben, *la vie.*

Je vous le ferai court, um es kurz zu machen; *j'en apprends de belles sur votre compte,* ich höre von Ihnen nette Geschichten; *il ne le portera pas en paradis,* das werde ich ihm schon noch vergelten (Drohung); *je la lui garde bonne* (in demselben Sinne), das vergesse ich nicht, ebenso *il y a longtemps qu'il me la garde*; *s'il me joue de celui-là, je lui en jouerai d'un autre* (sc. *tour*), spielt er mir einen Streich, so spiele ich ihm einen anderen; man sagt daneben auch *je lui en jouerai d'une bonne*; *en vouloir à q.,* deswegen, wegen des bewufsten Vorfalls auf einen loswollen, jetzt einfach einem böse sein; *en venir aux mains*; *elle est raide, forte,* das ist starker Tabak (sc. *plaisanterie, chose*?); *elle était bonne,* das war ein netter Spafs; *je la trouve mauvaise,* den Spafs finde ich dumm. *Nous en avons vu de dures* (sc. *choses?*) *sous les Bourbons,* wir haben Böses durchgemacht; *il leur fit voir de cruelles,* er sprang schlimm mit ihnen um; *vous lui avez fait voir de grises,* ebenso; *en dire, écrire de bonnes*; *je la connais, celle-là,* die Geschichte kenne ich; *il ne faut pas me la faire,* das mufst du mir nicht weismachen wollen; *il nous la fait à la vertu,* er spielt sich mit seiner Tugend auf; *vous me la faites à l'oseille,* Sie halten mich zum Narren; *l'emporter,* den Sieg davontragen; *le dis-*

[1] Diese Scheu geht noch weiter, indem sie die unangenehme Sache ganz übergeht: *il lâche sous lui, laisse aller sous lui,* er läfst alles unter sich gehen.

[2] Siehe Villatte, Parisismen.

puter à q., es mit einem aufnehmen; *tu vas la danser,* du mufst daran glauben (*la danse en l'air?*); *elle en fait porter à son mari* (*des cornes*); *il l'a échappée belle, il est revenu d'une belle,* er ist mit einem blauen Auge davon gekommen; ist auch hier *la* der Ball, mit dem beim Schlagball nach einem geworfen wird, während man von einem Mal zum anderen läuft? *il m'en a donné d'une,* er hat mich schön hineingelegt; auch ist untreu geworden (von Eheleuten); *s'en donner jusqu'aux gardes,* ein Vergnügen ganz gehörig auskosten, eigtl. wohl bis zum Stichblatt.

Chi la vuol lessa e chi arrostita, Sprichw. der eine wills so und der andere so! (*la carne*); *averla buona,* schön ankommen; *mi dice buona,* ich habe Glück; *Dio ce la mandi buona,* Gott sei uns gnädig; *ne avera sofferto parecchie,* er hatte vielerlei Ärger gehabt.

We made a night of it, wir verbrachten eine tolle Nacht . *to spread it thin,* eigtl. dünn (die Butter) aufschmieren, knausern . *to skip it,* slang, im Freien schlafen . *I am always in for it,* ich falle immer hinein, habe immer Pech . *We shall have it wet* . *you will get it hot,* auch wir: du wirst es kriegen . *you must run it very fine, if you want to catch the train,* sich sehr sputen . *to take it out of one,* einen durchprügeln, eigtl. wohl einem die Unart abgewöhnen, dann weiter *he took out his lame donkey.* In *I will come it over them = deceive them* ist es vielleicht nach Analogie zu ähnlichen Redensarten hineingeraten.[1]

[1] Zahlreiche deutsche Beispiele, nebst anderen englischen, sind gegeben in m. Engl. Ergänzungsgrammatik § 165.

Berlin. Gustav Krueger.

(Schlufs folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Drei deutsche Pflanzennamen.

1) Ahd. *agaleia,* nhd. *Aglei.*

a) Formen: *agaleia* (*hagaleia*), *ageleia* (*hageleia*), *agileia, agleia, agelia* (*hagelia*), *acoleia* sw. f.,[1] später und mhd. *ag(e)leie, ag(e)lei, acceleye.* b) Belege: *α*) Unflektierte Form: *agaleia* 'herbam mollissimam' Ps. 57, 10 (Cod. Carolsruh. S. Petri: Gl.[2] I 524 [18]), *agaleia* 'rannus' Aldhelmi Ænigmata (Cod. Florentinus XVI. 5: Gl. II 10 [36]), 'ramnus, spina albi coloris' H. S. (Cod. Florentinus XVI. 5: Gl. III 307 [13], Cod. principum de Lobkowitz 435: Gl. III 322 [62]), 'paliurus' H. S. (Cod. Admont 269: Gl. III 283 [42], Cod. Vindobonensis 2532: Gl. III 173 [4], Clm. 2612: Gl. III 107 [8ff.], Cod. olim Sanblasianus: Gl. III 199 [14] etc.), Vergilius (Cod. Mellicensis non signatus: Gl. II 689 [58]) etc. Um Raum zu sparen, führe ich die übrigen Belege nach den Seitenzahlen der Glossen auf. *agaleia* etc. 'paliurus' Gl. III 107 [8ff.], *ageleia* etc. 'paliurus' Gl. III 250 [18ff.], *agleia, ageleia* 'ramnus' Gl. III 254 [59f.], *agelei* 'ramma, spina albi coloris' Gl. III 286 [36], *hagelia* 'paliurus' Gl. III 321 [52], *agaleia* 'ramnus spina alba folia' Gl. III 327 [29], *hageleia* 'paliurus herba spinosa' Gl. III 340 [63], *hagaleia* 'ramnus spina albi coloris' Gl. III 343 [8], *acoleia* 'aquileia' Gl. III 402 [53] (= Glossæ Hildegardis: Cod. Cheltenhamensis 9302), *agaleia* 'aquilegiam' Gl. III 418 [24] (= Glossæ Herradinæ: Cod. olim Argentoratensis), *agaleia* 'paliurus' Gl. III 515 [54], *ageleye* 'calcatrepa' Gl. III 526 [52], *ageleie* 'psillium' Gl. III 531 [21] (= Clm. 615), *ageleie* 'ancusa' Gl. III 536 [12] (= Cod. Vindobonensis 2524), *agelia* 'aquilegia' Gl. III 536 [13] (= Cod. Vatic. Palat. 1259), *agleie* 'calcatrippa' Gl. III 539 [25], *acceleye, agleye*

[1] Ich nehme keinen Anstand, das Wort als sw. fem. zu geben; beweisend sind die Formen *agaleiun, agaleigun* etc. (Ps. 57. 10: Gl. I 518 [23ff.]). *agaleia* 'herbam mollissimam' (Wadstein 77. 16) ist als Nominativ zu fassen; es liegt jedenfalls kein Grund vor, das Wort für ein starkes Fem. zu halten, wie es Wadstein, Kleinere altsächsische Sprachdenkmäler S. 166, meines Erachtens mit Unrecht, thut.

[2] Gl. = Die althochdeutschen Glossen, gesammelt und bearbeitet von E. Steinmeyer und E. Sievers, Berlin 1879—1898.

'ancusa' Gl. III 549 [25], *agaleic, agilea* 'ramnus' Gl. IV 91 [23], *ageltia* 'spina' Gl. IV 91 [21], *agaleia* 'ramnus' Gl. IV 127 [59], *agaleia* 'ramnus' Gl. IV 157 [32], *agileia* 'aquileia' Gl. IV 235 [50] (Clm. 17142), *aglai* 'ramnus est genus spinarum permolestum' Gl. IV 275 [14] (= Ps. 57. 10: Clm. 6028 f. 47a). In der 'Physica' der heiligen Hildegard kommen die Formen *ackeleia, acoleia* und *agleia* (Bed. 'aquilegia vulgaris') vor; s. Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora S. 196. β) Flektierte Form: *agaleiun, agaleigun, agalegun, agaleiam* etc. 'ramnum' Ps. 57. 10 (Gl. I 518 [23ff.]). c) Botanische Bedeutung. Die gewöhnliche Bedeutung des ahd. Wortes *agaleia* scheint die von einer Art Dornstrauch ('ramnus, paliurus') gewesen zu sein. Aber auch andere Bedeutungen (*ancusa, calcatrippa, psillium*) kommen vor. Die Bedeutung 'aquilegia' ist erst spät (im 12. Jahrhundert) belegt. d) Mit der botanischen Bedeutung hängt die Frage nach der Etymologie des Wortes eng zusammen. Das mlat. *aquilēgia, aquilēia,* dessen Ursprung und Etymologie noch nicht sichergestellt worden ist (eine Vermutung habe ich unten gewagt), hat ziemlich sicher 'aquilegia vulgaris L.' bedeutet, und aus diesem Worte stammen ital. *aquilegia,* frz. *ancolie,* [1] mnd. *akeleie, akeleige,* ndl. *akelei,* ndd. und (daraus entlehnt) hd. *ak(e)lei,* schwed. *akleja, akeleja,* norw., dän. *akeleje* etc. (über die nordischen Formen s. Jenssen-Tusch, Nordiske Plantenavne S. 23, 285 und die Verweisungen in 'Navnefortegnelse til Nordiske Plantenavne'), die alle 'aquilegia vulgaris' bedeuten oder bedeuten können. [2] Dieselbe Bedeutung hat nun auch spät-ahd. (oder mhd.) *ag(e)leie,* und die Kräuterbücher aus dem 16. Jahrhundert beschreiben so die Pflanze und bilden sie so ab, daſs man gar nicht darüber im Zweifel sein kann, daſs man mit dem Worte *aglei* die Pflanze 'aquilegia vulgaris' (nhd. *aglei*) gemeint hat. [3] Wie nun die ahd. Bedeutung 'ramnus, paliurus' zu erklären ist, darüber lassen sich einige Mutmaſsungen aussprechen, die ich hier vorbringen möchte. Dabei ist wohl ahd. (alts.? [4]) *agalthorn* 'ramnus, spinarum genus permolestum . quod prius in herbam mollissimam . agaleia . pubescit' (Cod. Carolsruh. S. Petri, zu Ps. 57. 10 = Gl. I 524 [16], vgl. Wadstein, Kl. alts. Sprachdenkm. 77. 13) wegen Bedeutungs- und Formenähnlichkeit in Betracht zu ziehen; das Wort ist ja vom Glossator

[1] Betreffs des *n* sind mlat. *lambrusca* 'wilde Rebe', sp. *langosta* (< *lacusta*), Gröber, Wölfl. Arch. III S. 271, 507, zu vergleichen.

[2] Abweichende Bedeutungen kommen auf nordischem Gebiete vor, wo nach Jensen-Tusch das Wort neben 'aquilegia vulgaris' auch z. B. 'Lychnis flos cuculi L., Solidago virga aurea L.' bedeuten kann.

[3] Die heutige Bedeutung des Wortes im Nhd. ist wohl ausschlieſslich 'aquilegia vulgaris'; die von Pritzel-Jessen S. 475 angeführten Bedeutungen 'ononis spinosa, ranunculus arvensis' kann ich nicht belegen. Die ahd. Bedeutung des Wortes, nehmen Pr.-J. an, scheint 'Dipsacus fullonum L.' gewesen zu sein.

[4] Die Hs., die aus dem Ende des 10. oder Anfang des 11. Jahrhunderts stammt, weist sowohl hoch- wie niederdeutsche Formen auf.

mit *agaleia* direkt zusammengestellt, obwohl die Bezeichnung des letzteren als eine 'herba mollissima' etwas befremdet. Hat es im Deutschen ein Adjektivum **agal* gegeben, das mit got. *aglus* 'beschwerlich', ae. *egle* 'loathsome, horrid' identisch wäre? Dann wären die Glossen *agalthorn* 'spinarum genus permolestum', *aglai* 'ramnus est genus spinarum permolestum' (Gl. IV 275 [14]) jedenfalls sehr begreiflich. Nun ist es allerdings wahrscheinlich, daſs, wenn es wirklich ein deutsches Adjektivum **agal* 'beschwerlich' gegeben hat, die Glossen *agalthorn, aglai*: 'spinarum genus permolestum' nur auf volksetymologischer Umdeutung beruhten: die Übereinstimmung könnte ja auch ganz zufällig sein. Denn *agalthorn, agaleia* möchte ich gern mit dem gleichbedeutenden, aus afrz. *aiglant* 'églantier' zu folgernden mlat. **aquilentum* 'Hagebutte' in irgend einer Weise verknüpfen.[1] Dieses mit mlat. *aculeus, aquilius* (*equilius*) etc. (C. G. L. VI p. 20) verwandte Wort hat sich vielleicht mit mlat. *aquilēgia* betreffs der Bedeutung kontaminiert. Es ist sogar möglich, daſs die beiden Wörter etymologisch eng verwandt sind; *aquilēgia, -ēia* könnte ja auch aus *aculeus, aquileus* gebildet worden sein: die fünf Blumenblätter der 'aquilegia vulgaris' bilden ja ein gesporntes Organ, das sich leicht mit dem lateinischen Worte *aculeus* bezeichnen lieſse. Die häufigen Schreibungen mit einem anlautenden *h* und Stellen wie *hagen* (*hagan*) *vel agalia* Gl. III 283 [41], *hagen vel hagelia* Gl. III 321 [52], *hagen vel hageleia* Gl. III 340 [63] zeigen, daſs das Wort mit dem ahd. *hagan* 'Dornstrauch' associiert wurde. Als Schluſsresultat dieser Erörterungen möchte ich geltend machen, daſs das lateinische Wort nach seiner Einbürgerung in die deutsche Sprache sehr früh nach schon vorher in der Sprache existierenden Wörtern oder schon vorher nach mlat. **aquilentum*, afrz. *aiglant* umgedeutet und umgebildet worden ist. Aber durch den Einfluſs des lat. *aquilegia* (dessen botanische Bedeutung sich fest behielt) nahm das Wort *agaleia* gegen das Ende der ahd. Zeit die Bedeutung an, die es bis auf den heutigen Tag behalten hat.[2]

2) Ahd. *alant*, nhd. *Alant*.

a) Formen: ahd. *alant, alam, alā, alar, alent* st. m. (mnd. *alant, alantwort, olant*). b) Belege: *alant* 'enula' Gl. III 49 [55], 'hinnula'

---

[1] Über das französische Wort und seine Etymologie ist auf Nyrop, Grammaire historique de la langue française § 200. 215, 2. 409, zu verweisen; anders bei Körting, Wb.[2] 113. — Das frz. *églantier* finden wir als Entlehnung in mnd. *egelentiere* 'Hagebutte, wilde Rose', ndd. (Ostfriesl.) *egeltiere* 'Hundsrose, Hagebutte' (Doornk.-Koolm.) etc. wieder.

[2] An Einfluſs von deutschen Erbwörtern von der Wurzel *ak* (germ. *ah*, s. Kluge, Et. Wb., *ähre*) als Erklärungsgrund der Bedeutung des ahd. *agaleia* ist nicht zu denken. Dagegen führe ich hierher ndd. (mecklenb.) *aegel* 'stratiotes aloides' (Kosegarten), welcher Name sich auf die stachelig gezähnten, starren Blätter dieser Pflanze bezieht; vgl. griech. *ἄκανος*, eine Distelart.

Gl. III 110 [40ff.], 'enula idem laturcium' Gl. III 173 [21], 'hinnula campana' Gl. III 200 [39], 'hinnula' Gl. III 241 [52], 'hinnula' Gl. III 276 [59], 'inula' Gl. III 277 [38], 'enula' Gl. III 299 [58], 'inula' Gl. III 474 [36], 'elna' Gl. III 479 [49], *âlant, álant, alant* 'inola' Gl. III 480 [57], *alant* 'ellenius' Gl. III 487 [40], 'enula' Gl. III 487 [44], 'elna' Gl. III 498 [23], 'enula' Gl. III 499 [1], 'hinula' Gl. III 501 [14], 'hinnola' Gl. III 511 [26], 'ebia' (= 'elna') Gl. III 514 [16], 'elna' Gl. III 516 [53], 'elna' Gl. III 519 [48], 'enula' Gl. III 519 [58], 'elna' Gl. III 522 [32], 'enula campana' Gl. III 528 [35], 'enula' Gl. III 540 [58], 'alna' Gl. III 549 [35], 'enula' Gl. III 555 [11], 'finix' (= *φοῖνιξ*, Diosc. 4, 43) Gl. III 556 [24], *alar* 'enula' Gl. III 585 [12], *alant* 'inula campana' Gl. III 588 [47], 'enula' Gl. III 590 [35], *alaer, alant* 'enula' Gl. III 592 [14], *alant* 'alnus' Gl. III 592 Anm., *alant* 'enula' Gl. III 593 [23], 'enula' Gl. III 596 [9], *alent* 'enole radicem' Gl. III 604 [40], *alant, alam, alā* 'inula' (= *inula quam rustici alant vocant*: Gl. Salom.: Clm. 22201; Cod. musei bohemici Pragensis, liber impressus haben *alam*, Cod. monasterii sanctæ crucis 17 hat *alā*) Gl. IV 73 [5f.], *alant* 'enule' Gl. IV 649, 6. — Die 'Physica' der heil. Hildeg. hat *alant* 'enula'. Kompositum: *alantwin* 'enulatum' Gl. III 373 Anm. 5. c) Botanische Bedeutung: Alant, Inula Helenium L. Über diese aus dem mittelasiatischen und südeuropäischen Florengebiete stammende Pflanze, die früh in Deutschland kultiviert wurde, und über den Gebrauch, den man sich daraus machte, s. Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora S. 63, Schrader, Reallexikon S. 33 f., Hoops, Ae. Pflanzenn. S. 53 f. d) Etymologie: Die griech.-lat. Benennungen der Pflanze sind die folgenden: griech. *Ἑλένιον* Diosc., woraus lat. *inula* Col., Plin.; aus dem C. Gl. L. VI 599 entnehme ich: *elinon id est inola, elenon elena, enula elena, elenus, elinion, heleno helena elenio .i. elna, elenion id est elna, elenion ella, enula siue ala, elenium id est inula quod et alta* (= **alla*?); zu beachten sind mlat. *alna* Gl. III 549 [35] und das oben erwähnte *enulatum* (= *alantwin*). In den romanischen Sprachen sind die folgenden Worte zu erwähnen: span.-port. *ala*,[1] it. *ella, elna, lella, elenio*, frz. *aunée* (aus **alnata*, vgl. *alna* oben).[2] Die nordischen in Betracht zu ziehenden Formen sind bei Jenssen-Tusch S. 114 verzeichnet; aufserdem ist aschwed. *aland* 'enula' anzuführen. Die altengl. Form ist *eolone* (*elene*) f. 'elecampane';[3] Pogatscher, Qu. u. F. LXIV S. 62, führt *eolone* auf mlat. **iluna* (mit Umstellung aus *inula*) zurück, aber diese Form läfst sich auch ebensogut aus **eluna* (vgl. mlat. *enula, elena* etc.) erklären; vgl. Schrader a. a. O. Das Mndl. hat die Form *alaen, allaen*, welche Franck, Et. Wb., aus *alant* (so lautet die nndl. Form) erklärt, obwohl dieses erst später vorkommt. Franck lehnt die Zusammenstellung

[1] Lonicerus (1598) S. CLX D. führt ein span. *raiz de alla* an.

[2] S. Gröber, Wölflins Arch. III S. 267. *ll* in *ella* kann nur aus *nl* entstanden sein.

[3] Im Englischen kommen auch Formen mit dem Wurzelvokal *a* vor: *alecampane* etc., s. N. E. D. s. *elecampane*, Turner S. 44.

des ndl. Wortes mit der romanischen Wortsippe ab und vermutet, dafs wir es hier mit einem alten ndl. und deutschen Worte unbekannten Ursprungs zu thun haben, das vielleicht auf frz. *aunée* Einflufs ausgeübt hat. Ich glaube jedoch, dafs man das deutsche Wort anstandslos aus einer romanischen (bezw. mlat.) Form mit dem Wurzelvokal *a* herleiten kann. Und die Endung *-ant* braucht gar nicht etwas Unerhörtes in ahd. Pflanzennamen gewesen zu sein, vgl. nhd. *Zeiland*, mhd. *zîlant* 'Seidelbast'.[1] Die Annahme Francks, dafs irgend ein altgermanisches Wort auf frz. *aunée* Einflufs ausgeübt hat, scheint mir um so mehr unnötig, als der *a*-Vokal im Romanischen gut begründet ist und die nfrz. Form sich aus lat. **alnata* sehr gut erklären läfst.

3) Ahd. *attah, attuh, atah*, nhd. *Attich.*

Dieses Wort hält man allgemein für Entlehnung und Weiterbildung aus lat. *acte* (griech. *ἀκτῆ, ἀκτέα*) 'Hollunder'; vgl. Kluge, Et. Wb.[6] S. 22. Die Annahme einer Weiterbildung des Wortes auf deutschem Sprachboden wird aber dadurch unnötig gemacht, dafs das Mlat. selbst Formen aufweist, woraus sich das deutsche Wort direkt erklären läfst. In den ahd. Glossen III 477 [16] findet sich ein lat. *actix* (= *holanter*), das Steinmeyer und Sievers mit *actis* 'sambucus' C. G. L. III 459. 8 vergleichen. Ein anderer Beleg findet sich Gl. IV 357 [7] (*actix .i. holarn*). Wegen des mangelnden Umlauts ist aber *attah* nicht direkt aus mlat. *acticem* zu folgern, sondern aus einem auf lateinischer Vokalassimilation beruhenden mlat. **actacem*. Wegen dieser besonders im Vulgärlatein sehr häufigen Erscheinung, die uns ein unbedingtes Recht giebt, ein mlat. **actacem* vorauszusetzen, ist auf Brugmann, Grundrifs, 2. Auflage, I § 963, zu verweisen. Eine erweiterte vulgärlateinische Form dürfte auch dem sonst unklaren span. *yedgo, yezgo* 'Hollunder' (Körting, Wb.[2] 3174) zu Grunde gelegen haben.

Upsala. Erik Björkman.

Etymologien.

I.

1. Ne. *girl* war von mir in dieser Zeitschrift Bd. CV, S. 366 mit mhd. *gurre* 'schlechte Stute' zusammengestellt worden. Herr Professor Braune hatte daraufhin die Freundlichkeit, mich (brieflich) auf den Artikel *gör* im Wörterbuch zu seiner Lauremberg-Ausgabe (Neudrucke 16—17) sowie auf Luicks Artikel 'Die Herkunft des ne. *girl*' im Beiblatt zur Anglia 7, 235 f. hinzuweisen, wo Möllers Erklärung des Wortes weiter ausgeführt wird. Dieser bringt es, was

---

[1] Liefse sich vielleicht *alantwîn* als eine Verdrehung von lat. *vinum al(a)natum* und somit *alant* aus dem lat. Part. Prät. (vgl. frz. *aunée* < **alnata*) erklären? — Ob ndl. *aalbes*, nhd. *albeere* mit dieser Wortsippe zusammenhängt, wie öfters angenommen worden ist, mufs ich dahingestellt sein lassen.

mir momentan entfallen war, mit lat. *virgo*, gr. παρθένος zusammen, und Luick sucht das angesetzte got. **gaúrwilo* mit ae. **ȝyrela, -e*, me. *gürle, girle, gerle* zu vermitteln, was natürlich nicht schwer ist. Im New Engl. Dict. wird aber die Zusammengehörigkeit von e. *girl*, ndd. *göre* und den genannten lateinischen und griechischen Wörtern bezweifelt, besonders weil die ersteren doch erst ziemlich spät auftreten. Es fügt hinzu: 'It may be noted that *boy, lad, lass,* and the numerous synonyms in the mod. Scand. languages, are all of difficult etymology; probably most of them arose as jocular transferred uses of words that had originally a different meaning.' Dasselbe ist auch meine Ansicht, und ich möchte eine neue Etymologie vorschlagen. Das Altnordische besitzt ein Subst. *gaur-r* 'plumper, grober, unanständiger Mensch', das auch als Schimpfwort gebraucht wird, wovon Lidén bei Björkman, Scandinavian Loan-Words in Middle-English (S. 189 oben), das me. *gauren* 'starren' ableitet. Dafs dies ursprünglich so viel wie 'to gape, to look stupidly and vacantly' bedeutete, schliefst L. aus norweg. *gaura* 'a garment with an aperture behind (for children)', ursprünglich also 'etwas Offenstehendes'. Auch ne. dial. *goury* 'dull, stupid-looking' zieht er richtig heran. Ich meine, diesem *gaurr,* das man am passendsten mit 'Maulaffe' wiedergeben könnte, schliefst sich me. *gürele* 'a child or young person of either sex, a youth or maiden', auch 'a roebuck in its second year' recht wohl an; natürlich stehen die beiden Wörter im Ablautsverhältnis zueinander.

2. Dafs got. *bi-mampjan* 'verhöhnen, verspotten' mit griech. μέμφομαι 'tadle', μομφή 'Tadel' zusammenhängt, ist klar; man braucht aber nicht mit Uhlenbeck, Etymol. Wörterb. der got. Sprache[2] im ersteren Worte eine idg. Wurzel mit *-b* anzunehmen, da ein F. **mampa* 'Tadel' nach germanischen Lautgesetzen recht gut auf idg. **mombhnā́*, urgerm. **mambnō* zurückgeführt werden kann, vgl. Noreen, Abrifs der urgerm. Lautlehre S. 154 ff.

3. Zu got. *dis-skreitan* 'zerreifsen', alem. *schrīssen,* bair. *schritzen* stellt sich ohne *s-* im Anlaut das as. *hrītan,* wie es in *hritantion* 'scribentibus' (Düsseldorfer Prudentius-Gll.) vorliegt.[1] Darauf beruhen offenbar mnd. mnl. *rīten,* nnd. *rīten,* nnl. *rijten* 'reifsen', da bei Gleichsetzung mit as. *wrītan* der Verlust von *w-* hier unerklärt bleibt. Schwed. *rita* ist offenbar ein mnd. Lehnwort. Vgl. über *s-* Noreen, a. a. O. S. 201 ff., und Siebs, Kuhns Zs. 37, 277 ff.

4. Denselben Wechsel von german. *skr-* und *hr-* zeigt auch ae. *hrūtan* 'to snore, resound', aisl. *hriōta* 'brummen, schnarchen', *hryt-r* 'Schnarchen', ahd. *[h]rūzzēn, -ōn* 'rasseln, schnarchen, schnauben, summen', mhd. *riez* 'Schnauben', schwed. *ryta* 'brüllen', jüt. *ryde*

[1] Dagegen beruhen as. *ritta, rittun,* die Wadstein im Glossar seiner Kl. as. Sprachdenkm. unter **hritian* stellt, vielleicht eher auf *rizta, riztun* einer hd. Vorlage.

'brüllen, muhen', vielleicht auch aisl. *hrūt-r* 'Widder' (eigtl. 'Brüller'?), gegenüber mnd. *schrūten* 'schnarchen, schnaufen', schwed. dial. *skryta* (Noreen S. 206), dän. *skryd* 'Geschrei, Gebrüll', *skryde* 'schreien, prahlen', *skryderi* 'Prahlerei'. Mit jenem schwed. dialektischen *skryta* 'schnarchen' ist wohl das schwed. schriftsprachliche *skryta* identisch, wie dän. *skryde* beweist; zu mnd. *schrūten* gehört noch nnd. westf. *schrūtə* f. 'Truthenne, Kranich, böses Weib', eigtl. 'Schreierin'. Was Woeste darüber vorbringt, ist thöricht.

5. Ne. *mort* bedeutet sowohl 'das Fell eines toten Schafes' wie vulgär 'ein Frauenzimmer'. Letztere Bedeutung hat Schröer in seiner Neubearbeitung des Griebschen Wörterbuches mit einem [?] versehen, während er die erstere wohl richtig mit frz. *mort* 'Tod' zusammenbringt. Aber dafs die Bedeutungen 'Fell' und 'Weib' sich auch leicht vereinigen lassen, ergiebt sich aus der Vergleichung von lat. *scortum* 'Fell, Haut' und 'Hure'; mhd. mnd. *hût* 'Haut' wird ebenso auch als Scheltwort gegen Weiber gebraucht; schwed. *flicka* 'Mädchen' stellt Tamm zu ndd. *flicke* 'Stück, Lappen'. Vgl. meinen Aufsatz in diesem Archiv Bd. CV, S. 365.

6. Das *-g-* in ae. *niʒon,* afries. *ni(u)gun, niogen,*[1] as. *nigun* ist, soweit ich sehe, bisher in doppelter Weise erklärt worden: Kögel hat es (P. Br. Beitr. IX, 534) direkt aus altem *w* entstehen lassen, während Jellinek ib. XIV, 582 *g* = *j* als einen Übergangslaut ansieht, der sich zwischen *i* und *u* entwickelt habe, indem er *niun* als Grundform ansetzt. Kluge stellt das Zahlwort in Pauls Grundrifs[2] I, 380, § 57 zu den Wörtern, in denen nach Bugge (P. Br. B. XIII, 504 ff.) germ. *uw* in *ug* übergegangen sein soll.

Indessen läfst sich eine andere Erklärung aufstellen, die meines Erachtens den Verhältnissen der drei in Frage kommenden Dialekte besser Rechnung trägt. Es ist doch auffallend, dafs gerade das Englische, Friesische und Sächsische allein Formen der Ordinalzahl '10' mit grammatischem Wechsel aufweisen: ae. nordh. *teoʒeđa, te(i)ʒđa,* afries. *tegotha, -atha, -etha,* as. *tegotho, -atho,* dessen Berechtigung sich aus lit. *deszim̃tas,* lett. *desmitáis,* russ. *desjátyj,* serb. *dèsêtî* (bestimmte Form) ergiebt.[2] Da die Zahlwörter sich bekanntlich oft gegenseitig beeinflussen, liegt es nahe, in ae. *niʒoda, -eđa,* afries. *niugunda, -enda, niogenda,* as. *nigunda* M, *niguđa* C eine Anlehnung an die folgende Zahl zu erblicken und in den Kardinalzahlen für '9' wiederum Neubildung nach den Ordinalien. So ist also meines Erachtens ae. *niʒon* Neubildung (neben nordh. flekt. *níone*) nach *niʒođa* und dies wiederum nach *teoʒeđa.*

7. Nhd. *jugend,* ahd. *jugund,* as. *juguđ,* nl. *jeugd,* ae. *ʒeoʒođ* erklärt man jetzt, wie es scheint, allgemein mit Bugge (s. unter 6)

---

[1] Vgl. darüber Siebs, Pauls Grdr.[2] I, 1197, Anm. 4.

[2] Herr Prof. Leskien teilt mir auf eine Anfrage mit, dafs russ. *samdesját* 'selbzehnt' fürs Altbulg. die Betonung *desętŭ* erweist.

aus urgerm. **juwunþi-*. Ich vermute darin eine Neubildung nach *duȝunþi-* 'Tugend, Tüchtigkeit, kräftige junge Mannschaft', ahd. *tugund,* nl. *deugd,* ae. *duȝuđ,* aisl. *dygđ.* Die wirkliche Entwickelung von urgerm. *uw* in diesem Worte zeigen got. *junda* und das germ. Adj. *juŋga-,* dessen Komp. **juŋhiza* im Got. als *jūhiza,* im Aisl. als *óre* erscheint, wofür das Ahd. *jugiro* (neben *jungiro, jungoro*), das As. *jug(o)ro* (neben *jung(e)ro, -aro, -oro*) als Neubildung, offenbar mit Anlehnung an *jugund,* resp. *juguđ,* zeigen. — Wegen der Beziehungen zwischen den beiden Substantiven erinnere ich nur an die ae. Reimformel *duȝuđ ond ȝeoȝođ* Beow., sowie an unser Sprichwort 'Jugend hat keine Tugend'.

8. Got. *unte* 'bis' ist neuerdings unabhängig sowohl von Bethge in Dieters Laut- und Formenlehre der altgerm. Dialekte S. 769 unten wie von v. Grienberger in seiner Gotischen Wortkunde richtig = *und te* erklärt worden. Auch ich hatte diese Etymologie gefunden und got. *unte* = ahd. *unzi,* e. *unto* gesetzt, als ich zu meiner Überraschung bereits in der ersten Auflage von Skeats grofsem Etymol. Dict. of the Engl. Lang. (1881) diese einfache Erklärung unter *unto* fand. Nur ist dort das von ihm herangezogene as. *unto* zu streichen, denn nach der Heliand-Ausgabe von Sievers giebt es ein solches Wort nicht, obwohl es immer noch in Heynes Glossar[3] (1883) unter *tô* spukt. Der Ansatz rührt übrigens von Schmeller her, der in seinem Glossarium saxonicum (1840) ein *untô* 'forte ex *unt-to* contractum' ansetzt. Auch J. Grimm vermutete schon in der Deutschen Grammatik (passim) richtig einen Zusammenhang von got. *und* und *unte* = ahd. *unzi,* ohne ihn jedoch erklären zu können; Schade, Altd. Wtb.[2], erklärte ahd. *unz* fragend aus *unt zi.* Habent sua fata verbula!

Kiel. F. Holthausen.

Die Runenstelle der Himmelfahrt.

In Trautmanns endgültiger Deutung dieser Stelle (Bonner Beitr. I 55—61, II 119) bleiben nur einzelne Punkte übrig, in welchen ich ihm nicht beistimmen kann. Er nimmt die W-Rune für *worn* 'Menge' und übersetzt: 'es wird die Fülle der Erdenschätze dahingehn'. Allein, solange Prof. Trautmann nicht andere Belege beibringen kann von dem Gebrauch des bestimmten Artikels vor dem Subst. *worn,* wird er uns nicht überzeugen. Denn *worn* steht immer ohne den Artikel, aus sehr begreiflichen Gründen: seine Bedeutung duldet den Artikel nicht; mit *worn* ist ja nicht 'Fülle', sondern immer 'Menge', nicht 'die Gesamtheit', sondern 'eine Vielheit', immer etwas Unbestimmtes, nie etwas Bestimmtes gemeint; kurz, es ist ein Synonym von *fela* und wird wie dieses meist mit einem Genitivo partitivo verbunden. Aber niemals ist mir eine Stelle begegnet, wo *worn* synonym mit *eall* wäre, wie Trautmann will.

Für die W-Rune mufs daher eine andere Deutung gefunden

werden. Die vor Trautmann vorgeschlagenen und von ihm verworfenen *wên* und *wyn,* sowie das von ihm selbst eingesetzte und wieder aufgegebene *willa* genügen auch mir nicht. Denn vor allen diesen Wörtern ist der Gebrauch des bestimmten Artikels mir unverständlich. Bei Cynewulf ist ja der Artikel vor dem einfachen Substantiv noch rein demonstrativ. Seine Funktionen sind nämlich:

1) vor einem Substantiv, zu dessen näherer Bestimmung ein Relativ- oder sonstiger erklärender Beisatz folgt (vgl. Lichtenheld, ZfdA. XVI 337),
2) auf noch zu Kommendes hinweisend: in der Formel '*and þæt* (*þâ*) *word gecwæð* (*âcwæð*)' zur Einleitung einer direkten Rede (ebd. 338),
3) schon Genanntes wieder einführend (ebd. 338),
4) zurückweisend auf eine Person oder Sache, zu der das im Subst. hinter dem Art. Ausgedrückte in engster Beziehung steht, also die Funktion eines Pron. poss. (ebd. 341),
5) vor Bezeichnungen von Personen und Gegenständen, welche in Leben und Anschauungsweise des damaligen Publikums von grofsem Interesse waren (das Schwert, der Helm, das Meer etc.); = lat. *ille.*

Keiner dieser Funktionen entspricht der Gebrauch des Art. vor *wên, wyn* oder *willa.* Aber wie dann die W-Rune zu deuten? Ich wage es, einen neuen Vorschlag zu machen:

Bei genauer Lesung der betreffenden Stelle fällt es auf, dafs V. 807b — 814 (ich citiere nach Cooks Ausgabe) bei der Schilderung des Weltbrandes das Verbrennen ebenderselben Sachen erwähnt wird, welche in den vorausgehenden Versen 804b — 807a als der vergängliche irdische Besitz des Menschen beschrieben sind; und zwar entspricht *frætwe* 807b den *eorþan frætwa* 805a, *wongas* 810b dem *lond flôdum biloccn* 806a, *ealdgestrêon* 812a dem *feoh* 807a, *onmêdla* 814b dem *lîfwynna dæl* 806b; und schliefslich können die *burgstede* keinem anderen Worte entsprechen als dem einzig Übrigbleibenden, welches die W-Rune darstellt. Dieses Wort mufs *wîc* sein. Das Geschlecht (Ntr. und Fem.) von *wîc* verursacht keine Schwierigkeit, weil der Art. sich nicht auf das zu substituierende Wort, sondern auf den *stæf* (= Rune) selbst bezieht. Vgl. Sievers, Anglia XIII 5; Cosijn, Cynewulfs Runenverse 57; Trautmann, Bonn. Btr. I 59. Aufserdem ist das männliche Geschlecht für *wîc,* obwohl selten, nicht ausgeschlossen, vgl. z. B. Ex. 87 *þâ wæs þridda wîc folce tô frôfre*; und die Glossare von Kluge, Lesebuch, und Cooks Christ, welche beide *wîc* als auch männlich verzeichnen. Die Form des Artikels ist also bei jeder der beiden Auffassungen berechtigt. Etwas anderes ist es, ob er in diesem Zusammenhang wohl angebracht ist, m. a. W. ob gegen *wîc* nicht dasselbe einzuwenden sei, warum wir die anderen Deutungen verworfen haben. Der Artikel hat hier die unter 5) definierte Funktion der emphatischen Her-

vorhebung. Denn was entspricht einem mehr dringenden Bedürfnis und ist deshalb von höherem Interesse als die Wohnung? Stellen, wo der Artikel vor *wîc* nicht in der Erzählung, sondern in der damaligen Anschauungsweise seine Berechtigung findet, sind z. B. Gen. 1049:

Him þâ Cain gewât
gongan gêomormôd gode of gesyhde,
winelêas wrecca and him þâ wîc gecêas
êastlandum on.

Gen. 1803:
him þâ wîc curon,
þær him wlitebeorhte wongas geþûhton.

Rä. 8. 1—2: *Hrægl mîn swîgad, þonne ic hrûsan trede*
oþþe þâ wîc bûge oþþe wado drêfe.

An einer Stelle im Wand., welche der in Frage stehenden des Christ ähnlich ist, insoweit sie auch das vergängliche irdische Leben schildert, wird auch, wo die Wohnung genannt wird, der Artikel angewandt (73 ff.):

ongietan sceal glêaw hæle hû gæstlic bid,
þonne eall þisse worulde wela wêste stonded,
swâ nû missenlîce geond þisne middangeard
winde biwâune weallas stondaþ,
hrîme bihrorene hrydge þâ ederas;
wôriad þâ wînsalo.

Ich meine also, dafs gegen *se wîc* nichts einzuwenden ist. Bei dieser Auffassung ist *eordan frætwa* selbstverständlich Nominativ; vgl. Napiers Runenstelle V. 7.

In Gegensatz zu Trautmann fasse ich die ganze Stelle im allgemeinen auf: das 'flutumschlossene Land' bedeutet 'die Erde', weiter unten in der Schilderung des Weltbrandes *wongas* (810) genannt; man vergleiche dazu Cooks Ausgabe des Christ, Anm. zu V. 680: 'wangas may sometimes be taken as a poetical expression for "earth".' Thus Met. 20[77]: 'wangas ymbe liegad, eorde ælgrêno', Rid. 13[2]; 'foldan slîte, grêne wongas', 67[5]; so even the singular, Beow. 92 'eordan worhte, wlitebeorhtne wang, swâ wæter bebûged'; Rid. 41[51.83].

Die Beowulfstelle giebt eine gute Parallele für unser *lond flôdum biloceu* = 'wang, swâ wæter bebûged' = Erde. Für ähnliche Darstellungen der meerumschlossenen Erde vergleiche man Andr. 332:

farad nû geond ealle eordan scêattas
emne swâ wîde swâ wæter bebûged

Met. 9[38]:
wiold emne swâ þêah
ealles þisses mæran middangeardes,
swâ swâ lyft and lagu land ymbclyppad,
gârsecg embegyrt gumena rîce.

16[9]: *þês middangeard, swâ swâ merestrêamas*
ûtan beliegad.

Lond flôdum biloceu und *wongas* dürfen also als Bezeichnungen der Erde aufgefafst werden. Und in dieser Weise schliefsen sich

V. 805b—807a auch besser den eben sehr allgemein gehaltenen vorausgehenden und folgenden an, als wenn wir sie mit Trautmann auf den Dichter selbst beziehen:

795. Da werden manche zur Versammlung geführt
vor das Antlitz des ewigen Richters.
Dann bebt die Menge; sie hört den König reden,
den Richter der Himmel, zornige Worte
zu denen, die ihm früher in der Welt schwach gehorchten,
solange Leidenschaft und Begierde auf leichteste Weise
Befriedigung finden konnten. Da mufs mancher in Furcht
auf dem weiten Felde in Betrübnis harren,
was ihm nach seinen Thaten der Richter (zuerkennen)
an herben Strafen will. Es wankt die Wohnung[1]
(dahin gehen) die Schätze der Erde:[2]

Und nun schildert der Dichter kurz in Parenthese, wie dieses Leben auf der Erde sich gestaltet:

vergönnt war (den Menschen) lange
flutumschlossenes Land,[3] ein Teil der Lebenswonnen,
Reichtum auf der Erde; (aber) dann[4] müssen die Schätze
verbrennen im Feuer: fahl dann wütet
reifsend die rote Lohe; grimmig schreitet sie
durch die weite Welt;[5] die (Erde)fluren stürzen,
die Burgstädte bersten. Der Brand ist auf dem Wege,
verbrennt den alten Reichtum mit Lust
der Geister gefräfsigster, (all) was die Männer besafsen
solange ihnen auf Erde Herrlichkeit war.

Die Sperrungen dienen dazu, die Allgemeinheit der Aussage zu betonen. Meiner Ansicht nach ist in dieser breitgemalten Schilderung des irdischen Lebens und des Endschicksals der Menschen für die 'Lindisfarena Ee' (vgl. Bonn. Beitr. I 94) mit ihrem Bischof kein Platz. Damit will ich aber nicht gesagt haben, dafs ich die Wahrscheinlichkeit der Vermutung: 'Cynewulf der Dichter = Cynewulf der Bischof von Lindisfarne' leugne.

Amsterdam. A. J. Barnouw.

Alt- und mittelenglische Handschriften.

M. R. James, *The Western mss. in ... Trinity College, Cambridge; a descr. catal.; II: class R,* verzeichnet (aufser Autographen Miltons, Byrons, Thackerays, Tennysons) zum Teil mit Proben:

3. 2 Gower *Confessio am.* u. a. 2. Rec., verwandt Bodley 294.
3. 3; 3. 15 Chaucer (vgl. Skeat *Ch. works* IV XII f.).
3. 8 *Cursor mundi* (vgl. Edition der EETS I 67*).

[1] Trautmann: 'Es wird die Fülle der Erdenschätze dahingehn'.
[2] Dafs *sceacan* mit *wîc* verbunden 'schütteln', mit *eorþan frætwa* dagegen 'verschwinden' bedeutet, ist eine völlig erlaubte Hendiadis.
[3] Tr.: 'mein Besitz war lange ein flutumschlossenes Land'.
[4] *þonne* nimmt das *þonne* von V. 797 wieder auf, scil. *þonne eft cymed engla þêoden* 791, und nicht, wie Tr. übersetzt, 'hernach'.
[5] So weit die Übersetzung Trautmanns, Bonn. Beitr. I 61.

3. 13; 3. 23 Will. of Nassington *Speculum vitae,* übers. aus John Waldeby.
3. 14 *Piers Plowman* (vgl. Ed. Skeat II LXVI).
3. 15 *Piers Plowman's Crede* ed. Skeat 1867.
3. 17 *Raymond of Poitiers,* Engl. Versroman, Ende 15. Jhs.
3. 19—21 Lydgate u. a.; vgl. Skeat *Chaucer's works* I 25. 56; *Chauc. pieces* 217. 409. 448; *Student's Chauc.* 116. 119. 122. 125; Hartshorne *Anc. metr. tales*; Wright *Poems of W. Map* 77; teils ed. Halliwell für Percy soc.; zum Teil kopiert durch Foerster; zum Teil ediert aus anderen Hss. Furnivall *Polit. and relig. poems* p. 25.
3. 22 Lydgate 'Life of the Virgin'; Occleve *De regimine princ.*
3. 25 Legenden ed. Horstmann *Altengl. Leg., NF.* XLIX.
4. 20 John Maundevyle. — Lydgate *Thebes.* — Hymns zum Teil ed. *Hymns to the Virgin* EETS.
5. 22 Aelfred's Gregorii *Cura past.* [vgl. Wülker *Grundr.* p. 403 Z. 3].
5. 43 *Three kings of Cologne* ed. Wright *Chester plays* I 266. — *The Brute* or *Caxton's chron.* bis Henry V.
9. 8 Aelfrics Grammatik, Abschr. 16. Jhs., hat in Ed. Zupitza S. 2 Z. 12 den Fehler R's *puerili.* — 9. 17 ist Zupitzas T.
14. 26 Song: 'Thynk we on our endyng, I rede'.
14. 41 Recepte 14. Jhs. — Lamfranke of Melayne in surgery s. 15. — Ferneres Medicinische.
14. 51, vom 15. Jh. Recepte, gereimt. — Astronomie.
14. 52, Ende 15. Jhs.: Freere Rogier Bacon: Medicin.
17. 1 Psalterium Eadwini Cantuar. ed. Harsley 1889.

Berlin. F. Liebermann.

Reimer von Worcester.

C. Bonnier druckt in Engl. hist. rev. 1901 p. 501 eine *List of* [108] *English towns,* vor deren Namen je ein Charakteristikum (der Einwohner, der hauptsächlichen Ware oder Merkwürdigkeit) steht, darunter Z. 58: *Rymeour de Wyrcestre.* Die Liste lautet französisch, reimt bisweilen, erwähnt bereits Berwick, entstand also nach 1295, und zwar (laut alter Namensformen und der Handschrift vom 14. Jahrhundert) wenig später.

Berlin. F. Liebermann.

Zur me. Genesis.

Dafs trotz der vielen Bemühungen um die Reinigung dieses Textes[1] gar manche Stelle noch der Besserung bedarf, werden die

[1] Vgl. Stratmann, E. St. II 120 und IV 98; Kölbing ib. III 273 ff. und XVII 292; Fritzsche, Angl. V 43 ff.; Schumann ib. VI Anz. 1 ff.: Holthausen, E. St. XVI 429; Angl. XV 191, XXII 141; Herr. Arch. XC 143, 295. — Ferner die Textausgaben mit Anmerkungen von Morris, Mätzner, Wülker und Zupitza.

folgenden Bemerkungen zeigen, die einer von mir geplanten kritischen Neuausgabe des Denkmals voraufgehen mögen. Eine eckige Klammer bezeichnet Ergänzungen, eine runde Streichungen.

V. 3. *hu man may him [wid skil] wel loken* (vgl. V. 193).
V. 6. *for he it hem wel gelden may,*

l. *him* wie in V. 3, 9, 11 und 12.

V. 33. *de, louerd god, to [don] wurdinge.*
V. 78. *His firme kinde dei was a-gon.*

L. *đhis* statt *his,* das keinen Sinn giebt.

V. 108. *And watres [ben oc] dor a-buuen.*
V. 167. *and [on] de sexte dai[e]s ligt.*

Vgl. dazu Schumann a. a. O. S. 9.

V. 246. *[and] after glod de sexte nig[t].*
V. 317. *ic wene [wel] dat ic and Eue.*
V. 341. *for to forden [h]is f[r]endes wil,*

nämlich Evas, vgl. Com. cap. 21: *qui et facile ei acquievit.*

V. 343. *Sone it was under brest numen.*

Mit Rücksicht auf den Zusammenhang und das Metrum stelle ich um: *sone it under brest was numen.*

V. 394. *and neider [her]e on oder sen.*
V. 408. *and sumdel quemed it his (seri) mood.*

Fünffüſsige Jamben sind ja wohl nicht vom Dichter geschrieben worden!

V. 434. *and to him sam[n]eden oder men.*
V. 469. *wopen of wigte and tol of grid.*

Wigte ist offenbar für *figte* = ne. *fight* verschrieben, vgl. Com. cap. 28: *res bellicas prudenter exercuit.*

V. 488 f. *oc of [h]is kinde woren brogt*
on werlde seue[n] and seuenti dhusant men.

Diese kaninchenhafte Fruchtbarkeit der Familie Lamechs kennt weder die Quelle (vgl. Comestor cap. 28: *septuaginta animae et septem egressae de Lamech*), noch spricht das Metrum dafür. Der Schreiber hat offenbar in seiner Vorlage das *m* von *men* schon verdoppelt gefunden und das erste dann in *đhusant* aufgelöst. Dieser Schreibfehler scheint mir mindestens ein Zwischenglied zwischen unserer Hs. und dem Original vorauszusetzen.

V. 526. *dat dis werld was [on] water [q]wold,*

vgl. V. 255: *and til he was on đe rode [q]wold.* Auch in V. 420 steht *wold* offenbar für *qwold* = ae. *ȝecwald,* Prät. von *cwellan* < **kwalljan* 'töten'.

V. 535. *and [on] de fifte hundred ger* (vgl. V. 531).
V. 544. *and mengten [hem] wid waried kin.*

V. 546. *migti men and figti forloren.*

Man lese: *migti, unf[r]igti men, forloren,* da das von Morris angesetzte *figti* 'warlike' nicht annehmbar ist. Vgl. Schumann S. 12.

V. 565. *and .l.ti (elne) wid, and .XXX.ti heg.*

V. 598. *đo wurđ [wid-]dragen đe watres win* (vgl. V. 596).

V. 629. *and leten đe odre (to) liue[s] gon.*

V. 642. *[q]wan al dis werld wurde [for-]brent.*

V. 646. *dis token no man ne sen mai.*

Man stelle um: *man sen ne mai.*

V. 663 f. *Twelwe and sexti (men) woren dor-to*
Meister-men for to maken it so.

V. 697 f. *.(Of) Sem and (of) đe folc đe of him cam,*
luue and dred under gode nam.

V. 763 f. *and đeden for he, for hunger-bond,*
feger ut into Egipte-lond.

Für *feger* ist entweder *fegen* 'gern' oder *fer* 'fern' zu schreiben.

V. 780. *Cam him on for Abram[is] wif.*

V. 782. *And bi-tagte he him [h]is leman*

würde besser lauten: *and he bitagte him ...,* wenn man nicht *he* einfach streichen will.

V. 789. *do wunede Abram in welde and (in) frid.*

V. 803 f. *so wex here erue, and so gan đen,*
an[d] twen here herdes striuing gan ben.

Man lese *strif* oder streiche *gan* vor *ben.*

V. 826. *an ok dat was of Gibi,*

ist wohl zu bessern: *đat [hoten] was Ogi[g],* vgl. Comestor cap. 45: *quae vocatur Agyga vel Ogig.* — Der Abschreiber hat gewifs *o* vor *gi* als *of* genommen und das Reimwort *bi* aus V. 825 gedankenlos wiederholt. Auch dieser Fehler läfst eine Zwischenstufe zwischen unserer Hs. und dem Original vermuten.

V. 840. *đe kinges welten burges đoa,*

l. *fif* statt *đe,* vgl. Com. cap. 46: *quinque reges habebant.*

V. 863 ff. *Đre hundred men and X[V]III wigt*

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

V. 866. *Abram let him tunde wel.*

Das sinnlose *tunde* ist gewifs durch *lende* = ne. *attend* 'folgen' zu ersetzen. An ae. *týnan* (Morris) ist nicht zu denken. Der lat. Text giebt leider keinen Aufschlufs.

V. 919 f. *for Loth was fifti winter (h)old,*
quan Abram [hauede] him bi-told.

V. 922. *and decimas first [gaf] Abram,*

vgl. Com. cap. 46: *tunc primum decimae leguntur datae.*

V. 977 f. *wiste hire drogen sori for drist,*
at a welle queme[n]de hire list.

Morris möchte *drogen* in *dregende* bessern; es könnte aber auch für *drowende* stehen. Vgl. Com. cap. 49: *invenit eam angelus ... dum ... sitiret ... iuxta puteum.* Ist *for-đrist* als Particip 'verdurstet' aufzufassen?

V. 984. *and of him kumen folc [un-]frigti.*

V. 990. *.IX. and nigenti ger he was old.*

Ich stelle um: *IX ger and nigenti ...*

V. 1044. *or for hem đe todere med beren?*

Auch dieser Vers wird durch Umstellung besser: *or med for hem ...*

V. 1088. *if he ne bi time hede waren.*

Ich lese: *heđen aren.*

V. 1094. *Loth and his [wif and] dogtres two,*

vgl. Com. cap. 53: *cum eum uxore sua et filiabus.*

V. 1097. *đat here non [ne] wente agen.*

V. 1099 f. *Loth was wansum, and dugte long*
up to đo dunes đe weie (hard) and strong.

V. 1117 f. *so for-sanc đat folc sinful đor,*
swilc sinful sinne wex đer nunmor.

sinful in V. 1117 scheint eine Vorwegnahme desselben Wortes im folgenden Verse zu sein; da V. 1117 aufserdem sehr hinkt, ist vielleicht *folc-rede* statt *folc sinful* zu lesen. In V. 1118 ist *sinful sinne* auch kaum das ursprüngliche; ich möchte *šamful sinne* dafür schreiben. Auch diese Verderbnisse erklären sich erst durch mehrere Zwischenglieder.

V. 1121. *so ist nu forwent mirie dale.*

Man stelle um: *so ist forwent nu ...*

V. 1134. *(for) he dredde him (for) to forfare đor.*

V. 1167 f. *suđen he wente & wunede in Geraris,*
bitwen Cade and [S]ur, ywis.

Ich stelle um und lese:

suđen he wente & wunede ywis
(bi)twen Cade and [S]ur in Geraris.

V. 1182. *đat he hire held đor wiđ strif.*

Ich ergänze und stelle um: *đat he [wiđ-]held hire* (vgl. V. 1178).

V. 1197. *Ghe wurđ wiđ child, on elde [s]wac* (vgl. V. 1528).

V. 1208. *quane he was fro te[n]ding don*

heifst es von dem kleinen Isaak, womit der Dichter das lat. *ablactatus est* der Quelle wiedergiebt. Das unerklärte *teding* ist wohl in *tending* = ne. *attendance* 'Wartung, Pflege' zu bessern.

V. 1213. *often it gan Ysaac [don] un-framen,*
and Ysmael pleide [him] hard gamen.

V. 1233. *wantede đit child faiernesse and migt.*

Lies *đis child* oder *đe tchild* oder *đat child.*

V. 1307. *and Abraham de fier and de swerd bar.*

Durch die Umstellung: *and đe fíer and đe swérd Abráham bár* wird der Vers wenigstens einigermaſsen erträglich.

V. 1326. *so men šulden holocaust*[*um*] *don* (vgl. V. 1319).

V. 1336. *It was brent on Ysaac*[*is*] *stede.*

V. 1356. *wente a-gen in-to Manbre-dale.*

Man lese: *a-gen wente in-to ...*

V. 1388. *and to min lo(ue)rdes bi-hofte crauen.*

Die kürzere Form *lord* kommt V. 2317 vor.

V. 1408. *to Ysacis bi-*[*h*]*ofte* (*wile ic*) *crauen.*

V. 1471. *Queder here šulde* [*haue*] *birden bi-foren.*

V. 1521. *Nidede dat folk* [*dat*] *him fel wel.*

V. 1528. *Wurd(ede) sighteles and elde-swac.*

Das letztere Kompositium (= nhd. altersschwach) fehlt bei Mätzner und Stratmann. Morris wollte es in *eldes wac* bessern! Vergleiche V. 1197.

V. 1542. *wid wines drinc and setes met.*

Lies *seli* nach V. 2412. Weniger wahrscheinlich steht es für *selc*, flekt. Form von *sel* 'gut'.

V. 1549 f. *(And) bad him (of) his kindes louerd ben,*
In welde and migt [*and*] *wurdinge den.*

In 1549 wäre auch *of his kinde* möglich.

V. 1621 ff. *Louerd, if ic mote agen cumen,*

Man stelle um: *if ic agen mote ...*

V. 1622 f. *(Of) dis stede ic šal in herte munen.*
sette (he) up dat ston for muniging.

Munen wird in unserem Gedichte auch mit dem bloſsen Acc. konstruiert, und dies giebt hier einen besseren Vers.

V. 1640. *dat orf dor* [*laten*] *to water gon* (vgl. V. 1650).

Vgl. Com. cap. 74: *nec licere greges particulatim adaquare.*

V. 1646. *loc, her his dogter* [*cumed*], *Rachel.*

Vgl. Com. ib.: *'et ecce R. filia eius cum grege suo venit.'*

V. 1647. *šep* [*g*]*he* [*gan*] *driuen dis welle ner,*

vgl. Com. ib.: *quae quum advenisset.* Anders Schumann S. 18.

V. 1684. *so fer, for-*[*dan*] *ic luuede her wel.*

V. 1708. *best of alle de odere* [*him*] *biforen.*

V. 1764. *fro me dine dou*[*g*]*tres bi* [*strengde*] *nimen,*

vgl. Com. cap. 80: *ne filias tuas violenter auferres mihi.*

V. 1765 f. *fro here childre dhogt hem sor,*
mor [*dan*] *for me, bi-leuen dor.*

Das *for* in V. 1766 muſs offenbar in *fro* geändert werden, vgl. Com. ib.: *quae tamen non tam me, quam filios sequuntur.*

V. 1771 f. *Đo [q]wad Jacob: 'ynel is(t) bi-togen*
min swine, a-buten đin holđe drogen.

Ich weiſs nicht, wie Morris zu der Bedeutung 'property, possession' kommt, die er *holđe* giebt. Ich vermute darin einen Schreibfehler für *welđe.*

V. 1774. *and me was [ai] đin wurding lef.*

V. 1804. *[a] senwe [is] sprungen fro đe lid.*

Auffallend bleibt dabei allerdings der Wechsel des Tempus.

V. 1830. *Ben here in đis place (to) me welcume.*

V. 1834. *and scrod him so, đat sum he (đor) tok.*

V. 1836. *and Esau ferde forđ deđen to Seyr (: schir).*

Entweder *forđ* oder *deđen* ist zu tilgen.

V. 1859. *Oc Jacob [he] ne wiste it nogt.*

V. 1882. *Quane he wente awei fro đat stede.*

Lies: *he awei wente.*

V. 1910. *Brictest of wasteme, and of witter wune.*

Lies: *witter of wune.*

V. 1911. *If he sag his bređere misfaren.*

Man stelle um: *he his br. sag misfaren.*

V. 1942. *in đis đisternesse, old and dep.*

Lies: *in [a] cisterne.*

V. 1972. *If his childes wede it migte ben.*

Lies: *If it his ch. w. migte be.*

V. 1994. *He hauen him bogt, he hauen [him] sold.*

V. 2005 f. *đog had he đo wif and biforen*
Childre of him bigeten, and of hire boren.

Ich stelle um: *đog had he (đo) wif and childre biforen,*
Of him bigeten, and of hire boren.

V. 2022. *(for) to don him chasthed [đor] forgeten.*

V. 2136. *Quan đo hungri gere ben (forđ) cumen.*

V. 2183. *A, lo(ue)rd, merci! get is đor on.*

V. 2187. *Nu, bi đe feid ic og (to king) Pharaon.*

Vgl. Com. cap. 93: *per salutem Pharaonis!*

V. 2196 f. *al but đe ton broder Symeon.*
đis Symeon bilef đor in bond.

Wir dürfen vielleicht herstellen:

al but đe ton[e] Symeon.
bilef đis broder đor in bond.

Der lat. Text giebt: *et retinens Simeon, ligansque eum.*

V. 2215. *đat đor was paid for đe coren*

Der Vers wird besser, wenn wir *here* 'ihr' statt *đe* einsetzen.

V. 2225. *alle he woren danne sori ofrigt,*

l. *sor* statt *sori.*

V. 2258. *her non [ne] hadden do lote(n) miri,* (cf. Schumann S. 21).

V. 2263. *'bed nu stille,' quad [dis] stiward.*

V. 2272 ff. *fellen biforn dat lo(ue)rdis fot,*
and bed(d)en him [de] riche present
dat here fader hi[m] [h]adde sent.

V. 2300. *And hem lerede and tagte wel,*
(and) hu he šulden hem best leden.

V. 2449. *and waken is siden .xl. nigt.*

Nach dem lat. Original (cap. 100) ist *XI* zu setzen, desgleichen in V. 2470.

V. 2501. *[J]osep an hundred ger was (h)old*
[And X], his kin wexen manige-fold,

vgl. Com. cap. 115: *Vixitque CX annis, et vidit filios Ephraim usque in tertiam generationem.*

V. 2503. *He bad [his] sibbe cumen him biforen.*

V. 2535. *and luue & pais us [be] bitwen!*

Kiel. F. Holthausen.

Eine historische Anspielung in 'The Romance of Otuel'.

In der Schilderung der siegreichen Schlacht, die der bekehrte Otuel mit den Paladinen und Rittern Karls des Grofsen den Saracenen liefert, heifst es:

Tho was Otuwel fol of mood,
And fauȝt as he were wood.
Al the kinges ost anon
Foleuweden Otuwel echon,
Roulond and Oliuer,
And maden a foul larder.
The kniȝtes leiden on so faste,
The sarazins flouwen ate laste.
(v. 1123 ff.)[1]

Der Herausgeber hat diese Stelle ohne erklärende Anmerkung gelassen, obschon der auffällige Ausdruck: *And maden a foul larder* = 'und richteten eine greuliche Speisekammer her' doch gewifs Anlafs zu einer solchen gegeben hätte.

Meines Erachtens haben wir in diesem Verse eine historische Erinnerung des Romanzendichters zu erkennen, eine Anspielung auf ein Ereignis des Jahres 1307, auf einen blutigen Zwischenfall des langen und schliefslich erfolgreichen Befreiungskrieges der Schotten gegen die englische Übermacht. In diesem Jahre hatte sich der kühne Schottenführer Sir James of Douglas 'the Good' (1286[?]—1330) durch eine List seines ihm von den Engländern entrissenen Schlosses

[1] Vgl. Sidney J. H. Herrtages Ausgabe, EETS. Extra Ser. XXXIX (London 1882).

wieder bemächtigt und an den Feinden eine grausame Rache genommen. Er liefs alle Lebensmittel, die er nicht mit sich nehmen konnte, Weizen, Mehl, Malz, in den Weinkeller des Schlosses bringen, dann die gefangenen Engländer in diesem Raume enthaupten und schliefslich den Fässern den Boden einschlagen, so dafs sich die Speisen und der Wein und das Blut mischten. Im Volksmunde wurde dieser Keller mit grimmigem Humor 'die Speisekammer des Douglas' = *the Douglas-larder* genannt.

John Barbour giebt in seinem 'Bruce' in einem Abschnitt, der in einer Handschrift überschrieben ist: *Heire makis he the Douglas lardnar* (Book V v. 373 ff.), eine ausführliche Schilderung dieser barbarischen That eines seiner Lieblingshelden:

All the vittale, outakin salt,
As quhet, flour, meill, and malt,
In the vyne-sellar gert he bryng,
And sammyn on the flure all flyng,
And the presoners that he had tane,
Richt tharin gert he hed ilkane.
Syne of the tunnys the hedis out-strak,
A foull melle thair can he mak;
For meill, malt, blude, and vyñe
Ran all to-gidder in a mellyñe,
That wes wnsemly for to se;
Tharfor the men of that cuntre,
For sic thingis thar mellit were,
Callit it 'the Douglas lardenere'.
(v. 397 ff.)

Skeat bemerkt zu v. 403: *See the description of the Douglas Larder in* [Walter Scott's] *Castle Dangerous, ch. IV; and Hist. of Douglas, by Hume of Godscroft, ed. 1644, p. 28, where we read that 'this Cellar is called yet the Douglas Lairder'.*[1] Der Ausdruck ist heute noch gang und gäbe zur Bezeichnung einer grofsen Unordnung. So heifst es z. B. in dem Gouvernanten-Roman 'Agnes Grey' der Acton Bell (Anne Bronte) von dem unartigen Tom, der in einem seiner Wutanfälle das Zimmer verwüstet: *He seemed inclined to make a Douglas-larder of the whole contents of the room.*

Ich bezweifle nicht, dafs der Otuel-Dichter bei seiner Schilderung des Blutbades, welches Otuel und seine Genossen unter den Heiden anrichteten, in seiner Wortwahl durch die Erinnerung an jene volkstümliche Ausdrucksweise bestimmt wurde, dafs sich in seinem Verse jenes historische Ereignis spiegelt. Für die Entstehung der Romanze ergiebt sich somit der Zeitraum zwischen 1307 und der Niederschrift des Auchinleck-Ms., welche um 1330 angesetzt wird.[2]

Strafsburg. E. Koeppel.

[1] Vgl. Skeats Ausgabe des 'Bruce' für die EETS., ES., p. 566.

[2] Vgl. Herrtages Introduction p. XVI. Kölbing bemerkt über diese Handschrift: *Probably not younger than 1327* (Sir Beues of Hamtoun; EETS., ES., Intr. p. VII).

Spensers Florimell und die Britomartis-Sage des Antoninus Liberalis.

Wer sich über die Gründe unterrichten wollte, welche Spenser veranlaſsten, die Heldin seiner das dritte Buch der 'Faerie Queene' füllenden 'Legend of Chastity' Britomartis zu nennen, der würde heute noch die ausgiebigste Belehrung in Thomas Wartons 'Observations on the Fairy Queen' vol. I p. 117 ff. (vgl. A New Ed., London 1807) finden, denn die moderne Arbeit, von der man die gewünschte Auskunft erwarten würde, Miss Sawtelle's Büchlein 'The sources of Spenser's classical mythology' (Boston 1896), enthält keinen Britomartis-Artikel.

Warton bemerkt: *Britomartis, among the Cretans, was another name for Diana, the goddess of Chastity* (p. 117), und führt dann des näheren aus, daſs Britomartis ursprünglich eine von Diana ganz verschiedene Gestalt des Göttermythus war: *She was a Cretan nymph, and the daughter of Jupiter and Charme ... She was called Dictynna because she invented nets for hunting, which being also one of Diana's names, Britomartis and Diana were looked upon as the same* (p. 118). In dem von Warton im griechischen Urtext und in lateinischer Übersetzung citierten Diana-Hymnus des Kallimachus ist Britomartis als eine Lieblingsnymphe der Diana erwähnt und von ihr erzählt, sie sei von dem in sie verliebten Minos neun Monate lang durch die Gebirge Kretas gejagt worden und habe dem Verfolger schlieſslich nur noch durch einen Verzweiflungssprung von einem hohen Felsen ins Meer hinab entgehen können. Sie sei aber in Fischernetze gefallen, die sie retteten. Nach diesen Netzen (δίκτυα) sei sie Diktynna genannt worden. In einer Anmerkung fügt Warton bei: *We read nearly the same account of this nymph in the Μεταμορφωσεις of Antoninus Liberalis,* Fab. 40 (p. 119).

Wenn wir nun den Bericht des griechischen Prosaikers Antoninus Liberalis, der im zweiten Jahrhundert nach Christus, im Zeitalter der Antonine gelebt haben soll, zur Hand nehmen, so finden wir gleich am Anfang seiner knappen Skizze die Keuschheit der Britomartis so stark betont, daſs Spenser schon auf Grund dieser Stelle berechtigt gewesen wäre, seiner Keuschheitsheldin den Namen Britomartis zu geben: *Αὕτη φυγοῦσα τὴν ὁμιλίαν τῶν ἀνθρώπων ἠγάπησεν ἀεὶ παρθένος εἶναι.*[1] Lesen wir weiter, so fällt uns in der Fassung des Antoninus, von anderen, für uns unwesentlichen Abweichungen von Kallimachus abgesehen, besonders ein späteres Abenteuer der Britomartis auf, dessen weder bei Kallimachus noch auch bei dem von Warton nicht erwähnten Pausanias gedacht ist, der sich in seiner *Περιήγησις τῆς Ἑλλάδος* II 30, 3 über die Britomartis-

[1] Vgl. Mythographi Graeci vol. II fasc. I: Antonini Liberalis *Μεταμορφώσεων Συναγωγή* ed. Edgarus Martini. Lipsiae 1896.

Sage geäufsert hat. Und gerade dieser dem Antoninus Liberalis eigentümliche Zug der Überlieferung macht es uns sehr wahrscheinlich, dafs der englische Dichter mit seiner 1568 von Xylander in Basel veröffentlichten *Μεταμορφώσεων Συναγωγή* bekannt war und sie für seine grofse Dichtung als Quellenwerk benutzt hat.

Spenser hat sich in seinem die Tugend der Keuschheit preisenden dritten Buche nicht mit einer Heldin begnügt: neben der thatkräftigen Verteidigerin dieser Tugend, neben Britomartis, deren Adern er mit dem Blute der streitbaren Heldinnen Ariosts und Tassos gefüllt hat, stehen Belphoebe, Amoret und Florimell. Die beiden letzteren haben um ihrer Tugend willen viel zu leiden — namentlich die Irrfahrt der ihren geliebten Marinell suchenden Florimell führt sie von Gefahr zu Gefahr. Zuerst sehen wir sie nur durch den Wald fliehen, von einem wilden Waldmenschen verfolgt (c. I st. 15—17), dann finden wir sie in der Hütte der Hexe, deren Sohn sie durch sein Liebeswerben zu erneuter Flucht zwingt. Verfolgt von dem Ungeheuer, welches die Hexe auf ihre Spuren sendet, flieht Florimell, bis ihr Zelter nicht mehr weiter kann, dann springt sie ab und eilt dem nahen Strande zu, um sich in das Meer zu stürzen:

> For in the sea to drowne herselfe she fond,
> Rather then of the tyrant to be caught.

Nahe am Ufer schaukelt sich ein kleines Boot auf den Wellen, sie springt hinein, stöfst das Fahrzeug mit dem Ruder vom Strand ab und ist gerettet (c. 7 st. 1—27). Aber ihre Freude ist nur von kurzer Dauer: der Besitzer des Schiffleins, ein alter Fischer, der schlafend im Boote gelegen war, erwacht, sieht mit Schrecken sein Boot auf der hohen See und mit Erstaunen die wunderschöne Jungfrau, die sich in seine Gewalt gegeben hat. Sein Staunen und seine Bewunderung ihrer Schönheit verwandelt sich bald in sinnliche Begierde, er stürzt sich auf die Wehrlose, wirft sie zu Boden, und will ihr trotz ihres verzweifelten Sträubens Gewalt anthun. In dieser ihrer höchsten Not kommt ihr der Meergott Proteus zu Hilfe, der Florimell befreit und den alten Sünder straft (c. 8 st. 20—31).

Für dieses Fischer-Intermezzo ist noch keine Quelle nachgewiesen worden. Upton hat den alten Fischer mit dem alten Eremiten Ariosts verglichen, der sich der Angelica bemächtigen will (Orlando Furioso c. 8 st. 29—50) — aber die beiden Gestalten haben eben nur das Alter und die sinnliche Begierde gemein.

Vollkommen deckt sich hingegen dieses Abenteuer der Spenserschen Florimell mit dem Ereignis im Leben der Britomartis, welches nur bei Antoninus Liberalis zu lesen ist. Er meldet, dafs Britomartis, nachdem sie den Nachstellungen des Minos entgangen war, übers Meer nach Ägina fuhr mit einem Fischer, namens Andromedes. Unterwegs erwachte in dem Fischer sinnliches Verlangen, er versuchte sie zu vergewaltigen, doch konnte Britomartis das Schiff

noch verlassen und entfliehen: *᾿Εκφυγοῦσα δὲ Μίνωα ἐξίκετο ἡ Βριτόμαρτις εἰς Αἴγιναν ἐν πλοίῳ σὺν ἀνδρὶ ἁλιεῖ ᾿Ανδρομήδει . καὶ ὁ μὲν αὐτῇ ἐνεχείρησεν ὀρεγόμενος μιχθῆναι . ἡ δὲ Βριτόμαρτις ἀποβᾶσα ἐκ τοῦ πλοίου, κατέφυγεν εἰς ἄλσος.*

Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dafs Spenser dieses Abenteuer der Britomartis auf seine Florimell übertragen hat, und dafs wir somit hier auf eine ganz sichere Spur seiner Kenntnis der Schrift des Antoninus Liberalis gestofsen sind.[1]

Dafs übrigens Spenser die Eremiten-Episode Ariosts kannte und somit durch seinen Fischer unwillkürlich an den alten Wollüstling des Italieners erinnert wurde, ist bei ihm, der mit Ariosts Epos so vollkommen vertraut war, mit Sicherheit anzunehmen, und es ist wohl möglich, dafs der Fischer des Griechen infolge dieser Erinnerung bei ihm zu einem alten Fischer wurde. Vielleicht läfst sich auch in Spensers Fortsetzung der Abenteuer seiner Florimell noch eine Nachwirkung seiner Kenntnis dieses Canto des Orlando Furioso feststellen. Sehr merkwürdig ist es jedenfalls, dafs auch bei Ariost unmittelbar nach der Schilderung des vergeblichen Angriffes des Eremiten auf Angelica (c. VIII st. 48/50) von einem Liebesabenteuer des Meergottes Proteus die Rede ist (ib. st. 51 ff.). Es ist wohl möglich, dafs Spenser durch dieses bei Ariost ganz plötzliche Auftauchen des Proteus auf den Gedanken gebracht wurde, ihn als den — freilich sehr unzuverlässigen — Retter und Beschützer seiner Florimell erscheinen zu lassen. Seine den Gott einführenden Verse:

> Proteus is Shepheard of the seas of yore,
> And hath the charge of Neptunes mighty heard (III 8, 30)

klingen wie eine freie Übersetzung von Ariosts Worten: *Proteo marin che pasce il fiero armento Di Nettuno* (VIII 54).

Strafsburg. E. Koeppel.

Thomson und Euripides.

In dem seiner Thomsonausgabe (1897) beigegebenen *Memoir*, p. lxv, meint D. C. Tovey, bisher habe man allgemein die Thatsache ignoriert, dafs Thomsons Drama *Edward and Eleanora* durch die euripideische *Alkestis* stark beeinflufst sei; er fügt jedoch hinzu, dafs er, fern von einer gröfseren Bibliothek, nicht in der Lage sei festzustellen, ob jene Thatsache nicht vielleicht doch schon irgendwo Beachtung gefunden habe. Dieser Zusatz war sehr notwendig. In Wirklichkeit ist der Zusammenhang des Thomsonschen Stückes mit

[1] Zu dem Verse: *Typhoeus joynts were stretched on a gin* in Spensers Beschreibung der Unterwelt (FQ. I 5, 35) bemerkt Miss Sawtelle: *The nearest approach to this in the classics is the statement of Antoninus Liberalis that, after Typhoeus had been given over to Vulcan under Aetna, that god placed his anvil upon his neck* (p. 118); vgl. A. L. Fab. 28.

Euripides längst wohlbekannt;[1] ich erinnere nur an Lessings Vorrede zu der 1756 in Leipzig erschienenen Übersetzung der Trauerspiele Thomsons und verweise Tovey auf die Notiz Joseph Wartons, die in Todds Milton (1809) VI 497 mitgeteilt ist. — Im Anschlusse daran sei über einen ganz ähnlichen Fall berichtet, der das Verhältnis von Thomsons *Tancred and Sigismunda* zu Lesages *Gil Blas* betrifft. Nach Körtings Grundriſs der Geschichte der englischen Litteratur (^{3}1899), S. 405 muſs es den Anschein gewinnen, als sei Thomsons Quelle erst von Sherwood (*Die neu-englischen Bearbeitungen der Erzählung Boccaccios von Ghismonda und Guiscardo,* Berlin 1892, S. 52) 'nachgewiesen' worden, während sie doch thatsächlich längst schon aufgedeckt ist.[2] Ich will noch bemerken, daſs Sherwood selbst das Verdienst eines derartigen 'Nachweises' durchaus nicht für sich in Anspruch nimmt.

Berlin. Otto Ritter.

Dr. Wolcot und G. A. Bürger.

Unter 'Peter Pindars' *Pathetic Odes, 1794* (Ed. 1816, II 447) figuriert eine *Ode to Tyrants,* deren Eingang durch eine bei dem Verfasser sonst nicht eben häufige Schlagkraft auffällt. Ein genaueres Zusehen lehrt uns aber, daſs die ersten drei Strophen, worüber Wolcot kein Wort verlauten läſst, nichts weiter sind als eine freie Bearbeitung von Bürgers wuchtigem Gedicht 'Der Bauer an seinen durchlauchtigen Tyrannen'.

In Betracht kommen die folgenden Strophen:

Wer bist du, Fürst, daſs ohne Scheu
Zerrollen mich dein Wagenrad,
Zerschlagen darf dein Roſs?

Wer bist du, Fürst, daſs in mein Fleisch
Dein Freund, dein Jagdhund, ungebläut
Darf Klau und Rachen haun? ...

Die Saat, so deine Jagd zertritt,
Was Roſs und Hund und du verschlingst,
Das Brot, du Fürst, ist mein.

Du, Fürst, hast nicht bei Egg' und Pflug,
Hast nicht den Erntetag durchschwitzt.
Mein, mein ist Fleiſs und Brot! —

[1] Wenn ihn Morel, der Verfasser der eingehendsten Thomsonbiographie, übersehen hat, so ist das freilich in hohem Maſse verwunderlich. Morel ist allerdings noch manches andere entgangen; so verkennt er ganz die wichtigen Beziehungen Thomsons zu Shaftesbury, die schon Herder betont hat; so versäumt er es, sich über die Musidora-Episode im *Summer* von Ebsworth (*The Bagford Ballads,* p. 135 ff.) belehren zu lassen; so übersieht er die Arbeit von Borchard über die Textgeschichte der Seasons (Halle 1883); u. s. w.

[2] Vgl. z. B. Lessings *Theatralische Bibliothek,* 1754, Bd. V; *Journal Encyclopédique,* März 1764; Tiecks Einleitung zur Übersetzung des *Marcos Obregon,* p. LI u. s. f.

Ha! du wärst Obrigkeit von Gott?
Gott spendet Segen aus; du raubst!
Du nicht von Gott, Tyrann!

Who, and what are ye, sceptred bullies? — speak,
That millions to your will must bow the neck,
And, ox-like, meanly take the galling yoke? ...

How dare ye on the men of labour tread,
Whose honest toils supply your mouths with bread;
Who, groaning, sweating, like so many hacks,
Work you the very clothes upon your backs?
Clothes of calamity, I fear,
That hold in ev'ry stitch a tear.

Who sent you? Not the Lord who rules on high,
Sent you to man on purpose from the sky, *etc.*

Bürger hat also nicht allein durch seine Balladen auf England gewirkt. Der interessanten Frage weiter nachzugehen, mangelt mir augenblicklich die Zeit.

Berlin. Otto Ritter.

Dr. Wolcot (Peter Pindar) in Deutschland.

Von Übersetzungen Peter Pindars sind dem neuesten Biographen Th. Reitterer (Wien 1900, p. 147) nur die Übertragungen J. D. Falks im *Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire,* Weimar 1801, und Heubners (1856) bekannt geworden. Ich kann, in der Hauptsache auf Goedekes *Grundrifs* gestützt, mancherlei nachtragen — auf irgendwelche Vollständigkeit mache ich natürlich keinen Anspruch. 'An eine aus der Punschbohle gehobene Fliege; mit dem engl. Orig. von Peter Pindar': *Deutsches Magazin,* März 1794; dasselbe Gedicht in (Fuldas) *Neuer Blumenlese auf das Jahr 1795*; 'Die Küsse. Nach Peter Pindar': *Neuer Teutscher Merkur,* August 1799; 'Zechlied. Nach Peter Pindar': *Voss. Musen Almanach für 1800*; 'Bitte. Nach Peter Pindar': *Götting. Musen Almanach, 1800*; einige Proben aus der Satire 'Out at last, or the fallen Minister' in *London und Paris,* Viertes Stück 1801, p. 336 ff.; P. Pindars *The Tender Husband* ist offenbar die (allerdings sehr frei behandelte) Vorlage der 'Klage eines Witwers. Nach dem Englischen (mit einer Melodie von Friedrich Methfessel)' im *Götting. Musen Almanach 1801,* p. 16; 'Die Erbsen, oder die Wallfahrt nach Loretto. Eine Legende, frey nach dem Englischen des Peter Pindar': Falks *Taschenbuch* (s. oben) *für 1803*; 'Der zärtliche Gemahl': Joh. Bapt. Rupprechts *Dichtungen der Britten in metrischen Übersetzungen,* Wien 1812; 'An Heliodora. Nach Peter Pindar': *Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1813*; 'An Chronos. Frey nach Peter Pindar': *Morgenblatt, 1815,* Nr. 178; ? übers. aus dem Englischen von Rupprecht nach Peter Pindar im *Sammler,* Bd. VI, S. 510; 'Die Sparsamkeit' und 'An eine, aus einer Punschbowle genommene, Fliege': H. Simon's *Selection of English*

Poems translated from the English into German, I. Vol., Lpz. 1866, p. 295 ff.; 'An einen Kufs' und 'Madrigal' übers. in Alex. Büchners *Geschichte der englischen Poesie,* 1855, Zweiter Theil, S. 187 f. (danach J. Hart, *England und Amerika,* 1885, p. 197). Ob bei dem von Goedeke VII 705, d ζ verzeichneten 'Der Ehemann nach dem Tode seiner zanksüchtigen Frau. Nach dem Englischen: *Aurora ... a. d. J. 1812.* Prag. S. 216. J. A. Hanslick,' an P. Pindars obenerwähntes Gedicht zu denken ist? Mir ist der fragliche Almanach nicht zugänglich gewesen.

Berlin. Otto Ritter.

Zu Walter Scotts Korrespondenz.

Der folgende Brief Sir Walter Scotts, der nicht ohne Interesse ist, wird jetzt zum erstenmal veröffentlicht. Er stammt aus dem Nachlafs der Brüder Grimm und befindet sich jetzt in den Grimm-Schränken der hiesigen Bibliothek. Er lautet:

My dear Willie

I think it is quite sensible what you say respecting Mrs. Maclean Clepham's factor. I conceive it would be a very unacceptable doctrine that would bring down her rents 20 per cent, and yet soon or syne all that Highland bubble must break. I will see her on Tuesday and endeavour to make her understand the difficulties in which any agent of hers must be placed.

I subjoin an order for £ 50.

I have taken it into my head to go to see the Crownation as the blackguards call it. I intend to start on Wednesday in the steam vessell which expects to be at Tower wharf on Saturday morning.

Sophia proposes being at Abbotsford on Thursday. You will give her the pass key for the closets in dining room that I left for Rose's behoof. If you want more cash write per post

I am very truly yours

Edin: Saturday. Walter Scott.

Bemerkungen.

Der Brief ist also aus Edinburgh geschrieben. Das fehlende Datum läfst sich nach dem Inhalt des Schreibens aber genau ermitteln. Die Krönung des Königs Georg IV. fand nämlich am 19. Juli 1821, einem Donnerstage, statt. Da nun Scott schon am Sonnabend vorher, also am 14. Juli, in London eintreffen wollte, so kann der 'Saturday', der unterschrieben ist, nur derjenige sein, welcher dem 14. Juli um eine Woche voraus liegt. Also ist die Datierung des Briefes: Edinburgh 7. Juli 1821. Diese Annahme wird weiter bestätigt durch einen Brief in Douglas' Familiar Letters of S. W. S., unter dem Datum 6. Juli 1821, wo es heifst: 'I have some idea of

stepping up to London to see the Coronation'. Diese Krönung ist bekanntlich sehr schön und ausführlich von S. W. S. geschildert in seinem Schreiben an Ballantynes Edinburgh Weekly Journal.

Z. 1. Der 'dear Willie' ist wohl Scotts Verwalter (factor) William Laidlaw, der das Rittergut Abbotsford schon seit 1817 verwaltete (siehe Sir W. Scotts Journal I 97). Die innige Anrede ist ein Beweis jener patriarchalischen Freundschaft, die nach Scotts Meinung zwischen Herren und Bedienten bestehen sollte. Laidlaw war auch litterarisch thätig, und sein Name ist noch immer bekannt als der Verfasser des anmutigen Liedes 'Lucy's Flittin'.'

Z. 2. Mrs. Maclean Clephani, eine Freundin von Sir W. Scott, wiederholt erwähnt in 'Lockhart's Life and Letters of S. W. S.' und in Scott's Journal.

Z. 4. soon or syne = sooner or later, eine hübsche schottische Allitteration, die hier dem englischen Stil einen vertrauten und gemütlichen Anstrich giebt.

Z. 8. 'Crownation', eine ältere und sehr seltene Form für 'coronation'. Vgl. crowner, coroner. Als Hybride will Scott das Wort nicht gelten lassen. Wahrscheinlich hat er es in irgend einem Whiggischen Blatt gesehen, denn das Wort 'blackguards' bezieht sich wohl auf die Whigs. Weder in der Grammatik noch in der Politik sollen die 'Whig dogs get the best of it'. Doch kommt das Wort im früheren Englisch vor. Murray's dictionary giebt drei Beispiele an, das letzte aus dem Jahre 1603.

Z. 11. Sophia ist die Tochter Sir W. Scotts, die an J. G. Lockhart verheiratet war. Sie hatte vor kurzer Zeit, wie Scott sagt, 'made a grandsire of him'.

Z. 13. Rose (Sir William), ein vergessener Dichter (1775—1843), der das altfranz. Gedicht Partenopen of Blois übersetzt hatte, eine Arbeit, die lobende Anerkennung von S. W. S. in der Einleitung zu Marmion fand; Rose wurde in diesen Tagen in Abbotsford erwartet, wo Scott eine Parterre-Wohnung für den schon gebrechlichen Mann eingerichtet hatte (s. Leslie's Autobiographical Recollections); er war der Bruder des damaligen englischen Botschafters in Berlin, an den Sir W. Scotts Sohn, Leutnant Scott, gerade in dieser Zeit Empfehlungsbriefe brachte, und der für den jungen Mann während seines Aufenthaltes in Deutschland viel gethan hat.

Berlin. F. Sefton Delmer.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel, herausgegeben und erklärt von Ernst Martin. 1. Teil: Text. (Germanistische Handbibliothek, begründet von Julius Zacher, IX 1.) Halle a. S., Waisenhaus, 1900. LII, 315 S. M. 5.

Martins Ausgabe des Parzival und Titurel Wolframs ist auf zwei Teile berechnet, der erste bietet den Text, der zweite soll Erläuterungen und Anmerkungen bringen. Sein Parzival-Text deckt sich im wesentlichen mit dem Lachmannischen, nur schliefst er sich noch enger an die beste Handschritt an (die St. Galler D). Daraus ersieht man, dafs Martin das Hauptgewicht der neuen Ausgabe auf den Kommentar legt. Das Festhalten am Lachmannischen Texte, beziehungsweise an der Handschrift D mag befremden, wenn man bedenkt, dafs die erste Ausgabe Lachmanns 1833 erschienen ist und Lachmann selbst in der Vorrede dazu sich geäufsert hat, dafs 'ein Nachfolger ... immer noch viel Bedeutendes schaffen kann'. Die Einleitung Martins bringt die genaue Darlegung über den Schreibgebrauch, der sich in der Handschrift D zeigt, ein Verzeichnis der Abweichungen des Martinschen Textes von D, wobei die Lesarten anderer Handschriften nur dann herbeigezogen werden, wenn sie der Herausgeber anstatt D in den Text aufgenommen hat; aufserdem hat Martin die einzelnen Handschriften und Bruchstücke des Parzival übersichtlich zusammengestellt.

Für den Titurel-Text waren die neuen Münchener Bruchstücke von besonderer Wichtigkeit, und hier hat sich Martin mehr von Lachmann entfernt als im Parzival. Die Beweggründe für die Umstellung von Strophen sollen im zweiten Teile des näheren ausgeführt werden. Die Lesarten zum Titurel sind ebenfalls nur nach einer Handschrift (G) angegeben, von anderen nur dann, wo sie in dem Texte Aufnahme fanden.

J. Schatz.

Die Carolina und ihre Vorgängerinnen. Text, Erläuterung, Geschichte. In Verbindung mit anderen Gelehrten herausgegeben und bearbeitet von J. Kohler. I. Die peinliche

Gerichtsordnung Kaiser Karls V., Constitutio criminalis Carolina, kritisch herausgegeben von J. Kohler und Willy Scheel. Halle a. S., Waisenhaus, 1900. LXXXV, 167 S. M. 6.

Die vorliegende Ausgabe will einen wissenschaftlichen, kritischen Text der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karls V. liefern, der bis jetzt immer noch gefehlt hat. Die beiden Herausgeber haben ihre Arbeit auf den umfassendsten Quellenstudien vorbereitet, und es ist ihnen geglückt, die Regensburger Urhandschrift der Constitutio criminalis Carolina vom Jahre 1532 aufzufinden, eine Handschrift, welche eine verläfsliche Grundlage für einen wirklich kritischen Text bot. Eine genaue kritische Übersicht über die verschiedenen Handschriften, Redaktionen und Drucke, ausführliche Erörterungen über die Editio princeps und die Editio anonyma, welche bisher immer als besonders wichtig galten, geben den Mafsstab für die Bewertung der neugefundenen Handschrift. So kann man den Herausgebern nur bestätigen, dafs es ihnen 'gelungen ist, dieses wichtigste und grofsartigste Gesetz des alten Deutschen Reichs, welches Strafrecht und Kulturarbeit dreier Jahrhunderte deutscher Geschichte beherrschte, grofsen Segen, aber auch unsägliches Weh über unser Land gebracht hat, diese kulturhistorisch bedeutsamste That der Gesetzgebung unserer Altväter, diese Schöpfung einer bewegten Zeit, einer Zeit des Aufstrebens und Ringens, aber auch der überhandnehmenden Barbarei, in möglichster Reinheit dargestellt zu haben.' Exkurse, ein Wörterbuch und Register erleichtern das Verständnis und erhöhen den Wert der Ausgabe.

Die Ausgabe für Studierende (144 S. M. 1,50) ist ein Auszug aus der gröfseren und enthält den Text, das Wörterverzeichnis und das Register.

J. Schatz.

Studien über Heinrich Kaufringer von Karl Euling. (Germanistische Abhandlungen, begründet von K. Weinhold, herausgegeben von F. Vogt. 18. Heft.) Breslau, Marcus, 1900. X, 126 S. M. 4,60.

Eulings Studien über den Erzählungsdichter Heinrich Kaufringer sind ein willkommener Beitrag zur Kenntnis der deutschen Litteratur des ausgehenden Mittelalters, die ja noch in manchen wichtigen Punkten brach liegt. Bereits 1888 hat Euling 17 Kaufringerische Erzählungen im 182. Bande des Stuttgarter Litterarischen Vereins veröffentlicht, 10 weitere haben sich jüngst in einer Berliner Handschrift gefunden; sie sind vor und um 1400 gedichtet, und es ist lehrreich, mit Euling zu beobachten, wie die Erzählungskunst Konrads von Würzburg noch auf diesen Spätling Kaufringer ihren Einflufs geltend machte, freilich nur in äufserlicher Weise, ohne dem Dichter zu besserem dichterischen Können zu verhelfen. Mit Recht betont Euling, dafs es die grofse Nachwirkung der Konradischen Kunst im 14. Jahrhundert gewesen ist, welche den Kaufringer beeinflufste, und gewifs hat dieser die Originalwerke Konrads nicht anders angesehen wie die vergröbernde Nachahmung seiner Art im 14. Jahrhundert. Eulings

Zusammenstellung von Parallelstellen kann auch nur in dem Sinne aufgenommen werden, dafs des Kaufringers Kunst mit Vorliebe aus dem Vorrate der Konradischen Richtung des 14. Jahrhunderts geschöpft hat. Auch Heinrich der Teichner hat nachhaltig auf den Kaufringer gewirkt, und dessen Dichtungen sind von Kaufringer unmittelbar ausgenützt worden, mit ein Beweis für die überaus grofse Verbreitung der Teichnerischen Spruchpoesie; dafs der Kaufringer damit volkstümlichen Interessen entsprach, ist selbstverständlich; dafs er sich nicht über die gewöhnliche Sphäre eines Erzählungsdichters erhoben hat, zeugt von nur mittelmäfsiger Begabung.

Ausführlich ergeht sich Euling über die Quellen zu den bisher bekannten 27 Gedichten des Kaufringers und zwar mit Rücksicht darauf, wie sich der Dichter Kaufringer ihnen gegenüber verhalten hat. Es zeigt sich reiche Belesenheit und umfassende Litteraturkenntnis, die jeder anerkennen wird, der sich in der Litteratur dieser Zeit umgesehen hat. Dabei ergiebt sich mannigfach Gelegenheit, über die ausländischen Einflüsse auf die deutsche Litteratur zu sprechen, und so erscheinen diese Studien auch für die gesamte deutsche Litteraturgeschichte dieser Zeit fruchtbar. Gerade die italienische Litteratur scheint in Süddeutschland Liebhaber gefunden zu haben; war man ja doch auch vielfach darauf angewiesen, die italienische Sprache zu verstehen. Freilich darf man nicht an Dante und Petrarca denken, so hoch verstiegen sich die Dichter dieses Zeitalters nicht, und dafs Oswald von Wolkenstein die genannten beiden Italiener gekannt hat, ist nicht zu erweisen und unbedingt abzulehnen.

In einer Beigabe druckt Euling aus Helttampts Rechnungsbuch für Herzog Albert von Niederbayern jene Stellen ab, welche litterarhistorisch wichtig sind und für die Jahre 1389 bis 1392 verzeichnen, was die fahrenden Leute an Herzog Alberts Hof erhielten; dadurch wird auch die einzige Nachricht, welche uns vom Dichter Suchensinn meldet, ins richtige Licht gesetzt.

J. Schatz.

Goethe. Von Dr. S. M. Prem, Professor am 2. Staatsgymnasium in Graz. 3. Aufl. Mit 116 Abbildungen und 4 Kunstblättern. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag [Ernst Hoppe], 1900. 547 S. 8.

Wir besitzen jetzt eine beträchtliche Anzahl von Lebensbeschreibungen Goethes, deren keiner ihr Publikum zu fehlen scheint. Früher war Goethe-Verständnis und Goethe-Genufs ein Vorrecht weniger Höchstgebildeter, die in des Dichters Werken sich erfrischten. Die Schriften, welche damals über Goethe hervortraten, hatten es mehr auf die Gedanken Goethes und den inneren Gehalt seiner Produktionen als auf biographische Vollständigkeit bis ins einzelne abgesehen. Seitdem ist die Beschäftigung mit Goethe ungeheuer verbreitert worden. Nur unter schwerer Arbeit vermag der Litteraturgelehrte der massenhaften Stoffansammlungen Herr zu werden und zu Goethes Persönlichkeit vorzudringen. Wer auf diesem Wege sich in Goethes Leben und Schriften eingearbeitet hatte, mochte wohl in sich

den Reiz verspüren, seine und anderer gelehrte Resultate in eine neue Gesamtdarstellung einzuordnen. Buchhändlerische Wünsche stellten auch sich ein. Und so sind, vor nicht viel Jahren, mit einer gewissen Plötzlichkeit, die bekannten neuen Lebensbeschreibungen Goethes hervorgetreten, die in immer weiteren Auflagen fortexistieren. Sie scheinen sich sämtlich an das ganze Publikum zu wenden.

Prems Buch, das nun schon in dritter Auflage vorliegt, steht, wiewohl gleichfalls aus gelehrter Beschäftigung mit Goethe hervorgegangen, doch nicht in einer Reihe mit den bezeichneten Biographien. Die eigentliche Triebfeder war bei Prem von Hause aus die praktische Belehrung Nichtunterrichteter. Er hat die Dinge gewifs im Unterricht viel eher mündlich vorgetragen und erprobt, als er sie schriftlich niederlegte. Er macht keine Ansprüche auf besondere Vorkenntnisse seiner Leser. Er will ihnen einfach die Dinge wiedergeben, wie er sie in sich aufgenommen hat. Für den Schul- und Selbstunterricht möchte er sein Buch geschrieben haben. Nicht um schönes Gerede über Goethe, sondern um die einfache geschichtliche Darstellung seines Lebenslaufes sei es ihm zu thun gewesen. Lücken habe er sich bemüht durch eigene erneute Forschung auszufüllen. Namentlich für die Zeit nach 1814 sei dies der Fall gewesen. Prem nennt besonders Goethes Beziehungen zu Antonie Brentano und Ulrike von Levetzow, zwei Frauen, um die sich Prem, als österreichischer Deutscher, schon sehr früh gekümmert hat. Überall begegnet man der Sorgfalt des Autors, der seit der ersten Auflage immer in Thätigkeit geblieben ist; und könnte auch für den bildlichen Schmuck, der nicht immer gelungen erscheint, die Verlagshandlung kräftiger eingetreten sein: das ganze Buch macht doch einen erfreulichen Gesamteindruck.

Ziehen wir einige Hauptstellen des Buches zur Probe heran. Die Ausführungen über den Werther, die Iphigenie, den Wilhelm Meister, die Wahlverwandtschaften sind klar und fafslich vorgetragen und werden demjenigen, der sich informieren möchte, ohne Zweifel nützlich sein. Dasselbe gilt von dem Faustkapitel, mit welchem das Buch den Schlufs erhält. Der Faust wird als dichterische Einheit richtig hingestellt. Ruhig und sachlich spricht der Verfasser seine Meinung aus, hier und da allerdings auch fremde Ausführungen citierend. Leicht könnte Prem, wenn er wollte, seinen Text von jedem Citate und jeder Widerlegung frei gehalten haben. Er geht künftig vielleicht in dieser Richtung noch weiter vor, als er schon gegangen ist. Die Anmerkungen böten Gelegenheit genug, alles Erörterungswerte in sich aufzunehmen.

Ich glaube zu bemerken, dafs man jedem Buche gegenüber die Frage aufzuwerfen beginnt, aus welcher allgemeinen Gesinnung es geschrieben sei. Daraufhin die neuen Lebensbeschreibungen Goethes vergleichend zu betrachten, würde gewifs nicht resultatlos sein. Ich widerstehe dem und sage nur von diesem Buche, dafs sein Autor in Staat, Religion und deutschem Empfinden auf positivem Boden steht, und dafs er Goethe gegenüber ebenso weit von Verhimmelung wie von Krittelei entfernt ist.

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

Fr. Hebbels Briefe. Nachlese in 2 Bänden. Unter Mitwirkung Fritz Lemmermayers von Richard Maria Werner herausgegeben. I, 1833—1852: IX u. 438 S. II, 1853—1863 nebst Nachträgen und einem chronologischen Verzeichnis sämtlicher Briefe Hebbels: 401 S. Berlin, Behrs Verlag, 1900. M. 8, geb. M. 10.

Ich weifs nicht, ob die Verehrung des Künstlers Hebbel sich auf der Höhe halten wird, auf die sie gegenwärtig der überhitzte Eifer einiger Apostel getragen hat; aber dessen bin ich sicher, dafs die Bewunderung für die Persönlichkeit nur noch steigen kann. Der hohe sittliche Ernst, dem jede Lüge als eine unästhetische Erfindung und jeder Lückenbüfser in der Poesie als eine Lüge erscheint, die ruhige Tapferkeit der Lebensführung und ihre imposante Sicherheit treten überzeugend auch wieder aus dieser neuen Veröffentlichung hervor. Schon F. Bamberg wollte die beiden Briefbände Hebbels vervollständigen; unter der Mitwirkung des inzwischen verstorbenen Lemmermayer hat es nun R. M. Werner gethan, der dazu wie kein anderer berufen war. Er hat statt der 'künstlichen Unordnung' der älteren Sammlung sehr mit Recht die streng chronologische Folge durchgeführt, in knappen Anmerkungen das Nötigste gethan, eine vollständige Übersicht von Hebbels Briefen — aber leider kein Personenverzeichnis hinzugefügt.

Bei weitem die wichtigste Erweiterung erfährt Hebbels Korrespondenz durch die hier mitgeteilten Briefe an seine Frau, die fast so spät wie die Goethes an Christianen zum Vorschein kommen und den Dichter so glücklich und zärtlich zeigen wie jene; ja wohl glücklicher, denn bei Christianen bleibt ja doch wohl ein geheimer Erdenrest zu tragen peinlich, während Christine als eine ideale Dichtersgattin erscheint, seinen geistigen Ansprüchen so vollkommen genügend wie denen auf häusliches Behagen. Wir sehen in diesen Bänden Hebbel langsam zu dem Ziel aufsteigen, das er doch in langen glückerfüllten Jahren noch geniefsen konnte. Von früh an erkennt er (S. 9) den Willen als Kern seines Wesens und die Poesie als seine Pflicht (I, 26, vgl. 210). Dem Geist der Zeit (I, 58 f.) und ihrer Litteratur (I, 78) fühlt er sich entgegengesetzt. Amalie Schoppe hilft ihm seinem Ziel entgegenführen, verscherzt sich aber den Ruhm durch Kleinlichkeiten und Widerlichkeiten, für die er in einem grausamen denkschriftartigen Brief (I, 91 f.), einem Hauptstück der Sammlung, mit ihr doch wohl nicht ganz gerecht, aber in begreiflicher Erbitterung gegen die mifshandelnde Wohlthäterin abrechnet. Die arme Elise (I, 103 f.) erscheint hier noch im vollen Glanze seiner Dankbarkeit. Aber der Genius verträgt keine Fesseln; stärker als Goethes Amyntas löst Hebbel, der der Welt bedarf (I, 153), sich auch von diesen Banden ... Bald, wunderbar und doch wie erwartet, kommt das Glück. Der leidenschaftliche Mann, der die Geliebte an einem brutalen Arzt (I, 156, 165) so stark gerächt hatte wie später die Frau an intriganten Theaterdirektoren, der in seiner Wut den Dolch nach der Magd wirft (I, 173), kommt nun in mildere

Ruhe. Freilich nicht zur Milde, nicht zur Ruhe. Aber Christine beglückt ihn doch so, dafs er sie nicht besingen mag (höchst charakteristisch, I, 357), und in seiner an Cotta geschickten Autobiographie (I, 409 f.) freut er sich ruhig und ohne Prahlerei seiner Erfolge (I, 422, vgl. über die Aufnahme seiner Werke II, 290 f.) und spricht sachlich über seine eigene Entwickelung.

Briefe an litterarische Freunde geben Gelegenheit zu kritischen Urteilen über fremde und eigene Werke (Goethes Wanderjahre kein Kunstwerk II, 16, 33, vgl. über Hebbel und Goethe I, 221; über Schopenhauer II, 258; Holteis 'Vagabunden' I, 350; Freytags 'Fabier' II, 183 u. a.; Maria Magdalena I, 192, II, 213; Michelangelo, 'das beste meiner Stücke' II, 31; Demetrius II, 102 u. s. w.), wobei Uhland und Tieck (die Märchen I, 335) mit steter Ehrfurcht genannt werden. Auch allgemeine Fragen behandelt er von seinem persönlichen Standpunkt aus: Künstlerdramen (I, 333), Verhältnis der Poesie zur Geschichte (I, 415) und Philosophie (II, 216) u. a. Er bestreitet, dafs er ein grofser Dichter sei (II, 77), ordnet sich aber doch — gewifs mit Recht — nur Kleist und Grillparzer (II, 38) von neueren Dramatikern zur Seite. Eine Zuschrift, die ihn zur positiven Religion zu bekehren sucht, giebt (II, 120 f., schon veröffentlicht und benutzt) zu sehr wertvollen Selbstzeugnissen über seine Auffassung der Religion — die ihm lediglich eine einzelne Form der Poesie ist — Gelegenheit. Daneben nicht selten politische Bemerkungen, die freilich nichts Neues bieten, und ein in seiner radikalen Abwehr merkwürdiges Urteil über London und das englische Leben (II, 233 f.). Auch charakteristische Urteile anderer, wie Mörikes enthusiastisches über die 'Nibelungen' (II, 274), fehlen nicht. Besonders wichtig ist, dafs Hebbel den scharfen Urteilen der Gervinus und Julian Schmidt (II, 40, 52, vgl. I, 355 u. ö.) principiell recht giebt. In unserer Zeit, in der der Litterarhistoriker immer ein armer Sünder sein soll und jene beiden noch ganz besonders als 'nergelnde Kritiker' verschrien werden, darf ein Litterarhistoriker und Kritiker sich wohl dieses unerwarteten Beistandes freuen.

Durch beide Bände geht neben so vielem Erfreulichen, ja Grofsem, derselbe gefährliche Zug, der auch die Briefe und Tagebücher bezeichnet. Hebbel sagt von sich selbst (II, 243): 'Ich bin der Mann des Epigramms und der Aperçus'. Wie gefährlich das seinen Dramen werden konnte, erkannte er selbst später (vgl. II, 5). Aber es ward auch seinem Leben gefährlich. Auf der beständigen Jagd nach 'köstlichen Anekdoten' (I, 364; II, 266) kann er keiner Pointe widerstehen. Er hält gar nichts von Luise Mühlbach; aber was sie pointiert von Stahr erzählt (II, 266), glaubt er ohne weiteres. Er kennt Amalie Schoppe so genau — aber die unglaublichste Anekdote von den beiden Assings (II, 311) erzählt er ihr nach. So ist er auch sonst durch gut vorgebrachte Urteile im höchsten Grade bestimmbar. Er hält sehr viel von Dingelstedts Freundschaft (I, 390; II, 87 u. ö.). — Ein Wort der Grofsherzogin von Weimar, und Dingelstedt ist abgethan. Geibel macht ihm persönlich einen guten Eindruck — die erste ungünstige Einflüsterung genügt, um ihn als Intriganten erscheinen zu lassen (II, 117—243). Nun gar Otto Ludwig ist ihm nur sein 'Mit-Esser',

der ihn ausbeutet (II, 29, 291), Emil Kuh ist ein Judas Ischarioth (II, 284), und in die unqualificierbare Verunglimpfung Auerbachs durch Schöll (II, 295, 355) stimmt er mit noch bittereren Pointen ein; leider steht dieser Brief, der an ein (auch von Zeller in der Deutschen Rundschau gerügtes) Unrecht Auerbachs die ungerechtesten Verallgemeinerungen knüpft, gerade am Schlufs der Sammlung. Man fühlt sich oft an Th. v. Bernhardi erinnert, der auch vor lauter Klugheit und Menschenverachtung alles Schlechte sofort anzunehmen geneigt ist. Freilich hilft dieses Talent der pointierten Beobachtung auch zu so hübschen Porträts wie dem des Hofmalers Schramm (II, 271) und zu so geistreichen Bemerkungen wie über die 'Titus Andronicus Stufe der Natur' (II, 230).

Aufserordentlich günstig treten Grofsherzog und Grofsherzogin von Weimar aus dem Briefwechsel hervor: fein, klug, vornehm im höchsten Sinne. Hebbel, der mit seinen Orden u. s. w. (I, 373, 381, 388, 397) doch wohl nicht nur 'dem Pöbel' imponieren will, sondern selbst eine ganz begreifliche Freude an diesen Wegemessern seiner Laufbahn hat, verkehrt hier wie ein Gleicher mit Gleichen, ohne sich zu vergeben, aber auch ohne mit Lorbeeren zu protzen. (Anmerkungsweise möchte ich bemerken, dafs ich die Überschrift 'An Grafen Beust' für falsch halte; deutsch scheint mir nur 'An den Grafen Beust' oder 'An Graf Beust'.) Zeigt er sich hier auf der Höhe, so ist er uns doch noch lieber, wenn er viermal zur Post läuft, um nach Briefen der Frau zu sehen, wenn er sich der Gattin mit zärtlichen Worten empfiehlt oder an kleinen Herzensnöten der Tochter väterlichen Anteil nimmt. Wir besitzen in Hebbels Briefen einen Schatz, der durch diese Nachlese erst seine volle Abrundung erhalten hat. Hoffentlich verweigert das Publikum seinen Dank dem Verleger so wenig wie die Kritik dem Herausgeber!

Berlin. Richard M. Meyer.

Die Schlesische Mundart (unter zugrundelegung der mundart von Haynau-Liegnitz). Mit besonderer berücksichtigung ihrer lautverhältnisse dargestellt von Hugo Hoffmann. Marburg, Elwert, 1900. 70 S. 8 und Berichtigungen.

Der Wert dieser kleinen Schrift besteht in der phonetischen Beschreibung der schlesischen Laute, wie sie dem Verfasser aus seiner heimischen Liegnitz-Haynauer Mundart geläufig sind, ferner in einigen Bemerkungen über Sandhi-Erscheinungen, in der kurzen Übersicht über die Flexionen und in einigen phonetisch genau umschriebenen Dialektproben. Überflüssig ist das Kapitel über die Bildung der Sprachlaute im allgemeinen, welches wesentlich Techmer folgt, ohne für seine Lauteinteilung etwas Neues vorzubringen, ganz unzulänglich ist alles, was die Sprachgeschichte berührt. In der historischen Grammatik ist der Verfasser augenscheinlich Laie; von den Entwickelungsgesetzen der Laute und Formen der schlesischen Mundart hat er keine Vorstellung.

Breslau. F. Vogt.

Formelhafte Schlüsse im Volksmärchen von Robert Petsch. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1900. XI, 85 S. M. 2,40.

Petsch besitzt eine erstaunliche, umsichtige Belesenheit in der Märchenlitteratur aller Völker. Er hat aus dem Schatz seiner Kenntnisse ein Buch geformt, das ein methodisches — wie ich gleich vorausschicke: von Widerspruch nicht freies — Interesse erregt. 'Wir müssen,' heifst es (S. 2), 'bei möglichst vielen Völkern in die Schule gehen und ihren Märchenstil vergleichend studieren, um uns allmählich, Schritt für Schritt, einer klaren Definition und Determination des "Märchens" zu nähern.' Auf dem Wege zu diesem Ziel soll die Arbeit nur den ersten Schritt bedeuten. 'Aus dem grofsen Schatze feststehender Formeln unserer Volksepik' ist 'das Gebiet der formelhaften Schlüsse und Schlufsformeln' herausgegriffen. Später soll die Behandlung der Eingangsformeln, der Übergänge und Abschwenkungen, des Dramatischen im Märchen folgen.

Dagegen liefse sich manches sagen. Zunächst werden viele mit mir heute darüber einig sein, dafs eine scharfe Begriffsbestimmung des Märchens als litterarischer Gattung kaum thunlich ist. Petsch hat die principiellen Schwierigkeiten, mit denen seine Untersuchung zu kämpfen hat, wohl empfunden. Er hat (vgl. S. 4) 'den Begriff des Märchens so eng als möglich fassen' wollen. Ausgeschieden ist nach ihm 'alles Sagenhafte, unter anderen die "naturwissenschaftlichen Volksmärchen", jede Legende, alles Schwankmäfsige, was den rechten Stimmungsgehalt des Märchens nicht kennt.' Und doch ist die Untersuchung angestellt, damit wir uns einer klaren Definition und Determination des 'Märchens' nähern! Ich vermag hier nur einen circulus vitiosus wahrzunehmen.

Ferner aber ist Petschs Arbeit gar keine ausschliefsliche Stilforschung. In der oben citierten Stelle nennt er als Gegenstand der Behandlung die 'formelhaften Schlüsse und Schlufsformeln'; man beachte die subtile Auseinanderhaltung. Der Begriff des 'Formelhaften' in der Dichtung ist von Petsch nicht rein erfafst. Ich wenigstens verstehe darunter nur die Gleichartigkeit sprachlicher Ausdrucksmittel. Demnach sind mir die drei ersten Kapitel (I. Der nackte Schlufs. II. Der fortführende Schlufs. III. Der zusammenfassende Schlufs) detaillierte vergleichende Motivuntersuchungen, denn die Gemeinsamkeiten sind inhaltlicher Natur, sprachliche Übereinstimmungen rein zufällig oder auf Rechnung des Übersetzers zu stellen. Nur S. 36 f. und 42 f. nehme ich aus, wo Petsch die beiden wirklichen Formeln: 'Sie lebten herrlich und in Freuden' und 'Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch' behandelt, die beide nur in Deutschland verbreitet sind; die letzte auch bei den Magyaren, 'wenn man,' wie Petsch sagt, 'den Übersetzern trauen kann.'

Damit komme ich gleich auf einen anderen Punkt, der mir die Fruchtbarkeit einer stilistischen Untersuchung, die ihre Grenzen soweit zieht, wie die von Petsch, fragwürdig macht: Es mufsten naturgemäfs die meisten ausländischen Sammlungen in deutschen Übersetzungen benutzt werden. Wie ist aber da eine vergleichende Untersuchung der sprachlichen Aus-

drucksformen und Fassungen am Platze, wo der Willkür des manchmal so wenig philologisch wie möglich geschulten Sammlers ein weiter Spielraum gelassen und eine Kontrolle nicht durchzuführen ist? Wohl sind Petsch selber derlei Bedenken gekommen (S. 4), aber er hat nicht die Konsequenzen daraus gezogen.

Das IV. und V. Kapitel (IV. Die Abschlufsformeln. V. Die persönlichen Schlüsse) sind allerdings für die Wanderung und Gleichförmigkeit gewisser Mittel der Erzählungstechnik am Märchenschlusse überzeugend. Hier könnten sich auch interessante litterarhistorische Zusammenhänge und vorsichtige Folgerungen ergeben. Die drei ersten Kapitel vermögen nur von der unter allen Himmelsstrichen gleichartigen Veranlagung des Menschenherzens zu zeugen.

Ich glaube, Petsch hätte zweckmäfsig sein Buch so eingeteilt, dafs Kap. I—III als erster Teil die inhaltlichen Ähnlichkeiten der Märchenschlüsse behandelte, Kap. IV und V als zweite Gruppe stilistische Kennzeichen umfafste.

Ist Petschs Arbeit als vergleichende stilistische Untersuchung bei den uns einstweilen zur Verfügung stehenden Mitteln verfrüht, uferlos und längst nicht vorsichtig und kritisch genug angelegt, so bildet doch schon dieser hier vorgelegte Abschnitt des grofsen Planes, den er vorhat, einen schätzenswerten Beitrag zur induktiven Poetik des Märchens. Seine Arbeiten schliefsen sich — vielleicht ist das Petsch selbst nicht recht bewufst — jener von Scherer und Heinzel so glücklich geübten 'beschreibenden Methode' an, nur dafs man wünschen möchte, sie hielten sich in einem engeren örtlichen Kreise, als der universelle, die ganze alte Welt umfassende es ist, den Petsch sich vorzeichnet.

Für den Fleifs des Sammelns wird man natürlich nur Lob haben; auch liest sich das Buch mit seinen Beispielen ganz kurzweilig. Petschs Liebe zu seinem Gegenstande ist überall ersichtlich, ein sinniges Versenken in die Volksseele berührt wohlthuend genug, um dafür ein paar Naivetäten in den Kauf zu nehmen. Hoffentlich schenkt uns Petsch bald die in der Einleitung angekündigte vergleichende stilistische Studie über die beiden ersten Ausgaben der Grimmschen Märchen, woraus sich feinere Aufschlüsse über Kunst und Natur in der Märchenerzählung gewinnen lassen werden als durch die vorliegende Abhandlung.

Bonn. Franz Schultz.

Untersuchungen über die Namen des nordhumbrischen Liber Vitae von Rudolf Müller. Berlin, Mayer u. Müller, 1901 [a. u. d. T.: Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt. Heft IX]. XVI, 186 S. M. 5,50.

Eben jetzt, wo Förstemanns altdeutsches Namenbuch (Bd. I) bereits in zweiter Auflage zu erscheinen beginnt, macht sich der schon so oft be-

klagte Mangel an einem Werke, das in umfassender Weise den dort ausgeschlossenen altenglischen Namen gerecht wird, aufs neue bemerkbar. Reiches Material ist schon in den Sammelwerken von Kemble und Birch und in Searle's Liste ags. Eigennamen vorhanden, aber noch fehlt es an gründlichen Einzeluntersuchungen, die den zusammengetragenen Stoff sichten und nach der grammatischen und etymologischen Seite hin beleuchten. Als eine solche verdienstliche Vorarbeit für ein künftiges ae. Namenbuch dürfen wir Müllers Durchforschung der Namen des nordh. Liber Vitae begrüfsen. Die Arbeit war, wie der Verfasser in der Einleitung hervorhebt, ursprünglich gedacht als eine Fortsetzung und Ergänzung der gleichnamigen dürftigen Dissertation Hellwigs (Berlin 1888), die sich nur mit den ersten Gliedern der zusammengesetzten Namen beschäftigt und auch da nicht vollständig ist, und sollte demgemäfs die zweiten Glieder, die Komposition als Ganzes und die einfachen Namen behandeln. Der Wunsch aber, eine möglichst einheitliche und vollständige Grundlage für weitere Studien zu bieten, bestimmte den Verfasser, von diesem Plane abzugehen und den ganzen Stoff nach folgenden drei Gesichtspunkten gegliedert vorzuführen: nämlich im ersten Teile den Lautstand des L. V. zu ermitteln, im zweiten eine Übersicht über die Namen nach der Beschaffenheit ihrer Einzelglieder zu geben und endlich im dritten Teile Form und Bedeutung der Namen zu erörtern. Dem Ganzen ist ein praktisches Glossar oder, richtiger, ein Index beigegeben, der die Namen in alphabetischer Ordnung aufführt und die Paragraphen nachweist, in denen die Einzelglieder ihre Behandlung finden.

Aus dem ersten Teil, wo Müller übrigens in dankenswerter Weise den Lautstand des ws. und älterer und jüngerer Dialektdenkmäler zu steter Vergleichung heranzieht, möchte ich einige Punkte hervorheben, die zum Teil im Gegensatz stehen zu der Gestalt des späteren nordh., wie es uns im Durhamer Ritual und in den Lindisfarne-Gospels entgegentritt. Die Brechung des *a* vor gedecktem *r* zu *ea* ist als die Regel anzusehen, doch finden sich dieselben unerklärten Ausnahmen wie in den L.-G. Vgl. *arduini* 213 und *arg* Mt. XII 39; hingegen möchte ich das Ausbleiben der Brechung in zweiten Gliedern wie bei *bearnhard* und *badhard* durch den Einflufs der Schwachtonigkeit erklären. Der *u*-Umlaut des *a* zu *ea* erscheint in einer Anzahl von Fällen (20 *ea*, auch 5 *eo* gegen 130 *a*), während ihn das Rit. und die L.-G. gar nicht kennen. Als *i*-Umlaut des *a* vor Nasal findet sich *ae* bei *kaenta*; doch braucht man diese Schreibung nicht mit Müller (p. 5 und 37) für kentisch oder besonders altertümlich zu halten, *æ* in dieser Stellung begegnet auch in den L.-G. *ungewæmmed* John Prf. 1, 6 *unawæmmed* ebd. 1, 12; übrigens findet sich im L. V. auch ein Beleg für *e* in *kentuald* 208/9, das an diesem Orte hätte angeführt werden müssen.

Die Brechung des *ĕ* vor gedecktem *r* erscheint ausnahmslos als *eo*, das Schwanken nach *ea* und auch vereinzelt *io* (John II 7 *briorde*, XX 11 *giorne*), wie es im späteren Nordh. auftritt, fehlt durchaus.

Als Brechung des *i* vor gedecktem *r* erscheint einmal *iu*, derselbe

Diphthong erscheint einmal als Resultat des *u*-Umlauts von *i*. Ein Schwanken zwischen *ȳ* und *ĭ* findet sich bei *-gyd* (< **gunþiō*) an zweiter Stelle, wo wohl unter dem Einfluſs der Schwachtonigkeit Verkürzung anzunehmen ist. Für wgerm. *ā* erscheint durchweg *ē*, nicht gelegentlich *ǣ*, allerdings ist dabei in Rechnung zu ziehen, daſs das Material nicht sehr reichhaltig und nicht durchweg durchsichtig ist. Sehr bemerkenswert ist die Schreibung *aeo* in *aeostoruini* für wgerm. *au* = ws. *êa*, daneben erscheint verschiedentlich *eo* wie auch in späteren nordh. Denkmälern.

Wgerm. *eu* ist einmal durch *eu* vertreten, sonst findet sich normalerweise *eo*, ähnlich begegnet für wgerm. *iu* zweimal *iu*, sonst *io*.

Aus dem Konsonantismus ist hervorzuheben, daſs *b* öfter noch in der Geltung des labiodentalen Reibelauts begegnet, inlautend sowohl wie im Auslaut. Der dentale Reibelaut wird durch *d* und *th* wiedergegeben und zwar dieses überwiegend im An- und Auslaut, jenes im Inlaut verwendet. Wandel eines silbenauslautenden *g* nach Vokal zu *i* begegnet in *meifrith* und *meiuald*, diese Formen braucht man indes nicht notwendigerweise als kentische Bildungen anzusehen, aus den L.-G. kann ich zwei weitere Belege anführen: *ȝeceid* L. I 35 und *teida* Mt. Prf. 3, 18; allerdings ist dabei zu bemerken, daſs dort als Übergangsstufe der spec. nordh. Diphthong *ei* häufig belegt ist, während das L. V. diese Diphthongierung nicht kennt. Die Beibehaltung der die Germination bezeichnenden Schreibung *eg* im Auslaut, bezw. in der Fuge, erklärt sich sehr einfach dadurch, daſs diese Schreibung schon damals die dentale Affrikata dż bezeichnete; eine eingehendere Behandlung dieses Punktes, die Müller weiterer Forschung überlassen will (p. 34 Fuſsnote), dürfte nach Hempls Ausführungen Angl. XXII 375 ff. kaum mehr nötig sein. Im Gegensatz zu den L.-G. ist *h* anlautend auch vor Konsonanten ausnahmslos erhalten, auslautend erscheint es stets in der Gestalt von *ch*, was in dem Verzeichnis der Archaismen (p. 37) nachzutragen ist; ebd. ist Nr. 1 (Das Fehlen des *i*-Umlauts in *adigils*, *adilbald*, *bosil*) besser zu streichen, in diesen Formen liegen wohl nur Schreibfehler vor, allenfalls könnte man auch Suffixablaut und analogische Ausgleichung annehmen.

Im zweiten Teile untersucht Müller nach einem kurzen Überblick über die nichtgermanischen und einer Aufzählung der einfachen Namen die einzelnen Kompositionsglieder nach dem Vorkommen an erster und zweiter Stelle, der Wortart und Deklinationsklasse. Hier sind freilich noch manche Reste zurückgeblieben, die weiterer Erklärung harren; doch hat sich Verfasser ja auch nicht zur endgültigen Lösung dieser Fragen verbindlich gemacht. Unter § 37 I ist *kaenta* vergessen worden; etwas gewagt scheint es mir, *eata* als Kurzform zu Verbindungen wie *catfrith* hinzustellen (p. 52); der Übergang von *d* zu *t* befremdet zwar nicht in der Kompositionsfuge vor stimmlosem Konsonanten, ist aber in der Ausnahmslosigkeit, wie er hier erscheint, unerklärlich bei zwischenvokalischer Stellung. Da die Belege, die Müller aus Birch beibringt, alle angl. Urkunden angehören, liegt es nahe, in dem *ea* der ersten Silbe, neben dem auch *eo* vorkommt, *o/a*-Umlaut von *ĕ* zu erblicken (vgl. Sievers Gr.

§ 160, 4, Anm. 2); der Name gehört alsdann als nom.-agens zu *etan* und entspricht genau dem ahd. *Ezzo* (s. Kluge N. St. B.[2] § 15).

Von den Ergebnissen des dritten Teiles endlich möchte ich als bemerkenswert nur noch die Erscheinung erwähnen, dafs, während die *jā*-Stämme ihren Stammauslaut in der Regel verlieren, *hildi* als erstes Glied seinen Vokal beibehält, ihn aber an zweiter Stelle durchweg einbüfst; p. 153 hätten Pauls Princ. d. Spr. in dritter Aufl. 1898 citiert werden sollen. Zum Schlufs kann ich einige kleinere Anstöfse, die bei der Lektüre unangenehm berühren, nicht ganz unerwähnt lassen. An manchen Stellen ermangelt der Ausdruck der nötigen Präcision so p. 1, Z. 15—17; p. 35, § 32 I 1; p. 36, § 32 III 2; p. 91, Z. 1. Dann sehe ich keinen Grund, warum Verfasser von der Sieversschen Anordnung abweicht und verschiedentlich von einem *o*-, *u*-Umlaut gegenüber dem *a*-Umlaut spricht. In der Verwendung der Abkürzungen ist Verfasser wenig konsequent, p. 2, Z. 18 ist geschrieben: nrdh.; p. 6, Z. 14: north.; p. 16, Z. 8: Nrth.; p. 32, Z. 2: nordh. u. s. f.; auch die sich über zwei Zeilen hinziehende Schreibung Ztschrfd A. p. 47, Z. 18 kann man nicht gerade als elegant bezeichnen. Hier und da finden sich falsche Verweisungen, von denen nur ein paar erwähnt seien: p. 3, Z. 4 und p. 18, Z. 3 v. u. l.: 7, b; p. 32, Z. 16 l.: § 63; p. 34, Z. 1 v. u. l.: § 48; p. 151, Z. 17 v. u. l.: *uigbeorn*.

Aber diese Mängel wiegen nicht schwer im Vergleich zu der Sorgfalt und Gründlichkeit, die der Arbeit sonst nachzurühmen ist.

Berlin. Hans Füchsel.

Björkman, Erik, Scandinavian loan-words in Middle English. Part I (Studien zur englischen Philologie, herausgeg. von Lorenz Morsbach. VII). Halle, Max Niemeyer, 1900. M. 5.

In diesem Buche unternimmt es der Verfasser, die nordischen Lehnwörter im Mittelenglischen kritisch gesichtet uns vorzuführen und damit dem Studium des skandinavischen Einflusses im Englischen eine feste Grundlage zu geben. Die Beschränkung auf die mittlere Periode ist, wie billig, nicht ganz wörtlich genommen: wo schon altenglische Belege sich finden, sind sie einbezogen, und Ausblicke aufs Neuenglische — Schriftsprache wie Mundarten — werden nicht abgewiesen. Erschöpfend vorgeführt wird nur, was durch lautliche Kriterien an Entlehnungen nachweisbar ist. Sonstige Beeinflussungen, insbesondere auf dem Gebiet der Wortbildung, sind in der Einleitung kurz behandelt. Nach den lautlichen Kriterien ist auch das Material geordnet. Ihre Aufzählung wird ein Bild von der Gliederung des Buches geben und vielleicht auch beim Nachschlagen recht nützlich sein, da Björkman leider seinem Buch nicht einmal eine Inhaltsübersicht beigegeben hat. Nach der Einleitung, die die Begrenzung des Stoffes und Methodologisches erörtert, handelt Björkman zunächst (S. 32) von den Kriterien, die auf eine vorhistorische Differenzierung zwischen den beiden Sprachen zurückgehen — es kommt das an. *ggw* in Betracht —, und dann (S. 36), im Hauptteil seines Buches, von

den Kriterien, die sich aus der Verschiedenheit der Lautentwickelung im Skandinavischen und Englischen ergeben. An vokalischen Erscheinungen werden nun behandelt: 1) Skand. *æi, ei* (S. 36), 2) *ǫy, ey* (S. 63), 3) *ǫu, au* (S. 68), 4) *ā* (S. 81), 5) *ă* (S. 109), 6) *i* (S. 112), 7) *ō̆* (S. 113), 8) *ȳ* (S. 114), 9) *y̆* (S. 117); an konsonantischen (S. 119 ff.): 1) Skand. *sk* (S. 119), 2) *k* (S. 139), 3) *g* (S. 148), 4) der Gutturalspirant *g* (S. 157), 5) *d* (*þ*) (S. 159), 6) *R* (S. 167), 7) Konsonanten-Assimilation (S. 168), 8) Konsonanten-Dissimilation (S. 176), 9) Konsonantenschwund (S. 177), 10) Metathesis (S. 181).

Dafs wir ein treffliches Buch vor uns haben, welches eine sehr schwierige Aufgabe in befriedigender Weise löst, ein Buch, welches unserer Forschung eine Fülle von Material liefert und immer wieder heranzuziehen sein wird, das habe ich schon an anderer Stelle ausgesprochen. Die folgenden Ausführungen sollen unseren Gewinn etwas näher beleuchten und im einzelnen versuchen, die Fäden noch weiter zu spinnen.

Durch Björkmans Buch ist der Umfang des skandinavischen Lehnguts erst recht klar geworden. Eine imposante Fülle thut sich auf, der bedeutungsvolle Ausdruck der innigen Verschmelzung zweier so nahe verwandter Volksstämme. Und doch hat Björkman nur aufgenommen, was sich durch lautliche Kriterien feststellen läfst. Er geht sogar so weit, me. *aȝe, awe* (zu an. *agi* gegenüber ae. *eȝe*) auszuschliefsen, weil in der Verschiedenheit der altnordischen und altenglischen Form sich keine lautliche Differenzierung kundgiebt, sondern weil sie blofs dem Umstand zu danken ist, dafs die Verallgemeinerung einer von zwei ursprünglich im Wechsel stehenden Formen (*ages-, agas-*, vgl. Sievers § 288) nach verschiedenen Richtungen erfolgt ist, und somit auch im Altenglischen eine Form ohne Umlaut bestanden haben kann (S. 30 Anm.). Dabei übersieht er, dafs nach englischen Lautgesetzen diese umlautlose Form ae. **æȝ* lauten müfste (vgl. ae. *sæl* neben *sele*) und dessen mittelenglisches Ergebnis nur **æi, *ai* sein könnte. Me. *awe* ist somit auch durch lautliche Kriterien als Lehnwort zu erweisen und wäre besser aufzunehmen gewesen. Immerhin giebt es Fälle genug, wo nur das Fehlen der altenglischen Form und das Verbreitungsgebiet des mittelenglischen Wortes auf Entlehnung weisen, und da diese Kriterien weit weniger beweiskräftig sind als die lautlichen, ist es gerechtfertigt, ja geboten, derartige Fälle streng von den durch lautliche Kriterien erweisbaren zu sondern. So findet sich z. B. bei Björkman nicht das me. *flat* 'flach', für welches kein passendes ae. Etymon vorliegt und das gewöhnlich an an. *flatr* angeknüpft wird. Indessen, die theoretisch klare Grenze ist in der Praxis infolge unserer noch vielfach unzulänglichen Kenntnis der beiderseitigen Lautentwicklungen nicht scharf zu ziehen: Björkman hat doch nicht umhin gekonnt, den Gruppen von Entlehnungen, die durch lautliche Kriterien gesichert sind, öfter nicht unbeträchtliche Reihen anderer hinzuzufügen, wo diese Kriterien versagen, aber eine gewisse Wahrscheinlichkeit für die Entlehnung vorliegt. Es wäre wohl besser gewesen, auch diese gleich vollständig anzuführen, zumal was noch fehlt nicht bedeutend sein dürfte. Wird viel-

leicht der von Björkman in Aussicht gestellte zweite Teil, über dessen Inhalt er uns nirgends etwas andeutet, die Behandlung dieser Fälle bringen?

Die Hauptmasse der Entlehnungen sind natürlich solche, bei denen die skandinavischen Laute so getreu als möglich übernommen wurden. In einer kleinen Gruppe von Fällen, die kaum anzuzweifeln sind, erfolgte aber eine Übersetzung in das Lautsystem des Englischen (S. 10), ein auch vom allgemein sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus sehr interessanter Vorgang. Dem skandinavischen *sk* entsprach in vielen Wörtern, die im übrigen gleich oder ähnlich lauteten, im Englischen *sh*, bezw. dessen Vorstufe *sć*. Es konnte daher vorkommen, dafs bei der Aufnahme eines Wortes mit *sk* für dieses der geläufige heimische Laut eingesetzt wurde. Dies wird namentlich verständlich im Munde der Skandinavier, die bereits Englisch gelernt hatten. Gleichungen wie an. *skip* — ae. *sćip* gab es reichlich. Wenn daher ein Skandinavier von einem mit *sk* beginnenden Worte seiner Muttersprache die englische Entsprechung noch nicht gehört hatte, mochte es ihm naheliegen, analogisch eine solche zu bilden, indem er *sć* für *sk* einsetzte, wie z. B. *shiften* zu *skipta*, das wir uns nur auf diesem Wege erklären können. Gewifs waren solche Bildungen vom Standpunkt des Englischen zunächst falsch und mufsten dem Sprachgefühl des Engländers widerstreben. Aber wo die Skandinavier überwogen und namentlich zur Zeit, da sie die Herren im Lande waren, konnten solche Formen auch bei den Engländern Verbreitung finden und schliefslich — wie *shift* — allgemein werden. Es sind also analogische Bildungen, um die es sich hier handelt, und daher treten sie auch durchaus nicht regelmäfsig, sondern sporadisch ein. Ein solcher Vorgang hat zur Voraussetzung, dafs die Sprachen, zwischen denen er sich abspielt, einander nahestehen; er findet sich daher anderwärts namentlich im Verhältnis zwischen Schriftsprache und Mundart. Björkman bringt ein interessantes Beispiel aus dem Schwedischen bei (S. 119 Anm.). Ich selbst habe wiederholt gewisse Erscheinungen im Englischen aus solcher Wechselwirkung zu erklären versucht (Untersuch. § 141, Arch. CIII 65 ff.) und auch auf entsprechende Seitenstücke auf deutschem Boden verwiesen (Arch. a. a. O.). Es fragt sich, ob dieser Vorgang nicht noch in weiterem Umfang anzunehmen ist, als Björkman gethan hat. So vielleicht bei den Fällen, wo skand. *d* im Inlaut durch ae. me. *d* wiedergegeben wird, wie ae. *róda* zu an. *raudr*. Hier wäre ja Beeinflussung durch das heimische *réad* denkbar. Eine solche ist aber ausgeschlossen bei me. *kide* 'Zicklein' zu an. *kið*, dessen *d* sonst völlig rätselhaft bleibt (S. 161, 143).

Im einzelnen hat Björkman eine Fülle von Beziehungen aufgedeckt und ist dabei mit viel Vorsicht und Zurückhaltung vorgegangen, wofür er gewifs alles Lob verdient. Immerhin meine ich, dafs manchmal durch schärfere Erfassung des Lautgeschichtlichen bestimmtere Formulierungen möglich gewesen wären. Einiges davon habe ich bereits an anderem Ort (oben S. 322 ff.) dargelegt.

So bemerkt er bez. me. *silver*, es könne in gewissem Umfange (z. B. in den mittelländischen Dialekten) auf dem Einflufs des an. *silfr* beruhen,

'the regular forms being OE. *siolfor, siolufr, seolfor,* ME. *selver,* depending on *u*-mutation'. Ob und in welchem Umfange skandinavischer Einfluſs in diesem Worte gewirkt hat, könne aber nicht ohne eine gründliche Untersuchung der Geschichte und Ausbreitung des *u*-Umlautes in den verschiedenen englischen Dialekten festgestellt werden (S. 112). In der Anmerkung fügt er hinzu, daſs me. *silver* in mittelländischen Texten sehr wahrscheinlich auf skandinavischem Einfluſs beruhe. Diese etwas vagen Bemerkungen treffen den Kern der Sache nicht. Die 'regelmäſsige' me. Form ist keineswegs *selver:* hier lugt noch die veralterte Auffassung durch, welche Westsächsisch und dessen Fortsetzung ohne weiters für Englisch setzte. Ferner ist die Geschichte des *u*-Umlautes keineswegs so dunkel, als es Björkman scheint; wir können doch sagen, daſs *u*-Umlaut von *i* vor Liquiden und Labialen wesentlich gemein-englisch ist (Sievers § 105, 2; 160; Brown S. 47 f.). Es handelt sich vielmehr darum, wie das ursprüngliche *io* sich in den einzelnen Dialekten weiter entwickelt. Auf nordhumbrischem Boden bleibt es bis zum Ende der altenglischen Periode erhalten[1] (Sievers, Beitr. 18, 411; vgl. jetzt 'Zum angelsächsischen Vokalismus' S. 26 ff.) und ergiebt daher me. *ĭ* (Arch. XCVIII 437, vgl. Morsbach, Arch. C 282). Hier ist also *silver* die lautgesetzliche Form. Im Mercischen weist die Schreibung so starkes Schwanken zwischen *io* und *eo* auf, daſs man vom intern-altenglischen Standpunkt aus annehmen möchte, hier sei das alte *io* zu *eo* geworden. Es ist nur auffällig, daſs wir in den mittelenglischen Texten aus dem Mittelland für diesen Diphthong, ebenso wie für die Brechung von *ĭ* keineswegs konsequentes *e* finden, sondern vielfach *i*. Orrm hat z. B. *sillfer* wie *hir(r)de, irre,* neben *clepenn* (aus ae. *cliopian*). Wer also bei mittelländisch *silver* an skandinavischen Einfluſs denkt, müſste ihn auch bei *hirde, irre* annehmen und das ist bei letzterem Worte ausgeschlossen, da es im Nordischen nicht vorkommt. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daſs auf dem mercischen Gebiet in manchen Landstrichen das alte *io* nicht zu *eo* geworden ist und daher me. *ĭ* ergiebt. Insbesondere könnte man sich dies vom Ostanglischen denken, über das wir ja nur sehr spärlich unterrichtet sind. Auf westsächsischem Boden, wo das alte *io* zu *eo* wird, haben wir allerdings me. *e* zu erwarten, und in der That tritt es uns auch da entgegen (wenigstens nach den Ergebnissen der bisherigen Forschung), so weit nicht *ü*-Formen (aus ae. *y*) auftauchen. Es wäre somit bei dem vorliegenden Stande der Forschung zu konstatieren gewesen, daſs man an skandinavischen Einfluſs in me. *silver* überhaupt nur im Mittellande denken kann. Durch die vorgebrachten Erwägungen scheint mir aber sogar dies hinfällig zu werden, jedenfalls für diejenigen Texte, die wie Orrm auch für Brechungs-*io* *i* zeigen.

---

[1] Wenn L nach Cook S. 171 *seulfres, seolferne* neben *su"lfre, sulfer* bietet (ähnlich R, vgl. Lindelöf S. 15), so wird dies umgekehrte Schreibung für gesprochenes *sulfres* sein; vgl. *sulfne* zu *seolf*. Da von diesem *u* im Mittelenglischen im Norden keine Spur erhalten ist, dürfte es die Entwicklung eines Unterdialektes (Durham?) darstellen, welche durch das sonst übliche *io* (das wir nach Analogie der anderen Fälle auch in diesem Wort anzusetzen haben) verdrängt wurde.

Ähnlich wie bei *silver* liegen die Verhältnisse bei me. *milk, silk* aus ae. *miol(u)c, siol(u)c*, spätws. *meolc, seolc*, ähnlich, aber in einem wesentlichen Punkt verschieden: auch vor diesem später entstandenen *lc* tritt im Mercischen 'Ebnung' des ursprünglichen *io* zu *i* ein (vgl. *milc* im Psalter), so dafs bei diesen Wörtern von vornherein im Mittelenglischen auch im Mittellande *i* berechtigt ist.

Bei den Gutturalen und Palatalen sind die englischen Verhältnisse noch so ungeklärt, wenigstens was ihre Entwicklung im In- und Auslaut in den verschiedenen Dialekten anlangt, dafs viele Fragen, die sich bei den Lehnwörtern darbieten, in der That noch nicht zu entscheiden sind. Die von Björkman S. 147 Anm. mitgeteilte Formulierung Morsbachs, wonach Palatalisierung des *c* im In- und Auslaut nur vor ursprünglichem *i, j*, im Auslaut aufserdem noch nach *i* eingetreten ist, dürfte das Richtige treffen und eine schärfere Abgrenzung des Lehngutes ermöglichen. Einzufügen wird in diesem Kapitel sein me. ne. *again*. Björkman erklärt es im Vorbeigehen (S. 151) aus einer Basis **gagani-*, denkt also an den besonderen Umlaut von *a*, wie er in ae. *gædere* aus **gadurî* vorliegt, vor dessen Ergebnis nicht Palatalisierung eintritt (Sievers § 50, Anm.). Indessen ist zu beachten, dafs das Wort, soweit das mittlere *ȝ* nicht ausfällt, fast immer *-ȝæȝn, -ȝeȝn*, nur höchst vereinzelt *-ȝæȝen, -ȝeȝen* geschrieben wird. Das weist auf eine Basis **gagno-*, **gagni-* (vgl. Sievers § 141). Auch ist die westsächsische Entwickelung zu *ȝéan* nur bei einer solchen Basis möglich. Ein weiteres Bedenken ergiebt sich aus den Björkman noch nicht vorliegenden Ausführungen Sievers' in seiner Schrift 'Zum angelsächsischen Vokalismus' (Leipziger Decanatsprogramm 1900 S. 18 ff.). Danach scheint der Umlaut durch eine Mittelsilbe hindurch an die Vokalfolge *a-u-i* gebunden zu sein, da nur *u* als unbetonter Mittelvokal zu *i* umgelautet wird, das seinerseits auf die erste Silbe zurückwirkt. Es wäre ja noch die Möglichkeit vorhanden, an den Umlaut von *a* infolge der Kontamination von Wechselformen zu denken, wie ihn Sievers S. 23 für *mæȝen* feststellt: die Grundformen **gagan-* und **gægin-* hätten durch Mischung **gagin* ergeben, und hier wäre Umlaut des *a* zu *æ* eingetreten. Aber dann wäre wieder das Vorwiegen der Schreibung *ȝæȝen* zu erwarten. Über all diese Schwierigkeiten hilft die Annahme skandinavischer Beeinflussung leicht hinweg.

Eine schärfere Erfassung der lautgeschichtlichen Bezüge hätte ich bei Björkman auch manchmal auf dem Gebiete der neueren englischen Mundarten gewünscht. Er bemerkt zwar mit Recht gegenüber Wall, dafs sein reiches Material vielfach nicht zu verwerten ist ohne Kenntnis der Lautgeschichte der betreffenden Dialekte, die es uns ermöglicht, die mittelenglischen Grundformen zu rekonstruieren (S. 2 Anm.). Aber andererseits ist diese Lautgeschichte doch nicht so terra incognita, wie es nach seinen Bemerkungen S. 8 scheinen könnte. Jedenfalls hätte Björkman es vermeiden sollen, ein Urteil über eine neuere Dialektform auszusprechen, ohne die vorhandenen Behelfe über die Lautgeschichte der Mundarten zu Rate zu ziehen. Von *beace* (Yorkshire) 'a stall for a horse or cow' sagt

er, es sei wahrscheinlich eher aus an. *báss* als von ae. **bós*, me. *bǭs* (vgl. d. *Banse*) abzuleiten (S. 99). Offenbar ist er zu dieser Auffassung gekommen, weil der helle Vokal, auf den diese Transkription weist, ihm eher zu einer Grundform mit *ā* als mit *ǭ* zu passen schien. Indessen hätte er aus meinen Untersuch. § 111 ersehen können, daſs ae. *ó* in Nordengland und speciell in Yorkshire neben *iu* vielfach auch *iə* ergiebt (offenbar auf Grund der Entwicklung ae. *ó* > *ü* > *iu* > *iə*). Ae. **bós* ist also in der Lautung [*bius*] und [*biəs*] zu erwarten. Sehen wir darauf das Material im Dialect Dictionary an, so finden wir unter *boose*: 'Also written *beace* e. Yks., *beeas, bewce, bewse* w. Yks., *beuss* Cum.[1], *buis(e)* Nhb[1], Cum. *buse* NCy[1].' Das sind klärlich die Transkriptionen für die angegebenen Lautungen, und speciell die Schreibung *beeas* kann gar nichts anderes als [*biəs*] bedeuten. Somit liegt kein Anhaltspunkt vor, skandinavische Beeinflussung auch nur wahrscheinlich zu machen.

In manchen Fällen wäre auch positiv weiter zu kommen gewesen, als Björkman es vermocht. Er bemerkt S. 57, daſs me. *cleymous* 'glutinous' im Promptorium und *cleimen* vb. bei Lydgate 'wahrscheinlich' nur die bekannte Schreibung *ei* für *ę̄* haben und das ae. *clǽman* zu Grunde liegt. Auch ne. dial. *clame, claime* 'to smear, daub' seien 'möglicherweise' von ae. *clǽman*. Was das ME. anlangt, so bezweifle ich, ob bei Lydgate *ei* als Bezeichnung von *ę̄* vorkommt. Bezüglich des ne. Dialektwortes ergiebt sich bei näherem Zusehen folgendes. Nach dem Dial. Dict. ist es ein north-country word und speciell in Durham, Yorkshire, Lancashire und Lincolnshire verbreitet. Es wird zumeist durch die Schreibung *clame*, seltener durch *cleam, cleem* wiedergegeben, die Lautung ist nach Wright [*klēm, klīm*]. Hier zeigt sich allerdings die Unzulänglichkeit des Dial. Dict., die ich Angl. Beibl. VIII 37 besprochen habe: es wäre zu wünschen, daſs bei jeder einzelnen Schreibung die damit gemeinte Lautung festgestellt würde. Immerhin kann mit *clame* nach Maſsgabe der üblichen Lautwerte der englischen Schriftzeichen in der nordenglischen Aussprache kaum anderes als [*klēm*] gemeint sein, mit *cleam* kaum anderes als [*klīm*] oder [*kliəm*], mit *cleem* nur [*klīm*]. In den angegebenen Gebieten, die in Ellis' Bezirke 30 und 31 fallen, ist nun nach dem Material Ellis' me. *ę̄* durch einen *iə*- oder *ei*-(*ii*-)Diphthong wiedergegeben (Untersuch. § 198), me. *ai* durch *ē* oder eine Art *eə*, selten *iə* (§ 220), und mit Ausnahme des nordöstlichen Yorkshires (30[2]) von me. *ę̄* überall geschieden (eb. § 223). Die Form *clame*, d. i. [*klēm*], weist daher auf ein me. *claimen*.

Ich verkenne nicht, was man gegen diese Argumentation einwenden kann, behaupte aber, daſs bei vielen Kombinationen auf dem Gebiete der alt- und mittelenglischen Grammatik ebenso viele Fehlerquellen vorliegen, die uns nicht so sehr auffallen, weil wir an solche Kombinationen mehr gewöhnt sind.

Übrigens gewährt uns ein Einzelglossar noch deutlicheren Einblick. Im Gau ('wapentake') Holderness im südöstlichen Yorkshire (Roſs und Stead, Dial. Soc. 16), dem Bezirke 30[3b] nach Ellis' Einteilung, ist me. *ai* (und *ā*) zu *iə, eə, ē* geworden (S. 8, 10), von denen *iə* die älteste Lautung

ist, während die anderen wohl Annäherungen an die Schriftsprache darstellen. Das me. ę̄ dagegen ist je nach den einzelnen Landschaften durch ī oder *iə* wiedergegeben (S. 10). Das uns beschäftigende Wort weist nun die erste Reihe auf (S. 41), was also, da me. *ā* ausgeschlossen ist, unzweifelhaft eine me. Basis mit *ai* erweist.

Da somit ein me. *claimen* gesichert ist, das auf an. *kleima* zurückgehen mufs, werden wir die zwei me. Belege, namentlich Lydgates *cleime*, als dasselbe Wort fassen.

Die Dialektformen *cleam, cleem* werden dagegen wahrscheinlich me. *clę̄men* aus ae. *clǽman* darstellen. Die bei Wright für West-Yorksh. bezeugte Form *cleeam* kann nichts anderes als [*kliəm*] meinen, und dies geht nach den Lautverhältnissen in diesen Gegenden (vgl. Untersuch. a. a. O., Ellis S. 630), da eine Basis mit me. *ā* ausgeschlossen ist, sicher auf eine mit me. ę̄ zurück.

Die neueren Mundarten zeigen also, dafs sowohl me. *claimen* (aus an. *kleima*) als me. *clę̄men* (aus ae. *clǽman*) bestanden hat.

Ein schwierigerer Fall ist das dialektische *keak* 'to throw back the neck disdainfully', das offenbar zu an. *keikja* 'to bend backwards' gehört. Ob die me. Basis *ai*, die normale Wiedergabe des Diphthongs, oder *ē*, die ostnordische Monophthongierung, gehabt habe, bezeichnet Björkman als unsicher, scheint aber nicht das Lautgeschichtliche näher geprüft zu haben. Nach dem oben S. 326 Dargelegten wäre sogar noch eine andere Möglichkeit vorhanden: dafs in dem Worte spät-me. ę̄ steckte wie im schriftsprachlichen *bleak, weak*. Bezeugt ist das Wort nach Wall 108 nur in F. K. Robinsons Whitby-Glossary (Dial. Soc. 13, 16) als *'keeak or keak'* (S. 104), also in den Lautungen [*kiək*] oder [*kīk*], deren Verhältnis zueinander nicht klar ist: jedenfalls wird aber auf die erste, die einen von den üblichen Lauten der Schriftsprache abweichenden Diphthong aufweist, mehr Gewicht zu legen sein. Nun haben wir bei Ellis unter 30[2] (S. 527) eine Wortliste für diesen Dialekt nach den Angaben desselben F. K. Robinson, und daraus ergiebt sich, dafs sowohl me. *ai* als me. ę̄ und in manchen Stellungen auch me. *ē* zu demselben *iə*-Diphthong geworden sind. Wir müssen also nach Belegen aus anderen Dialekten suchen, die weniger zweideutig sind: vielleicht bringt das Dial. Dict. welche. Vorläufig vermag ich auch nicht weiter zu kommen als Björkman.

Zum Schlufs noch ein paar Kleinigkeiten.

S. 45. Für die Form *haþen* 'Heide', die auch in südhumbrischen Texten sich findet (vgl. Björkmans Anmerkung), giebt es noch eine andere Möglichkeit, das *a* zu erklären, als das Durcheinandergehen von *ai* und *ā* in der späteren Schreibung im Norden, nämlich Verkürzung von ae. *ǽ* infolge des *-en*.

S. 76. Die Bemerkungen über *gloat* trennen nicht scharf genug, was zu trennen ist. Das me. *glouten* 'to look sullen, stare' ist noch heute als *glout* mit derselben Bedeutung in der Lautung [*glaut*] erhalten. Die Basis war also me. *ū*, worauf auch die Schreibung und nach der von Björkman angeführten Mitteilung Wrights die neueren Dialekte weisen. Dagegen

ist das heutige *gloat* 'glotzen' erst vom 16. Jahrhundert an belegt, und Schreibung wie Lautung weisen auf me. *ǭ*. Das erstere Wort führt Kluge auf ein ae. **ȝlútian* zurück, letzteres läfst sich ungezwungen aus einer Basis **ȝlotian* erklären. Anknüpfung ans Skandinavische stöfst auf lautliche Schwierigkeiten. Zudem fehlt es an Belegen für die nordischen Wörter.

S. 86. Die me. Form *wāre* 'waren' habe ich Untersuch. S. 206 nicht aus der schwachen Betonung dieses Wortes erklärt, wie Björkman anzudeuten scheint. Nebenbei: der Satz, den Björkman S. 155, Z. 1—6 mir in den Mund legt, stammt keineswegs von mir.

Doch nun genug! Dies Buch wird unsere grammatische Forschung noch lange beschäftigen, und Gelegenheiten, auf Einzelheiten zurückzukommen, werden sich reichlich ergeben. Wir dürfen uns freuen, über ein so wichtiges Kapitel der englischen Sprachgeschichte ein so treffliches Werk zu besitzen.

Graz. K. Luick.

J. T. T. Brown, The Wallace and the Bruce restudied. Bonner Beiträge zur Anglistik, herausgegeben von Prof. Dr. M. Trautmann. Heft VI. Bonn, P. Hanstein, 1900. 174 S. M. 4,50.

Nach einer eingehenden Bibliographie des dem 'Blynd Harry' zugeschriebenen '*Wallace*' behandelt Brown die vielumstrittene Frage nach der Entstehung des Werkes in gründlicher, scharfsinniger Weise und kommt am Schlusse seiner Untersuchungen zu folgenden beachtenswerten Ergebnissen:

1) In der Gestalt, die uns die Edinburgher Handschrift (die einzige) vom *Wallace* überliefert, kann das Werk nicht vom 'Blynd Harry' verfafst worden sein.

2) Vielmehr hat der Schreiber, der sich am Schlusse als John Ramsay zu erkennen giebt, die vom 'Blynd Harry' vorgetragenen volkstümlichen Sagen über Wallace zu einem kunstvollen organischen Ganzen verbunden und unter Benutzung zahlreicher anderer Quellen erweitert und ausgeschmückt.

3) Dieser John Ramsay ist niemand anders als Sir John the Ross, der Freund des Dunbar und Kennedy.

4) Zu einem ähnlichen Resultat gelangt Brown in seinen Untersuchungen über den *Bruce*. Auch dieses Werk, dessen beide Handschriften (die eine in Edinburgh mit der des *Wallace* zu einem Bande vereinigt, die andere in Cambridge) ebenfalls von Ramsay herrühren, bietet nicht mehr den ursprünglichen, 1375 entstandenen Text Barbours, sondern eine von einem Bearbeiter des späten 15. Jahrhunderts (wahrscheinlich Ramsay selbst) veränderte und erweiterte Gestalt.

Die Gründe, welche Brown für seine Ansicht ins Feld führt, sollen im folgenden der Reihe nach angeführt werden.

Aus den uns erhaltenen und von Brown noch einmal zusammenge-

stellten dokumentarischen Angaben über die Person des 'Blynd Harry' geht hervor, dafs er ein fahrender Sänger gewesen, von Geburt an blind, vielleicht verwachsen, von niedriger Herkunft, der um 1475 in oder bei Linlithgow lebte und seinen Unterhalt dadurch erwarb, dafs er vor dem Könige und den Adligen volkstümliche Lieder über Wallace vortrug. Aber der Annahme, dafs der uns überlieferte '*Wallace*' die ursprüngliche Form der von Harry the Minstrel vorgetragenen 'Gests' darstelle, widersprechen schon der kunstvolle und organische Aufbau des Epos und auch die Sprache und Versifikation, welche unmöglich von einem ungebildeten Manne bäuerischer Abkunft herrühren können (Brown, S. 12—15). Ferner läfst es die aus dem Werke hervorleuchtende überaus genaue und ausgedehnte Ortskenntnis, die sich fast über ganz Schottland, den Norden Englands und einige Provinzen Frankreichs erstreckt, als ausgeschlossen erscheinen, dafs ein von Geburt Blinder die hier in Betracht kommenden Stellen verfafst hätte (S. 16—19). Endlich sind noch die für den '*Wallace*' benutzten Quellen zu berücksichtigen. Wie Brown S. 19—58 ausführlich nachweist, sind für den '*Wallace*' die folgenden Werke benutzt, zum Teil sogar längere Stellen fast wörtlich entlehnt worden: 1) Wyntoun's *Orygynale Cronykil,* 2) *The Scotichronicon* mit Fordun's und Bower's *Annals,* 3) Barbour's *Bruce,* 4) *The Buke of the Howlat,* 5) *Morte Arthure,* 6) *The Gest Historiale of the Destruction of Troy,* 7) *Chaucer.*

Diese ausgedehnte Litteraturkenntnis des Verfassers, vor allem die direkten Entlehnungen aus den Chroniken führt Brown wohl mit Recht als weiteren Grund gegen die Annahme der ausschliefslichen Autorschaft des 'Blynd Harry' an. Während es also nicht angeht, in der überlieferten Form des Gedichtes die von Harry vorgetragenen 'Gests' zu sehen, läfst sich doch andererseits nicht leugnen, dafs die Tradition ihn von jeher als den Verfasser des Werkes bezeichnet hat. Brown nimmt als wahrscheinlichste Erklärung hierfür folgendes an (S. 78): 'Harry, a poor blind man, dwelling in or near Linlithgow, was one of the numerous class of itinerant performers who obtained admission occasionally to the Court in order to amuse the king and courtiers. His special talent was that of a raconteur of gests relating to William Wallace, folk stories picked up on his journeyings and turned by him into verse. If he was a dwarf — as *The Droichis Part of the Play* suggests —, his recitation of gests recounting the prowess of the national hero would doubtless be all the more mirth provoking on that account. The five small doles made to him by the royal treasurer nearly synchronise with the colophon of John Ramsay. It may very well be that in Harry we have the begetter of *The Wallace,* his metrical effusions suggesting to the clerk John Ramsay a theme for a national epic worthy to be in some measure complementary to *The Bruce* of John Barbour.'

Dafs Ramsay keineswegs ein blofser Abschreiber war, sondern eigene dichterische Begabung besafs und daher wohl im stande war, den ursprünglichen Text zu verändern und zu erweitern, beweist Brown durch Anführung einiger von Ramsay verfafster Gedichtchen, ferner durch den

Hinweis auf die freie und selbständige Art, in der Ramsay ein Gedicht Lydgates, *The Dietary,* in den schottischen Dialekt übertrug, sowie auf seine vielfach ändernde Wiedergabe einer anderen Dichtung *'How the Good wife taught her Daughter',* endlich noch durch den Hinweis auf die im Wallace VII, 890 ff. zu findende ausführliche Verherrlichung der Ramsay-Familie, worin schon der Herausgeber Dr. Moir ein Einschiebsel des Schreibers vermutete. — Wenn nun aber Ramsay nicht ein bloſser Abschreiber, sondern ein seiner Zeit wohlbekannter Dichter war, so könnte es auffallen, daſs wir nichts über ihn von seinen Zeitgenossen hören, vor allem, daſs er in Dunbars *'Lament for the Makars'* nicht erwähnt wird. Diesen Umstand sucht Brown dahin zu erklären, daſs John Ramsey identisch sei mit einem Freunde Dunbars, dem in Dunbars *'Flyting'* und im *'Lament for the Makars'* erwähnten *Sir John the Ross,* welcher Name nach Brown soviel bedeute wie 'Sir John, the holder of the office of Ross Herald, or the secretary of the Duke of Ross'. Wenn auch die von Brown für diese Identifikation S. 61—77 angegebenen Gründe nicht von absolut beweisender Kraft sind, so machen sie doch immerhin die Richtigkeit seiner Annahme sehr wahrscheinlich.

Das eingangs erwähnte Ergebnis, zu welchem Brown im zweiten Teile seiner Untersuchungen mit Bezug auf Barbours *Bruce* gelangt, muſs man meines Erachtens als unzweifelhaft erwiesen anerkennen. Seine Beweisführung betont weniger die etwa anzuführenden sprachlichen Gründe als vielmehr die mannigfachen sachlichen Widersprüche und Inkonsequenzen, die das Epos aufweist, und vor allem die zahlreichen Entlehnungen und Nachahmungen von anderen Dichtungen, welche Barbour 1375 unmöglich bekannt sein konnten. Brown untersucht daraufhin die folgenden Stellen (S. 92—155): 1) The allusion in Book I to the Trojan War, Alexander the Great, Julius Cæsar, and King Arthur. 2) The Account of Gaudifer of Laryss in the Alexander Romance. 3) The reference to the Romance of Ferumbrace in Book III. 4) The Tydeus episode in Book VI. 5) The Hannibal Example in relation to Wyntoun's Chronicle. 6) The interpolated passage relating to the Heart of King Robert the Bruce; the relation of *The Bruce* to Froissart's Chronicles. — Ich will von allen diesen meiner Ansicht nach sämtlich mehr oder minder beweiskräftigen Gründen hier nur auf die zweite Gruppe etwas näher eingehen, die für sich allein schon genügen dürfte, um Barbours ausschlieſsliche Autorschaft als unmöglich hinzustellen. Im *Bruce* findet sich Buch III und X eine Anspielung auf die Episode vom *'Forray of Gadderis',* welche den ersten Teil des *'Buik of Alexander the Great'* bildet. Dieses 1580 von Alexander Arbuthnot gedruckte Werk wurde, wie am Schlusse ausdrücklich angegeben, im Jahre 1438 aus dem Französischen übersetzt (und zwar, wie Brown, allerdings ohne Angabe triftiger Gründe, vermutet, von David Rate, dem Beichtvater Jakobs I. von Schottland). Skeats Annnahme, daſs Barbour die betreffenden Stellen über Gadifer de Laryss aus dem französischen Original der Übersetzung von 1438 unmittelbar geschöpft habe, widerlegt Brown S. 101 ff. Daſs auch sonst noch der Text Barbours durch zahl-

reiche Entlehnungen aus dem über 60 Jahre später entstandenen *Buik of Alexander the Great* erweitert worden ist, dafür lassen sich weit über hundert Belegstellen anführen, die bei Brown S. 102 ff. und in meinen 'Untersuchungen über das schottische Alexanderbuch' (Diss. Halle 1893) S. 27 ff. angegeben sind. Man vergleiche z. B. nur die folgenden Stellen in Barbours *Bruce* (B.) und im *Buik of Alexander* (B. A.):

B. A. S. 26.

He sawe sa feill broudin baneris,
And pennonis upon seir maneris ....
The greatest host and the stoutest
Of ony cuntry and the best
Suld of that sicht abasit be.

B. XI, 464 ff.

Thai saw so fele browdin baneris,
Standartis, pennownis apon speris ...
That the mast host and the stoutest
Of crystyndome and ek the best
Suld be abasit for till se ...

B. A. S. 380.

Had he nocht all the better bene,
He had bene deid forouttin wene.

B. VI, 162 f.

Had he nocht the bettir beyn,
He had beyn ded forouten veyn.

B. A. S. 283, 20.

Than ferleid all that ever thar was,
How ony man on ony wyse
Durst undertak sa hie ane pryse.

B. XIV, 504.

And of the sicht had gret ferly
That sa quhein durst on ony wys
Undertak sa hye empris.

B. A. S. 88, 20.

For to defend all the flearis
And for to stony the chassaris.

B. III, 81.

For to reskew all the fleieris
And for to stonay the chasseris.

B. A. S. 354, 29 und S. 372, 10.

.... wilfull to fulfill
His avow with gude hert and will.

B. XI, 126.

.... wilfull to fulfill
His liking with gude hert and will.

B. A. S. 76, 13.

The gude duke callit his men previe
And said: Lordingis, now may ze sie.

B. XI, 270.

And callit all his consell preve
And said thame: lordingis, now ze se.

B. A. S. 42, 15.

.... I tak on hand,
Thay have of him sic ane menyng.
Thai sall neid, I wis, of leching.

B. XIII, 44.

.... I undirta,
Thai left eftir thame taknyng,
That sall neid, as I trow, lechyng.

B. A. S. 46, 7.

With spurris he straik him sturdely
And he lansit deliverly.

B. III, 121.

And strak with spuris the stede in hy,
And he lansyt furth delyverly.

B. A. S. 40, 1.

And towart him raid in full great hy
And smot the first sa sturdely.

B. A. S. 4, 24.

Ferrand he straik with spurris in hy
And straik the first sa rigorusly
That throw the bodie he him bair.

B. VI, 135.

And raid till him in full gret hy
He smat the first sa rygorusly ...
Till he doun to the erd him bare.

B. A. S. 176, 5; 22, 4.

Bot he was nocht sa fare suthly,
That men bird spek of him gretly,
For he wes broun rede in visage ....
With lymmis square and manly maid
And armys lang and schoulderis braid.

B. I, 380 ff.

Bot he wes nocht sa fair that we
Suld spek gretly of his beaute:
In wysage wes he sumdeill gray ...
Bot of lymmys he wes weill maid
With banys gret and schuldris braid.

B. A. S. 97, 11; 49, 2.	B. IX, 662 ff.
For ane worthiar knicht na he, *I trow, thair may nane fundin be ...* *Outtane the King allanerly,* *And his gude eme quhome to that* *Dar compare nane.*	*I trow that worthyar than he* *Micht nocht in his tyme fundyn be,* *Outtakyn his brothir anerly,* *To quhom into gude chevelry* *I dar peir nane.*
B. A. S. 193, 29.	**B. V, 551.**
Quhill he him umbethocht at the last *And in his hart cleirly can cast.*	*Till he him umbethocht at the last* *And in his hert can umbecast.*

etc. etc.

Als ich in meiner Dissertation auf alle diese Übereinstimmungen hinwies, glaubte ich zunächst, der Verfasser der Alexander-Übersetzung von 1438 sei von Barbours 1375 entstandenem Werk abhängig; er habe dieses so genau gekannt, ja teilweise wohl auswendig gewufst, dafs das englische Gewand, in das er den ihm vorliegenden französischen Text kleidete, notgedrungen dadurch beeinflufst wurde. Inzwischen habe ich aber Gelegenheit gehabt, die Übersetzung von 1438 mit ihren gröfstenteils noch ungedruckten Quellen (*'Le Fuerre de Gadres'*, *'Les Voeux du Paon'*, vgl. meine Programmabhandlungen über die Taymouth Castle Hs. von Sir Gilbert Hay's *Buik of King Alexander,* Berlin 1898, 1900) eingehend zu vergleichen, und da stellte sich heraus, dafs die schottische Übersetzung sich auch in den citierten zahlreichen Parallelstellen so wortgetreu an die französische Vorlage anlehnt, dafs eine Entlehnung aus Barbours *Bruce* ausgeschlossen erscheint. Zieht man dazu noch die von Brown in Barbours *Bruce* konstatierten Anklänge an andere nach 1375 entstandene Werke, so dürfte meines Erachtens nicht mehr daran zu zweifeln sein, 'that the poem, hitherto assumed to have been composed in 1375, is to a considerable extent of composite origin, a work deliberately revised in the fifteenth century by an editor who embellished his original and strove with all the skill at his command to bring it into harmony with his own conception of the higher canons of art' (Brown S. 155).

Berlin. Albert Herrmann.

The misfortunes of Arthur by Thomas Hughes and others. Edited with an introduction, notes and glossary by Harvey Carson Grumbine. Berlin, Verlag von Emil Felber, 1900. [A. u. d. T.: Litterarhistorische Forschungen. Herausgegeben von Dr. Josef Schick, o. ö. Professor an der Universität München, und Dr. M. Frhr. v. Waldberg, a. o. Professor an der Universität Heidelberg. XIV. Heft.]

Das erneute und vertiefte Interesse, welches die gegenwärtige englische Litteraturforschung den unmittelbaren Vorläufern Shakespeares zugewendet hat, giebt sich auch in dieser wertvollen, aus Professor Schicks Schule stammenden Arbeit kund. Sie behandelt eines der bedeutsamsten akademischen Dramen aus Shakespeares Frühzeit, welches vorher schon mehr-

fach, aber noch nicht mit der nötigen Sorgfalt herausgegeben war. Der von Grumbine besorgte Text ist ein, wie es scheint, recht genauer, doch von mehreren Druckfehlern befreiter Abdruck der ältesten Quarto-Ausgabe von 1587/8, von welcher der Herausgeber zwei Exemplare, das im Brit. Museum befindliche (Garrick Copy) und das dem Herzog von Devonshire gehörige (Kemble Copy) benutzen konnte.

Die beiden Exemplare, im übrigen nach der Angabe des Herausgebers identisch, unterscheiden sich darin, dafs das eine (Garrick Copy) das dem anderen fehlende Titelblatt und Einleitung aus der Feder von Nicholas Trotte enthält und aufserdem gewisse Verbesserungen oder Änderungen des Textes an überklebten Stellen bietet. Diese Korrekturen rühren, wie der Herausgeber scharfsinnig zeigt, wahrscheinlich von Thomas Hughes selbst her.

In der Einleitung wird zunächst, im Anschlufs an Rudolf Fischers grundlegendes Buch 'Zur Kunstentwickelung der Englischen Tragödie', in klarer und ansprechender Weise das Wesen und die Kompositionsweise der Seneca-Tragödien auseinandergesetzt, nach deren Muster dies gelehrte Drama komponiert ist. Sodann weist der Herausgeber in überzeugender Weise nach, dafs als eigentliche Quelle des Stückes nicht sowohl Malorys Morte d'Arthur, sondern vielmehr die Historia Britonum des Gottfried von Monmouth anzusehen ist.

Es folgen dankenswerte biographische Notizen, welche die Verfasser des Dramas, besonders Thomas Hughes, Francis Bacon, Christopher Yelveston und William Fulbecke betreffen. In einem längeren Kapitel wird dann der Versbau des Dramas behandelt. Die Untersuchung des Herausgebers zeigt, dafs das Drama im ganzen (mit einigen auf S. 69 verzeichneten Ausnahmen) in regelmäfsigen, strengen Blankversen geschrieben ist. Für weibliche Endungen giebt es kein einziges sicheres Beispiel, Reime finden sich im eigentlichen Drama nur an zwei Stellen, leichte oder schwache Endsilben kommen nur ganz selten vor. Enjambements sind nicht häufig, aber doch auch nicht ganz selten: 181 (1 : 12,11). Nur ein sicheres Beispiel epischer Caesur ist gefunden worden. Bemerkenswert ist die Vorliebe der Dichter für Allitteration, deren kunstvolle Anwendung vom Herausgeber eingehend untersucht wird.

Auf eine Erörterung des Stils der Tragödie ist der Herausgeber leider nicht eingegangen. Es wäre verdienstlich, auch nach dieser Richtung die akademischen Dramen zu untersuchen. Wie die dramatischen Dichter als Schüler Senecas die überlieferten rhetorischen Kunstmittel: Apostrophe, rhetorische Frage, Sentenz, Gleichnis, Personifikation, Anaphora, Antithese, stichomythische Replik u. s. w. verwendeten und weiter ausbildeten, wie das Pathos eines Marlowe, Greene, Kyd, Peele, Shakespeare sich entwickelte — das zu untersuchen, wäre eine zwar nicht ganz leichte, aber aufserordentlich nützliche Aufgabe. Insbesondere würde durch eine solche Untersuchung die Lösung der so schwierigen Autorfragen erleichtert werden.

Einiges Material für eine Stiluntersuchung wird indessen von dem

Herausgeber in seinen Anmerkungen geboten, welche namentlich auf die schon von Cunliffe gesammelten Entlehnungen aus den Seneca-Dramen hinweisen, aber auch sonst manche interessante Parallelstellen beibringen. G. Sarrazin.

Carlyle, Sartor resartus, edited by Archibald McMechan (Athenæum press series). Boston and London, Ginn & Co., 1897. LXXI, 428 S.

Den Zwecken der Athenaeum-Sammlung entsprechend — 'adapted to the needs of both the student and the general reader' — tischt die Einleitung manches auf, was bereits allgemein bekannt ist. Auf Swifts 'Tale of the Tub' als die Quelle der 'Thoughts on Clothes' wird viel zuviel Wert gelegt und ganz übersehen, dafs am eigenartigsten und am philosophischsten dieser alte, schon in der Bibel, in der Sakuntala und bei Plato verkündete Gedanke[1] doch in der deutschen Litteratur von Goethe, Fichte und Novalis ausgeprägt war. Dort fand ihn Carlyle so vor, wie er ihn brauchte, um davon angeregt zu werden.

Wotton Reinfred wird als Vorstufe des Sartor sehr flüchtig behandelt; wie eng dies Werk mit dem Wilhelm Meister zusammenhängt, ist dem Verfasser ganz entgangen, der durchaus nicht über jene umfassende Kenntnis deutscher Litteratur verfügt, wie sie einem Carlyle-Forscher unbedingt zur Verfügung stehen mufs.

Über Blumine werden einige treffende Ausführungen gemacht; der Stand der Kontroverse über die Abhängigkeit der Carlyleschen Ausdrucksweise von Jean Paul wird wohl dargelegt, aber zu einer entscheidenden Lösung fühlt sich auch McMechan — mit Recht — noch nicht berufen. Einige Stilbemerkungen am Schlufs der Einleitung sind gut, aber zu kurz und zu flüchtig, als dafs sie über gelegentliche Anregungen hinausgingen. Dem Text, den McMechan abdruckt, ist die Ausgabe aus dem Jahre 1874 zu Grunde gelegt. Beiträge zur Textgeschichte des Sartor sind vermieden: Wenn auch die Ausbeute zwischen dem ersten Druck bei Fraser und der Buchform nicht bedeutend sein wird, müfsten die beiden Ausgaben doch einmal miteinander verglichen werden.

Dem Text sind sehr viele Noten beigefügt. Fleifsig zusammengetragen, lassen sie aber an den wichtigen Stellen oft im Stich. Ich möchte nun gar nicht für eine Methode eintreten, wie sie Kölbing in Breslau eigen war, der in seiner Ausgabe von Byrons 'Prisoner' das Gedicht durch Apparate vorn auch für gelehrte Augen völlig verbaute — aber hinten Sartor, der nicht blofs Erzählung, sondern auch Philosophie ist, der, voll dunkler Anspielungen, von den verschiedensten Zuflüssen aus der deutschen Litteratur gespeist wurde und zwischen Deutschland, England und Amerika vermittelte — der Sartor verdient wohl eine etwas umfangreichere und vor allem viel mehr eindringende Erklärung. Einiges möchte ich in

[1] Vgl. Flügel a. a. O.

den folgenden Absätzen hinzufügen, indem ich an einzelne Stellen des Sartor die Erläuterungen knüpfe. Am Schlufs ist noch etwas über Wortzusammensetzungen des Sartor, über Carlyles Gedichte und Tagebücher nachgetragen. — Die Werke Carlyles sind nach den 40 Bänden, Chapmann und Hall, citiert und als Abkürzungen folgende Zeichen verwandt:

E 1—7	=	Essays.
LoS	=	Life of Schiller.
T 1, 2	=	Tales.
SR	=	Sartor Resartus.
HW	=	Heroworship.
FR 1—3	=	French Rev.
Fg 1—10	=	Frederick.
EJW	=	Early Letters of Jane Welsh Carlyle.
Em.	=	The Corresp. of C. and Emerson.
F 1—4	=	Froude, Life, 1891.
N 1—4	=	Early Letters, ed. Norton.
VE	=	Letters to Varnhagen v. Ense.
WR	=	Wotton Reinfred.
Kgr.	=	Kraeger, Carlyles Stellung z. deutschen Sprache etc., Separatabdr. aus Anglia, Halle 1899, S. 1—198.
McMechan	=	Sartor-Ausgabe.

Sartor 3 'some thinker has cast an owl's glance into this obscure region'. 152 'of all the owleries ... the most owlish ...'. 183 'in our discordant, screech-owlish debatings'. 190 'a certain mixture of almost owlish purblindness'. — F2 213 'Ignorance eclipses all things with its owles wings'. F3 343 'Man is a born owl'. — EJW 135 'For I am sitting here companionless "like owl in desert"' (nach Scotc. Metric. Ps., nach ps. 102, 6, 7): 'I like an owl in desert am'.

Sartor 4 'a style which, whether understood or not, could not even by the blindest be overlooked'.

Für eine Stiluntersuchung Carlyles sind, wie Schmeding, Wortbildung, in der Einleitung thut, die Urteile des Autors selber wie die seiner Kritiker heranzuziehen. SR 20 'In respect of style our Author manifests the same genial capability' etc. 50 'Language is called the Garment of Thought'. 94 'in his own figurative style'. 127 'He says ... under a less ambitious figure; as figures are, once for all, natural to him'. 213 'this piebald, entangled, hypermetaphorical style of writing'.

Es sind auch die Stellen herauszuheben, wo Carlyle seine Metaphern selber als ungewöhnlich noch empfindet und in parenthesi entschuldigt:

Sartor 6 'a vehicle all strewed (**figuratively speaking**) with the maddest Waterloo crackers ...'. — E4 56 'When we named Rousseau's Confessions an elegiaco-didactic Poem, we meant more than an empty Figure of speech; we meant an historical scientific Fact'. — E5 211 'that, in fact, figuratively speaking, this enormous Mirabeau ... was no other than an enormous trumpet'. — Past 197 'is there not, silent, eternal,

an All-just, an All-beautiful; sole Reality and ultimate controlling Power of the whole. This is not a figure of speech; this is a fact'. — Dazu an Jane Welsh: N[2] 77 'Do not think me altogether crazy: I am no poet, "have no genius", I know it well; but I can learn to make words jingle whenever I think fit ...' N[2] 139 'I too will write in my own poor vein, neither fast nor well, but stedfastly (sic!) and stubbornly'. N[3] 221 'writing from three to four pages daily (when it is easy alas! many a day I have hammered my brains from morning to night, and written nothing)'. N[4] 3 'Thank Heaven, I know my trade: it is to write truth while I can be kept alive by so doing, and to die writing it when I can no longer be kept alive'. — F[1] 412 'As to my poor style, Edward Irving and his admiration of the old Puritans and Elizabethans ... his and everybody's doctrine on that head played a much more important part than Jean Paul upon it. And the most important by far was that of nature, you would perhaps say, if you had ever heard my father speak, or my mother, and her inward melodies of heart and voice'. F[3] 43 'The poor people ... think a style can be put off or put on ... like a coat'. F[3] 56 'Almost everybody objects to my style as too full of meaning'.

Sartor 4; the **Editor** of these sheets.

Das Verhältnis zwischen dem 'Herausgeber' und 'Teufelsdröckh' gründet sich auf eine freundschaftliche Zusammenkunft, die ersterer einst als junger, Deutschland bereisender Engländer mit dem Professor gehabt haben wollte. Teufelsdröckh schickt ihm später seine Schrift mit der Bitte zu, sie in England zu verbreiten. Der 'Editor' geht an die Arbeit, ordnet die Massen und scheidet zur Veröffentlichung das aus, was ihm für England tauglich scheint. Im Sartor kommen also zwei Personen zu Worte: der 'Editor' und Teufelsdröckh selbst, dessen Sätze regelmäfsig in Anführungszeichen stehen. Damit hatte Carlyle viel gewonnen: denn alle Seltsamkeiten seines Helden konnte er dem Publikum leichter verständlich machen mit Hilfe der eingeschobenen Person eines 'Editor', der, dem Chorus des antiken Schauspiels verwandt, Teufelsdröckhs lange Monologe mit eigenen Betrachtungen zu durchsetzen hat. 'Editor' spielt den Unparteiischen zwischen Teufelsdröckh und den Lesern, er macht ihn gelegentlich herunter: 'thou foolish Teufelsdröckh', oder warnt ihn, nicht gar zu hoch zu fliegen 'Beware, o Teufelsdröckh' of spiritual pride' — aber er nimmt ihn auch wieder in Schutz, bewundert und bemitleidet ihn und unterbricht glänzende Ausführungen mit plötzlichem Beifall. Er erläutert schwierigere Thesen aus eigener Erfahrung und macht auf die Perlen im Strohhaufen aufmerksam, damit wir Leser nicht die Lust des Pickens verlieren. Von gröfseren Abschnitten giebt er eine kurze zweckmäfsige Übersicht; er seufzt dabei über die Aufgabe, Ordnung in die ungeordneten Papiere zu bringen, und bedauert, viele Dinge nicht so ausgedehnt, wie sie da stehen, bringen zu können. — Das alles war natürlich Täuschung, denn mehr als wie der Editor wörtlich veröffentlicht hatte, gab es von Teufelsdröckhs Schriften nicht. Der Editor hält auch die

Geschichte gelegentlich auf, er durchwandert sie mit dem Leser wie eine Gemäldesammlung, wo der Cicerone vor besonders gefälligen Bildern mit einer Betrachtung und Erklärung verweilt. So wollte Carlyle die Kleiderphilosophie gleichsam bei dem Publikum einschmuggeln; der Abstand zwischen den grofsen Gedanken Teufelsdröckhs und zwischen dem kleinen der gewöhnlichen Leser war durch den dritten, den Bonhomme, der beide kannte und in seiner Weise gern hatte, in geschickter Weise überbrückt. Der Editor hatte aber Mühe, die eigene bescheidene Persönlichkeit neben dem Helden zu behaupten und seinen Stil vor Ansteckung zu bewahren: 'to speak without *metaphor* with which mode of utterance Teufelsdröckh has somewhat infected us', ja manche seiner Gedanken münden in die Bahnen Teufelsdröckhs ein, als wäre Carlyle selber gegen den Schlufs hin seiner Doppelrollen müde geworden.

Diese Manier, sich gutmütig schalkhaft selber zu besprechen — denn von einem aufrichtig bitteren Tadel kann dabei natürlich kaum die Rede sein —, findet sich häufiger in der Litteratur. Man denke nur an die Schillerschen Recensionen der Räuber. Seinem fertigen Werke steht mancher Künstler wieder mit einer gewissen Selbständigkeit des Urteils gegenüber. Die Befangenheit, die während des Schaffens ihm die Qualität desselben verhüllte, lichtet sich, und, je nachdem, wird er nun anerkennen oder schelten. Man darf ihm beides nicht verargen, man soll aber, wenn der Künstler mit sich einmal zufrieden ist und sein Werk preist, auch nicht gleich von Selbstlob und Poeteneitelkeit reden, und einem Dichter wie Platen, mit dem wir noch über vieles abzurechnen haben, wollen wir aus der Huldigung, die er den eigenen Liedern darbrachte, den allergeringsten Vorwurf machen.

Bei Carlyle war freilich weniger Selbstanerkennung und mehr fachgemäfse Beurteilung da, wie sie sich aus dem kritischen Vermögen, das er auch sonst bethätigte, erklärt. Er war es von jeher gewöhnt, den Beobachter zu spielen und seiner eigenen Natur in ihrer Entwicklung zuzusehen. Der Streit der zwei Seelen in der einen Brust war ihm nicht erspart; nur waren die Parteien entsprechend seiner Individualität anders als z. B. bei Goethe und Schiller geartet. Im Faust hatte Goethe sich über den Gegensatz des Sinnlichen und Himmlischen beklagt; Schiller kam über den Zwiespalt des Lebens mit den Idealen nie hinaus; Carlyle aber, dessen bedürfnisloser Natur das Fleisch keine grofsen Anfechtungen bereitete, mufste in den Kampf des Zweifels mit dem Glauben ziehen. Sein Schlachtfeld lag ausschliefslich auf sittlich geistigem Gebiete. Jene Gegensätze beherrschen seine Werke, sie machen sich auch in diesen beiden Rollen geltend, die er zu übernehmen liebte: denn aufser dem Schriftsteller, der im Vertrauen auf seine inneren Kräfte gläubig schafft, war er auch ein Kritiker, der den Schriftsteller in sich selber zweifelnd überwachte. Eine harmlose Gelegenheit, die Persönlichkeiten aneinander zu bringen, bot das Tagebuch, dem er seine Einfälle und Gedanken wohl so, wie sie kamen, anvertraute, wo er aber auch über sie und sich Gericht abhielt.

Er war die Selbstironie, in der Art der deutschen Romantiker.[1]

Auch Jean Paul mag da mit eingewirkt haben, der so gern seine Leser in der Nähe weifs. 'Nichts ist wohl lächerlicher, meine werthen Freunde', damit beginnt gleich der 'Cirkelbrief' des Schmelzle; und hier wie im Fixlein stehen Erzähler, Held und Publikum in einer dauernden, persönlichen Verbindung, die auch Carlyle im Sartor unter den drei Gruppen herstellte. Es wäre eine interessante Aufgabe, das Verhältnis zwischen dem Schriftsteller und seinem Leser einmal durch die Litteraturen zu verfolgen; man müfste nach den Gründen suchen, weshalb z. B. Goethe und noch mehr Schiller ihr Publikum durchschnittlich selten erwähnen, während die Romantiker sich seiner immer wieder ausdrücklich erinnerten; ob hier der Einflufs fremder Dichtungen, z. B. des südeuropäischen Epos von Ariost, oder nur ein allgemeines Bedürfnis nach Anschlufs sich geltend macht, wie es sich aus dem verminderten Selbstbewufstsein der nachklassischen Dichter etwa verstehen liefse?

Wieviel Carlyle von dieser Spaltungstechnik hielt, beweist die Übersetzung von Goethes Märchen, die er mit allerlei Einkleidungen 1832 in Frasers Magazin unterbrachte. Die Person, die spricht und die Übersetzung des Märchens und dessen Erklärung vor den Lesern veröffentlicht, ist Oliver Yorke, jener alte Bekannte aus dem Sartor; der Übersetzer und Erklärer dagegen wird D. T., das heifst Diogenes Teufelsdröckh, genannt. O. Y. reitet immer hinter D. T. her; die Glossen schieben sich übereinander; wenn D. T. eine Stelle des Märchens glücklich erklärt hat, weist O. Y. gleich darauf den Sinn oder Unsinn dieser Erklärung nach, um die Leser zu warnen oder zu ermuntern. Was Carlyle = D. T. bei seiner Deutung vergessen hatte, erwähnt jetzt Carlyle = O. Y., so dafs der wirklichen Kritik einer dritten Person aller Tadel vorweg abgeschnitten ist.

'D. T.' ist vom Helden des Sartor nicht wesentlich verschieden und ein Original, über das sich sein vernünftigerer Gegner 'O. Y.' bei aller Achtung doch lustig macht. Eine allzu ausführliche Anmerkung des 'D. T.' möchte er unterdrücken; er sucht ihn durch Ausrufe 'O Heavens' zu verwirren, spottet auf die Gegenwart und beantwortet D. T.s Frage, ob die drei Mädchen im Märchen 'Faith, Hope and Charity, or others of that kin' bedeuten, mit einem kecken 'Faith, Hope and Fiddlestick'. Carlyle trieb hier doch einen recht harmlosen und durchsichtigen Spafs, wenn er sein Ich in zwei Personen schied, die einander entgegenarbeiteten, um den Widerspruch zwischen Herz und Kopf zu veranschaulichen.

'D. T. scheint keinen der deutschen Kommentare über die Märchen benutzt, ja er scheint nicht einmal gewufst zu haben, dafs es solche gab,

---

[1] In einem Brief an Miss Welsh, der ihr die arbeitsame Zeit in Hoddam Juni 1825 schildert, bereitete er sogar sich selber vor ihren Augen ein kleines Gefecht und redete sich an: 'You will please to observe, Mr. Tummas, that time is flying fast away' ... To which I answer: 'Time, you say, is flying. Let it fly.'
Aus dem Tagebuch: 'You deserve considerable pity, Mr. C. and likewise considerable contempt. Heaven be your comforter, my worthy sir.' F I 324.

wofür sich der Übersetzer selbst verantworten mag. Ferner hat er bei seinen endlosen Vorworten das eigene Vorwort des Autors vergessen', bemerkt zuletzt O. Y., der dann die Absätze der 'deutschen Ausgewanderten', die in Wilhelm Meister dem Märchen vorangehen, hinzuübersetzt.

Im Jahre 1833 brachte Carlyle in Frasers Magazine einen Artikel 'On History again' unter, welcher der Eröffnungsrede eines gewissen 'D. T.' — natürlich Diogenes Teufelsdröckh —, gehalten vor der 'Society for the Diffusion of Common Honesty', entnommen sein wollte.

Gelegentlich verkleidete sich Carlyle auch unter einer anderen Maske. So bringt er E³ 44—46 in einem Aufsatz über Jean Paul die lange Auslassung eines 'of Richter's English critics' an; sie deckt sich wörtlich mit seinen eigenen Ausführungen E¹ 264 ff. aus der Vorrede zu German Romance.

Sartor 4: 'Die Kleider' ... von **Diog. Teufelsdröckh. Stillschweigen** & Cie. **Weissnichtwo** 1831.

Teufelsdröckhs merkwürdiges Buch erscheint im Städtchen 'Weissnichtwo', dessen Name im Einklang zu der geheimnisvollen Persönlichkeit des Helden steht. Nur liegt dies Utopion nicht ganz aufserhalb der Welt; es wäre vielmehr leicht irgendwo in manchem Flecken Deutschlands vor 100 Jahren doch aufzufinden. Wie intim ist der Ort und seine Bewohnerschaft ausgemalt! Denn Carlyle hatte eben von Jean Paul auch die freundliche Enge deutscher Dörfer und Häuser kennen gelernt, wo man ohne viele Kenntnisse von der weiten Welt bescheiden und beschränkt für sich doch ein gemütliches Leben führte. Er machte mit Quintus Fixlein oder Jean Paul selber die Weihnachtsfeste deutscher Kinder mit und hörte ihren Schilderungen vom 'Christchild', wie er es übersetzte, zu; er war zu Gast geladen bei den Verlobungs-, Hochzeits- und Tauffestlichkeiten und sah sich auch die umständliche Maschinerie des Volks-, Schul- und Kirchenwesens an.

Die 'Stillschweigen'sche Buchhandlung' oder auch 'Stillschweigen und Cie', die dort den Vertrieb der 'Kleider' übernahm, ist eine Filiale von der gewaltigen Firma, aus der alles Grofse und Gute im Universum kommen sollte, von dem mächtigen Emporium des Schweigens, das Carlyle so gern über die vielen kleinen zwecklosen Geräusche dieser Welt stellte: 'How noiseless is thought!' — Goethe hatte ihn zuerst darauf verwiesen, und Carlyle bezeugte dem 'Schweigen' eine fast lächerliche Hochachtung. Der Gedanke deutscher Klassiker — Schiller: 'Spricht die Seele, so spricht, ach, schon die Seele nicht mehr' — wurde überhaupt von dem Engländer barock übertrieben. Er zog, und nicht *cum grano salis,* die letzten Folgerungen; er wagt unter anderem am Schlufs der Vorlesungen über die Heldenverehrung seinen Zuhörern ganz kaltblütig den unsinnigen Satz anzubieten, 'dafs kein Wort, je gesprochen oder noch zu sprechen, einen Vergleich mit dem Schweigen aushält'.

Carlyle war im stande, ernsthaft sich an bestimmten Tagen zu völliger Wortenthaltsamkeit zu verpflichten. So wollte er jeden Augenblick seines Lebens den höchsten Forderungen unterstellen; er kannte keine

Erholung, aber diese geistige und moralische Überspannung mufste sich am Ende in einer dauernden Verstimmung des Gemüts, in einer Entfremdung von den Menschen und von der Wirklichkeit rächen, die auch für ihn selber immer unerträglicher wurde. Je schärfer wir die Anlagen dieses Mannes prüfen, desto mehr drängt sich uns auch jener ungesunde Zug auf, der sich bald als Pedanterie und Philisterei, bald als Lieblosigkeit gegen seine Umgebung äufserte, im ganzen aber als etwas Sonderlinghaftes dem Träger trotz der Bewunderung vor seinem alles beherrschenden Intellekt eigentlich nie die Herzen der Menschen zuführt. So lebte er in einer anderen Welt, die weitab von dem bitter gehafsten gemeinen Volke lag: 'Meanwhile the grand peremial Communion of Saints is ever open to us' (F^2 239), und fühlte sich vom Herrn als Zeugen für göttliche Wahrheiten auserwählt: 'every good man ... is a Martyr (a witness) in his day and generation' (N^3 195).

Der Vorname Diogenes,[1] den Carlyle, wie Heinrich von Kleist in der Hermannsschlacht seine Thusnelda in Thuschen, in ein kosendes 'Gneschen' verwandelte,[2] deutet auf Jean Paul, dem — sagt Carlyle — 'dieselbe vollkommene Unabhängigkeit und Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Meinung eigen war wie dem griechischen Philosophen in der Tonne'. Mit Behagen erzählt er jenes Kleiderabenteuer aus Jean Pauls Leipziger und Hofer Zeit, weil es ihm lächerlich, aber doch bemerkenswert erschien, und uns hinwieder weist es auf den 'Clothes-philosopher' Teufelsdröckh. Denn J. Paul wagte, um sich eine Abwechselung zu erlauben und seiner Umgebung einen Beweis persönlicher Freiheit zu geben, eine Zeitlang à la Hamlet in einem eigenartigen Kostüm aufzutreten, das Brust und Nacken mehr als üblich entblöfste. Man nahm an dieser Tracht Anstofs: aber er führte die tolle Mode doch sieben Jahre durch. Carlyle bewundert ihn als 'young Diogenes' und redet im Anschlufs an seinen Gewährsmann 'Herr Otto' dabei vom 'clothes-martyrdom'. Ähnlich erzählt er von sich: 'Had I lived at Athens in the plastic days of that brilliant commonwealth, I might have purchased "a narrow paltry tub" and pleased myself with uttering gall among them of Cynosarges. But in these limes-when ... **Diogenes** laid hold of by a "Society for the Suppression of Beggars" — it may not be.' (N^1 179.)

Die Stellung Carlyles zu dem Griechen Diogenes änderte sich freilich mit den Jahren; dafs er seinen Helden so taufte, war auch eine Rückwirkung jener Zeit, wo sich seine eigenen Anschauungen noch mit dem antiken Cynismus gedeckt hatten. Später entfernte sich Carlyle davon; deshalb pafste der Name als Omen nur für den jugendlichen Teufelsdröckh; der gereifte Mann Teufelsdröckh, der mit einem falschen Stoicismus nichts mehr zu thun hat, schneidet auch alle Beziehungen zum Diogenes ab. Er spricht sich selber offen darüber aus: 'Grofs war freilich jene Tonne des Cynikers: ein Tempel, wo die Lehre von des Menschen

[1] SR 58; 146; 60. — E^3 23—29. E^4 205.
[2] Auch bei J. Paul: Attila > Attelchen, Teutoberga > Bergelchen.

Würde und Göttlichkeit verächtlich gepredigt wurde, aber gröfser ist jene Lederhülle des George Fox, denn dort wurde dieselbe Predigt gehalten, und nicht in Verachtung, sondern in Liebe.' Carlyle predigte noch öfter in seinen Schriften gegen den Diogenes, der doch der Heilige seiner Jugend gewesen war: E4 205 'Wenn du über die Schrecken und Niedrigkeit der Zeit jammerst und wie Diogenes zwei Laternen beim Sonnenschein brauchen möchtest, denke nur daran, dafs du über die Zeit und eine in Unwahrheit versunkene Welt keine Macht hast; aber du kannst dich erlösen und ehrlich machen; und das ist etwas, das ist viel, und dein Leben und deine Mühe werden nicht umsonst sein.'

McMechan (S. 365) weist selber für Diogenes noch auf Bayle und Diog. Laeertius hin. Besser hätte er notiert:

N3 188 (1829) 'Alas for the days when Diogenes could fit up his tub, and let the "literary world" and all other worlds, except the only true one within his own soul, wag hither and thither at discretion'. N3 298 'I ... did not see that Literature could support an honest man otherwise than à la Diogenes'. N4 352 (1835) 'living Diogenically'.

Teufelsdröckh war entschieden schon im Dalbrook des Wotton Reinfred vorgezeichnet, der mit seinen merkwürdigen Anschauungen die Menschen auch erst abstiefs, dann aber anzog. Dalbrook scheint abgeschmackt und weise zugleich, er weifs wunderbar zu reden, aber er hat bei allen Gaben doch gar nichts in der Welt erreicht: 'Dazu gemacht, ein Brahmane oder Gnostiker zu werden, wurde er ein unbestimmter englischer Gelehrter... Lafst uns den guten Philosophen bemitleiden. Er war für eine bessere Welt als die unsere geschaffen, und nur im Himmel, wohin er zu kommen hofft, kann sein feiner Geist zu Hause sein.'

Das Karikaturenhafte tritt bei Dalbrook noch zurück; ihm fehlt die Narrenkappe; er spricht wohl dieselben Ansichten aus, aber er hat noch nicht die tolle Laune wie sein Nachfolger Teufelsdröckh. Teufelsdröckh, der als Professor ebenfalls nur einen Scheinberuf hat, eignet sich wenig für die Erde und ist zuviel mit den ewigen Dingen beschäftigt. Das Auffällige, Vereinsamende, Neue in ihren beiden Lehren und Weltanschauungen ist aber bei ihm auch auf das Äufsere übertragen, auf die Gestalt eines weltabgewandten, deutschen Gelehrten. Dalbrook ist in seinem pathetischen Wesen noch durchaus ernst genommen und Teufelsdröckh dagegen halbwegs als komische Person aufgefafst.

Der Professor wird nur mit wenigen Strichen gezeichnet; mit dichtem, lockigem Haar über dem ernsten Antlitz, tiefen Augen unter buschigen Brauen, ein Mann in den mittleren Jahren, mit weitem Mantel und breitrandigem Hut, ein guter Geselle bei Trank und Tabak, der lange still bleiben und dann plötzlich von einer Beredsamkeit ohnegleichen fortgerissen werden kann, ohne jede gewinn- und eigensüchtige Pläne in dieser argen Welt, mit einem warmen Herzen für andere: so war im grofsen und ganzen das Original beschaffen, das Carlyle in Deutschland für seine Engländer aufgegriffen hatte.

Es war ein Geschöpf, das wirklich etwas vom deutschen Wesen, von

jenem guten, schwerfälligen Idealismus an sich hatte, der vor und nach den Befreiungskriegen in Deutschland umging. Damals, wo so mancher vergeblich sich frei und hoch über die trübe, enge Wirklichkeit wegzuschwingen suchte und wo mehr als ein schmerzlich-drolliger Widerspruch bestand zwischen den kühnen, welt- und menschenbeherrschenden Plänen im Herzen und zwischen dem waffen- und machtlosen Äufseren der Pseudo-Titanen Deutschlands.

Einzelnes an Teufelsdröckhs Wesen und Erscheinung stammte auch von englischen Mustern, entweder von Carlyle selber oder von einem der Seinen ab. Das unbändige Gelächter z. B. — once we saw him laugh SR 22 — ist von Carlyles Vater übernommen, der den ihm gewöhnlich eigenen Ernst durch plötzliche Lachsalven zu erschüttern pflegte.

Berlin. (Fortsetzung folgt.) H. Kraeger.

Neuere Erscheinungen auf dem Gebiete des englischen Romans.

The life and death of Richard Yea-and-Nay by Maurice Hewlett (Tauchnitz edition vol. 3472, 3473).

Das Buch scheint originell. Naiven Lesern mag dieser Schein wohl auch nicht verbleichen. Sieht man schärfer zu, so kommt man dem Verfasser bald hinter seine Schliche. Leider, denn damit verflüchtigt sich der Genufs, und es bleibt nur die leere Freude des öden Bewufstseins, nicht düpiert worden zu sein. Das Buch scheint originell, denn es macht den Versuch, einen historischen Roman in historischem Stil zu bieten.

Es handelt sich um die Geschichte von Richard Löwenherz. Der Verfasser läfst sie von einem Freunde des Königs, von Abt Milo schreiben. Doch nur in Hauptstellen legt er diese Chronik 'im Original' vor. Dazwischen erzählt er selber, dort nämlich, wo der Abt zu ausführlich wird oder wo ihn sein Wissen verläfst. Technisch ist das ein sehr geschickter Kniff. Der Verfasser hat zwei Eisen im Feuer. Einmal den warmen Ton der 'Originalpartien'. Hier spricht der Augenzeuge aus der jeweiligen Situation heraus, der aufrichtig mitfühlende Freund des Helden. Darüber hinaus sichert sich der Verfasser in 'seinen' Abschnitten die Allwissenheit und Allgegenwart des objektiven Romanschreibers, der seinem Leser über alles Äufserliche und Innerliche der Geschichte restlosen Aufschlufs geben kann. Soweit wäre die technische Anlage ausgezeichnet.

Aber die Sache hat ihren Haken. Der Roman zerfällt in zweierlei Teile, deren Stücke sich jeweilig ablösen. Hiermit ginge die geistige Einheit verloren, Illusion und Stimmung schwänden dem Leser. Dieser Gefahr seines technischen Tricks sucht der Verfasser durch ein geschicktes Auskunftsmittel zu begegnen. Milos Chronik ist pures Mittelalter an Idee und Stil. Der Verfasser färbt also von seiner Quelle ab, er treibt geistige und formale Mimikry, auch er denkt und schreibt 'Mittelalter'.

Und so ist mit der Einheit die Eindrücklichkeit des Ganzen gerettet. Ja noch mehr, das Buch ist 'originell' geworden.

Doch der Zauber hält nicht lange vor. Es quält einen die Frage: wer ist der Verfasser? Abt Milo kennt man aus dem Buche, ja man rückt zu ihm sogar in ein sympathisches Verhältnis. So steht er einem persönlich zu nahe, als dafs man seinem Kollegen, dem Citator und Interpolator seiner Chronik, die Unpersönlichkeit verzeihen könnte, besonders weil er durch seine Mittelalterlichkeit die Neugier reizt. Das technische Phantasiegespinnst des Verfassers hat also ein Loch, und durch dieses Loch sieht man ins Leere. Die Illusion schlüpft durch, und nur die nergelnde Kritik bleibt zurück. Der künstliche Bau stürzt zusammen, weil uns der Verfasser mit seiner Technik zuviel zugemutet hat.

Immerhin hält sich die Kritik respektvoll. Der Verfasser entfaltet ein bedeutendes Können. Sein Mittelalter besteht eben nicht nur im Flitterkram des Kostüms, es ist innerlich, kommt von Hirn und Herz, wirkt glaubhaft bis zum Unverständnis. Das will sagen, man geht mit der Sache mit, denkt und fühlt mit den Personen, so lange dies einem neuzeitlichen Menschen möglich ist. Stellenweise werden aber Situationen und Figuren so 'mittelalterlich', dafs man sie nicht mehr versteht und infolgedessen die Illusion verliert. Liest man mittelalterliche Originale, so geht einem ja auch ab und zu das Verständnis aus. Aber das schadet nichts. Das Original hat eben seinen unverwüstlichen Autoritätszauber. M a n ist dumm, nicht e s ist falsch — und so kommt man über die Hindernisse des Abstandes der Zeit und damit der Gefühlsweise und Denkungsart hinweg wie über etliche holperige Verse zwischen vielen glatten. Der Kopie gegenüber gestattet man sich jedoch das Prädikat der persönlichen Unzulänglichkeit nicht. Da trägt der Autor die Schuld, nicht der Leser, wenn die Wirkung des Werkes versagt. Auch mit Recht. Der alte Autor hat nicht für uns geschrieben, wohl aber der neue. Man steht also vor der sonderlichen Thatsache, dafs unser historische Roman — weil im historischen so treu — stellenweise versagt.

Es fragt sich nun, worin das Buch so mittelalterlich ist. Mir scheint dies in der Freude zu liegen, womit die einzelnen Fakta als solche geschildert werden, und in der Deutlichkeit, womit die Gesamthandlung aus Moralideen heraus erklärt wird. Negativ liefse sich das dahin ausdrücken, dafs das Einzelfaktum nicht erklärt wird, und dafs dem Ganzen die dem Leben immer eigene Sprunghaftigkeit fehlt. Unser Roman steht also im Zeichen christlich-romantischer Teleologie. Die Einzelheiten bleiben unerforschlich wie die 'Wege des Herrn', im ganzen spiegelt sich der göttliche Wille als moralische Weltordnung. Der moderne Roman verfährt umgekehrt: er sucht die Einzelheit begreiflich zu machen, das Ereignis aus seinem sachlichen Zusammenhang, die Person aus ihrer Veranlagung und ihrem Milieu; er vermeidet aber, das Ganze als Illustration einer Idee in logischer Geradlinigkeit darzustellen. Dieser Gegensatz zwischen dem mittelalterlichen und modernen Dichter ist selbstverständlich der Gegensatz zwischen dem alten und neuen Menschen. Jener beschaut das

Detail, dieser erforscht es; jener erforscht das Ganze, dieser beschaut es. Beide sind naiv und kritisch, nur jeder am anderen Ort. Als Dichter kopieren sie das Leben, wie sie es schauen, und konstruieren sie eine Welt, wie sie sie wünschen. Sie sind Realisten und Idealisten in einer Person, aber an verschiedenen Stellen. Der alte Dichter konstruiert das Ganze, der neue das Detail; der alte kopiert das Detail, der neue das Ganze.

Der Gegensatz zwischen alter und neuer Dichtung ist so tief im Wesen verankert, dafs er notwendigermafsen auch in der Form zum Ausdruck kommen mufs. Die eigenartige Idee schafft sich ihren entsprechenden Stil, worunter hier nicht nur die sprachliche Prägung, sondern die Gesamtheit der künstlerischen Ausdrucksmittel verstanden wird. Unser Verfasser ist als Kopist — wie jeder Nachahmer — besonders der Form seiner Vorbilder treu gefolgt. Sprachlich bemüht er sich in seiner Rolle als Abt Milo um den alten Chronikenstil in möglichen Grenzen. Aber auch, wo er in eigener Person spricht, archaisiert er. Die vielgelenke, moderne Syntax, die mehr für den scharfscheidenden Verstand arbeitet, wird verschmäht zu Gunsten einer einfachen Satzstellung, die der Phantasie Bild für Bild zur Verarbeitung reicht, die Übergänge verwischt, um die Hauptsachen aufeinander prallen zu lassen, damit sie nach dem simplen Gesetz der Gleichheit oder des Gegensatzes um so stärker wirken mögen. Solch primitive Diktion verliert freilich des öfteren den erstrebten Erfolg, wenn — wie unvermeidlich — die gemachte Naivität allzu aufdringlich und augenscheinlich wird. Wie im kleinen arbeitet der Verfasser auch im grofsen auf dem Gebiete der Komposition. Ihr Trachten nach Überdeutlichkeit in der Herausstellung der Hauptstücke der Fabel läfst das Beiwerk flüchtig verdämmern. Das wirkt zu Beginn nach Absicht des Verfassers: man fühlt sich im Bann der starken Thatsachen. Dann steigert sich die Wirkung ins Unheimliche: man wird von einer gigantischen Welt bedrückt, die man nur halb versteht, und man atmet schwer, wie der Flachländer im engen Thalkessel zwischen Bergriesen. Zuletzt aber versagt das kompositionelle Raffinement, man merkt die Künstelei und verliert die Illusion.

Wenn einen dann stellenweise der Verfasser doch wieder in den Bann der Stimmung seines Werkes schlägt, so ist das nicht das Verdienst der Darstellung, sondern des gesunden Problems, das sich der Verfasser in diesem Roman a u c h stellt. Es ist nicht — sit venia verbo — das officielle. Dem Titel und der Anlage nach soll das Buch die Geschichte Richard Löwenherz' bieten, von seinen Anfängen als Prinz über seinen Kreuzzug ins gelobte Land hinweg bis zu seinem Tod als König, kurzum die Vollgeschichte dieser 'problematischen Natur' aus dem romantischen Mittelalter. Die Figur ist bei ihrem psychischen Reichtum ebenso dankbar wie gefährlich. Es gelingt dem Verfasser nur nicht, des schwierigen Vorwurfs völlig Herr zu werden. Er zeigt die Widersprüche, aber vermag sie nicht immer zu erklären. Klar wird er nur in e i n e m Ausschnitt aus Richards Leben, in dessen den ganzen Roman durchlaufenden Beziehungen

zu Jehane. Die Freundin des Prinzen, die Maitresse des Königs, die Märtyrerin ihrer Liebe — das ist die poetisch-legitime Heldin des Romans, denn ihre Geschichte entwickelt sich organisch in psychologischer Klarheit und faktischer Verständlichkeit. Hier deckt sich Innen- und Aufsenleben, erscheint alles wahr, weil fafslich, wirkt alles, weil unmittelbar nachempfindbar. Dabei ist Jehane auch im poetischen Sinne eine historische Figur, denn sie lebt nur in den realen und ideellen Voraussetzungen ihrer Zeit.

So ist also der Verfasser gewissermafsen nur nebenbei und nur stückweise dazu gekommen, das zu schaffen, was er eigentlich schaffen wollte — einen wahrhaften historischen Roman. Er hat seine Aufgabe mit äufserlichen Mitteln und Mittelchen lösen wollen — als Archaist. Bildung, Geist, die Gabe innerlicher Assimilation an eine abgestorbene Kultur, die Kraft, tote Formen lebensvoll nachzugestalten — all dies hat ihn sein interessantes Experiment glücken lassen, ein Stück Mittelalter in der Geschichte von Richard Löwenherz litterarisch zu rekonstruieren. Die Poesie ging dabei leer aus. Inmitten seiner Arbeit ist er aber zum wirklichen Poeten geworden — dort, wo ihn — wie in den Jehane-Enclaven — glückliche Stoffpartien haben naiv schaffen lassen. Sein im ganzen verpfuschter, im einzelnen höchst gelungener Roman ist eine lehrreiche Illustration für Kunst und Künstelei.

The man in the iron mask by Tighe Hopkins (Tauchnitz edition vol. 3491).

Das Buch ist kein historischer Roman, aber es zeigt, wie 'historische Romane' im Sinne der Geschichtsfälschung entstehen und wie romanhaft die wahre Historie manchmal ist. Darum sei es erlaubt, hier auf dasselbe kurz hinzuweisen.

Es handelt sich um die Fabel vom 'Mann mit der eisernen Maske'. In der ersten Hälfte des Buches unternimmt es der Verfasser, auf Grund der neueren Forschungen darzulegen, wer alles hinter der eisernen Maske nicht gesteckt haben kann von den vielen, welche zu dieser Rolle zeitgenössische oder spätere Fabelei verdammt hat. Sieben Fabeln werden so zerstört. Weil den Verfasser seine gewissenhafte Gründlichkeit und seine negative Absicht glücklicherweise nicht hindern, das Thatsachenmaterial in lebensvolle Bilder zu verarbeiten, so bekommt der Leser hier sieben historische Monographien, von denen sich jede wie ein historischer Roman en miniature ausnimmt.

In der zweiten Hälfte des Buches führt der Verfasser aus, wer allein der Mann mit der — zwar nicht eisernen, sondern samtenen — Maske gewesen sein kann. Es ist die grausige Geschichte von dem italienischen Diplomaten und Staatsverräter Mattioli. Trotzdem der Verfasser seinen historischen Beweis aktenmäfsig erbringen mufs, ist es ihm auch hier gelungen, durch die Art der Darstellung litterarische Wirkungen zu erzielen, die den ausführlichen Exkurs wie einen historischen Roman erscheinen lassen.

Wer sich für das historische Problem des Mannes mit der eisernen

Maske interessiert oder auch nur für Geschichtsbilder aus der Zeit Ludwigs XIV., der möge nach diesem Buche greifen, denn es wird ihn in Stoff und Form gewifs fesseln.

Babs the impossible by Sarah Grand (Tauchnitz edition vol. 3505, 3506).

Der Roman ist lang, und die Geschichte ist kurz. Ja, man fragt sich am Ende der Lektüre, ob das überhaupt eine Geschichte war, was man da gelesen. Geschehen ist freilich mancherlei, aber zusammengenommen macht dergleichen noch keine Geschichte. Von einer solchen verlangt man entweder eine Reihe von äufseren Ereignissen in kausalem Sachkonnex, die von einem natürlichen Anfang zu einem natürlichen Ende kommen, also eine notwendige Entwickelung bis zum erschöpfenden Abschlufs aufweisen. Oder man will von einer Geschichte die Darstellung eines Stückes Einzelleben, in dessen Phasen sich ein Lebensprozefs abspielt, dessen Ende nicht nur ein Aufhören, sondern ein Ausleben bedeutet. In beiden Fällen schliefst dann das jeweilige sachliche oder psychologische Problem die Einzelheiten zur Einheit in der geistigen Totalwirkung zusammen.

Unser Roman zeigt weder die eine, noch die andere Art von 'Geschichte'. Das wäre an sich nicht schlimm, wenn die Verfasserin statt des Hergebrachten etwas Neues geschaffen hätte. Schlimm ist es aber, dafs sie sichtlich nach dem Hergebrachten strebt, ohne es erreichen zu können, und interessant ist es zu beobachten, wie sie mit ihren besten Absichten scheitert.

Was sie will, verrät der Titel und besagt das kurze Vorwort. Sie will die Geschichte eines Kindes schreiben. Das ist ihr auch prächtig gelungen, insoweit als Babs, der Backfisch, Babs, das enfant terrible, Babs, das unverstandene Kind, mit den schon wachen Instinkten der Jungfrau uns in einer Fülle lustiger, trauriger oder rührender Momentbilder aus diesem Buche entgegentritt. Diese Bilder sind getreu nach dem Leben gezeichnet und überzeugen, sie sind auch originell und interessieren, weil der widerspruchsvolle Charakter in seinen feinsten Regungen der tiefschauenden Verfasserin klarliegt und sie die Kraft der Darstellung für solch psychologisches Genre in vollstem Mafse besitzt. Aber etwas ist ihr mifslungen, und gerade das wichtigste für Babs als Romanheldin: die Entwickelung aufzuzeigen, wie das Kind zur Jungfrau reift. Babs bleibt in ihrem Wesen unveränderlich bis zum Schlufs. Da giebt's plötzlich einen psychischen Ruck, und — wie im Märchen unter dem Zauberstab der Fee das Bettelkind zur Prinzefs — wird Babs auf den allerletzten Seiten des mehrbändigen Romans durch die Erkenntnis ihrer problematischen Natur zum normalen Weibe. Ob die Schuld an der Verfasserin liegt oder an ihrer Heldin, wag ich nicht zu entscheiden. Eines ist mir gewifs: so wie Babs angelegt ist, mufs sie als Hauptfigur eines psychologischen Romans steril bleiben, kann sie nicht aus sich heraus 'Handlung' erzeugen. Sie erlebt blofs Episoden. Es sind ihrer viele, und sie sind entsprechend der Vielseitigkeit der kleinen Heldin mannigfaltig.

Nimmer aber geben sie miteinander eine Geschichte, denn es fehlt ihnen der innere Nexus, wie er der unberechenbaren Heldin selber fehlt. Doch die Verfasserin will eine Handlung haben. Die innere markiert sie am Schlufs mit der nicht glaubhaften Wesenswandlung der Heldin, die äufsere giebt sie gar nur in abstracto hinter dem Schlufs: die Heldin bekommt die Vision ihrer künftigen Heirat. Solche Palliative ändern natürlich nichts am wahren Stand der Dinge. Die Erlebnisse von Babs machen keinen Charakterroman, sondern bilden eine reich und glänzend illustrierte Charakterstudie.

Den Mangel einer richtigen Handlung mag die Verfasserin wohl gefühlt haben. Wenigstens ersetzt sie sie durch ein Surrogat. Sie läfst nämlich eine Episode so stark aufwuchern, dafs unser fabulistisches Interesse hiervon völlig in Anspruch genommen und unser Verlangen nach einer Fabel, das wir dem 'alten' Roman gegenüber einmal haben, auch beiläufig befriedigt wird. Die Verfasserin steht also mit uns unter dem Druck der hergebrachten Konvention. Weil ihr die legitime Handlung mifsglückt ist, schafft sie eine illegitime. Es ist die Geschichte von Jellybond Tinney — wieder eine Charakterstudie, aber in Handlung umgesetzt.

Dazu eignet sich der Held vorzüglich. Er ist als Gegenstück zur passiv-problematischen Babs die aktiv-problematische Natur — ein halber Schwindler. Plebejer von Geburt ist er durch ein polizeilich nicht zu beanstandendes Gewerbe ohne Anstand, aber auch nicht in Ehren reich geworden. Er will nun — zu Beginn des Romanes — in der 'Gesellschaft' Fufs fassen. Das setzt einen zähen, langwierigen, wechselvollen Kampf, den er mit anständigen und unanständigen Mitteln schliefslich siegreich durchkämpft. Er verleugnet seine Vergangenheit, verändert seinen Namen, setzt sich in einen stillen Winkel Englands fest, umgarnt hier mit seiner 'respektablen' Erscheinung alle männerhungrigen Damen der Gegend als möglicher Bräutigam oder Schwiegersohn, verlobt sich mit dem reichsten und vornehmsten Weiblein, einer köstlich stupiden, mittelalterlichen Witwe, gewinnt mit der Zeit sogar die widerhaarigen Männer, indem er politisch wird, als Kandidat ihrer — natürlich der noblen, konservativen — Partei auftritt. Er heimst sich schliefslich auch die Witwe und das Mandat ein dadurch, dafs er als letzten Trumpf biedermännisch den Schleier von seiner Vergangenheit lüftet, um in der Glorie des braven self-made-man dazustehen. Die Figur ist brillant angelegt und entwickelt. Man mufs diesem schäbigen Helden auf seiner Zickzacklinie im Grenzgebiet von Anständigkeit und Schufterei mit Spannung folgen, wie er seinem löblichen Zweck mit meist unlauteren Mitteln immer näher kommt. Dabei ist es der Verfasserin prächtig gelungen, ihn aus dem Halbdunkel seines Ursprungs schrittweise in ein helleres Licht zu rücken. Sie will freilich für ihn noch mehr als unser Interesse erzielen, sie möchte, dafs wir uns nach und nach sogar mit ihm versöhnen, indem sie ihn bei ansteigenden Erfolgen ruckweise moralisch hebt und ihn als braven Hausvater und guten Politikus enden läfst. Da kann ich allerdings nicht mithalten, denn der fette Kerl bleibt mir bei all seiner 'Respektabilität' doch nur der ordinäre Plebejer.

Aber das ist vielleicht Geschmacksache. Litterarisch ist die Figur jedenfalls höchst erfreulich.

Allerdings gilt dies nur für die isolierte Betrachtung. Babs und Jellybond Tinney sind eben für einen Roman zuviel. Sie schliefsen sich künstlerisch geradezu aus. Hier aber werden sie gewaltsam aneinander geprefst. Das hat seine bösen Folgen. Die einzelnen Phasen ihrer Geschichten wechseln miteinander ab, um sich immer neuerdings zu stören. Das ist ein äufseres Übel, weil man fortwährend den einen oder anderen Faden der Geschichten verliert. Aber es ist auch ein inneres Übel durch den barocken Stimmungswechsel, dem man auf die Dauer preisgegeben wird. So ist der Roman als Ganzes ein Unding trotz seiner glänzenden Vorzüge in seinen unorganisch verbundenen Teilen.

Es ist jammerschade, dafs die Verfasserin aus dem chaotischen Stoff nicht zwei Romane geformt hat. Die Jellybond Tinney-Geschichte ist in der Art der Charakterzeichnung und Fabelführung zwar altstilig, aber litterarisch wirksam und in den eingesprengten Genrebildern aus dem Leben der Landgentry ebenso wertvoll wie lustig. Die Babs-Geschichte hätte aber unwillkürlich zu einer neuartigen formalen Lösung des originellen Problems geführt. So hingegen hat die Verfasserin mit ihrem Zuviel recht wenig gegeben.

The visits of Elisabeth by Elinor Glyn (Tauchnitz edition vol. 3504).

Elisabeth ist ein Mädchen von siebzehn Jahren, hat noch nichts erlebt neben ihrer kränklichen Mutter, nur viel erzählen hören von der 'Welt von einst', da Mutter jung gewesen. Nun soll sie in die 'Welt von heute' eintreten und dazu die über England und auch Frankreich weithin verstreuten, hoch- und mittel-aristokratischen Verwandten besuchen. So macht sich Elisabeth mit ihrer Zofe auf die Verwandtenreise. Als brave Tochter schreibt sie über ihre Besuche der Mutter ausführliche Briefe. Diese Briefe bilden das Buch. Das Buch ist reizend.

Der Reiz läfst sich aber nicht gut beschreiben, eher noch in den Wirkungen als in den Ursachen andeuten. Die Verfasserin nimmt einmal unser Herz gefangen für den lieben Backfisch. Elisabeth ist so nett, dafs ihr selbst ihre kleinen Dummheiten und grofsen Ungezogenheiten gut stehen, sie ist aber au fond ein so braves Mädl, dafs wir mit zärtlichem Interesse ihren unbedeutenden Erlebnissen und dem ganz gewöhnlichen Herzensroman folgen. Die Verfasserin weifs aber auch unseren Verstand zu kaptivieren. Elisabeth ist — litterarisch genommen — Selbstzweck als Charakterfigur und Romanheldin, sie ist darüber hinaus noch Mittel zum Zweck. Ihre Besuche sind das tragende Gerüst für eine lange Reihe von Gesellschaftsbildern. Darin erweist sich die Verfasserin als scharfe Beobachterin und zugleich als humoristische Beurteilerin. Sie ist liebenswürdig, und deshalb durchzieht ein warmer Herzenston auch diese Partien ihres Werkes. Diese Liebenswürdigkeit ist nicht so billig, als man etwa meinen möchte. Denn die Verfasserin umspannt mit ihrer Galerie von

Salontypen weite Gebiete des Lebens. Elisabeth hat nicht nur viele, auch recht sonderliche Verwandte, und diese haben wieder mancherlei Gäste und Bekannte, bei denen die herzige Kleine eingeführt wird. So kommen wir mit ihr in die verschiedensten Kreise, in exklusive und gemischte Gesellschaft, zu Stadt- und Landadel, unter altmodische und mondäne Leute. Und allen diesen Menschen sieht die Verfasserin auf den Grund ihrer Seelen, was nicht immer eine Freude ist. Auch dem Menschenpack gegenüber das vornehme Wohlwollen nicht zu verlieren, ist ein Prüfstein wahrhaft edler Gesinnung.

So überrascht es nicht, dafs sich die Verfasserin von der modernen Seuche nationaler Verblendung freihalten kann. Einen Hauptreiz ihrer Schildereien bildet der Kontrast zwischen englischer und französischer Gesellschaft. Licht und Schatten sind hier und dort gleichmäfsig verteilt. Wie wahr die Darstellung, merkt vielleicht am besten der Deutsche, der durch Rassengemeinschaft einerseits, durch Kulturübertragung andererseits in sich selber gar nicht wenige englische wie französische Gewohnheiten und Anschauungen vereinigt. — Mit dem stofflichen Reiz verbindet das Buch litterarischen Wert durch die lebendige Darstellung der Figuren und Situationen. Das Kriterium hierfür liegt freilich blofs im persönlichen Eindruck des Lesers, und darum steht das Urteil jenseits der Wissenschaft. Diese kann nur die Mittel der Darstellung diskutieren. Sie sind — äufserlich besehen — altmodisch: der Roman in Briefen mit seinem ausgeprobten Vorzug der intimen und individuellen Unmittelbarkeit. Das ist also kein originelles Verdienst der Verfasserin. Doch sie wird darüber hinaus originell. Sie schreibt nämlich, dank der Eigenart ihrer Heldin, zwei Geschichten unter Einem. In den Zeilen lesen wir, wie sich die bunte Welt im Köpfchen unserer kleinen Elisabeth spiegelt, zwischen den Zeilen, wie diese Welt wirklich ausschaut. So bekommen wir eine subjektive und objektive Geschichte zu gleicher Zeit. Weil die Verfasserin dies Doppelspiel in glücklicher Konsequenz meistert, vermeidet sie die Monotonie des hergebrachten Briefromans, dessen persönliche Einseitigkeit.

Um sich den Beweis für diesen originellen Vorzug des englischen Buches zu erbringen, genügt ein Blick auf einen gleichzeitigen, modernen, französischen Roman, auf das berühmt-berüchtigte 'Journal d'une Femme de Chambre' von Octave Mirbeau. In Anlage und Ausführung besteht kein wesentlicher Unterschied. Tagebuchblätter funktionieren ja litterarisch wie vertrauliche Briefe, und die stofflich unabhängigen Gesellschaftsbilder werden gleichermafsen in 'Personalunion der Heldin' gebunden. Die Gesellschaft wird ebenso von einem Gesichtswinkel aus — dem der Heldin — geschildert. Aber Célestine ist nicht unerfahren-naiv wie Elisabeth, sondern reif als Weib und scharfsichtig Richterin. Sie liefert mit ihren Journalblättern 'Dokumente' in objektiver Beschreibung. Ihre Einseitigkeit ist eben nicht in ihrer Person, sondern in ihrer Position begründet. Als Dienerin besieht sie sich — wie sie nicht anders kann — die Gesellschaft von der Kehrseite. Sie sitzt nicht im Parkett, sondern steht hinter den Coulissen. Da wird denn die solenne Haupt- und Staats-

aktion des Lebens gar oft zur Komödie ohne Lustigkeit. Kurz, Mirbeau schreibt nur eine Geschichte und diese satirisch, Glyn zwei humoristische. Auch in diesen beiden Büchern stehen sich zwei Rassen typisch gegenüber, die germanische mit ihrer Herzenswärme, die romanische mit ihrer Verstandesschärfe. Bis ins Sprachstilistische hinein setzt sich dieser charakteristische Unterschied fort. Das Französisch der Zofe, die auch erziehlichen Litteratenverkehr gehabt hat, ist die abgeschliffene Gesellschaftssprache, während das Englisch der Aristokratin nach Phraseologie wie 'Grammatik' im feinen Alltags-Slang sich bewegt. Célestine schreibt mit Stolz 'gebildet', Elisabeth mit Freuden 'natürlich'. Die Französin erhebt sich ehrgeizig zur Konvention, die Engländerin verschanzt sich eigenwillig hinter ihre Individualität.

Wien. R. Fischer.

G. H. Sander, Aus Schottlands Schulen. Kassel, C. Vietor, 1901. 36 S. 8.

Die kleine Arbeit des noch in seinen Berufsstudien begriffenen Verfassers erhebt keinen gröfseren Anspruch, als einige in schottischen Schulen gemachte Erfahrungen einem etwas weiteren Kreise von Interessenten zugänglich zu machen, und zu den Interessenten werden sich hier nicht blofs die Pädagogen zu rechnen haben, sondern auch die Neuphilologen, für die mit dem 'Studium der Sprachen und Litteraturen' sich Kenntnis der fremdnationalen Kulturen mehr und mehr verbinden mufs. Die Darstellung Sanders ist wenigstens im ersten Teil nicht immer ohne Anstofs (wie denn Deutsch nicht eigentlich seine Muttersprache ist), und an Druckfehlern mangelt es nicht. Sein zwischendurch laut werdendes Urteil über deutsche Schulen ruht nicht auf hinlänglich breiter Grundlage, um immer gerecht zu sein. Seine Darstellung aber und seine Beurteilung des schottischen Schullebens macht einen guten Eindruck, und das hingezeichnete Bild ist in den meisten Beziehungen gewinnend. Wie vieles im Volksschulwesen und auch bei den höheren Schulen in anderen Ländern anders sein kann, als es bei uns in Deutschland ist, anders und doch ebensogut, anders und doch besser, zum Teil auch viel besser, das müssen die deutschen Pädagogen und solche, die es werden wollen, sich heutzutage willig zeigen lassen, um dann an ihrem Teile den Verbesserungen zuzustreben, die uns wünschenswert sind. Da hierzu am allermeisten die Veredelung des persönlichen Verhältnisses zwischen Lehrern und Schülern gehört, so ist wirklich jeder einzelne, der da will, in der Lage, mit zu fördern. Anderes freilich hängt mit nationaler Eigenart und geschichtlicher Entwickelung so eng zusammen, dafs Übernahme und Austausch nicht so leicht werden würden, wie die Enthusiasten sich's wohl vorstellen. Aber sicher kann es niemals schaden, das Fremde kennen und anschauen zu lernen, und, wie schon angedeutet, den Neuphilologen am allerwenigsten.

Berlin. W. Münch.

Englisches Konversations-Lesebuch für den Schul- und Privatunterricht. Mit einem Wörterbuche. Von Dr. Thomas Gaspey. Neu bearbeitet von H. Runge, Gymnasiallehrer in Eisenberg. Sechste Auflage. Heidelberg, Julius Groos, 1901.

Um den Lernenden nicht allein in die fremde Sprache einzuführen, sondern ihm zugleich auch die Kenntnis der Geschichte, der Zustände, Sitten und Gebräuche des englischen Volkes zu vermitteln, hat der Neuherausgeber die Vorübungen, Anekdoten und Fabeln der früheren Auflagen nur noch in verringerter Anzahl beibehalten, während in den übrigen Lesestücken Erscheinungen aus der englischen Geschichte nebst einigen Hauptzügen englischer Volks- und Landeskunde behandelt werden. Die Texte, die zum Teil aus den Lesebüchern von Ohlert, Deutschbein, Wershoven, Saure u. a. m. übernommen worden sind, bieten eine Fülle anregenden und zu Sprechübungen geeigneten Lesestoffes dar. Zwei Landkarten sind dem Buche beigegeben, das auch mit Bezug auf Druck und Ausstattung einen ansprechenden Eindruck macht.

Entbehrlich und aufserdem wenig geschickt erscheinen mir die Fragen, die den Fabeln und einigen Lesestücken zugefügt sind; z. B. S. 8: *To whom did Queen Elizabeth make a visit and what did she ask him? — On telling his companions, what did one of them do?* (dieselbe lose Konstruktion findet sich freilich auch im Texte der bekannten Erzählung von Merkur und dem Holzfäller S. 7: *The man goes to his companions, and, giving them an account of what had happened, one of them went presently to the river side and let his hatchet fall designedly into the stream*). — Von Druckfehlern sind mir nur die folgenden aufgefallen: *British Possession's in South Africa* (zweimal, S. VII und S. 153); *The Apostle's Creed* (zweimal, S. VII und S. 147); *The Poet's Corner* S. 129; *at fist sight* S. 45; *skiful* S. 48; *sabre strocke* S. 75; *thee fair* S. 79; *Heere* S. 129; *with regarded to* S. 129; *Pertshire* S. 129; *several statesman* S. 130; *Russel Square* S. 133; *pore* S. 162; *axure* (*æzəʳ*) S. 212. — Falsche und sinnstörende Interpunktion findet sich S. 179: *I send the lilies given to me; Though long before thy hand they touch. I know that they must withered be, But yet regard them not as such.*

Auch sei hier noch darauf aufmerksam gemacht, dafs die Regeln der Silbentrennung in dem Buche von Gaspey-Runge nicht immer genau befolgt worden sind. Nicht nur wird häufig statt der blofsen Flexions- oder Ableitungssilbe noch der Endkonsonant des Stammes zur nächsten Zeile hinübergenommen (z. B. *tel-ling* S. 8; *mor-ning* S. 12 und S. 84; *remar-kably* S. 119; *favou-rable* S. 109; *unspea-kable* S. 190; *comfor-table* S. 113; *conside-rable* S. 166; *tea-chers* S. 142; *assis-tance* S. 191; *acquaintance* S. 150; *impor-tant* S. 104; *poe-tical* S. 184; *gover-nor* S. 84; *natio-nal* S. 50), sondern es kommen auch bei zusammengesetzten Wörtern manchmal ganz wunderliche Trennungen vor, z. B. *broads-word* S. 46; *am-ong* S. 59; *tog-ether* S. 57; *ins-tructed* S. 151; *Shakes-peare* S. 167 und S. 176; *wom-en* S. 107.

Das dem Lesebuche zum Schlusse beigegebene Wörterbuch umfafst nahezu 100 Seiten, weist aber gleichwohl Lücken auf. Bei einigen Stichproben stellte sich mir das Fehlen der folgenden im Lesebuche vorkommenden und nicht gerade alltäglichen Wörter heraus: *meet* (Adj.) S. 177; *the rub, bodkin, contumely, fardel, pith, quietus, bourn, awry, consummation* (sämtlich in 'Hamlet's Soliloquy' S. 169).

Berlin. Albert Herrmann.

Eugène Rigal, Le théâtre français avant la période classique. Paris, Hachette, 1901. 363 S.

E. Rigal hat 1887 eine *Esquisse d'une histoire des théâtres de Paris, de 1548 à 1635* erscheinen lassen, in welcher zum erstenmal die dokumentarisch belegten Thatsachen der hauptstädtischen Bühnengeschichte an die Stelle der ungenauen und irrtümlichen Angaben treten, die seit Jahrzehnten aus einer litterarhistorischen Darstellung in die andere übergingen. Das Büchlein (85 Seiten Text und 31 Seiten Anmerkungen) wirkte durch die strenge Sachlichkeit seiner Mitteilungen aufserordentlich aufklärend. Zwei Jahre später folgte das grofse Werk *Alex. Hardy et le théâtre français à la fin du XVIe et au commencement du XVIIe siècle* (1889), eine grundlegende Arbeit, welche über die dramatische Dichtung und die Bühnenkunst eines halben Jahrhunderts ganz neues Licht verbreitete.

Das im Titel verzeichnete neue Buch Rigals vereinigt den allgemeinen bühnengeschichtlichen Teil des Werkes über Hardy mit dem Inhalt der *Esquisse.* Durch diese handliche Verbindung zweier getrennter älterer Arbeiten verpflichtet uns der Verfasser zu Dank. Nicht nur weil sich hier das Zerstreute bequem vereinigt findet, sondern auch, weil es neu überarbeitet ist und auch die Resultate der jüngsten Forschungen enthält, an welchen bekanntlich Rigal selbst ganz hervorragenden Anteil hat. Gelegentlich kommt er auf Urteile zurück, die er selbst einst gefällt, so z. B. aus Anlafs des *Traité de la disposition du poème dramatique,* 1637, von dem Dannheifser noch 1892 bedauerte (Behrens' *Zeitschr.* XIV, 25 f.), dafs er in Deutschland unerreichbar sei und der nun von A. Gasté, *La querelle du Cid, pièces et pamphlets* (Paris, Welter, 1899), S. 241—282 abgedruckt ist. Die Autorschaft Durvals wird jetzt von Rigal selbst sehr wahrscheinlich gemacht (S. 339 ff.). Wenn der Versicherung des anonymen Autors, er habe diesen Traktat schon 'vor fünf oder sechs Jahren' (also 1631 oder 1632) niedergeschrieben, überhaupt Glauben zu schenken ist, so ist die Abhandlung doch 1637 von ihm neu überarbeitet worden. Um 1631 handelt es sich im dramaturgischen Streit erst um die *règle des 24 heures*; Durval aber spricht wiederholt von der *unité d'action, de temps et de lieu* (S. 252, 56, 74 etc.).

Willkommen wäre es gewesen, wenn Rigal diesmal sich eingehender über den bühnentechnischen Sinn des Ausdrucks *le théâtre change de face,* der in den dreifsiger Jahren des 17. Jahrhunderts als Bühnenanweisung häufig, besonders von Scudéry, gebraucht wird, geäufsert hätte. Man fängt nämlich um 1630 an, die koordinierte mittelalterliche Deko-

ration (Juxtaposition) mit einem neuen System zu verbinden, das ihre Unklarheit zu beseitigen und ihre Freiheit zu wahren vermöchte: Man verdeckte die für die momentane Handlung nicht benötigten *compartiments* mit Vorhängen (*rideau*) oder Versetzstücken (*toile, fermeture*), so dafs die Scene dem Zuschauer eine einheitliche Ansicht (*face*) bot. Diese Vorhänge und Coulissen wurden weggezogen (*le rideau, la toile se tire*) oder vorgeschoben (*la toile se ferme*), wenn die Handlung einen Ortswechsel verlangte und eine andere Bühnenansicht nötig ward. *Le théâtre change de face* bedeutet also einen Scenenwechsel bei offener Bühne mit Hilfe von Vorhängen und Coulissen, d. h. eine Kombination von mittelalterlicher und moderner Inscenierungsart. Das Publikum liebte dieses *changement de la face du théâtre* (Rayssiguier 1632). Doch fiel dieser Versuch einer allmählichen Umgestaltung der mittelalterlichen Bühne der Forderung der Ortseinheit zum Opfer. Scudéry wirft dem Dichter des *Cid* 1637 vor, dafs er aus Bühnenunkenntnis von dieser klärenden Einrichtung der Vorhänge und Versetzstücke keinen Gebrauch gemacht habe, indem Corneille die verschiedenen Gemächer seiner Helden nebeneinander insceniere *presque sans changer de face* (Rigal, 244—54; 291).

Angesichts der grundlegenden Bedeutung der bühnengeschichtlichen Forschungen, die uns Rigal neuerdings vorlegt, lohnt es sich nicht, hier geringfügige Nachträge zu geben oder unbedeutenden Widerspruch aus Anlafs von Kleinigkeiten zu erheben. Nur das sei bemerkt, dafs die Frères Parfait (*Hist. du théâtre* IV 422 ff.) den Sinn der Isnardschen Vorrede (1631) zu Pichous *Filis de Scire* unrichtig wiedergegeben (S. 287. n), und dafs Sépet die Deutung des Ausdrucks *Pois pilés* (S. 117) sehr gefördert hat (*Études romanes dédiées à G. Paris*, 1891, S. 80).

Da nun mit diesem *Théâtre français avant la période classique* die Summe der heutigen Kenntnisse von Meisterhand resümiert und bequem zugänglich gemacht ist, so steht zu hoffen, dafs jetzt auch diejenigen davon Notiz nehmen werden, die es bisher — mit Unrecht — gescheut haben, sich in die siebenhundert Seiten des Werkes über Hardy zu versenken. Es ist dies namentlich auch von den Kompendienschreibern zu hoffen, insbesondere von den französischen, an denen bisher Rigals Forschungen spurlos vorübergegangen sind. Man lese z. B., was Doumic in der sechzehnten, verbesserten Auflage seiner *Histoire de la littérature française*, Paris 1900, S. 233 über das *Théâtre avant Corneille* zusammenschreibt, und sehe, wie er die Stirn hat, dazu ausdrücklich Rigals Buch über Hardy zu citieren (S. 247).

Zürich. H. Morf.

Otto Söhring, Werke bildender Kunst in altfranzösischen Epen. I. Teil. Diss. Berlin 1900. 52 S. 8. (Die ganze Arbeit erschien in den Roman. Forschungen Bd. XII S. 493—640.)

Arbeiten über sogenannte Realien werden, wenn sie besonnen und gewissenhaft ausgeführt sind wie diejenige Söhrings, stets ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen, da sie uns den Kulturzustand älterer

Zeiten vergegenwärtigen und zu einer unwillkürlichen Vergleichung mit den modernen Verhältnissen anregen. Der Verfasser untersucht die Beschreibungen von Werken bildender Kunst in einer Reihe der wichtigsten Gedichte nationaler und höfischer Epik aus dem 11. bis 14. Jahrhundert — d. h. hauptsächlich handelt es sich natürlich um Epen des 12. und 13. Jahrhunderts — und verzichtet mit Recht von vornherein darauf, Vollständigkeit zu erreichen, die doch nur eine relative geblieben wäre. Anstatt eine schematische Aufzählung von solchen Beschreibungen zu bieten, zieht er, was nur zu billigen ist, es vor, sein Material zu beschränken, aber sorgfältig auszubeuten. Ein vollständiger Einblick in die Entwicklung von Kunst und Kunsthandwerk im genannten Zeitabschnitt läfst sich übrigens auf Grund der altfranzösischen Dichtung nicht gewinnen. Hätten sich nicht herrliche Kirchenbauten aus jener Epoche erhalten, und müfsten wir hierzu unsere Kenntnis ausschliefslich aus Schilderungen in Litteraturwerken schöpfen, so würde sie recht lückenhaft sein; denn es ist merkwürdig genug, zu sehen, dafs der mittelalterliche Dichter gerade solche Kunstdenkmäler seiner Zeit, denen der moderne Kunstverständige die verhältnismäfsig gröfste Bedeutung und Vollendung zusprechen wird, unerwähnt läfst: genauere Beschreibungen kirchlicher Bauten, für die es an Vorbildern in Frankreich doch wahrlich nicht fehlte, sucht man in diesen Dichtungen vergebens, obwohl hin und wieder Gelegenheit dazu geboten war, solche zu geben. Söhring erklärt dies dadurch, dafs die sonst den Werken der Kunst und des Kunsthandwerks gewidmeten Beschreibungen mehr oder weniger dazu bestimmt waren, zu belehren und durch Darlegungen fremdartiger Verhältnisse zu interessieren.' Auf der anderen Seite aber sind Erzeugnisse der Kleinkunst und des Kunsthandwerks aus dem 12. und 13. Jahrhundert in geringer Anzahl auf uns gekommen, und in dieser Beziehung bieten gerade die mittelalterlichen Epen[1] durch allerhand Beschreibungen ein sonst kaum bekanntes Material, das eine zusammenhängende Besprechung wohl verdiente.

Einleitungsweise hebt der Verfasser die Bedeutung derartiger Schilderungen von Kunstwerken für die Dichtung, in der sie enthalten sind, hervor und bemerkt unter anderem, dafs zuweilen aus dem Mangel bezw. Vorhandensein solcher Beschreibungen auf die Kreise geschlossen werden könne, für welche der Dichter sein Werk bestimmte. Einem höfischen Publikum brauchten Dinge, die es tagtäglich sah, nicht durch Beschreibungen nahegebracht zu werden, anders einem Leser- und Hörerkreis gegenüber, der an geringeren oder an gar keinen Luxus gewöhnt war. Etwas Wahres liegt in dieser Behauptung, allein es hätte hinzugefügt werden können, dafs derartige Schlufsfolgerungen nur dann zulässig sein würden, wenn sie sich durch andere Kriterien stützen lassen, und Söhring,

---

[1] In nicht rein episehen Dichtungen ist von Kunstwerken weit seltener die Rede; ich verweise beiläufig auf die in Mouskets Chronik V. 9690 ff. geschilderten Wandmalereien zu Aachen, ferner auf die Fabeln der Marie de France ed. Warnke S. 125, V. 9 ff.; in beiden Fällen liegt nicht direkte Beobachtung, sondern litterarische Überlieferung vor.

der sonst geschickt der Individualität der altfranzösischen Dichter Rechnung zu tragen sucht, wird ja natürlich auch der Meinung sein, dafs sich der Mangel an solchen Beschreibungen manchmal durch ein geringeres Interesse des Autors an dergleichen Dingen erklären lassen wird. Anregend sind die Vorbemerkungen des Verfassers, in denen versucht wird, die Stellung der höfischen Gesellschaft und der Dichter zur Kunst zu charakterisieren. Die hierbei ausgesprochenen Grundsätze, nicht alle gebotenen Schilderungen für bare Münze anzunehmen und die Möglichkeit litterarischer Überlieferung und mündlicher Tradition im Auge zu behalten, werden im Verlaufe der Untersuchung befolgt, wo es nur immer angeht.

Die eigentliche Arbeit zerfällt in drei Hauptteile: I. Bauwerke (A. Profanbauten, B. Kultusstätten und Grabmäler); II. Werke der Bildhauer- und Goldschmiedekunst (A. Dekorative Plastik, Goldschmiedearbeiten, B. Rundfiguren, C. Musikwerke und mechanische Kunstwerke); III. Werke der Malerei und Textilkunst (A. Wandgemälde, B. Tafelgemälde, Porträts, Siegel, C. Schildschmuck, Wappen, D. Teppiche und Gobelins mit bildlichen Darstellungen, E. Kleidungsstücke mit bildlichem Schmuck, F. Zelte). Eine chronologische Übersicht, die zugleich die Stelle eines Sachverzeichnisses vertritt, beschliefst die fleifsige und nützliche Arbeit, aus der noch einige Punkte hervorgehoben sein mögen.

Bei dem wiederholt vorkommenden, auf einem Turm oder auf hoher Stange befindlichen, weithin glänzenden Karfunkel (s. S. 508 f.) wird, wie ich vermute, eine Verwechselung mit einer Metallkugel oder leuchtenden Spitze vorliegen. — Merkwürdig ist die Kenntnis von Wasserhebewerken nach dem Alexanderroman und einer Version von Flore. Obgleich nach Söhring Vitruv dergleichen nicht kennt und ich bei Frontin vergeblich nach Ähnlichem gesucht habe, weifs ich doch nicht, ob man mit dem Verfasser hier orientalischen Import annehmen soll. Die erwähnten Beschreibungen scheinen mir so exakt zu sein, dafs ich annehmen möchte, sie beruhen auf direkter, näher liegender Beobachtung. Abgesehen von diesem Fall ist es übrigens auffallend, wie viele Schilderungen von Kunstwerken in Söhrings Arbeit auf den Orient hinweisen. — Geistreich ist die Annahme (S. 515), dafs der etwa durch ein Göpelwerk in rotierende Bewegung versetzte Fufsboden einer Halle mit rundem Grundrifs die Vorstellung des sich drehenden Palastes in der Karlsreise hervorgerufen habe; freilich könnte es sich bei dieser Annahme doch wohl nur um einen Palast oder sagen wir um einen Raum von geringen Dimensionen handeln. Sich drehende Schlösser kommen übrigens bekanntlich sonst, und zwar in Artustexten, öfters vor. — Weiter (S. 519) vermutet der Verfasser, dafs die oft erwähnte Festhalle (*sale*) gelegentlich erst ad hoc aufgeführt worden sei; sonderbar ist nur, dafs in den Texten, die sonst die Vorbereitungen zu Festlichkeiten mit epischem Behagen schildern, meines Wissens Anspielungen darauf fehlen; allein Beachtung verdient Söhrings Beobachtung, wonach die Mehrzahl der besprochenen Kunstwerke nicht der Halle, sondern den Privatgemächern, namentlich den Frauengemächern zum Schmucke dienen. — Dafs der Vers Aeneis II 15 den Verfasser des Eneas

zu der sonderlichen Anschauung von dem trojanischen Pferd als einer Art von Reiterstandbild der Göttin Pallas angeregt habe (S. 573), halte ich nicht nur für denkbar, sondern sogar für wahrscheinlich. — Andere Beispiele für automatisch bewegliche Figuren, die miteinander fechten (S. 588), finden sich im Prosa-Lancelot (s. P. Paris, *Romans d. l. table ronde* III S. 196) und im Bâtard de Bouillon (vgl. *Hist. litt. d. l. France* XXV 605). — S. 622 druckt Söhring aus dem Chevalier as .II. espees die Beschreibung bildlicher Darstellungen an dem Mantel der Braut des Meriaduec darum ab, weil sie eingehend über ein bisher höchstens in Andeutungen berührtes Stoffgebiet informiert; sollte der Verfasser damit meinen, dafs der Stoff anderwärts nicht ausführlich erzählt wird, so verweise ich ihn auf den Prosa-Merlin (vgl. P. Paris l. c. II 66 ff.). — Im letzten Abschnitt, der von den Zelten handelt, wird unter anderem die Schilderung einer Weltkarte (Thèbes 3985 ff.) besprochen, die neben biblischen auch antike Motive enthält. Söhring meint, eine derartige Mischung von Motiven — noch dazu auf einer Weltkarte — sei für uns nicht recht vorstellbar, giebt aber zu, dafs sie darum der mittelalterlichen Kunst nicht ohne weiteres abzusprechen sei. Hierzu bemerke ich, dafs Karten, auf denen beispielsweise auf die Meeresfläche Neptun auf einem von Seerossen gezogenen Wagen oder auf denen Monstra hominum eingezeichnet sind, nicht selten sind; selbst auf alten Karten von Amerika findet sich noch dergleichen; auf der anderen Seite fehlt es nicht an Karten, in denen z. B. Städte des heiligen Landes mit einem Stern oder goldenen Kreuz versehen sind. Von biblischen Motiven kommt übrigens an der oben bezeichneten Stelle nur die Durchschreitung des Roten Meeres durch die Kinder Israel und die jedenfalls mit der babylonischen Sprachverwirrung zusammenhängenden *setante et dui langage* in Betracht, welch letztere ich mir allerdings auch nicht gut bildlich dargestellt denken kann.

Söhring ist bestrebt, hier und da an den von ihm mitgeteilten Textstellen Verbesserungen anzubringen, und ist darin mehrfach von Tobler unterstützt worden. Dazu bemerke ich, dafs die S. 609 Anm. 2 von Tobler zu Alexander 372, 23 vorgeschlagene Konjektur *mostreor* durch die Lesart in der von Michelant nicht benutzten Handschrift G bestätigt wird.

Bern. E. Freymond.

Gustav Körting, Lateinisch-romanisches Wörterbuch. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Paderborn, Schöningh, 1901. VI S. und 1252 Sp. 4. M. 22, geb. M. 25.

Als vor zehn Jahren Körtings Wörterbuch zum erstenmal erschien, wurde es von vielen Seiten als ein Werk begrüfst, das einem dringenden Bedürfnis entgegenkomme. Schelers Anhang zur vierten und zur fünften Auflage des herrlichen Diezschen Wörterbuches hatte (1878 und 1887) viel wertvolle Nachträge gebracht, indessen doch lange nicht alles zusammengefafst, was schon damals an zerstreuten Ergebnissen etymologischer Forschung auf romanischem Gebiete ans Licht getreten war. Jarníks sehr

sorgfältig gearbeiteter Index hatte auch in seiner Erneuerung (1889) nichts anderes sein wollen, als was sein Name erwarten liefs. Inzwischen hatte Gröber mit seinen 'Vulgärlateinischen Substraten' ein Beispiel anderen Verfahrens bei der etymologischen Behandlung des romanischen Sprachschatzes gegeben, ein Beispiel, das nicht ohne Nachfolge bleiben durfte. Und unaufhörlich hatten, hier reichlich, dort spärlich, in den Zeitschriften von Paris, von Gröber, von Ascoli u. a., daneben auch mehr gelegentlich in Kommentaren, in Recensionen, in Sonderglossaren Äufserungen etymologischer Natur sich vernehmen lassen, die Gefahr liefen, der allgemeinen Kenntnis zu entgehen oder dem Gedächtnis zu entschwinden, wenn sie nicht in einem grofsen Speicher ihre Stelle fanden, wo jeder leicht ihrer habhaft wurde. Der schien nun durch Körting errichtet und gefüllt. Fast überfüllt, denn nicht nur, was vulgärlateinischem, sondern was überhaupt lateinischem Sprachschatz an romanischen Wörtern zu entstammen schien, aufserdem auch die lateinischen Lehnwörter, daneben, was erst die romanischen Völker selbst mit den ihnen zur Verfügung gebliebenen Mitteln der Wortbildung geschaffen haben, und (was der Titel am wenigsten erwarten liefs) auch was sie an germanischem, keltischem, arabischem Gute sich angeeignet haben, hat er in sich aufgenommen, und zwar in einer einzigen alphabetischen Reihe von belegbaren lateinischen, von unbelegten, aber vorauszusetzenden lateinischen, von durchaus nur imaginären, aus romanischen zurückkonstruierten Wörtern, zwischen welche sich die germanischen, semitischen u. s. w. auch noch hineindrängen. Und dabei handelte es sich nicht darum, des Verfassers eigene Überzeugung allein in jedem Falle auszusprechen und zu rechtfertigen; das Buch wollte, allerdings nur selten über Diez in die Vergangenheit zurückgreifend, die widersprechenden Ansichten, die über die Herkunft je eines romanischen Wortes sich hatten vernehmen lassen, sämtlich vorführen, gegeneinander abwägen und zwischen ihnen richten, allenfalls auch sie alle widerlegen, um für eine eigene neue einzutreten. Das war viel Arbeit und, sie allseitig befriedigend zu leisten, mufsten dem Fleifse und der Genauigkeit des Kompilators gründliche und vielfache Sprachenkenntnis, sicheres Urteil über das sprachgeschichtlich Mögliche, auch eine gewisse Bedächtigkeit der Ausführung sich gesellen. Dafs im ersten Anlauf das Ziel nicht erreicht wurde, dafs einer zweiten Ausgabe viel nachzutragen und zu berichtigen blieb, konnte für keinen überraschend sein: schon der Nachtrag, der die erste Ausgabe schlofs, brachte der Besserungen aus des Verfassers und aus fremder Hand eine Menge. Langsam folgten dem Buche die bei allem Lakonismus sehr inhaltreiche Besprechung von Meyer-Lübke in der Ztschr. f. österr. Gymn. 1891, die mit Streichen und mit Zusetzen dem Werke wertvolle Dienste leistete, die von Schwan in diesem Archiv Bd. LXXXVII, die einige gute Berichtigungen von Einzelheiten brachte, namentlich aber für ihre Einwendungen gegen die Anlage des Ganzen mehr Beachtung hätte finden sollen, die 'Postille' von Salvioni 1897 mit ihren reichen Zugaben von mundartlichem Stoffe. Da inzwischen auch die etymologische Forschung der Fachgenossen nicht geruht hat, so ist

leicht zu begreifen, dafs die zweite Ausgabe der ersten gegenüber manche Verschiedenheit, insbesondere vielfache Bereicherung zeigt (sie zählt ungefähr 1500 Artikel mehr, über 100 Seiten mehr).

An der Anlage freilich hat sich nichts geändert, was man wohl bedauern darf. Die wüste Ungleichartigkeit des in die alphabetische Reihe Aufgenommenen ist dieselbe geblieben, die Mehrdeutigkeit gewisser Zeichen (z. B. [ ]) nicht geringer als zuvor; noch immer werden romanische Wörter unter lateinischen Titelwörtern behandelt, die der Verfasser selbst als die Urformen jener durchaus ablehnt, die oft im Romanischen gar keine Spur hinterlassen, bisweilen auch überhaupt nicht existiert haben, so dafs der Verfasser auf jene romanischen Wörter mit nutzloser Wiederholung von bereits Gesagtem an anderer Stelle, oft zu wiederholten Malen zurückzukommen genötigt ist.

Was die Vollständigkeit der Kompilation betrifft, so fehlt manches, ohne dafs man einen ausreichenden Grund dafür erkennt. Nicht einmal die wertvollen Berichtigungen Meyer-Lübkes, die zu berücksichtigen so wenig Mühe machte, sind voll ausgenutzt (*abax, abyssus, affligo, alludio, dirigo, excitare, fluo, fodico, fretum* u. s. w.), noch weniger ist der Anregung zum Vervollständigen, mit welcher dieser Recensent sich in einigen Fällen begnügt hat, Folge gegeben (unter *escarius* war zu sard. *iscarzu* die Bedeutung anzugeben; unter *exturbo* war auch des sp. *estorbar* zu gedenken; unter *fenile* des sp. *henil,* des frz. *fenil*; unter *frigus* war sard. *frius* anzuführen; unter *gentiana* war Giliéron nicht blofs nach Meyer-Lübke zu citieren, sondern nachzuschlagen; unter *gentilis* mufste des Bedeutungswandels Erwähnung geschehen u. s. w.). Nicht nach Gebühr sind auch die Einzelbemerkungen von Schwan, von Baist zu Körtings erster Ausgabe ausgenutzt. Nirgend bin ich einem Hinweis auf Darmesteter-Hatzfeld-Thomas, auf De Gregorios Studi glottologici I, auf Bruckners Germanische Elemente im Italienischen begegnet, die mit Nutzen hätten zu Rate gezogen werden können. Von einzelnem zu reden: Gegen die Gleichsetzung von *laniarius* und *lanier* hat G. Paris, Rom. XII 100, gegründete Bedenken erhoben. Zu dem unter *radent-* Gesagten vermifst man den Hinweis auf Mussafias Beitrag S. 94; zu *scot* 'Zeche' den auf Jeanroy in Rom. XXII 63; zu *chloreus* den auf Suchier in Zts. I 430; unter *fillo* durfte Atkinson (Vie de seint Auban) nicht vergessen werden, dessen Erklärung von *félon* mir die richtige scheint; unter *desecta* fehlt Flechias sicher richtige Deutung von frz. *disette* im Arch. glott. VIII 349; unter *sequente* fehlt die Erwähnung von G. Paris in Rom. XI 606 Anm. 3 und XIX 121; unter *frequento* die von Foersters Anmerkung zu Aiol 2087, welche auch zur Aufnahme von *fecundus* Anlafs hätte geben können; unter *sedico* die von Mussafia in Rom. XVIII 544 und von Neumann in Zts. XIV 554; zu *delicia* war an Ascoli in Arch. glott. III 395 Anm. zu erinnern, und wie diese Bemerkung, so war wohl auch die eine oder die andere der meinigen in Zts. IV 182 zu Canellos Arbeit über die *allotropi* zu bedenken; *accooperto* ist als Grundlage für afz. *acoveter* ganz gewifs nicht denkbar, Foerster hatte zu Richart 4888 anderes vorgeschlagen, was

ich zwar Gött. Gel. Anz. 1874 S. 1048 auch nicht habe gutheifsen können, was aber von G. Paris in Rom. XV 628 gebilligt ist; *garce, garçon,* für die Körting unter *wartja* eine eigene Erklärung giebt, hatte Vising in Moyen-âge 1889 S. 31 anders gedeutet; zu *ate* durfte ein Hinweis auf G. Paris in Rom. XV 142 (dagegen Meyer-Lübke im Lit. Bl. 1899, 275) nicht fehlen; zu *arlot* nicht der auf Mahn, Etym. Unt. CLV. Dies sind einige Lücken, wie sie sich mir bei einem ersten flüchtigen Prüfen eines ganz kleinen Teiles des Werkes ergeben haben. Als ein irgend vollständiger Index des bisher zur etymologischen Aufhellung des romanischen Sprachschatzes Vollbrachten und Versuchten wird das Wörterbuch Körtings nicht gelten dürfen; und das ist um so mehr zu bedauern, als höchst wahrscheinlich die Mehrzahl der Fachgenossen das Werk gerade als solchen hofften benutzen zu können, aus ihm gern Gewifsheit geschöpft hätten, ob, wo, wann zur Beantwortung einer etymologischen Frage bereits etwas gethan sei. Nicht weniger als solche Unvollständigkeit in den von Körting gegebenen Auskünften beeinträchtigt den Nutzen, den sein Buch gewähren sollte, dafs es bisweilen gänzlich schweigt über Wörter, die, befriedigend oder nicht, doch gedeutet worden sind: *ouaiche,* worüber Darmesteter-Hatzfeld-Thomas sich äufsern, *delir,* das schon Diez Gr. II 209 *delere* gleichgesetzt hat, *rostiz,* was Foerster im Glossar zu Aiol berührt, und andere.

Erscheint so die vorhandene etymologische Litteratur nicht sorgsam genug ausgebeutet, so ist auch sachlich die erteilte Auskunft in vielen Fällen unzulänglich. Man vermifst häufig die Anführung wichtiger Formen, die man doch kennen mufs, um das Fortbestehen eines lateinischen Wortes in Raum und Zeit richtig zu beurteilen. Man erfährt nicht, dafs *adorare* auch asp. und aprov. vorhanden war, dafs *applicare* als afrz. *aploier* bestand, *alaternus* als apr. *aladern, furfur* als afz. *forfre, aurificem* als sp. *orebce,* wodurch *orespe* erst begreiflich wird, *calcare* als afz. *chauchier,* was als erster Teil einiger Komposita noch lebt, *tam* in aprov. *ta,* der Nominativ *falco* als aprov. und afz. *fauc,* dafs *cognatus* als rät. *quinau* sich erhalten hat, *concacare* als it. *concacare,* aprov. *concagar, congagar* (nprov. *councagá*), *crocus* als aprov. *groc, gruec* 'gelb', *sepulcrum* im afz. Lehnwort *sepucre, gramen* im pg. *grama, securanus* im afz. *sëurain,* dafs lat. *sēdes,* wenn es auch in anglonorm. *sed, se* fortleben k a n n, doch in prov. *sę* und in afz. *sié* nicht erkannt werden darf, diese vielmehr auf den Verbalstamm *sĕd-* weisen, dafs *seniorem* nicht allein in *sieur,* sondern leichter erkennbar in *seigneur* vorliegt, dafs *sevelir* auch *soupoulir* im Afz. neben sich hat, was der spanischen Formen wegen nicht gleichgültig ist. Zu *demittere* war nicht einzig it. *dimittere* zu stellen, sondern neben dem heutigen fz. *démettre* auch das afz. *demetre* mit eigentümlichen Bedeutungen, sp. *demetir* und *dimitir,* und irgendwo verdiente auch das durch seinen Sinn merkwürdige afz. *ademetre* eine Stelle, ebenso prov. *endemetre, esdemetre* samt Zubehör. *dolare* ist nicht blofs 'süd- und norditalienisch und rätisch', wie Meyer-Lübke, zum Nachsehen einladend, bemerkt hatte, sondern auch afz. und prov. Unter *dulcor* gehört an die Seite von fz. *douceur* auch

prov. *doussor,* altit. *dolciore,* sp. *dulzor.* Unter *exfoliare* war auch fz. *effeuiller* aufzuführen, und so gut wie jenem gebührte auch *disfoliare* (oder wie Körting vorziehen würde *deexfoliare*) und sp. *deshojar* ein Artikel. Zu *fulica* gehört auch fz. *fouque* (afz. daneben *fourque*).

Doch mehr noch als die Lückenhaftigkeit des bearbeiteten Materials, von der das eben Gesagte die schon auf wenig Seiten gefundenen Beweise giebt, mufs die Fragwürdigkeit der etymologischen Belehrung Bedenken erregen. Da wird prov. *azaut* (so und nicht *araut* hatte Meyer-Lübke geschrieben) auf *adauctus* zurückgeführt, weislich ohne jede Angabe über die Bedeutung des prov. Wortes, das vier Nummern zuvor anders gedeutet war. Unter *adversarius,* dessen Sinn unzulänglich angegeben ist, konnte wohl von it. *la versiera* gesprochen werden, doch mufste dieses richtiger erklärt werden (s. Miscell. Caix-Canello S. 74). *affectare* ist unrichtig gedeutet; afz. *afaitier* und *afitier* sind durchaus nicht dasselbe Wort, span. *afeitar* nur mit *afaitier* gleicher Herkunft. Die unter *anguis* vorgebrachte Deutung von *envoye* 'Blindschleiche' wäre besser unausgesprochen geblieben. Zur Ansetzung eines *amĕntum* neben *amēntum* war kein Grund vorhanden. Rum. *apriat* kann nicht aus *apertatus* entstanden sein; will man sich nicht Hasdeu und Şainean anschliefsen (die des Nachschlagens wert gewesen wären), so entschliefst man sich besser mit Tiktin, den Ursprung des Wortes als unbekannt zu bezeichnen. *architriclinus* hat Meyer als Grundlage für *arcideclino* keineswegs abgelehnt, so dafs es eines Fragezeichens nicht bedurfte; er wollte es blofs des *cl* wegen als Lehnwort hingestellt wissen (wie übrigens auch *animus, annuntiare* und andere). Warum nicht in *arcuballista,* sondern in einem nicht erweislichen *arciballista* der Ursprung von fz. *arbalète* zu sehen, und warum letzteres ein Lehnwort sei, ist nicht ersichtlich. *assiccare* ist lateinisch vorhanden. *hariolus* ist kein annehmbares Etymon zu *arlotto. attonitus* kann nicht als Lehnwort it. *tonto* geworden sein; die Italiener werden das Wort wohl von den Spaniern haben. Warum Körting, der doch *pieu* aus *palus* entstehen läfst, in *axellus* eine bessere Grundlage für fz. *essieu* findet als in *axalis,* und warum er bei dieser Überzeugung doch *axalis* zum Titelwort seines Artikels macht, versteht man nicht. Was unter *balo, belo* von fz. *bêler* gesagt wird, ist unzutreffend; *beler* und *baler* mit einsilbigem Stamm sind in guter, alter Zeit französisch leicht nachzuweisen. Die Herkunft von sp. *baluz* kann nicht zweifelhaft sein; dagegen mufs man es, wie schon Diez gethan hat, als gelehrtes Wort ansehen. Aus *basium* hat nach Körting auch sp. *buz* entstehen können! Ein rät. *bieta* aus lat. *beta* giebt es nicht. Unter *bitumen* vermengt er zwei nur gleichlautende, durchaus nicht miteinander verwandte fz. *béton*; er verfolge nur *betun* im Afz. Dafs *boletus* auch nfz. fortbesteht, brauchte, da *bolet* ohne Zweifel lehnwörtliche Form ist, nicht gesagt zu werden; da aber die afz. Glossare regelmäfsig der ersten Silbe ein *ou* geben, auch das Neuprovenzalische *boulet* sagt, so wird das Wort auch für Frankreich als Erbwort mit Suffixverwechselung gelten müssen, in der Form *boloez* des Glossars von Tours sogar als Erbwort ohne diese. Ein afz. *bosne* aus *bucina* ist mir

unbekannt, übrigens *busne,* was Meyer-Lübke anführt, nicht minder; rät. *bišel* und *büsen* (nicht *bûsen*) haben, wenn sie wirklich = *bucina* sind, ihre Bedeutung wesentlich geändert, denn sie besagen 'Leitungsrohr'. Ein fz. *chaussement* (unter *calceamentum*) giebt es meines Wissens nicht, wohl aber ein afz. *chaucement(e).* Mit *calix* sp. *caz* und *cauce* 'Bewässerungsgraben' zusammenzustellen ist der Bedeutung wegen gewagt; aus gleichem Grunde, wenn nicht noch aus anderen, hat schon Meyer-Lübke geraten, rum. *canghelă* unter *cancella* zu streichen. Das unter *canus* aufzuführende afz. Wort lautet richtig *chienes* oder *chaines.* Fz. *cherreau* ist nicht *caprillus,* auch hat Cohn a. a. O. das nicht behauptet. *cárica* = sard. *cáriga* hat Meyer-Lübke mit Recht, aber vergeblich, aufzunehmen geraten. Von einem afz. *casnard* sollte, bis es irgendwo anders als bei Roquefort gefunden wird, nicht mehr die Rede sein. Wie mit germ. *brasa* die italienischen Formen *brace, bracia* u. s. w. vereinbar seien, ist schwer zu erkennen. *ganniculare,* das ein Sternchen haben sollte, hat nicht Diez mit it. *gagnolare* zusammengestellt. *genius* und Zubehör sollten, wie schon Meyer-Lübke gemahnt hat, als Lehnwörter hingestellt sein; gleiches gilt von *glastum.* Auch *scyphus* lebt nur als Lehnwort fort. Unter *subtelare* wird als möglich bezeichnet, dafs fz. *soulier* = *solarium* sei; da afz. nur *soller* vorkommt, scheint die Rückkehr zu dieser Annahme ausgeschlossen. Unter *secretus* (wo übrigens it. *segreto,* afz. *segroi* nicht fehlen sollten) ist über afz. *seri* wesentlich anders geurteilt als ein paar Seiten später unter *serenus,* wesentlich anders auch als geschehen sein würde, wenn Körting die von ihm angeführte Äufserung von G. Paris nicht mifsverstanden hätte. Dafs aus afz. *sozduire* 'durch Dissimilation' *sezduire* geworden sei (das schwerlich irgendwo zu finden ist) und hieraus nfz. *séduire,* ist durchaus unglaublich. Für die Erklärung von fz. *seime* hatte vor Mettlich Scheler den Weg gewiesen. Von ahd. *scharpe* statt von afz. *escharpe* werden it. *sciarpa,* sp. *charpa* abgeleitet. Afz. *sasiier* erscheint als lautgesetzliche Wiedergabe von *satiare,* was es doch wahrlich nicht sein kann, vgl. das Zts. VIII 297 behandelte *eslaisier* aus *ex-lat-iare* und *alaisier* aus *ad-lat-iare,* welche beide Körting fehlen; das afz. *assaser* (nicht *-ier*) mufste bei dieser Gelegenheit ebenfalls erwähnt werden. Nfz. *filet* in der Bedeutung 'Netz' sollte man nicht immer wieder als Deminutiv von *fil* 'Faden' hinstellen. Dafs es eine Bildung mit dem Suffix *-at-* sei, habe ich im Jahrbuch f. rom. u. engl. Litt. XV 262 vor fünfundzwanzig Jahren gesagt und kann man jetzt auch bei Darmesteter-Hatzfeld-Thomas lesen. *nidicus* kann nicht wohl mit aprov. *nec* 'in Zusammenhang' stehen, das lange *i* nicht leicht ein offenes *e* werden; auch verträgt sich die von Rochegude richtig angegebene Bedeutung nicht gut mit der für das lateinische Wort angenommenen. Unter *sclarus* wird ein afz. *esclo* (im Sinne von nfz. *esclare*) angeführt, dessen Realität mir zweifelhaft bleibt trotz der bei Roquefort aus den Assisen von Jerusalem beigebrachten Stelle (die übrigens *esclas* bietet). Hier konnte nebenbei des Volknamens afz. *Escler* gedacht, auch auf G. Paris im Journ. d. Sav. 1887, 243 hingewiesen werden. Unter *centesimus* (wo man auch auf ein prov. *centesmo* stöfst)

erscheint ein rät. *tschientarel* als dessen einfache Wiedergabe. *chloreus* soll irgendwie in sp. *chorlito* stecken, und Baist scheint dafür verantwortlich gemacht werden zu sollen. Unter *cicuta* wird afz. *cëue* wie ein Lehnwort, was es doch sicher nicht ist, in Klammern gesetzt. Auch die eckigen Klammern, die den Artikel *cingillum* einschliefsen, sind unverständlich. Unter *cilium* wird *ceja* als die Form einer Reihe von Sprachen gegeben, von denen doch nur die spanische sie besitzt, und 'Antlitz' als eine Bedeutung von fz. *cil*, die ihm doch durchaus fremd ist; über prov. *celh* war bei Levy Auskunft zu finden. Fz. *convive* wird gleich *convivium* statt gleich *conviva* gesetzt. Unter *decus* wird Appels Übersetzung des prov. *dec* angezweifelt, die doch nur die des alten Reimwörterbuchs ist. *discordium* kann nicht als Lehnwort im prov. *descort* fortbestehen; es würde als solches *descordi* lauten; *descort* ist vielmehr von *descordar* aus gewonnen. Die afz. Namen des Sonntags teils aus *dia dominica,* teils aus *diem dominicum* abzuleiten, wie unter *dominicus* geschieht (nicht so unter *dies*), ist kein Grund. Unter *edictum* werden nach Diez dem prov. *dec* Bedeutungen zugeschrieben, die sich auf zwei verschiedene Wörter, eins mit offenem, das andere mit geschlossenem *e* verteilen. Die unter *ficedula* angeführten Formen des Italienischen und des Spanischen hat schon D'Ovidio im Arch. glott. XIII 370 (nicht 402) als lehnwörtlich bezeichnet. Unter *sapa* wird eine sp. Form *sara* angeführt; das sp. Wort lautet aber *savia* und kann gleich wenig wie pg. *seiva* aus *sapa* hervorgegangen sein. Dafs der eigentliche spanische Name der Woche *hebdómada* sei (unter *septimana*), ist zu bestreiten; ebenso dafs in prov. *setén* lat. *septimus* stecke.

Zu den störenden Eigentümlichkeiten des Werkes gehören auch die häufigen Inkongruenzen in dem, was es an verschiedenen Stellen lehrt. Unter *caucus* wird rum. *căuș* als nicht zugehörig ausgeschieden (so dafs für das lat. Wort eine Berechtigung des Auftretens in dem Buche überhaupt wegfällt) und dafür auf *cocca* (soll heifsen *cocca*) verwiesen; dort ist aber von rum. *căuș* gar nicht die Rede, auch im Nachtrage 2260 (soll heifsen 2283) sucht man vergebens danach. Fz. *câlin* wagt unter 2012 der Verfasser (aus unzulänglichen Gründen) nicht = **catellinus* zu setzen; im Nachtrag unter 2022 scheinen seine Bedenken völlig geschwunden. Fz. *chouan* wird unter 2039 nach Meyer-Lübke aus *carannus* gezogen; nach 5271 ist es eine Ableitung (wie bewirkt?) von afz. *choe.* Afz. *eissil* 'Verderben' ist 3413 aus *exilium* hervorgegangen, 3355 (allerdings durch Kreuzung mit *exilium*) aus *excidium,* was der Verfasser in seinem Formenbau des Nomens S. 311 Anm. 2 abgelehnt hatte. *dama* 3075 ist im Italienischen ein Gallicismus, von *damare* wird 3082 ähnliches nicht behauptet. Unter 4462 ist fz. *halcter* gleichsam **al-ittare* (von *ala*), während 466 der Leser erfahren hat, warum dem nach des Verfassers Ansicht so nicht wohl sein könne. Afz. *eschiele* 'Schar', prov. *escala* scheint im Zusammenhang mit altsächs. *scola* (Schwierigkeiten bestehen wohl nicht?); 8770 ist nur von ahd. *skara* oder *skarja* die Rede, das *l* weist weder mehr auf jenes *scola* noch auf lat. *scala* hin. Lat. *excocta*

und ahd. *scotto* mögen selbst zusehen, wie sie sich über it. *scotta* vertragen.

Alle diese Fehler sind in einer ganz geringen Zahl von mir genauer nachgeprüfter Artikel entgegengetreten. Es wird kaum anzunehmen sein, dafs bei der Durchsicht des übrigen ein anderes Urteil sich würde ergeben haben. Und das ist lebhaft zu bedauern; denn einem Buche, auf dessen Benutzung die Fachgenossen vermutlich auf lange Zeit angewiesen bleiben werden, das auch viele benutzen müssen, ohne zu selbständiger Nachprüfung die erforderliche eigene Reife zu besitzen oder über die dazu nötigen Hilfsmittel zu verfügen, möchte man ein höheres Mafs von Zuverlässigkeit nachrühmen können. Dafs es sich hier um die Bewältigung einer Aufgabe handelte, der gerecht zu werden die Kraft eines einzelnen, wenn auch noch so arbeitsamen Mannes kaum ausreichen konnte, soll nicht verkannt sein; aber *in magnis voluisse* ist nun einmal in vielen Dingen wirklich nicht genug, und dazu gilt der Spruch, wenn überhaupt, doch nur von einem ernst entschlossenen und anhaltenden Willen. Endlich ist noch zu sagen, dafs auch die Korrektur des Druckes mit einer unerhörten Unaufmerksamkeit ausgeführt ist; die Druckfehler müssen sich auf Tausende belaufen, wenn die genau durchgesehenen Artikel nicht zufällig ganz besonders vernachlässigte gewesen sind. Unter diesen Umständen ist es nicht einmal sonderlich zu beklagen, dafs diakritische Zeichen für mehrdeutige Buchstaben auch da nicht gebraucht worden sind, wo ihre Anwendung das Urteil über etymologische Zusammenhänge zu beeinflussen geeignet war.

Berlin. Adolf Tobler.

Émile Rodhe, Essais de philologie moderne. I. Les grammairiens et le français parlé. Lund, Gleerup, 1901. 183 S. 8.

Wenn das kleine Buch des schwedischen Universitätslehrers nicht das enthält, was man *essais* im engeren Sinne zu nennen pflegt, sondern nur eine lange Reihe berichtigender Einzelbemerkungen zu fremden Büchern, so wird man es darum nicht weniger mit Nutzen lesen. Denn die drei darin geprüften Schriften sind in Lehrerkreisen, eine in Schweden, die übrigen in Deutschland und darüber hinaus, weit verbreitet; und wer sich ihrer bedient, wird gut thun, auch von dem Kenntnis zu nehmen, was ein des Französischen wohl kundiger Mann an ihnen beanstandet. Es sind dies die Fransk Språklära von Widholm, der Petit Parisien von Kron und die gröfsere Grammatik von Plattner (1899). An dem ersten dieser Bücher tadelt der Verfasser vornehmlich das Überwiegen des nur litterarisch Üblichen und des nur von Grammatikern (um der Unsicherheit des Gebrauches willen) als besonders wichtig Erachteten vor dem, wessen der Fremde zunächst bedarf, wenn er sich verständlich, richtig und anspruchslos in der fremden Alltagssprache mündlich ausdrücken will. Mir scheint hier Herr Rodhe zu weit zu gehen. Er bedenkt nicht hinlänglich, dafs der Unterricht doch auch das Verständnis der Litteratur,

der reicheren, kunstvolleren Schriftsprache zu erschliefsen, nicht einzig oder vorzugsweise der Kellner, Ausstellungsfahrer, Handelsreisenden u. dgl. zu gedenken hat. Gewifs werden die mündlichen Übungen der Schule zuvörderst die gröfstmögliche Sicherheit im Gebrauche schlichter Umgangssprache anstreben müssen; aber schon die Grammatik, nicht erst die Lektüre soll Einblick gewähren in die reicheren Ausdrucksmittel, den minder armseligen Satzbau gehobener Rede. Daneben erkenne ich gern an, dafs in diesem Abschnitte des Buches mancher nützliche Hinweis auf die Bevorzugung gegeben ist, die gewissen Redeweisen vor anderen, sinnverwandten in der Sprache des täglichen Lebens zu teil wird. —

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit dem 21. Kapitel[1] von Krons Schrift und berichtigt mancherlei an den Bedeutungsangaben, an der Art, wie dort einzelne Wörter als familiär oder niedrig oder nur eng umgrenzten Kreisen angehörig qualifiziert werden.

Auch in seinen Bemerkungen zu Plattners Buche[2] beachtet der schwedische Gelehrte nicht hinlänglich, dafs des deutschen Fachgenossen Absicht nicht dahin geht noch gehen kann, dem Schüler den ganzen Inhalt der Grammatik zu einem gleichmäfsig sicher beherrschten Besitze zu machen, sondern dafs das Buch sich auch dann nützlich erweisen soll, wenn der auf seltenere, auffällige Spracherscheinungen stofsende Leser sich vergewissern möchte, ob sie bereits anderswo beobachtet sind, und ob er sie als fehlerhaft oder selten oder als allgemein anerkannt anzusehen habe. Wiederum ist Herr Rodhe sehr geneigt, vor Ausdrucksweisen zu warnen, die ihm schon auf dem Wege des Veraltens befindlich scheinen. Er rechnet dahin z. B. S. 117 den Gebrauch des Adverbiums *fort* vor Adjektiven oder Adverbien und beachtet nicht, dafs ein so durch und durch moderner Schriftsteller wie Émile Rodhe in seinen *Essais de philologie moderne* S. 82 gesagt hat: *nous savons fort bien* ..., woran kaum jemand anders als er selbst Anstand nehmen wird. Herr Plattner wird gewifs wohl daran thun, bevor er seine Grammatik neu drucken läfst, die Vorhaltungen zu erwägen, die Herr Rodhe ihm (übrigens nur in Bezug auf den 'Formenlehre' betitelten zweiten Teil seines Buches) zu machen gefunden hat. Er wird sich aber bald überzeugen, dafs er nicht jeder ihm hier erteilten Zurechtweisung Folge zu geben hat.

Das Französisch, das Herr Rodhe schreibt, scheint mir im ganzen korrekt, natürlich und bisweilen ziemlich lebendig. Wo er von dem abweicht, was man in meiner Jugend einzig hätte gelten lassen, geschieht es sicher mit dem vollen Bewufstsein eines von der Gegenwart errungenen kostbaren Rechtes. Es macht übrigens dem Verfasser Ehre, dafs er S. 136—139 eine Anzahl Bemerkungen eines befreundeten französischen Kollegen abdruckt, die sich zu seinen eigenen Behauptungen in Gegensatz

[1] In der zweiten Auflage, die im Archiv XCVII 451 besprochen ist, war es das zwanzigste.

[2] S. über dasselbe A. Schulze im Archiv CIV 443—456, der freilich das Buch von ganz anderen Gesichtspunkten aus beurteilt.

stellen und so viel jedenfalls zeigen, dafs Aussprüche über gröfsere oder geringere Üblichkeit, über Veralten und Veraltetsein u. dgl. leicht auf Widerspruch stofsen.

Berlin. Adolf Tobler.

Résumés pratiques de Littérature française (depuis les origines jusqu'à nos jours) par Ch. Antoine, Licencié ès lettres, Professeur de l'Université de France. Revus et édités par Dr. R. Eule, Oberlehrer am Friedrichs-Real-Gymnasium zu Berlin. Leipzig, R. Wöpke, 1900. 200 S. 8. Geb. M. 2,80.

Ch. Antoine, der Verfasser dieser Résumés, veröffentlichte bereits 1882 zu Dresden ein Buch: *Aperçus sur la littérature française du 19e siècle.* Aus dem Nachlasse des Verfassers erhielt Eule von Mme Antoine das Manuskript eines Abrisses der französischen Litteraturgeschichte (von den Anfängen bis auf die Gegenwart) mit der Bitte, es durchzusehen, zu vervollständigen und zu veröffentlichen. Dieser Aufgabe hat sich Eule mit Geschick und Sorgfalt unterzogen. Er hat den Stoff gesichtet und geordnet, die Zahl der Inhaltsangaben der klassischen Werke um ein Bedeutendes vermehrt und die Brauchbarkeit des Ganzen zum Schlusse durch ein übersichtliches *Tableau chronologique* (S. 184—195) und einen ausführlichen alphabetischen Index noch erhöht.

Das Büchlein will in erster Linie für die Schüler der höheren Lehranstalten (als kursorische Lektüre in der Klasse oder als Privatlektüre mit der Möglichkeit, daraus Aufsätze zusammenzustellen und Vorträge zu halten), ferner für höhere Töchterschulen und Lehrerinnenseminare geschrieben sein. Daraus erklärt sich die Knappheit in den Daten und biographischen Angaben und besonders die Kürze, mit welcher die altfranzösische Zeit behandelt worden ist (S. 7—24). Sehr eingehende Darstellung hat dagegen mit Recht die Blütezeit der neueren französischen Litteratur, das 17. und das 18. Jahrhundert, gefunden (S. 28—88 und S. 88—112), und auch das 19. Jahrhundert ist genügend berücksichtigt worden.

Die besonderen Vorzüge des Buches, das sich übrigens schon äufserlich durch klaren und korrekten Druck und gediegene Ausstattung auszeichnet, liegen vor allem in der grofsen Übersichtlichkeit der Anordnung und in der weisen Beschränkung auf das Wichtigste und Wissenswerteste, das denn aber auch um so gründlicher ausgeführt worden ist. Sehr ansprechend und zweckmäfsig scheinen mir auch die zahlreichen Analysen zu sein. Die Darstellung ist frisch, lebendig und schwungvoll, ohne doch dem Leserkreise, an den sie sich wendet, zu grofse Schwierigkeiten zu bieten.

Als Schulbuch dürften demnach diese *Résumés pratiques de littérature française* ihrem Zwecke, die Oberklassen von Vollanstalten, höheren Töchterschulen und Lehrerinnenseminaren mit den Hauptthatsachen der französischen Litteratur bekannt zu machen, vollauf genügen, und man mufs dem Herausgeber für die Veröffentlichung dieses Werkes Dank wissen.

Berlin. Albert Herrmann.

Eduard Koschwitz, Anleitung zum Studium der französischen Philologie für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. 2., vermehrte u. verbess. Aufl. Marburg, Elwert, 1900. VIII, 181 S.

Das schnelle Erscheinen einer zweiten Auflage der Koschwitzschen Anleitung zum Studium der französischen Philologie beweist, dafs das Buch einem wirklichen Bedürfnisse entgegengekommen ist. Die neue Auflage nennt sich mit Recht eine 'vermehrte und verbesserte'. Sie umfafst 163 Seiten Text gegenüber den 148 Seiten der ersten Auflage; aufserdem ist ihr ein höchst willkommenes alphabetisches Register von 18 Seiten beigegeben. Die sich natürlich ergebende Einteilung des Stoffes (Einleitung — Praktisches Studium: Studium im Inlande; Studienreisen — Wissenschaftliches Studium: Historisches Studium; Methodenlehre — Anhang) ist beibehalten. Dagegen sind im einzelnen nur wenige Seiten des Textes ganz unverändert geblieben. Abgesehen von rein stilistischen Verbesserungen, von vielen kleineren Zusätzen, Auslassungen, Änderungen und Berichtigungen finden wir in der neuen Auflage eine Anzahl mehr oder weniger ausführlicher Interpolationen. Unter diesen dürften die folgenden die interessantesten sein: S. 4, 5: es sei eine Täuschung, wenn man meine, die neuen Unterrichtsmethoden hätten ganz besonders vorzügliche Ergebnisse gehabt; S. 9, 11, 12, 15, 16, 18 (vgl. auch S. 63): kritische Bemerkungen über die Aussprachebezeichnung in den die französische Phonetik betreffenden Schriften von P. Passy, J. Passy und Rambeau, Beyer, Vietor; S. 8, 17: Hinweise auf die Wichtigkeit der Experimentalphonetik; S. 29: Angaben über Gelegenheiten zum französischen Briefwechsel; S. 41: Mifsbilligung der Verwendung von Lesebüchern über Frankreich und Realien im Schulunterricht; S. 45: Betonung des Wertes und Interesses einiger von Franzosen verfafster Bücher über Deutschland; S. 48, 52: Bemerkungen über Neuchâtel als Studienaufenthalt; S. 49: Zusatz über die Aussprache des Französischen seitens der Schweizer; S. 50, 51, 54, 55: lange Listen von Pensionaten in der französischen Schweiz und Paris; S. 53, 57: Notizen über die *Université Hall*, das *Comité des voyages d'étude*, die neue *École de Français* und das *Collège libre des sciences sociales* in Paris; S. 67: Empfehlung des Studiums kunstgeschichtlicher Werke; S. 68: Ratschläge für Radfahrer; S. 70—73: ergänzende Bemerkungen über die französische Presse; S. 82: Angaben über Ferienkurse in Nancy und Grenoble; S. 88: Zusätze zu der Liste von Pariser Pensionen für Frauen; S. 89, 90: Warnung vor Annahme einer Lehrerstelle im Auslande; S. 153: Notiz über die Anweisung des preufsischen Kultusministeriums betreffs Benutzung des Aufenthalts im Auslande; S. 156: Bemerkungen gegen die Verwendung einer einzigen Unterrichtsmethode und besonders derjenigen, die die Erwerbung von Sprechfertigkeit zum fast ausschliefslichen Hauptziel setzt; S. 160: Angabe der an Oberlehrerinnen zu stellenden Ansprüche betreffs Kenntnis des Lateinischen und der französischen Sprachgeschichte; S. 161: Anführung weiterer Fortbildungskurse für Frauen.

Gegenüber diesen mannigfaltigen Zusätzen ist die Zahl der gestrichenen oder verkürzten Stellen gering. Fortgelassen sind unter anderem: die Titel verschiedener minder wichtiger Bücher (zu unserem Bedauern auch die der Bertuchschen Übersetzungen Mistralscher Dichtungen); einige Angaben von Bücherpreisen; die auf Madame Pujols gastliches Haus bezügliche Stelle (S. 88); die Empfehlung eines Studienaufenthalts in Freiburg (Schweiz), dessen 'toleranten Katholizismus' die erste Auflage noch zu rühmen wufste (S. 107); Hinweise auf deutsche Ferienkurse (S. 138, 162); die Annahme, dafs die Erdrückung des wissenschaftlichen Interesses bei dem neuphilologischen Lehrerstande durch das pädagogische eine vorübergehende Erscheinung sei, wobei aber doch anerkannt wurde, dafs die sich kundgebende Richtung auf das Moderne der Lehrerschaft verbleiben müsse (S. 138); Bemerkungen über Bewerbung um Unterrichtsbefähigung in Unterklassen (S. 162).

Die die Fachlitteratur betreffenden Notizen sind sorgsam auf dem laufenden erhalten, die wichtigsten Veröffentlichungen der letzten drei Jahre verzeichnet und neue Auflagen älterer Werke eingetragen. Irrtümer oder mifsverständliche Angaben, wie sie sich bei bibliographischen Notizen so leicht einschleichen, sind selten. Zu Darmesteters *Cours de grammaire historique* (S. 113) war zu bemerken, was auch mir bei Abfassung meiner *Books of reference for students and teachers of French* entgangen war und nachträglich von Herrn Sudre mitgeteilt worden ist, dafs der erste Band zwar ursprünglich von Muret herausgegeben, vor mehr als einem Jahre aber von Sudre 'refondu et republié' worden ist. Die Veröffentlichung von Mayrs Jahrbuch der französischen Litteratur (S. 122, 155) scheint nach der Herausgabe von drei Jahrgängen eingestellt zu sein. Die Angabe 'die eben neu erscheinende *Grande Encyclopédie*' (S. 73) kann leicht mifsverstanden werden. Von Laveaux' *Dictionnaire des difficultés de la langue française* (S. 33) giebt es neuere von Marty-Laveaux besorgte Auflagen. Die Zeitschrift *Cosmopolis* (S. 73) ist eingegangen, was dem Verfasser bei Abschlufs seiner Revision vermutlich noch nicht bekannt sein konnte. S. 130 hätte wohl auch die für Studierende äufserst brauchbare Corneille-Ausgabe von Hémon erwähnt zu werden verdient.

Die nützlichen orientierenden Bemerkungen über die zu wählende französische Lektüre, die einer Anmerkung auf S. 140 zufolge nicht den Beifall aller Recensenten gefunden hatten, sind trotzdem mit geringen Änderungen beibehalten; doch giebt der Verfasser, wie schon früher, zu, dafs die Auswahl dem Geschmacke des einzelnen überlassen bleiben müsse. Die Ansichten über den Kunstwert oder die litterarhistorische Bedeutung der zahlreichen empfohlenen Werke werden natürlich auseinandergehen. Vielleicht schätzt der Verfasser den Wert eines grofsen Teils der französischen Litteratur vor der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts doch etwas zu gering ein und verspricht dem Studierenden von ihrer Lektüre zu wenig. Auch hätte wohl auf einige für die Litteraturgeschichte bedeutsame Schriften wie J. du Bellays *Deffence et illustration de la langue fran-*

çoyse, Corneilles *Trois discours,* Rousseaus *Lettre à M. d'Alembert,* V. Hugos Vorrede zu *Cromwell* hingewiesen werden können.

Die Druckfehler der ersten Auflage sind wohl meist verbessert; stehen geblieben sind: S. 103, 27: 1878; S. 116, 28: Jouast (1. Aufl.: Jonast); S. 117, 11: 5. Aufl., Paris 1858; S. 128, 2: gründliche; ib. 21: 1887; S. 134, 12: Blennerhasselt; S. 138, 12: Arout; ib. 1.: Toepfer. Einige neue Druckfehler sind in der zweiten Auflage hinzugekommen: S. 32, 17: 1889; S. 41, 24: 29; S. 107, 6; Hfunion; 112, 15: 12, Jh.; ib. 17: 1855; S. 113, 27: Glédat; S. 126, 19: 16: S. 135, 6: nachgelasseners; S. 138, 29: débacle; S. 145, 6: diese (ausgefallen); S. 155, 3: muss; S. 171, 47: 151.

Wir schliefsen mit der zuversichtlichen Erwartung, dafs dem verdienstlichen Buche, dessen zweite Auflage sich vor der ersten auch äufserlich, durch besseres Papier und gefälligeren Druck, auszeichnet, nach wie vor dankbare Beachtung seitens der Studierenden und Fachgenossen zu teil werden wird.

Cambridge (England). E. Braunholtz.

Books of reference for students and teachers of French. A critical survey by E. G. W. Braunholtz, M. A. London, Wohlleben, 1901. 2 Bl., 80 S.

Es ist erfreulich, wenn der Wunsch, die Arbeit des Freundes loben zu dürfen, sich dem Berichterstatter nach unbefangener Prüfung derselben als Pflicht ergiebt. In dieser angenehmen Lage befindet sich der Unterzeichnete dem Büchlein gegenüber, dessen Titel diesen Zeilen voransteht. Sein Verfasser, der Vertreter der romanischen Philologie an der Universität Cambridge, bietet in ihm eine aus voller Beherrschung des Gegenstandes heraus geschriebene, systematisch geordnete Übersicht der für das Studium des Französischen zur Verfügung stehenden Hilfsmittel. Angesichts der weiten Grenzen, die Braunholtz sich für seine Arbeit gezogen hat — aufser den speciell sprachlichen Abschnitten findet man Belehrung über die wichtigsten Bibliographien und Encyklopädien, ein Kapitel über Folklore, über Bücher und Handschriften, über französische Realien, Erziehung in Frankreich, französische Sitten und Gebräuche, französische Geschichte und Kunst, französische Philosophie u. s. f. —, angesichts dieses weiten Umfanges der Arbeit mufs man in der That staunen über die ausgedehnte Belesenheit und Bücherkenntnis, die der Verfasser an den Tag legt. Denn man verliert während der Lektüre nie das wohlthuende Gefühl, dafs die den Büchertiteln hinzugefügten knappen Würdigungen der einzelnen Hilfsmittel auf durch eigene Prüfung und Benutzung erworbenem Urteil beruhen, und dieses Urteil ist durchweg so wohl erwogen und treffend, dafs sich gewifs nur an ganz wenigen Stellen der Widerspruch regen wird. Wenn ich gerade einiges anführen soll, so würde ich z. B. den Hinweis auf die Sonnenscheinschen Bibliographien unter dem Titel *The best books,* die ohne Sachkunde bearbeitet sind, unterlassen haben, noch weniger würde ich von Frieslands Wegweiser die geringste Notiz genommen haben, ich

würde den Anfänger vor Étiennes *Essai de grammaire de l'ancien français* direkt gewarnt haben, würde dem Leser den alten Diez wärmer ans Herz gelegt und ihm die Bedeutung von Gröbers erstaunlich gelehrter, feinsinniger und inhaltreicher altfranzösischer Litteraturgeschichte in helleres Licht gerückt haben.

Das Büchlein ist natürlich in erster Linie für englische Studenten und Lehrer des Französischen geschrieben, und ich zweifle nicht, dafs der Verfasser, wenn er sich zu einer deutschen Bearbeitung entschlösse, an manchen Stellen Änderungen vornehmen würde. Die Hinweise auf Handbücher, besonders solche, die eigens für die Zwecke der englischen Universitäten und Examina zugeschnitten sind und dem englischen Studenten ja ein wesentlich stärkeres Bedürfnis sind als dem deutschen, könnten eingeschränkt und der gewonnene Raum für reichlichere Angaben rein wissenschaftlicher Litteratur benutzt werden.[1] Damit soll aber nicht gesagt sein, dafs das Verzeichnis in seiner jetzigen Form für deutsche Verhältnisse unzulänglich wäre. Vielmehr mufs ausdrücklich hervorgehoben werden, dafs Braunholtz die deutsche Fachlitteratur, die ihm als Deutschem doch auch besonders am Herzen liegt, ebenso gründlich beherrscht wie die englische und französische und sie in so ausgiebigem Mafse herangezogen hat, dafs auch der deutsche Leser — und dasselbe wird für den französischen zutreffen — auf seine Rechnung kommt; das Buch pafst sich den englischen Verhältnissen an, ohne ihr Sklave zu sein. In wie reichlichem Mafse gerade deutsche Litteratur berücksichtigt ist, lehrt z. B. ein Blick auf S. 44/45, wo nicht weniger als 27 deutsche Werke zur neusprachlichen Reformlitteratur angeführt werden.

Ein nicht zu unterschätzender Vorzug der Braunholtzschen Arbeit ist die wohlabgewogene, gleichmäfsige Berücksichtigung der Anforderungen, welche Wissenschaft, praktische Spracherlernung und Unterricht an den Studierenden des Französischen stellen. Nicht zum wenigsten dieser Umstand wird dazu beitragen, den Leser sehr bald das Gefühl gewinnen zu lassen, dafs er sich an der Hand eines sicheren, vertrauenswerten Führers befindet, dem auch der schon recht Erfahrene gewifs nicht ohne merklichen Gewinn folgen wird.

Bibliographische Zusammenstellungen der vorliegenden Art sind notwendig schon am Tage ihres Erscheinens in dem oder jenem Punkte nicht mehr auf dem laufenden; soweit dieser Übelstand sich überhaupt vermeiden liefs, hat ihn Braunholtz durch zahlreiche Hinweise auf noch nicht erschienene, aber zu erwartende Publikationen zu vermeiden gewufst, zum weiteren Beweise seiner völligen Vertrautheit mit allen sein Fach angehenden Einzelheiten.

---

[1] Z. B. in den Abschnitten 12 (Old French) und 13 (French Dialects), wo man Angaben von Litteratur über altfranzösische Dialekte vermifst, und 14 (Provençal), wo in der deutschen Ausgabe der Hinweis auf Bartschs Grundrifs, auf Raynouards Choix, Mahn Werke und Mahn Gedichte nicht fehlen dürfte; von altfranzösischen wichtigen Textausgaben würden mehr zu nennen sein, Ebelings Auberee, van Hamels Reclus, Foersters Bernhard u. a.

Sollte sich der Verfasser zu einer deutschen Bearbeitung entschliefsen, was ich immerhin wünschen möchte, obwohl die Arbeit schon jetzt für Deutsche recht brauchbar ist, so versäumt er hoffentlich nicht, ihr ein eingehendes Inhaltsverzeichnis und ein alphabetisches Register der aufgeführten Litteratur beizugeben. Beides ist durchaus notwendig für ein Werk, das ebenso oft zum Nachschlagen wie zur Lektüre und zum Studium benutzt wird. Und noch einen weiteren Wunsch habe ich für die deutsche Ausgabe bereit, den mein verehrter Freund dem Bibliothekar zu gute halten mag: die regelmäfsige Hinzufügung von Ort und Jahr des Erscheinens zu den möglichst ausführlichen Titeln der angeführten Werke. Bei der Reichhaltigkeit des verzeichneten Materiales bedeutet das freilich keine kleine Mühe, aber doch eine, deren es sich lohnt, wenn man bedenkt, welche umständlichen Nachforschungen sie dem Bibliothekar oder dem Buchhändler, von dem die registrierte Litteratur verlangt wird, ersparen kann. Übrigens gelten diese meine Wünsche auch einer neuen Auflage der englischen Ausgabe des Buches.

Gr.-Lichterfelde-Berlin. Alfred Schulze.

Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische etc. Von Dr. F. Lotsch. Leipzig, Renger, 1901. 60 S. Exercices de style, 55 S., als Schlüssel dazu.

Auch ich halte fortgesetztes Übersetzen aus der Muttersprache in die fremde nicht blofs für wertvoll, sondern für durchaus notwendig, wenn man in die letztere wirklich eindringen will. Es ist jetzt Mode, diese Seite des Sprachunterrichts zu verschreien, man wird davon zurückkommen. Eine andere Frage ist, ob es not thut, dazu eigene Bücher anzufertigen. Ein jeder Lehrer, der Fachmann ist — anderen sollte man den Unterricht nicht anvertrauen — mufs im stande sein, sich das nötige Material immer neu selbst zu beschaffen. Da es aber bequeme Leute geben soll, so mag ihnen mit gedruckten Stücken gedient sein. Für sie sind solche Sammlungen schon reichlich vorhanden.

Das vorliegende Buch aber ist in einem so kläglichen Deutsch abgefafst, dafs ein Lehrer, der seinen Schülern Derartiges diktierte, sich an ihnen versündigen würde. Einige Proben: ‘Auf der Seite der Albaner die drei Brüder Kuriaz (soll heifsen: die drei Curiatier). | Wir werden zu demselben Endergebnis vorrücken. | Er geht nur mit Gewalt vor, er beruft sich beständig auf den Krieg (*en appelle cont. à la guerre*). | Eines Tages, als sie seit langer Zeit miteinander böse waren. | Die Ohnmacht, in der er war, etc. | Einen auf einer Insel abholen, st. von (*dans*). | Was das Erstaunen verdoppelt, ist der Umstand ... | Dieser Landmann wurde gefangen gehalten, bis der Schlofshauptmann davon unterrichtet war, dafs er nie gelesen hätte (statt: sich überzeugt hatte, dafs er überhaupt nicht lesen konnte). | Zerstreut, gleichgültig, hatte er an nichts teilzunehmen geschienen. | Mirabeau wurde bei seinem Tode in das Pantheon getragen, inmitten der Trauer und der Versammlung (?) Frankreichs. | Sich bald

dem Feuer der Begeisterung, bald der Leutseligkeit überlassend, das Vorrecht des Starken. | Obgleich sein Vater und seine Mutter wegen ihrer Schönheit genannt wurden (*furent cités*). | Mozarts Hände hatten eine so bestimmte Richtung für das Klavier, dafs ... | Der arme Mann stieg etwas höher auf das Gebirge. | Das Kalb saugte seine Mutter. | Dieser Mensch da war nicht ordentlich gekleidet; er mufste kein Brot haben (*Cet homme-là n'était pas vêtu; il devait manquer de pain*). | Ich unterschreibe auf die ersten Exemplare. | Jener verwirrte sich in Dankesworten.'

So geht es fast Stück für Stück. Eine weitere Kritik erübrigt sich wohl.

Berlin. G. Krueger.

Studi glottologici italiani diretti da Giacomo de Gregorio. Deuxième volume. Turin, Ermanno Loescher, 1901. 308 S. gr. 8. 12 fr.

Nous nous faisons un plaisir d'annoncer ici le deuxième volume des *Studi glottologici italiani* de Giacomo de Gregorio, ouvrage qui fait le plus grand honneur à la science italienne. Mr. de Gregorio, professeur à l'Université Royale de Palerme, est avantageusement connu par ses recherches sur les patois siciliens et comme auteur d'une étude sur la langue bantoue. Sa haute compétence dans l'un et l'autre domaine s'affirme une fois de plus par deux mémoires remarquables insérés dans le volume que nous avons sous les yeux et qui tous deux abondent en renseignements intéressants. C'est d'abord un travail sur la langue *évé*, parlée dans la Guinée septentrionale, basé sur des données recueillies de la bouche même de quelques indigènes. Le second cherche à élucider la question très controversée de l'origine des dialectes gallo-italiens de la Sicile, sujet que Mr. de Gregorio avait déjà précédemment traité dans la Romania (année 1899, p. 70 et suiv.). Enfin Mr. de Gregorio étudie dans le même volume en collaboration avec Mr. Seybold, l'éminent professeur de langues sémitiques de l'université de Tubingue, les éléments arabes dans le dialecte et les noms de lieux de l'île de Pantellaria. Citons encore un mémoire de Mr. E. La Terza, directeur du gymnase de Giarre, qui s'occupe d'un problème d'apophonie, à savoir du traitement de la voyelle radicale du parfait grec, une lettre de Mr. Paul Marchot de l'université de Fribourg en Suisse, accordant à Mr. de Gregorio la priorité en ce qui concerne l'étymologie it. *andare* = ⟨*se*⟩ *antedare*, et *last not least* les «racimolature glottologiche» de Mr. R. Sabbadini, professeur à l'Académie Royale de Milan, qui entre autre, nous donne connaissance d'une notice sur le basque datant de 1535 et passée inaperçue jusqu'ici, qu'on trouve dans le traité de l'humaniste sicilien Lucio Marineo «de rebus Hispanicis».

Nous regrettons dans les *Studi glottologici*, qui remplacent en quelque sorte la revue de Techmer, l'absence d'une bibliographie raisonnée dans le genre de celle que Techmer avait coutume d'offrir à ses lecteurs. Espérons que Mr. de Gregorio comblera cette lacune et que les confrères l'y aideront en lui envoyant les publications rentrant dans le domaine de la linguistique générale.

La Chaux-de-Fonds (Suisse). Max Niedermann.

Italienischer Sprachführer. Konversationswörterbuch von Dr. Rudolf Kleinpaul. Dritte Auflage, neubearbeitet von Prof. Dr. Berthold Wiese. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, Anfang 1901. 575 S. 16. Geb. M. 2,50.

Die Zahl der Freunde dieses Werkchens ist seit seinem Erscheinen stetig und in immer gröfserem Mafsstab gewachsen. Zum Teil ist dieser Erfolg nicht unverdient gewesen. Das selbst in die kleinsten Rock- und Überziehertaschen passende Format, die gefällige Ausstattung, der gleichmäfsig scharfe Druck, die übersichtliche und bequeme Anordnung des Stoffes, die weitgehendste Berücksichtigung der Bedürfnisse des Reisenden bei der Auswahl der Vokabeln, das sind alles Vorzüge, die man wahrlich nicht gering anschlagen darf. Was aber die doch immerhin nicht ganz unwichtige philologische Seite des Büchleins in seiner früheren Gestalt anlangt, so konnte der im Italienischen Bewanderte hier leider dem Verf. nur mit vielen, allzu vielen Einschränkungen Anerkennung zollen. Nicht nur hatte sich eine recht beträchtliche Anzahl von Schnitzern handgreiflichster Art in den italienischen Text eingeschlichen, der Kundige stiefs auch wirklich bei fast jeder Seite auf so viel Ungebräuchliches, Schiefes und Verkehrtes, dafs ihm die Freude an dem sonst so praktischen Werkchen gründlich verleidet wurde.

Das ist nun mit der neuen, einer bewährten Kraft anvertrauten Bearbeitung glücklicherweise anders geworden. B. Wiese hat sich seiner mühevollen Aufgabe mit gröfster Geduld und mit nicht geringer Sachkenntnis unterzogen. Beinahe an jedem Artikel hat er gebessert und gefeilt, Wichtiges — wenn auch noch immer nicht oft genug — eingeschoben, Entbehrliches — doch leider nur hier und da — unterdrückt. Die tägliche Umgangssprache ist in weitem Umfange zu ihrem Recht gekommen. Ich stehe nicht an zu sagen, dafs meines Erachtens der italienische Sprachführer erst in seiner jetzigen Gestalt auch für die Lernenden ein wirklich nützliches Buch geworden ist, das darum von den äufseren Vorzügen der früheren Auflagen nicht das geringste eingebüfst hat. Besonderer Dank gebührt dem Bearbeiter für die durchgängig eingeführte sorgsame und zuverlässige Aussprachebezeichnung, vermittels deren aufser dem Ton eines jeden Wortes auch die verschiedene Qualität des *e* und des *o*, sowie der doppelte Lautwert des *s* und des *z* in praktischer Weise angegeben sind.

Bei genauerer Durchsicht des Werkchens sind mir einige, entschieden der Abstellung bedürftige Mängel aufgefallen. Vor allen möchte ich nachdrücklich auf die geradezu befremdenden Lücken in dem gebotenen Wortschatz hinweisen. In einem 'Konversationswörterbuch' sollte man doch wahrlich nicht vergebens nach so alltäglichen und daher unentbehrlichen Ausdrücken suchen wie (z. B. unter A): ab und zu, abbinden, abbürsten, abermals, Abiturient, Abmarsch, Abnahme, absagen, abschicken, abseifen, abspülen, Abzahlung, allerhand, allermeist, alljährlich, Ampel, Amtsgericht, amüsant, anderthalb, Anekdote, Anfänger, anfragen, sich etwas angewöh-

nen, Angewohnheit, anhören, Anlass, anleimen, Annonce, anonym, Anrecht, anrufen, Ansatz, anschnallen, anstatt, Ansteckung, antreffen, Anzahlung, Ärger, sich ärgern, Afs, Auffassung, Aufopferung, aufplatzen, aufreifsen, Aufruf, aufsagen, aufsparen, Aufstand, aufstellen, sich aufstützen, aufthun, aufwecken, aufwickeln, Aufzählung, aufzehren, augenscheinlich, Augenwimper, ausbiegen, ausbieten, ausbilden, ausblasen, sich etwas ausdenken, ausdrehen, Ausfall, ausfragen, Ausfuhr, Ausgrabungen, Aushilfe, auskleiden, auspfeifen, ausradieren, Ausschank, ausschelten, Aufsenseite, sich äufsern, Aussöhnung, Ausspannung, aussprechen, aussterben, ausstreuen, Austausch, austauschen, austeilen, ausüben, auszahlen, auszischen, Automat, Autorität, Avancement, Avantageur.

Diese Reihe liefse sich leicht verdoppeln, ohne dafs man darum genötigt wäre, das Gebiet des Alltäglichen zu verlassen. Bei den anderen Buchstaben sieht es gerade so aus. Es fehlen im ganzen gewifs an zweitausend der üblichsten, in der 'Konversation' kaum entbehrlichen Ausdrücke. Der Benutzer von Kleinpaul wird sich daher den Anforderungen des täglichen Lebens gegenüber zweifellos jeden Augenblick im Stiche gelassen sehen. Der Titel des Buches ist eben viel zu anspruchsvoll gefafst; es ist nicht mehr als ein besonders die Bedürfnisse des Reisenden berücksichtigendes Notwörterbuch!

Diese häfslichen Lücken würden sich zum Teil durch geringe Erweiterung des Inhalts (um circa fünfzig Seiten) und dann durch rücksichtslose Ausmerzung aller weniger häufig vorkommenden Ausdrücke ganz gut beseitigen lassen. Relativ entbehrlich scheinen mir bei einem 'Konversationswörterbuch' z. B.: Ankerwinde, Bache (bei Wildschwein), Bisamkatze, Blankscheit, Blasengries, Bricke, Brustbeere, Brustthee, Chorhemd, Druckerschwärze, Einschlag, Schwarzwurzel-Eis, Eisenquelle, Farbholz, Fechtkoller, Feldkessel, Feuerbake, Flöfser, Flöz, Franzbrot, Frischling (bei Wildschwein), Fufsangel, Garnele, Gelbgiefser, Gerbstoff, Glaubersalz, Grumt, Hausen (Fisch), Hechel, Herzbeutelentzündung, Hühneraugenmesser, Magenhusten, Jollenführer, Kalbskaldaunen, Kebsweib, Kielholen, Kirschharz, Klappenhorn, Klumpfufs, Kragstein, Brustkrampf, Kumt, Lambertusnufs, Latwerge, Leistenbeule, Lindenkohle, Mefstisch, Nut, Spierlingsvogelbeere (bei Obst), Ölmühle, Perlzwiebel, Pfeifenabgufs, dämpfig, herzschlächtig, spatlahm, verfangen (die vier letzten bei Pferd), Plattmenage, Radnabe, Rasch (Zeug), Kopfgeschirr (bei reiten), Rülps, Scharbock, Schnepfenstrich, Stimmritze, Theriak, Transept, Spindeluhr, Vicinalweg, Weichselzopf, Widerrist, Zahnstummel, Zinngiefser, Zwilch.

Was nun das gebotene Italienisch anlangt, so hat Wiese das meiste Falsche und Halbfalsche der früheren Auflage mit scharfem Besen hinausgekehrt. Dafs ihm bei der Menge noch manches entgangen, ist weiter kein Wunder. Auf einiges, das mir bei der Durchsicht in den Weg gekommen ist, mag hier aufmerksam gemacht werden: p. 3 'abgemacht' *ecco fatto!* Diese italienische Redeweise giebt vielmehr unser: 'das wäre erledigt!' wieder, wofür wir doch kaum je das blofse Particip 'abgemacht' gebrauchen. Will man durch 'abgemacht' zu erkennen geben, dafs man

einig über etwas geworden, so bedient man sich im Italienischen des *siamo intesi!* oder *dunque, resta inteso così!* — p. 12 ‘haben Sie keine Angst’ *non aver* (!) *paura.* — p. 15 für ‘anreden’ nur *arringare*, das doch aber bedeutet ‘eine öffentliche Ansprache halten’, während das alltägliche ‘anreden’ mit *rivolgere la parola a* wiederzugeben ist. — p. 77 ‘broschiert geheftet’ ist nicht *alla rustica* (*legato alla rustica* heifst kartoniert), sondern *sciolto.* — p. 85 ‘es bedarf keines Dankes’ doch nicht *non c'è niente*, sondern *non c' è di che!* — p. 91 mufs es heifsen *dottore in medicina, in legge.* — p. 108 ‘Federhalter’ ist *cannello*, nicht *asta.* — p. 147 der ‘Gattin’ entspricht nicht das schlichte *moglie*, sondern *consorte.* — p. 159 ‘einen üblen Geschmack im Munde haben’ doch niemals: *avere il gusto guasto*, sondern *avere un saporaccio in bocca.* — p. 195 ‘ist er im Garten?’ *sta* (!) *in giardino?* — p. 199 ‘Jude’ ist nicht *giudeo*, sondern *ebreo* (Israelit *israelita*). — p. 219 ‘so gut ich kann’ doch nicht *a quanto posso*, sondern *come so* oder *come saprò meglio.* — p. 233 ‘lauter Dummheiten’ *non* (!) *altro che sciocchezze!* — p. 237 ‘Lichtschnuppe’ (könnte übrigens getrost fehlen!) nicht *fungo*, sondern *moccolaia!* — p. 260 ‘mürbe’ nicht *morbido*, sondern *frollo.* — p. 275 ‘Nordpol’ nicht *polo settentrionale*, sondern *polo nord* oder *polo artico.* — p. 309 ‘schreiben Sie das auf Rechnung’ *mettalo* (!) *in conto.* — p. 311 ‘es hat heute nacht gereift’ doch nicht *brinò stanotte*, sondern *è brinato stanotte.* — p. 343 ‘das ist nicht schön von Ihnen’ läfst sich unmöglich wiedergeben mit *non le sta bene.* Man könnte z. B. sagen *non è* (*stato*) *gentile davvero!* oder auch kurz und gut *cattivo!* — p. 386 ‘Kraftsuppe’ ist *brodo ristretto* (in der Kellnersprache *consumè*). — p. 446 wird ‘voraussichtlich’ übersetzt mit *da potersi prevedere;* diese Ausdrucksweise ist nur bei attributivem Gebrauch neben *prevedibile* zu verwenden; sonst *a quanto si può prevedere.*

Auch in dem von Wiese neu Beigebrachten ist einiges wohl noch verbesserungsfähig. Bei ‘Achsel’ (p. 6) kann das in der Umgangssprache äufserst seltene *òmero* fortfallen. — p. 66 ‘wo bleibt mein Gepäck?’ doch nicht *dove rimane il mio bagaglio?* sondern *o il mio bagaglio?* oder auch *o questo facchino che fa?* — p. 117 ‘bitte, fragen Sie ihn, wann ich ihn morgen sprechen kann’ doch nicht *lo* (!) *domandi, prego* (!), *quando posso parlargli domani*, sondern *faccia il piacere di domandargli, quando gli potrò parlare domani.* — p. 153 statt des häfslichen gegen Grammatik und Logik verstofsenden (aufserhalb Toskana allerdings vielfach gebrauchten) *non lo si prende qui?* besser entweder *non si prende qui?* oder *non lo prendon qui?* — p. 196 *fante* für Infanterist ist veraltet. — p. 230 ‘Landbriefträger’ nicht *pedone*, sondern *postino di campagna.* — p. 233 ‘Lebenszeichen’ *sentore* nur in besonderen Fällen; dagegen z. B. ‘seit einem halben Jahr hat er kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben’ *son sei mesi che non s'è più fatto vivo.* — p. 238 weshalb für ‘locker’ die Umschreibung *poco stretto*, statt des eigentlichen *lento*? — p. 256 für ‘ich mag ihn nicht’ ist *non posso sopportarlo* (richtiger *soffrirlo*, d. h. ausstehen!) zu stark; *mi garba poco* oder *l'ho antipatico.* — p. 280 ‘die Ohren aufmachen’ heifst italienisch genau entsprechend *aprire gli orecchi; porgere orecchio*

bedeutet 'hinhorchen'. — p. 307 'Rasierpinsel' doch nicht allgemein *pennello del barbiere,* sondern *pennello da barba.* — p. 351 'ich werde leicht seekrank' doch nicht *soffro facilmente di mal di mare,* sondern *patisco il mal di mare,* wie *patisco il freddo* 'ich bin empfindlich gegen Kälte'. — p. 372 'Stammgast' *solito frequentatore;* besser *cliente, assiduo.* — p. 424 'ich schrie unwillkürlich' *gridai senza volerlo;* das Pronomen mufs fort! — p. 435 'gute Verrichtung!' niemals *Dio ve la mandi buona* (Gott sei euch gnädig!); am besten wohl noch *buona riuscita!* — p. 466 unter 'welcher' mufs es heifsen *qual fiore ami di più?* und *l'uomo di cui* (oder *del quale*) *parlo!* — p. 472 'Wilddieb' = Wilderer doch nicht *ladro di selvaggina* (wie allerdings auch bei Rigutini-Bulle steht), sondern *cacciatore di contrabbando!* — p. 479 für 'Wolkenbruch' ist der eigentliche Ausdruck *nubifragio,* nicht *diluvio.* — p. 480 'wir wollen darum würfeln' doch nicht *ne facciamo* (Stellung!) *ai dadi,* sondern *facciamo, coi dadi, a chi tocca!* — p. 494 'Ziehharmonika' eher *fisarmonica* oder *organino* als *armonica.*

Betreffs der nützlichen Fufsnoten, die meist über italienische Verhältnisse und Gebräuche in aller Kürze, aber zutreffend unterrichten, möchte ich nur ein paar kleine Mängel zur Sprache bringen. 1) p. 7 wird als Musteradresse für einen Ort ohne eigene Postanstalt gegeben: *Al Signor N. N.* | *per Abetone* | *San Marcello Pistoiese* | *Pistoia.* Es ist zu stellen *San Marcello per l'Abetone,* der Bestimmungsort steht immer hinter; aufserdem hier speciell entweder *S. Marcello Pistoiese* oder *S. Marcello* (*Prov. di Pistoia*), nicht beides! 2) p. 139 mufs bei *Signora Adalgisa* der best. Artikel stehen, wie auch oben im Text *la signora B.*; es handelt sich ja doch nicht um die Anrede! 3) p. 150 für ein auf die Frage *dico bene?* antwortendes *altro!* hat Wiese von Kleinpaul die in ihrer Gespreiztheit recht unglückliche Übersetzung übernommen: 'Sie haben nicht nur recht, es ist vielmehr eine Offenbarung!' Das natürliche wäre: Ganz gewifs! oder Durchaus! oder Fraglos! 4) p. 268 sind die Koseformen einiger Vornamen unrichtig angegeben: *Toto* hat mit *Antonio* nichts zu thun; *Mẹmmo* gehört zu *Guglielmo* nicht zu *Domenico*; *Lella* zu *Raffaella,* nicht zu *Irene*; für *Teresa* sagt man *Gegia,* nicht *Gega.* Erwähnt konnten noch werden: *Bẹtto* für *Benedetto, Bice* für *Beatrice, Bista* für *Battista, Bita* für *Margherita, Cẹncio* für *Vincenzo, Ghigo* für *Federigo, Gianni* und *Nanni* für *Giovanni.* 5) p. 296 die Carabinieri tragen ebensowenig einen Dreimaster wie die Guardie municipali (die betreff. Angabe in meinem 'Piccolo Italiano' beruht auf einem Irrtum!). Der Zweispitz der Carabinieri heifst übrigens im Volksmund *lucerna,* der Hut der Priester *nicchio.* 6) p. 484 für unser 'zahlen!' ist weit üblicher *il conto!* als *banco!* 7) p. 496 wird eingeschärft, man dürfe unbesteuert gar keine Cigarren über die Grenze nach Italien bringen. Dem deutschen Raucher zum — allerdings schwachen — Trost sei hier berichtigt, dafs man fünf abgezählte Stück (den sogenannten Mundvorrat) zollfrei einführen darf.

In dem kurzen grammatischen Anhang ist die Aussprache, so weit es der enge Rahmen zuliefs, viel sorgfältiger als früher dargestellt. Empfohlen wird — von ihren kleinen Unarten befreit — die Aussprache der

Toskaner, was durchaus zu billigen ist. Bemerkt mufste werden, dafs nicht nur *i*, sondern auch *u* durch deckende Konsonanz nicht wie im allgemeinen im Deutschen gekürzt wird (vgl. *fūrto* mit Gurt, *sūnto* mit Mund, *cūlto* mit Huld, *pūzzo* mit Nutzen!); ferner wird toskanisches š straffer artikuliert als unser sch (vgl. *scena* mit schämen, *sciocco* mit Schock, oder auch *pesce* mit toskanisch, d. h. ohne dentalen Vorschlag, gesprochenem *peee!*). Erfreulich ist die Empfehlung des sogenannten Verdoppelungsgesetzes und einiger anderer Feinheiten auf p. 547 und 548. Dafs unbetontes ‘i nach hartem Konsonanten wie hartes, nach weichem Konsonanten wie weiches j’ gesprochen werde, ist wohl kaum zutreffend. Es klingt für mein Ohr das i in *bianco* genau so wie in *pianto*, in *ghianda* wie in *chiasso*, in *fiore* wie in *rieto* (*rïaggio* bildet infolge seiner Herkunft eine Ausnahme). Das i bleibt dagegen voll vokalisch nach (nicht mouilliertem) l und n, sowie nach r, vgl. *Italia* mit *paglia*, *Cornelio* mit *meglio*, *umilio* mit *figlio*, *Germania* mit *cagna*, *infortunio* mit *giugno*; *aria*, *serie*, *mercurio*.

Berlin. Oscar Hecker.

Italienische Briefe. Zum Rückübersetzen ins Italienische bearbeitet von Prof. H. Breitinger. Zweite Auflage revidiert von Dr. G. Pizzo. Zürich, Schulthess, 1901. 166 S. M. 2,40.

Die Umwandlung, die das Breitingersche Werk unter den Händen Pizzos erfahren hat, kann nur freudig begrüfst werden. Innerlich und äufserlich ist viel gebessert. Die zur Vorbereitung des Schülers neu vorangestellte, 70 Seiten zählende Sammlung italienischer Originalbriefe zeugt von Umsicht und Geschmack. Anerkennenswert ist die im italienischen Teil durchgängig und im deutschen Teil bei den Anmerkungen angebrachte diakritische Kennzeichnung der offenen e und o, sowie der stimmhaften s und z. Nur selten stöfst man auf ein Versehen, z. B. p. 7 severe (mit geschlossenem e), p. 20 avvèzzo, p. 25 febbri (mit geschlossenem e), p. 65 giallògnola, p. 69 gazzèlla (mit stimmlosem Doppel-z), p. 70 quindicenne (mit geschlossenem e); nicht beachtet ist der offene Vokal des ersten Bestandteils eines zusammengesetzten Wortes, wie bei brevemente (p. 19), lietamente (p. 20), teneramente (p. 25), poiché (p. 37), benché (p. 39). Zwecks Beseitigung jeder Unsicherheit wäre der Ton besser bei allen nicht auf der vorletzten Silbe betonten Wörtern anzugeben gewesen. Auf das sogenannte Verdoppelungsgesetz, das von guter Aussprache unzertrennlich ist, hat der Bearbeiter bedauerlicherweise keine Rücksicht genommen.

Was den deutschen, der Rückübersetzung gewidmeten Teil des Buches anlangt, so würde es sich empfehlen, einer gröfseren Anzahl kurzer, aus dem täglichen Leben entnommener und den Bedürfnissen desselben angepafster Briefe bei einem Neudruck Aufnahme zu gewähren. Das Buch würde hierdurch an praktischem Wert entschieden gewinnen.

Die Ausstattung ist angemessen, der Druck sauber, scharf und von lobenswerter Korrektheit.

Berlin. Oscar Hecker.

Verzeichnis

der vom 19. Juli bis zum 19. November 1901 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

The American journal of philology. XXII, 2 [Reviews: T. N. Toller, Outlines of the history of the English language. — J. Sedgefield, King Alfred's version of the Consolations of Boethius. S. 214—6].

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. VII, 4 [J. Blau, Holzzeit im Böhmerwalde. — J. Widmann, Grabsprüche aus Salzburg. — F. Kretz, Slovakische Netzarbeiten. — D. Dan, Die Juden in der Bukowina. — Kleine Mitteilungen, Ethnographische Chronik, Litteratur, Vereinsmitteilungen].

von der Gabelentz, Georg, Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgeg. von Dr. Albrecht Graf von der Schulenburg, Privatdocent für ostasiatische Sprachen an der Universität München. Leipzig, Tauchnitz, 1901. XXI, 520 S. gr. 8. M. 15.

Oertel, Hanns, professor in Yale University, Lectures on the study of language. New York, Charles Scribner's sons, 1901. XVIII, 346 S. 8. Doll. 3 net.

Finck, Franz Nikolaus, Die Klassifikation der Sprachen. Marburg, Elwert, 1901. 26 S. 8.

Delbrück, B., Grundfragen der Sprachforschung mit Rücksicht auf W. Wundts Sprachpsychologie erörtert. Strafsburg, Trübner, 1901. VII, 180 S. 8.

Taylor, H. O., The classical heritage of the middle ages. New York, Macmillan, 1901. XV, 401 S.

Oeftering, Heliodor und seine Bedeutung in der Litteratur (Schicks und Waldbergs Litterarhist. Forsch. XVIII). Berlin, Felber, 1901. IX, 176 S. M. 4.

Wohlthat, Die klassischen Schuldramen nach Inhalt und Aufbau. Leipzig, Freytag, 1902. X, 192 S. Geb. M. 2.

Schiller, H., Aufsätze über die Schulreform von 1900. 1. Heft: Die Berechtigungsfrage. Wiesbaden, Nemnich, 1901. 44 S. M. 1,20.

Rodhe, Émile, docteur ès lettres, maître de conférences à la Faculté des lettres de Lund (Suède), Essais de philologie moderne. II. La méthode mécanique en grammaire. Lund, Gleerup, 1901. 66 S. 8.

Schwarz, Dr. E., Oberl. am Ostergymn. in Mainz, Dr. H. Schröder und die preufsische Oberlehrerfrage: eine Ehrenschuld Preufsens. Schalke i. Westf., Kannengiefser, 1901. 42 S. 8.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. XXII, 6—10 (Juni—Oktober).

Modern language notes. XVI, 6, June [E. W. Scripture, Phonetic notation. — C. F. McClumpha, Parallels between Shakespeare's Sonnets and A midsummernight's dream. — J. A. Walz, The American revolution and German literature. — H. A. Rennert, The 'Luzinda' of Lope de Vega's Sonnets. — Reviews etc.]. XVI, 7 [E. C. Baldwin, Ben Jonson's indebtedness to the Greek character-sketch. — H. Thieme, Joseph texte. — A. S. Cook, Paradise lost VII 364—6. — J. A. Walz, The American revolution and German literature. II. — E. W. Scripture, Current notes in phonetics. — R. Holbrook, Mistranslation of Dante. — W. M. Mead, Commendry. — E. S. Hoopes, Skelton's 'Magnificence' and Cardinal Wolsey. — Reviews etc.].

Publications of the modern language association of America. XVI, 3 [R. Weeks, The primitive Prise d'Orange. — S. M. Warren, On the Latin sources of Thèbes and Enéas. — W. S. Mead, The prologue of the Wife of Bath's Tale. — W. H. Schofield, Chaucer's Franklin's tale. — G. L. Kittredge, A friend of Chaucer's. — J. D. Ford, English influence upon Spanish literature in the early part of the 19th century].

Die neueren Sprachen ... herausgeg. von W. Vietor. IX, 3 [H. Klinghardt, Entwurf zu einem Lehrplan für den französischen Unterricht an Realgymnasien. — E. Rodhe, L'enseignement pratique du français et l'érudition pure. — E. Sieper, Studien zu Longfellows *Evangeline* (II). — Berichte. Besprechungen. Vermischtes]. 4 [E. Sieper, Studien zu L.s *Evang.* (III). — R. Pappritz, Schiller und Victor Hugo. — Berichte. Besprechungen. Vermischtes]. 5 [K. Haag, Verkehrs- und Schriftsprache auf dem Boden der örtlichen Mundart. — E. Sieper, Studien zu L.s *Evang.* (IV). — Berichte u. s. w.]. 6 [K. Haag, Forts. — A. Brunnemann, Zolas innere Wandlungen. Berichte u. s. w.].

The modern language quarterly. IV, 2 [H. Wyld, Henry Sweet. — G. Hodgson, Henry Vaughan. — W. Greg, Fairfax' Eighth Eclogue. — G. Moore Smith, Donniana. — A. Tilly, A spurious book of Pantagruel. — Correspondence, Reviews, Modern language teaching, Recent publications, Meeting of M. L. A.].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde ... herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer. V, 2 [A. Rossat, Chants patois jurassiens. — G. Keſsler, Spitznamen und Schildbürgergeschichten einiger ostschweizerischer Ortschaften. — S. Meier, Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt. Miszellen, Bücheranzeigen u. s. w.]. 3 [O. Stoll, Die Erhebungen über 'Volksmedizin' in der Schweiz. — A. Rossat, Chants patois jurassiens. — G. Tobler, Der Salzbrunnen von Riggisberg. — Miszellen, Bücheranzeigen u. s. w.].

Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie, herausgeg. von K. Vollmöller. Bd. IV, Heft 4. Erlangen, Junge, 1900. 598, 36 S. M. 24. [Wichtig für Anglisten: E. Kölbing, Romanische Einflüsse auf die nordische und englische Litteratur des Mittelalters, 1891—96, S. 427—437. — E. Koeppel, Einfluſs der italienischen auf die englische Litteratur, 1891—94, S. 438—440. — L. Fränkel, Italienische und romanische incl. lateinische Wechselbeziehungen zu me. und ne. Litteratur, S. 440—549, sehr reichhaltig und mit mancherlei Originellem. — A. Stiefel, Einfluſs des spanischen Dramas auf das anderer Länder, 1890—94, S. 549—555. — Ders., Einfluſs des italienischen Dramas auf das anderer Länder, 1894, S, 555—558.]

Schücking, L. L., Studien über die stofflichen Beziehungen der engl. Komödie zur italienischen bis Lilly (Morsbachs Studien zur engl. Philologie, IX). Halle, Niemeyer, 1901. 109 S. 8.

Trautmann, M., Kleine Lautlehre des Deutschen, Französischen und Englischen. 1. Hälfte. Bonn, Georgi, 1901. 80 S.

Tappolit, Dr. E., Prof. an der Kantonsschule in Zürich, Über den

Stand der Mundarten in der deutschen und [der] französischen Schweiz. Zürich, Zürcher & Furrer, 1901. 40 S. 8.

Cederschiöld, G., Konung Sverre. Lund, C. W. K. Gleerups Vörlag, 1901. 188 S.

Meyer, H., Die Sprache der Buren. Einleitung, Sprachlehre und Sprachproben. Göttingen, Wunder, 1901. XVI, 105 S.

Francke, Kuno, A history of German literature as determined by social forces. New York, Holt, 1901. 595 S.

Dichtungen aus mhd. Frühzeit, in Auswahl mit Einleitung u. Wörterbuch herausgeg. von Hermann Jantzen (Sammlung Göschen). Leipzig, Göschen, 1901. 154 S. M. 0,80.

Benecke, G., Wörterbuch zu Hartmanns Iwein. III. Ausgabe, besorgt von C. Borchling. Leipzig, Dieterich, 1901. 313 S.

Badstüber, H., Die Nomina agentis auf aere bei Wolfram und Gottfried (Innsbrucker Dissertation 1897). Leipzig, Fock, 1901. 82 S.

Firmery, J., professeur de Littérature étrangère à l'Université de Lyon, Notes critiques sur quelques traductions allemandes de poèmes français au moyen âge (Annales de l'Université de Lyon. Nouvelle Série. II. fasc. 8). Paris, Fontemoing, 1901. 150 S. 8. Fr. 5.

Wunderlich, H., Der deutsche Satzbau. 2., vollständig umgearbeitete Auflage. 2. Band. Stuttgart, Cotta, 1901. X, 441 S. M. 9.

Consentius, E., Lessing und die Vossische Zeitung. Leipzig, Avenarius, 1902. VI, 160 S.

Brand, A., Müller von Itzehoe, sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Romans im 18. Jahrhundert (Schicks und Waldbergs Litterarhist. Forsch., XVII). Berlin, Felber, 1901. 99 S. M. 2,40.

Geiger, L., Goethes Leben und Werke. Einzeldruck aus 'Goethes sämmtliche Werke, mit Einleitung von L. Geiger'. Leipzig, Hesse, 1901. 200 S. M. 3.

Boucke, E. A., Wort und Bedeutung in Goethes Sprache (Schicks und Waldbergs Litterarhist. Forsch., XX). Berlin, Felber, 1901. XI, 338 S. M. 5.

Ebrard, W., Allitterierende Wortverbindungen bei Goethe. Zweiter Teil. Beilage zum Jahresbericht des Königl. Alten Gymnasiums zu Nürnberg. Nürnberg, Sebald, 1901. 31 S.

Türck, K., Eine neue Faust-Erklärung. 2. verm. Auflage. Berlin, Elsner, 1901. 150 S.

Friefs, A., Goethes Achilleis. Diss. Berlin, Ebering, 1901. 62 S.

Riemann, R., Goethes Romantechnik. Leipzig, Seemann, 1902. 416 S.

Greulich, O., Platens Litteratur-Komödien, eine litterar-historische Untersuchung. Bern, Schmid & Francke, 1901. 132 S. M. 2,50.

Deetzer, W., Immermanns 'Kaiser Friedrich der Zweite'. Ein Beitrag zur Geschichte der Hohenstaufendramen (Schicks und Waldbergs Litterarhist. Forsch., XXI). Berlin, Felber, 1901. X, 215 S.

Grigorovitza, E., Libussa in der deutschen Litteratur. Berlin, Dunker, 1901. 87 S. M. 2,50.

Kräger, H., Conrad Ferdinand Meyer, Quellen und Wandlungen seiner Gedichte (Palaestra XVI). Berlin, Mayer & Müller, 1901. XXI, 368 S. M. 10.

Zeitler, J., Nietzsches Ästhetik. Leipzig, Seemann, 1900. 308 S.

Maeterlinck, M. J., Eine kritische Studie zur Einführung in seine Werke. Leipzig, Dietrichs, 1901. 123 S. M. 2.

Heymann, R., Weifse Nächte, Märchen. München 1901. 95 S.

Andree, R., Braunschweiger Volkskunde. 2. verm. Aufl. Braunschweig, Vieweg, 1901. XVIII, 531 S. Geh. M. 5,50.

Schweizerisches Idiotikon ... XLIII. Heft (Band IV, Bogen 120—128. Band V, Bogen 1). Bearb. von A. Bachmann, R. Schoch, H. Bruppacher und E. Schwyzer. Frauenfeld, Huber, 1901.

Saul, S., Ein Beitrag zum hessischen Idiotikon. Marburg, Elwert, 1901. 17 S.

Lauper, Eduard, Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen. Braunau in Böhmen, Lauperscher Verlag der deutschen Volkskunde, 1901. Bd. I, Heft 1 u. 2. 92 S. M. 1,10.

Englische Studien. XXIX, 2 [G. Sarrazin, Der Ursprung der neuenglischen *ai-*, *au-*Diphthonge. — Elise Richter, Eine altportugiesische Version der König Lear-Sage. — H. Kräger, The German spy (1738). — J. Michelsohn, Gehirn und Sprache]. XXX, 3 [J. Blöte, Der Ursprung der Schwanenrittertradition in englischen Adelsfamilien. — L. Morsbach, Bemerkungen zum Havelok. — J. Wülfing, Das Laud-Troybook. — J. Lange, Lydgate und fragment B des Romaunt of the rose. — K. Luick, Der Ursprung der ne. *ai-*, *au-*Diphthonge. — G. Hempl, English *beach*, *beck*, *pebble*. — Besprechungen. — K. Hoffmann, Zu Byron's Giaour. — C. Smith, A note on Dr. Ries' criticism of interpretative syntax. — J. Ries, Antwort. — Kleine Mitteilungen].

Anglia. XXIV, 3 [W. Dibelius, John Capgrave und die englische Schriftsprache. V. — F. Kluge, Zur englischen Wortgeschichte. — B. Leonhardt, Die Textvarianten von Beaumont und Fletchers 'Philaster, or Love lies a-bleeding' etc., nebst einer Zusammenstellung der Ausgaben und Litteratur ihrer Werke. V. Rule a wife and have a wife. — Ch. B. Wilson, Collectives und indefinites again. — E. Einenkel, Das Indefinitivum. VIII. — H. L. D. Ward, Mistake of French and German critics, as to the chaplaincy of Geoffrey of Monmouth. — H. L. D. Ward, Postscript to the article upon Geoffrey in the catalogue of romances, vol. 1 (1883). — G. Hempl, OE. *ræsn*, *renærn*, *hræn*, *hærn*. — L. Fränkel, Zwei eben verstorbene anglikanische Bischöfe und Historiker]. XXIV, 4 [H. Meurer, Noch einiges zum Bacon-Shakespeare-Mythus. — H. Manitius, Ags. Glossen in Dresdner Hss. — E. Flügel, Shelley's Sophocles. — Ders., Gower's Mirror de l'omme und Chaucer's prolog. — M. H. Peacock, The Wakefield mysteries. The place of representation. — O. B. Schlutter, Zur Steuer der Wahrheit].

Beiblatt zur Anglia. XII, 6—10 (Juni—Oktober).

The English world. Leipzig, Teubner. No. 8, June [A. White, The decay of the government. — Why the war is not over. — A lifetime in South Africa. — The treatment of colonial troops. An incident at Warmbaths. — T. W. H. Birkdale, The Union Jack. — Shakespeare's patriotism. — The re-reading of Shakespeare. — Stratford-on-Avon. — Marlborough House. — Queen's memorial. — A wonderful present. — A. Forbes, A parish scandal. — M. Randal Roberts, Rustic spots in London parks. — The German dream. By an unbeliever. — Colonial Germans. — The twilight of the Celts. — The misdeeds of a motor. — The silent city of Alaska. — Long Island healing place. — Scottish Gaelic. — Official English. — Odds and ends of interest etc.]. No. 9, July [The 'Times'. — D. T. Timins, The great railway stations of London. — The bank of England. — The Newfoundland question. — H. Dean, The missing ambulance. — The royal buckhounds. — H. D. Lowry, The last pagan. —

Elinor Glyn, The visits of Elizabeth. — After the fact. — 'Our first possession in India.' — The division of labour in the United States. — C. H., The greenwood in June. — Miss Charlotte Yonge. — 'Gentlemen of the road']. No. 10, August [Dr. Macnamara, How education has advanced. — H D. Z., Tandem. — Early London coffee-houses. — Northern Rhodesia. — Millionaires and their millions. — North American Indians. — Marie Carleton Mathews, In Algiers. — Dogs. — A strange Australian lake. — American candour]. No. 11, September [Growth of London during the last hundred years. — The sentiment of cleanliness. — E. Atkinson, The last home-coming. — T. G. Bonney, St. Paul's. — W. W. Whitelock, Dickens. — D. Vandam, A gentlewoman. — On the importation of foreign servants. — F. Whishaw, A tale of twin-souls]. No. 12, October [E. A. Brayley Hodgetts, British prestige. — Comparisons. — H. Martley, A colonial's return. — F. Sommerville, Two notable writers: Besant and Buchanan. — The ghoul of the meadows. — B. Stackhouse, Oxford]. Vol. II, No. 1, November [F. F. Robertson, The keeping up of appearances: a satire. — The blood-feud of toad-water. A West-country-epic. — Mr. Thomas Hardy. — Affectations of language. — The queerest school in London. — French lectures. — Translations from the classics. — 'Tara's halls'. Agricultural returns. — In the machinery hall of the Glasgow exhibition. — A. Brereton, The strand churches. — F. Watt, Tried by his peers. — On trusts. — Sir John Stainer. — The new London telephones. — The cinque ports. — Sydney Larrikins. — The flying dutchman. — The hunting season. — The merciful chinaman].

Kaluza, M., Historische Grammatik der englischen Sprache. 2. Teil: Laut- und Formenlehre des Me. und Ne. Berlin, Felber, 1901. XVI, 379 S.

Horn, W., Beiträge zur Geschichte der englischen Gutturallaute. Berlin, Gronau, 1901. VIII, 97 S.

Skeat, Walter, Notes on English etymology, chiefly reprinted from the Transactions of the Philological Society. Oxford, Clarendon press, 1901. XXII, 477 S. 8 s. 6 d. net.

King Horn, a M. E. romance, edited from the mss. by J. Hall. Oxford, Clarendon press, 1901. LVI, 232 S.

Weyrauch, M., Die me. Fassungen der Sage von Guy of Warwick und ihre afrz. Vorlage (Kölbings Forschungen zur engl. Sprache u. Litteratur, Heft II). Breslau, Marcus, 1901. 96 S. M. 3,20.

Emare ed. by A. B. Gough (O. and M. E. texts ed. by Morsbach and Holthausen, vol. 2). London, Marston, 1901. XI, 39 S.

Maynadier, G. H., The wife of Bath's tale, its sources and analogues (Green's library, no. 13). London, Nutt, 1901. XII, 223 S.

Thomas Kyd's Spanish tragedy herausgeg. von J. Schick. I. Kritischer Text und Apparat. Mit 4 Faks. aus alten Quartos (Schicks und Waldbergs Litterarhist. Forschungen, XIX). Berlin, Felber, 1901. CIII, 139 S. M. 7.

The works of Thomas Kyd, edited from the original texts with introduction, notes, and facsimiles by F. S. Boas. Oxford, Clarendon press, 1901. CXVI, 472 S. 15 s. net.

Ritter, O., Quellenstudien zu R. Burns. 1773—1791 (Palaestra, XX). Berlin, Mayer & Müller, 1901. VIII, 260 S. M. 7,50.

Ackermann, R., Lord Byron, sein Leben, seine Werke, sein Einfluſs auf die deutsche Litteratur. Heidelberg, Winter, 1901. XX, 188 S. M. 2.

Gaebel, K., Beiträge zur Technik der Erzählung in den Romanen Walter Scotts (Marburger Studien zur engl. Philologie, Heft 2). Marburg, Elwert, 1901. 71 S. M. 1,60.

Grieb, Christoph, Englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch. 10. Aufl., mit bes. Rücksicht auf Aussprache und Etymologie neu-

bearbeitet von A. Schröer. 35.—37. Lieferung (irgend— Rückschlag), S. 529—800. Stuttgart, Neff, 1901. à M. 0,50.

Muret-Sanders, Encyklop. Wörterbuch der englischen u. deutschen Sprache. Teil II, Lief. 25 (Verdienst—wachen), S. 2115—2208. Berlin, Langenscheidt, 1901. M. 1,50.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3504: Elinor Glyn, The visits of Elizabeth.
„ 3505—6: Sarah Grand, Babs the impossible.
„ 3507: W. E. Norris, His own father.
„ 3508: Helen Mathers, Cinders.
„ 3509—10: R. Bagot, Casting of nets.
„ 3511: Eden Phillpotts, The good red earth.
„ 3512—13: W. Besant, The lady of Lynn.
„ 3514: The aristocrats.
„ 3515—6: E. Gerard, The extermination of love.
„ 3517: J. O. Hobbes, The serious wooing.
„ 3518: D. Woodroffe, Tangled trinities.
„ 3519—20: R. H. Savage, In the house of his friends.
„ 3521: H. D. Wiggin, Irish experiences.
„ 3522: A. C. Swinburne, Atalanta in Calydon and lyrical poems, selected, with an introduction by W. Sharp.
„ 3523—4: A. Hope, Tristram of Blent.
„ 3525: Mrs. W. Clifford, A woman alone.
„ 3526: H. G. Wells, The wheels of chance.
„ 3527: R. Kipling, Kim.
„ 3528: The letters of the mother to Elizabeth.
„ 3529—30: R. N. Carey, Herb of grace.
„ 3531: G. Rhys, The wooing of Sheila.
„ 3532: F. C. Philips, Marriage, etc.
„ 3533: S. R. Crockett, Love idylls.
„ 3534: W. D. Howells, A pain of patient lovers.

Brandenburg, E., und Dunker, C., The English clerk. I. Elementarbuch des gesprochenen und geschriebenen Englisch für kaufmännische Schulen. Berlin, Mittler, 1901. VIII, 173 S.

Meier, K., und Assmann, B., Hilfsbücher für den Unterricht in der englischen Sprache. Teil 2: Englisches Lese- und Übungsbuch. B. Oberstufe. Leipzig, Seele, 1901. VIII, 244 S.

Edward, M. G., Colloquial English, dialogues on wayday-life. Leipzig, Spindler, 1901. VIII, 116 S. M. 1,20.

Deutsche Übersetzung von Edward's Colloquial English, für die Rückübersetzung ins Englische eingerichtet von C. Inst. Leipzig, Spindler, 1901. IV, 108. M. 1,30.

Krüger, R., und B. Trellin, Lehrbuch der englischen Sprache. Leipzig-Berlin, Teubner, 1901. 296 S.

Regel, E., Lesestücke und Übungen zur Einübung der Syntax enthalten in Gesenius-Regel, Englische Sprachlehre. Halle, Gesenius, 1901. VI, 63 S. M. 0,80.

Ebener, G., Englisches Lesebuch für Schulen und Erziehungsanstalten. Englische Poesie [Teil I für die Unter- und Mittelstufe, mit Wörterbuch. 80 S. Teil II für die Oberstufe, Seminarien und Fortbildungsanstalten, mit Einleitungen und Noten. 114 S.], herausgeg. von R. Dammholz. Hannover-Berlin, C. Meyer, 1901.

Goerlich, E., Englisches Lesebuch. 2. Aufl. Paderborn, F. Schöningh, 1901. 315 S.

Modern English authors, edited with biographical sketches and explanatory notes by H. Saure. Berlin, Herbig, 1901:

Vol. VII: B. Harraden, Rosebud and Violet. — L. Alcott, Little

women. — S. Rogers, Ginevra Orsini and an epitaph. 77 S. M. 1,10.

Vol. VIII: A. Sewell, Black beauty. — H. Stretton, Alone in London. — A. Arnold, Forsaken merman. 111 S. M. 1,40.

Vol. IX: Ch. Dickens, Oliver Twist. — Ders., Dotheboys' Hall. — M. Morton, Box and Cox. 96 S. M. 1,30.

Vol. X: Ouida, The Nurnberg stove. — N. Hawthorne, The great stone face. — S. Coleridge, The rime of the ancient mariner. 80 S. M. 1,10.

Vol. XI: Ch. Dickens, The cricket on the hearth. — Ders., A christmas carol. — Selections from W. Wordsworth. 99 S. M. 1,10.

Vol. XII: W. Irwing, The Alhambra. — Lytton, The last days of Pompeii. — Selections from Poe. 104 S. M. 1,40. — Vocabulary je M. 0,20.

Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit für Schule und Haus, herausgeg. von J. Klapperich. Bd. I: Stories for the young. 89 S. Bd. II: A. Hoope, Sister Mary. 95 S. Glogau, Flemming, 1901.

Goerlich, E., The British Empire, its geography, history and literature. Ein Hilfsbuch für den engl. Unterricht in den oberen Klassen. Paderborn, Schöningh, 1901. 157 S. M. 1,40.

Adventures by sea and land, edited with explanatory notes and a vocabulary by Heinrich Saure. Leipzig, Dieterich, 1901. Vol. I, 97 S., Vocabulary 18 S. Vol. II, 98 S.

Kipling, Rudyot, Vier Erzählungen (Wee Willie Winkie, The drums of the force and aft, The lost legion, A matter of fact) für den Schulgebrauch ausgewählt und herausgeg. von J. Ellinger (Freytags Sammlung engl. u. frz. Schriftsteller). I: Einleitung. II: Anmerkungen. Leipzig, Freytag, 1901. 102 S. Geb. M. 1,20. Wörterbuch, 55 S., M. 0,60.

Romania ... p. p. P. Meyer et G. Paris. 1901 Avril-Juillet. 118, 119 [M. Roques et G. Paris, L'élément historique dans *Fierabras* et dans la branche II du *Coronement Looïs*. R. Weeks, Etudes sur *Aliscans*. A. Longnon, *La Procession du bon abbé Ponce*, chanson historique du XIIIe siècle. E. Philipon, Morphologie du dialecte lyonnais aux XIIIe et XIVe siècles. P. Meyer, Notice du ms. 10295—304 de la Bibliothèque royale de Belgique (légendes en prose et en vers). A. Piaget, *La Belle Dame sans merci* et ses imitations (suite). G. Paris et M. Schwob. *Villoniana*. — Mélanges: P. M., *C* et *g* suivis d'*a* en provençal. A. Thomas, Le suffixe *-esimus* en français. P. M., Prov. *nadiu*. A. Delboulle, *Davoisne*. A. Delboulle, Un proverbe altéré. E. Ritter, *Romancium* et *gallicum*. G. P., Mayence et Nimègue dans le *Chevalier au cygne*. E. Muret, Un fragment de Marco Polo. — Comptes rendus: O. Densusianu, Histoire de la langue roumaine I (P. G.). W. Meyer-Lübke, Die Betonung im Gallischen (A. Thomas). F. Noack, Der Strophenausgang in der refrainhaltigen altfranzösischen Lyrik (A. Jeanroy). La Vie de sainte Catherine d'Alexandrie p. p. H. Todd (P. G.). Kr. Nyrop, Observations sur quelques vers de *Pathelin* (G. P.). Juan Ruiz, *Libro de Buen Amor* p. p. J. Ducamin (R. Menéndez Pidal). L. de Vasconcellos, Estudos de philologia mirandesa (A. Dauzat). Périodiques. Chronique].

Revue des langues romanes. XLIV, 3, 4 [Grammont, Onomatopées et mots expressifs. G. Bertoni, Restitution d'une chanson de Peire d'Auvernhe (Grdr. 323, 10). Bibliographie. Chronique]. 5, 6 [A. Gasté, Voltaire et l'abbé Asselin. Une 'première' célèbre au collège d'Harcourt. *La Mort de César*, représentée le 11 août 1755. E. Stengel, Le chansonnier de Bernart Amoros (suite). F. Castets, I dodici canti (suite). Thérond, Contes populaires languedociens (suite). Bibliographie. Chronique]. 7, 8

[F. Mistral, La crido de Biarn. J. Véran, La femme dans l'œuvre d'Aubanel. E. Stengel, Le chansonnier de Bernart Amoros (suite). ... Variétés. Bibliographie. Chronique]. 9, 10 [J. Vianey, Victor Hugo et ses sources: Aymerillot, Le mariage de Roland, Les pauvres gens. E. Stengel, Le chansonnier ... (suite). F. Castets, I dodici canti (suite). Thérond, Contes pop. (suite). Bibliographie. Chronique].

Studj di filologia romanza pubbl. da E. Monaci e C. De Lollis. Fasc. 24 (Vol. IX, fasc. 1º) [L. Biadene, 'Carmina de Mensibus' di Bonvesin da la Riva. G. A. Cesareo, La sirventesca d'un giullare toscano. P. Marchot, Dans quel sens en France et en Italie le boucher est-il le tueur de 'boucs'? C. De Lollis, Proposte di correzioni ed osservazioni ai testi provenzali del manoscritto Campori. Bullettino bibliografico].

Fränkel, Ludwig, Der Romanische Jahresbericht und seine Bedeutung. Sonderabdruck aus den Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt am Main. Frankfurt a. M., Knauer [1901]. S. 116—138.

Hanſsen, Prof. Dr. Friedrich, Zur lateinischen und romanischen Metrik (Separatabdruck aus den Verhandlungen des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins in Santiago (Chile), B. IV S. 345—424). Valparaiso 1901.

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgegeben von D. Behrens. XXIII, 1, 6. Der Referate und Recensionen zweites und drittes Heft. 5, 7 [K. Morgenroth, Zum Bedeutungswandel im Französischen III. A. Peigirsky, Über die Aussetzung des Personalpronomens als Subjekt in der französischen historischen Prosa des 13. Jahrhunderts. E. Stengel, Die Befreiung Narbonnes durch Gerbert de Mès, Episode aus dem Schluſsteil der Chanson de Gerbert de Mès. E. Herzog, Zur Entwickelung von *-íliu*, *-ília* in Frankreich. J. Haas, Über einige Prosaschriften Florians].

Revue de philologie française et de littérature ... p. p. L. Clédat. XV, 3 [L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise; les tournures interrogatives et les pronoms sujets après le verbe. F. Baldensperger, Un prédécesseur de René en Amérique. L. Clédat, Les formes françaises de *ficatum*. H. Carrez, Quelques expressions du français local du Haut-Jura].

Kristian von Troyes Cligés. Textausgabe mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar herausgegeben von W. Foerster. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Halle a. S., Niemeyer, 1901. XLV, 231 S. kl. 8. M. 6. (Romanische Bibliothek, Nr. 1.)

Aucassin et Nicolette, chante-fable du XII[me] siècle, mise en français moderne par Gustave Michaut, avec une préface de Joseph Bédier. [Ohne Ort und Jahr.] XLVII, 135 S. kl. 8. (Als Verleger nennt sich Fontemoing, 4 rue le Goff.)

Gröber, Altfranzösische Glossen (Sonderabdruck aus der Straſsburger Festschrift zur XLVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, herausgeg. von der philos. Fakultät der Kaiser-Wilhelms-Universität). Straſsburg, Trübner, 1901. S. 39—48. 8. [Nach Robinson Ellis, Anecdota oxoniensia, classical series, vol. I, part V, Oxford 1885, S. 27—62, giebt Gröber in alphabetischer Folge und, wo es not that, von Erklärungen begleitet die französischen Wörter, welche, vielleicht noch im 12. Jahrhundert, über manche lat. Wörter der erläuternden Bemerkungen zu einem im 12. Jahrhundert geschriebenen Texte der Briefe des Sidonius Apollinaris beigeschrieben wurden. Die in Betracht kommenden lateinischen Textesstellen sind ebenfalls mitgeteilt. Auch einige englische Glossen finden sich neben den französischen. Gewinnt man aus der Publikation wenig Wörter, die Godefroy fehlen, so doch öfter Beweise für älteres Vorkommen oder für sonst nicht erwiesene Bedeutungen.]

Guesnon, A., Une édition allemande des Chansons d'Adam de la

Halle, le trouvère artésien. Compte rendu (Extrait du *Moyen Age*, année 1901). Paris, Bouillon, 1901. 16 S. 8. (Über die Arbeit von Rudolf Berger.)

Gautier d'Épinal, Les chansons. Édition critique par U. Lindelöf et A. Wallensköld. Helsingfors 1901 (Extrait des Mémoires de la Société néophilologique à Helsingfors, III). 116 S. 8.

Rosenthal, Georg, Dialogus familiaris Amici et Sodalis super deploratione Gallice calamitatis. Ab Alano Auriga (Alain Chartier) editus. Lateinischer Text des 15. Jahrhunderts, nach sieben Handschriften kritisch herausgegeben, nebst Varianten, Anmerkungen und Glossar. Dissertation aus Halle. 52 S. 8.

Les quinze joyes de mariage, texte de l'édition princeps du XVe siècle, première réimpression par Ferdinand Heuckenkamp. Halle, Niemeyer, 1901. 2, 81 S.

Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit. Für Schule und Haus herausgeg. von J. Klapperich. Glogau, Flemming, 1901. 8.

2. Alphonse Daudet. Contes choisis. Mit Einleitung und Anmerkungen bearbeitet von Professor Dr. K. Sachs.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1901. 8.

Auswahl aus François Coppée. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Dr. Gerhard Franz, Prof. am Wettiner Gymnasium zu Dresden. I. Einleitung und Text. II. Anmerkungen. Beide Teile, X, 145 S., geb. M. 1,50. Hierzu ein Wörterbuch, 62 S., M. 0,60.

Henri Margall. Vier Erzählungen aus *En pleine vie*. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Benno Röttgers, Oberlehrer an der Dorotheenschule und Lehrer am Victoria-Lyceum zu Berlin. I. Einleitung u. Text. II. Anmerkungen. Beide Teile, V, 80 S., geb. M. 1,10. Hierzu ein Wörterbuch, 34 S., M. 0,40.

Les Bardeur-Carbansane, histoire d'une famille pendant cent ans par Jacques Naurouze. Deuxième partie. Frères d'armes. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Karl Roller, Oberlehrer zu Darmstadt. I. Einleitung und Text. II. Anmerkungen. Beide Teile, VI, 114 S., geb. M. 1,20. Hierzu ein Wörterbuch, 51 S., M. 0,60.

Kleine französische Erzählungen anschliefsend an die Bilder der Hey-Speckter'schen Fabeln von M. Altgelt. Berlin, Fussinger, 1902. 60 S. kl. 8. Mit Wörterbuch (30 S.) M. 1.

Lüdecking, Dr. Heinrich, weil. Professor am Kgl. Gymnasium zu Wiesbaden, Französisches Lesebuch. Zweiter Teil. Für mittlere u. obere Klassen. Elfte, nach den neuen Lehrplänen eingerichtete und vermehrte Auflage, herausgeg. von Hermann Lüdecking, Oberlehrer an der städt. höheren Mädchenschule und Lehrerinnen-Bildungsanstalt zu Köln. Leipzig, Amelung, 1901. VIII, 338 S. 8. Geb. M. 3,50.

Anthologie des poètes français modernes. Blütenlese französischer Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von A. Englert, K. Professor. Zweite verbesserte Auflage. München, Beck, 1902. XIV, 246 S.

Klöpper, Dr. Clemens, Französisches Real-Lexikon. 19.—23. Lieferung (Louvre — Révilleur). Leipzig, Renger.

Schulze, Dr. Alfred, Glossar zum Romans dou Chevalier au lyon von Chrestien von Troies (herausgeg. von W. L. Holland). Berlin, Mayer & Müller, 1902. 63 S. 8.

Jaberg, Karl, Pejorative Bedeutungsentwicklung im Französischen mit Berücksichtigung allgemeiner Fragen der Semasiologie. Dissertation aus Bern. Halle 1901. 41 S. 8. (Auch in der Zts. f. rom. Phil. XXV 561—601; am gleichen Orte soll die Fortsetzung erscheinen.)

Kübler, Dr. A., K. Gymnasiallehrer, Berg- und Flurnamen der Gemeinde Chamonix gesammelt und erklärt. Ein Beitrag zur Kenntnis des

Francoprovenzalischen. Programm des K. humanistischen Gymnasiums in Münnerstadt für das Schuljahr 1900/1901. Münnerstadt 1901. 54 S. 8.

Schwan, Dr. Eduard, weil. Professor an der Universität zu Jena, Grammatik des Altfranzösischen. Neu bearbeitet von Dr. Dietrich Behrens, Professor an der Universität zu Giefsen. Fünfte Auflage. Leipzig, Reisland, 1901. VIII, 272 S. 8. M. 5,40; geb. M. 6,20.

Walberg, E., Étude sur la langue du ms. ancien fonds royal 3466 de la Bibliothèque royale de Copenhague (Särtryck ur Från Filologiska Föreningen i Lund. II). 32 S. 8.

Klausing, Dr. phil. Gustav, Die Schicksale der lateinischen Proparoxytona im Französischen, eine sprachgeschichtliche Untersuchung. Kiel, Cordes, 1900. 90 S. 8. (Zuvor als Dissertation ausgegeben, s. Archiv CVI 238.)

Marmier, Dr. C., Geschichte und Sprache der Hugenottenkolonie Friedrichsdorf am Taunus. Marburg, Elwert, 1901. V, 136 S. 8.

Schmidt, Dr. H., Oberlehrer in Altona-Ottensen, Schulgrammatik und Schriftsteller. Syntaktische und stilistische Beiträge zum modernen französischen Sprachgebrauch (Neusprachl. Abhandlungen herausgeg. von Klöpper. X). Dresden u. Leipzig, Koch, 1901. VIII, 49 S. 8. M. 1,40.

Klöpper, Dr. Clemens, Einige Kapitel aus der französischen Stilistik (Neusprachl. Abhandlungen herausgeg. von Klöpper. XI). Dresden und Leipzig, Koch, 1901. VI, 79 S. 8. M. 2.

Rohte, Otto, Die Kausalsätze im Französischen. Inaugural-Dissertation aus Göttingen. Druck von L. Hofer, 1901. XVI, 119 S. 8.

Feldpausch, Dr. Eberhard, Die Konkordanzgesetze der französischen Sprechsprache und ihre Entwicklung. Marburg, Elwert, 1901. 80 S. 8.

Pfuhl, Dr. Heinrich, Oberlehrer, Die Veränderung des Partizips im Französischen und Ein Beitrag zur Behandlung der Präpositionen im deutschen Unterricht. Zwei Aufsätze (Separatabdruck aus Grubers Zeitschrift 'Der Unterricht'). Potsdam, Stein, 1901. 13 S. 8.

Oréans, Prof. Dr. Karl, Die Leygues'sche Reform der französischen Syntax und Orthographie und ihre Berechtigung. Eine historisch-grammatische Skizze. Karlsruhe, Bielefeld, 1901. 28 S. 8. M. 0,60.

Jansen, W., und Bitterling, C., hauptamtl. Lehrer an der Städt. Höheren Handelsschule zu Hannover, Lehrbuch zur Einführung in die französische Sprache zum Gebrauche für Handelsschulen u. kaufmännische Fortbildungsschulen. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1901. VII, 75 S. 8. Geb.

Nicolay, W., Lehrer an der Handelsschule zu Pforzheim, Elementarbuch der französischen Sprache für Handels- und kaufmännische Fortbildungsschulen. Wiesbaden, Nemnich, 1901. VIII, 183 S. 8.

Enneccerus, M., Versbau und gesanglicher Vortrag des ältesten französischen Liedes. Ein Beitrag zur Lehre vom rhythmischen Verse. Mit den Handschriftenbildern der Eulalialieder und des Ludwigsliedes. Frankfurt a. M., F. Enneccerus, 1901. 121 S. 8. M. 3,60.

Thurau, Gustav, Der Refrain in der französischen Chanson, Beiträge zur Geschichte und Charakteristik des französischen Kehrreims. Berlin, Felber, 1901 (Litterarhistorische Forschungen, herausgeg. von Schick und v. Waldberg. XXIII. Heft). XV, 494 S. 8. M. 12.

Stier, Georg, Causeries françaises. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der französischen Umgangssprache. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Köthen, Schulze, 1901. XXXI, 256 S. 8. Geb. M. 2,80.

Strotkötter, Gerhard, Gymnasial-Oberlehrer, La vie journalière oder Konversationsübungen über das tägliche Leben in französischer und deutscher Sprache. Leipzig, Teubner, 1901. 56 S. 8.

Paris, Henri, Les Français chez eux et entre eux. Conversations de la vie courante. Leipzig, Spindler, o. J. VIII, 120 S. 8. Geb. M. 1,50. Deutsche Übersetzung davon. IV, 107 S. 8. M. 1,30.

Kron, Dr. R., Oberlehrer an der Kaiserl. Marine-Akademie und -Schule, Guide épistolaire. Anleitung zum Abfassen französischer Privat- und Handelsbriefe. Erweiterte Neubearbeitung. Karlsruhe, Bielefeld, o. J. 48 S. 8. M. 2.

Mackenroth, V., Mündliche und schriftliche Übungen zu Kühns französischen Lehrbüchern. Mit einem grammatischen Elementar-Kursus von Karl Kühn als Anhang. Erster Teil. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1901. XII, 166 S. 8. M. 1,60. Zweiter Teil. XIV, 193 S. 8. M. 1,80. Dazu: Lehrerheft. VI, 36 S. 8.

Gebert, W., Précis historique de la littérature française. Deuxième édition revue et corrigée. Stuttgart, Hobbing & Büchle, 1901. XI, 271 S. 8. Geb. M. 3,60.

Bürger, Dr. Paul, Über typische Durchbrechungen der dramatischen Einheit im französischen Theater in seiner Entwicklung bis an den Ausgang der klassischen Zeit. Erster Teil: Das mittelalterliche Theater. Breslau, Preufs & Jünger, 1901. IV, 73 S. 8.

Böhm, Johannes, Dr. phil., Die dramatischen Theorien Pierre Corneilles. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik des französischen Dramas (Sonderabdruck der Inaugural-Dissertation). Berlin, Mayer & Müller, 1901. VIII, 152 S. 8.

Schneegans, Heinrich, Professor der romanischen Philologie an der Universität Würzburg, Molière. Mit Bildnis. Berlin, Hofmann & Co., 1902 (Geisteshelden, Biographien, 42. Band). IX, 261 S. 8. Geh. M. 2,40, geb. M. 3,20 oder M. 3,80.

Oettinger, Wilhelm, Das Komische bei Molière. Inaugural-Dissertation aus Strafsburg. Strafsburg, Heitz, 1901. 72 S. 8.

Paris, Gaston, La source italienne de la 'Courtisane amoureuse' de La Fontaine. Estratto dalla Raccolta di studii critici dedicata ad Alessandro D'Ancona. S. 375—385.

Sleumer, Dr. phil. Albert, Die Dramen Victor Hugos, eine litterarhistorisch-kritische Untersuchung. Berlin, Felber, 1901. XXVI, 368 S. 8. M. 8.

Zeitler, Julius, Die Kunstphilosophie von Hippolyte Adolphe Taine. Leipzig, Seemann, 1901. VIII, 206 S. 8. M. 6.

Hasberg, Dr. Ludwig, Oberlehrer in Barmen, Praktische Phonetik im Klassenunterricht, mit besonderer Berücksichtigung des Französischen. Die notwendigsten, rein praktischen phonetischen Winke und Hilfen für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. Kurze Anleitung zur Erzielung einer reinen französischen Aussprache. Leipzig, Renger, 1901. 70 S. 8. M. 1.

Wendt, Prof. Dr. G., Das Vokabellernen im französischen Anfangsunterricht. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1901. 38 S. 8.

Paris-Parisien. I. Ce qu'il faut savoir. II. Ce qu'il faut voir. III. Paris-Usages. IV. Paris-Pratique. Paris, Ollendorf, 1901. 707 S. kl. 8. Geb. Fr. 6.

Arnaut de Carcasses, La novella provenzale del Pappagallo. Memoria letta alla R. Accademia di archeologia, lettere e belle arti nella tornata del 19 marzo 1901 dal professore Paolo Savj-Lopez. Napoli, 1901 (Estratto dagli *Atti* dell'Accademia, vol. XXI). 82 S. 4. M. 5.

De Lollis, Cesare, Proposte di correzioni ed osservazioni ai testi provenzali del manoscritto Campori (Estratto dagli Studj di filologia romanza, vol. IX, fasc. 24). 18 S. 8.

Levy, Emil, Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Zwölftes Heft. Leipzig, Reisland, 1901 [S. 385—512. faire-foc. Mit dem nächsten Heft soll der Buchstabe F zu Ende geführt und der dritte Band des verdienstlichen, unentbehrlichen Werkes abgeschlossen werden].

Mott, Lewis F., Ph. D., professor of english at the college of the

city of New York, The provençal lyric. New York, Jenkins, 1901. 57 S. kl. 8.

Crescini, Vincenzo, Rambaldo di Vaqueiras a Baldovino imperatore. Venezia 1901. S. 871—919 (Estratto dagli Atti del R. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti. T. LX, parte 2).

Eyssenhardt, F., Die italienischen Handschriften der Stadtbibliothek. I. Aus dem Jahrbuche der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten XVIII. Hamburg, Lucas Gräfe & Sillem, 1901.

Bonvesin da la Riva, Carmina de mensibus, a cura di Leandro Biadene. Torino, Loescher, 1901. 132 S. 8 (Estratto dagli Studj di filologia romanza, vol. IX, fasc. 24).

Opera nuova e da ridere o Grillo medico, poemetto popolare di autore ignoto ristampato per cura di Giacomo Ulrich. Livorno, Giusti, 1901. XVIII, 76 S. kl. 8. L. 2,50. (Raccolta di rarità storiche e letterarie diretta da G. L. Passerini. Vol. V.) Das Gedicht, eine der Fassungen der Geschichte, die heute durch Molières Médecin malgré lui am bekanntesten ist, erscheint hier im Abdruck der Ausgabe von Venedig 1587, neben welcher stellenweise die von Venedig 1549 benutzt ist. Eine kurze Einleitung handelt von den unbedeutenden Verschiedenheiten der zwei Drucke und den wichtigsten Versionen des Schwankes.

Tassoni, Alessandro, Le lettere tratte da autografi e da copie e pubblicate per la prima volta nella loro interezza da Giorgio Rossi. Volume primo. Bologna, Romagnoli-Dall' Acqua, 1901 (Collezione di opere inedite o rare dei primi tre secoli della lingua). 434 S. 8. L. 11.

Salvioni, Carlo, Noterelle di toponomastica lombarda. Serie quarta (Estratto dal Bollettino storico della Svizzera italiana. N. 7—9, luglio-settembre 1901, vol. XXIII, pp. 77—96). Bellinzona 1901. 20 S. 8.

Vidossich, dott. Giuseppe, Studi sul dialetto triestino (Estratto dall' *Archeografo triestino.* Nuova serie vol. XXIV, fasc. I). Continuazione e fine. Triesta 1901. S. 65—138. 8.

Rebajoli, Dr. Gino, Lehrer der italienischen Sprache am Königlichen Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin. Lehrbuch der italienischen Sprache. Zweite Stufe. München, Ackermann, 1901. XV, 198 S. quer-8. M. 5.

Giornale storico della letteratura italiana diretto da F. Novati e R. Renier. Fasc. 112—113 [U. Cosmo, Frate Pacifico, *rex versuum.* Luzio-Renier, La coltura e le relazioni letterarie d'Isabella d'Este Gonzaga. II. — Varietà: Paget Toynbee, 'Camminata di palagio' and 'natural burella' (Inferno XXXIV 97—99). V. Cian, Ancora di Giovanni Muzzarelli. G. B. Marchesi, Un romanzo satirico del settecento. P. Bellezza, Ancora una volta il Tasso e il Manzoni. — Rassegna bibliografica: G. Mari, Ritmo latino e terminologia ritmica medievale. I trattati medievali di ritmica Latina. La sestina d'Arnaldo, la terzina di Dante (F. Flamini). F. Torraca, Le donne italiane nella poesia provenzale. La 'treva' di G. de la Tor (G. Bertoni). G. A. Cesareo, Su le poesie volgari del Petrarca. Gli amori del Petrarca. E. Sicardi, Gli amori estravaganti e molteplici di F. Petrarca (Fl. Pellegrini). A. Zanelli, Del pubblico insegnamento in Pistoja dal XIV al XVI secolo (G. Manacorda). K. Müllner, Reden und Briefe italienischer Humanisten (V. Rossi). E. Müntz, Le musée de portraits de Paul Jove (V. Cian). G. Sartorio, Luigi Carrer I (G. Bianchini). — Bollettino bibliografico, Annunzi analitici ...].

Rassegna critica della letteratura italiana pubbl. da E. Pèrcopo e N. Zingarelli. VI 5—8 [E. Proto, Quistioni tassesche. II. G. M. Verdizzotti e il *Rinaldo.* — B. Croce, Varietà di storia dell' estetica. I. Un verso di Lucano (Victrix causa diis u. s. w.) nelle discussioni degli estetici. II. Un pensiero critico nuovo. — Recensioni. Bollettino bibliografico].

Polacco, prof. dr. L., Tavole schematiche della Divina Commedia, con 6 tavole topografiche disegnate dal m°. G. Agnelli. Milano, Hoepli, 1901. X, 152 S. kl. 8. L. 3.

Muret, Ernest, Dante à Lausanne? (Extrait de la *Revue historique vaudoise.*) Lausanne 1901. 16 S. 8.

Hecker, Oskar, Boccaccio-Funde, Stücke aus der bislang verschollenen Bibliothek des Dichters, darunter von seiner Hand geschriebenes Fremdes und Eigenes ermittelt und erwiesen. Mit zweiundzwanzig Tafeln. Braunschweig, Westermann, 1902. XV, 320 S. gr. 8. M. 20.

Verrua, Pietro, Studio sul poema 'Lo Innamoramento di Lancilotto e di Ginevra, nel quale si trattano le orribili prodezze e le strane venture di tutti i Cavalieri erranti della Tavola Ritonda' di Nicolò degli Agostini. Firenze, tip. Ducci, 1901. 93 S. 8.

Farinelli, Arturo, Michelangelo poeta (Estratto dalla Raccolta ... dedicata ad Alessandro D'Ancona ..., Firenze, Barbèra, 1901). S. 305—334.

Padovan, Adolfo, Le creature sovrane, seconda edizione tutt' affatto rinnovata ad uso della gioventù e delle scuole. Milano, Hoepli, 1901. VIII, 342 S. 8. L. 3.

Coleccion de Autos, Farsas y Coloquios del siglo XVI publiée par Léo Rouanet. Tome III. Barcelona, 'L'avenç'; Madrid, Murillo, 1901. 542 S. 8. P. 15. (Bibliotheca hispanica, t. VII.) [S. Archiv CVII, 225.]

Œuvres dramatiques du licencié Juan Caxes publiées pour la première fois par Léo Rouanet. Extrait de la *Revue hispanique,* Tome VIII. Paris 1901. 103 S. 8.

Morel-Fatio, A., Fernan Caballero d'après sa correspondance avec Antoine de Latour. Extrait du *Bulletin hispanique* de Juillet-Septembre 1901. Bordeaux, Feret et fils, 1901. 45 S. 8.

Neumann, A., Führer durch die Städte Nancy, Lille, Caen, Tours, Montpellier, Grenoble, Besançon für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. Marburg, Elwert, 1901. 111 S. 8. M. 1,60, geb. M. 2.

Guyon, dott. Bruno, prof. nel R. Ginnasio Parini in Milano, Grammatica, esercizii e vocabolario della lingua slovena. Milano, Hoepli, 1902 (Manuali Hoepli; Sezione scientifica 314—315). XVI, 313 S. kl. 8. Geb. L. 3.

Russische Reisebeschreibungen, für den Unterricht bearbeitet von L. von Marnitz. Mit K mmentar. Leipzig, Gerhardt, 1901. 64, 26 S. M. 1,50.

Marré, E. C., Die Sprache der Hausa. Grammatik, Übungen und Chrestomathie, sowie Wörterverzeichnis. Wien, Hartleben, 1901. X, 176 S. Geb. M. 2. [Soll der afrikanischen Sprachwissenschaft neue Freunde zuführen.]









